This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

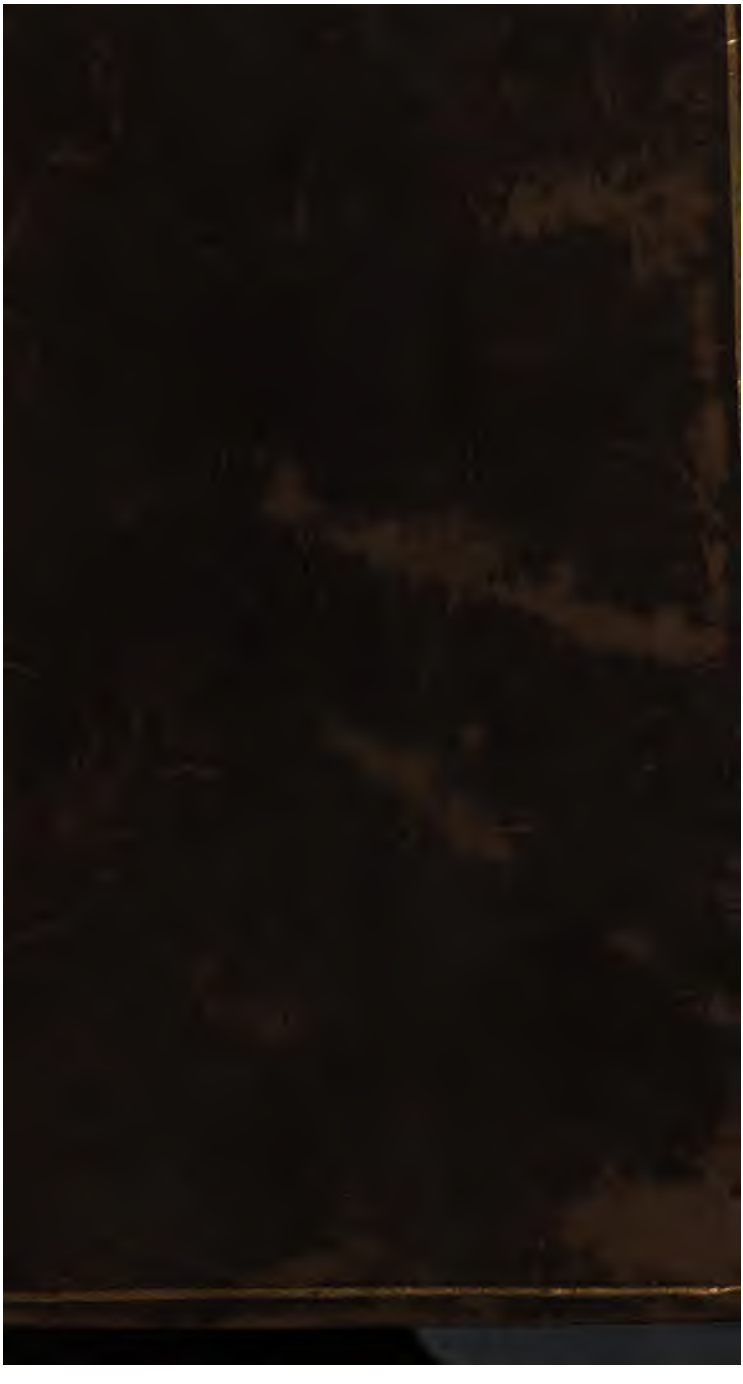
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

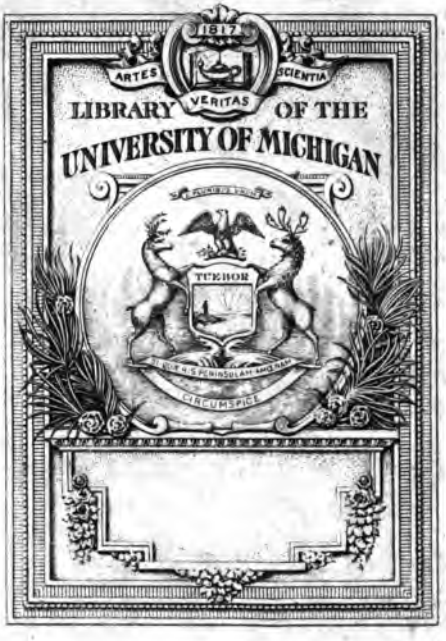
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

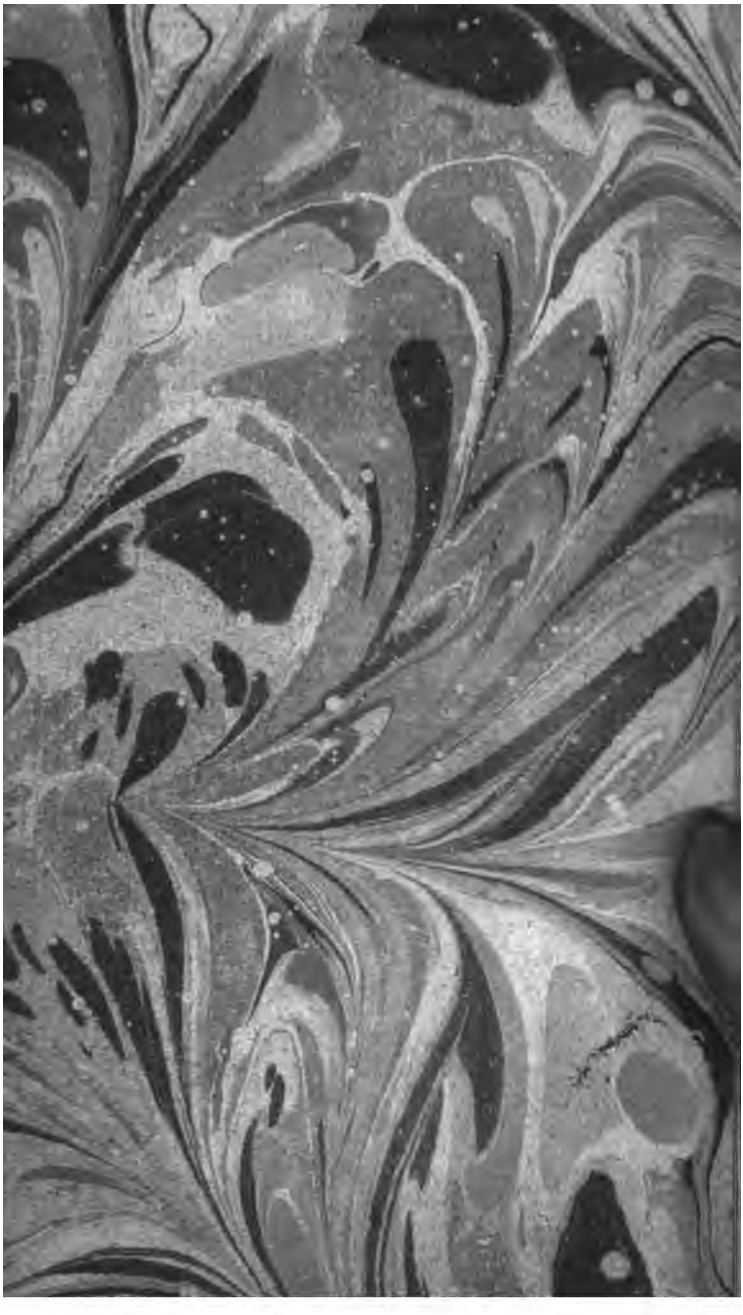
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

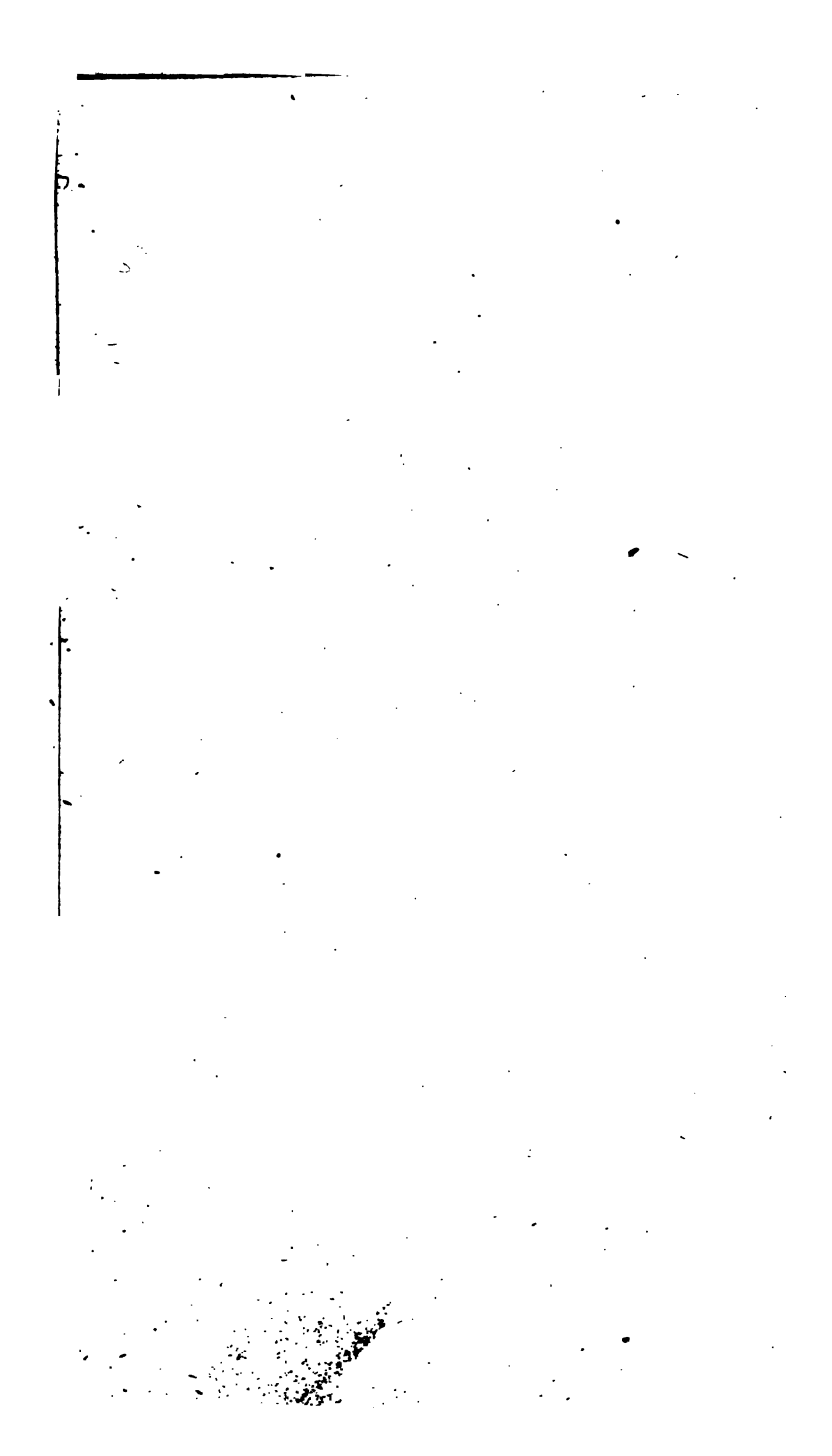


Litt. I.
2.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



1007
.A39



GOTTFRIED AUGUST
BÜRGER.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

P.H

Des fünf und dreyßigſten Bandes erſtes Stück.

Mit Röm. Kayſerl. Königl. Preußiſchen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai. 1778.

P. 27. 31
23643

Verzeichniß

der in des fünf und dreyßigſten Bandes erſtem Stücke recenſirten Bücher.

I. Spangenbergs Lebensbeſchreibung des Grafen von Zinzendorf 1
II. Wahre Bewandniß der am 8 May 1776 erfolgten Erneuerung der Viſitation des K. u. R. C. G. 85
III. Widerlegende Anmerkungen der wahren Bewandniß 36
IV. *I. A. Starkii* Druidis aliorumque poetarum hebraeorum carminum LL. V. Vol. I. P. I. 67

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. B. Münters Unterhaltung eines nachdenkenden Chriſten mit ſich ſelbſt, 2 Th. 88
D. R. Tellers Predigt von dem Verderben derer, die in Glaubensſachen allzuweiſe ſind. 89
Litteratur des katholiſchen Deutſchlands, 1ſten B. 4tes St. 2ten B. 1ſtes und 2tes St. 93
J. C. Lavaters neue philoſophiſche Bluttheologie in nuce 100
Prüfung und Beantwortung der Lavaterſchen Meynung 104
M. J. G. Stillings N. Teſtam. Luthers Ueberſ. unbeſchadet 107
Samml. auserleſener geiſtl. Lieder 114
M. Fr. Heß Beytr. zu Kirchenliedern 115

2. Rechtsgelahrheit.

Das Reichs-Friedensſchlußmäßige Reviſionsgericht über die Urtheile des K. und R. K. G. 116
Verordnung an des K. R. K. G. Pfennigmeiſtern, 120
Beytr. zu der juriſt. Litteratur i. d. Preuß. Landen, 1 Samml. 121
D. J. T. Carrachs rechtl. Urth. u. Gutachten in peinl. Sachen, 126
D. I. A. Hellfeldi opuſcula et diſſerte. iuris cluilis priuati, 127
D. J. B. C. Eichmanns Erläuterung meiner Abhandl. vom Pfandrechte 129
M. Zaupfers Gedanken über einige Puncte des Criminalrechts. 130
D. J. D. H. Muſäus Anfangsgründe des Wechſelrechts. 132
D. Antons Diplomat. Beytr. zu den Geſchichten und deutſchen Rechten, 134

3. Arzneygelahrheit.

Stephan. Blankardi Lexicon Medicum, Vol. II. 136

M. Herz Briefe an Aerzte, 1 Samml. S. 137
A. J. Steidele Samml. versch. in der chirurgischpraktischen Lehrschule gemachten Beobachtungen, 1 S. 140
E. G. Baldingers Magaz. für Aerzte, 9 St. 141
A. J. Steidele Abhandlung von Blutflüßen, 147

4. Schöne Wissenschaften.

D. J. F. Tellers Predigt von der wahren Güte der Schauſp. Unmaßgebliches Gutachten darüber. 149
Lina von Waller, von Schink 153
Briefe die Seilerische Schauſpielergeſellſchaft zu Frankf. am Mayn betreffend, 153
A. Zaupſers Ode auf die Inquiſition. 155
Muſenalmanach aufs Jahr 1777. von J. H. Voß
Desgl. von Göttingen.
Frankfurter Muſenalmanach auf das J. 1777. von H. Wagner 158
Wienerischer Muſenalmanach auf das J. 1777 159
Taſchenbuch für Dichter und Dichterfreunde, 6 7. ste Abth. 159
Muſenalmanach für 1778, von J. H. Voß
Muſenalmanach 1778. von Göttingen
Almanach der deutſchen Muſen auf d. J. 1778, Weygand
Leipziger Muſenalmanach aufs Jahr 1778 160
Neue weltliche hochteutſche Reime 161
Marie von Wahlburg, von B. C. d' Arien 162
Schubarts Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften für Unſtudirte 162
Ebend. Vorleſung über Maleren, Kupferſtecherkunſt, u. ſ. w. 162
J. G. Dyck komiſches Theater der Franz. für die Deutſch. 2 Th. 165
Lieder zweyer Liebenden von Göckingk 167
M. J. G. P. Thiele's Proben deutſchen Gefühls und Geſchmacks 167

7. Schö[illegible] Muſik.

[illegible] und Kunſtwerke 169
[illegible] 171
[illegible] 171
[illegible] J. W. [illegible] 172
[illegible] 174
Deut[illegible] [illegible] 1 Th. 177
A[illegible] 179
[illegible]buch der Kre[illegible]
[illegible] zum G[illegible], 1 St.
[illegible]. Telon[illegible] mit Melodien fürs Clavier von *Hegedorn*. [illegible] in Muſik geſetzt von I. A. K[illegible] 179
[illegible] für das J. 1776, von J. Andre
[illegible] Weiſſe, in Muſik geſetzt von J.
Erwin und Elmire, in Muſik geſetzt von *André* 180
Huit Fugues pour le Clavecin par *W. L. Ph. Kirnberger*
Fugbe e Capricy pr 't Clavicembalo dal *I. W. Marpurg* 180

6. Re[illegible]

6. Romanen.

J. A. C. A. Lottchens Reisen ins Zuchthaus 2 Th. 182
Die Leiden des jungen Franken, eines Genies 183
Drey hübsche kurzweilige Mährlein 184

5. Mathematik.

Philosophical Transactions, 56. 57 Th. 186
Einleitung zur mathematischen Bücherkenntnis, 9 St. 186
Rivards Tafel der Sinusse 187
Nouvelles litteraires par l'Auteur du Recueil pour les Astronomes, III Cahier 187
M. Fuß Anweisung, wie alle Arten von Fernröhren in — Vollkommenheit zu verfertigen sind 188

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

B. A. G. Klugermanni specimen Zoologiae geographicae 190
J. A. de Luc Unterf. üb. die Atmosphäre, 1ster Th. 192
C. H. Lommers Abhandl. vom Hornerze 193
de Rome Delisle Versuch einer Krystallographie 194
I. A. Scopoli Crystallographia Hungarica, P. I. 196
Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern 198
J. A. de Luc Reise nach den Eisgebirgen von Faucigny in Savoyen 198
Betrachtungen von dem großen Nutzen und Schaden der vierfüßigen Thiere 199
P. von Tourneforts Beschreibung einer Reise nach der Levante, 3 B. 200
Lottingers Nachrichten über die Naturgeschichte des Kuckuks 202
D. J. C. Schäffers fernere Versuche mit dem beständigen Electricitätträger 203
J. G. Heinzes neue electrische Versuche mit der von Marum erfundenen Electrisirmaschine 206
A. Socins Anfangsgründe der Electricität 206

9. Geschichte.

Briefe den gegenwärtigen Zustand von Nordamerika betreffend, 1 St. 208
C. D. Ebelings Amerikanische Bibliothek, 3 St. 212
E. Burkes Jahrbücher der neuern Geschichte der englischen Pflanzungen in Nordamerika, 2 B. 1 Abth. 215
Geographie universelle de *Mr. Büsching*, T. IX. 216
J. M. Schröckhs Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, 3te Aufl. 217
Die allgemeine Welthistorie in einem vollständigen und pragmatischen Auszuge, 13 — 16 B. 217

10. Gelehrte Geschichte.

Das gelehrte Teutschland von *Hamberger*, 3te Auflage 221

Briefe Pabſts Clemens XIV. 2 Th. 240
Schreiben an den Herausgeber derſelben 241

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

B. Waltoni in biblia polyglotta prolegomena, cum pr. *D. I. A. Dathe* 251
C. G. Hauks Briefe die neueſte hebräiſche Litteratur betreffend, 2te Fortſ. 248
C. F. Loeſneri obſeru. ad N. T. e Philone Alexandrino 251

12. Erziehungsſchriften.

Gegenwärtige Einrichtung des akad. Gymnaſiums zu Alten-Stettin 254
Nachricht von dem königl. Joachimsthaliſchen Gymnaſium 260
Kurzer Inbegriff der chriſtkatholiſchen Lehre zum Gebrauch der Realſchulen in Bayern 264
Nachricht von der bey dem königl. theol. Seminarium zu Halle neuerrichteten Erziehungsanſtalt 269

13. Kriegswiſſenſchaft.

Neue Kriegsbibliothek, 5tes St. 294
Bericht von der Schlacht bey Siptitz ohnweit Torgau 298
J. G. Tielke Mémoires pour ſervir à l'art et l'hiſtoire de la guerre de 1756 jusqu'à 1763. 302
Beyträge zur Ingenieurwiſſenſchaft, von F. G. Kinsky 303

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Bemerkungen der churpfälziſchen phyſikal. ökonom. Geſellſchaft vom J. 1773 und 1774 303
Geſottnes Zuckerwaſſer als ein Eingus ſtatt des Honigs ins Brod ſich zu bedienen 305
J. Riem's phyſikal. ökon. Bienenbibl. 3te Lieferung 305
Der wahre Urſprung des Bienenwachſes, von M. J. Torkos 305

15. Vermiſchte Nachrichten.

Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde, herausgegeben von R. W. Daſdorf 306
A. L. Schlözers, Briefwechſel — Erſter u. 2ter Th. 309

Nachrichten.

Beförderungen. Todesfälle 310 b)
Druckfehler 310 c)

I.

Leben des Herrn Nicolaus Ludwig, Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf. Beschrieben von August Gottlieb Spangenberg. Vierter Theil. 1773. Fünfter Theil. 1774. Sechster Theil. 1774. Siebenter Theil. 1775. Achter und letzter Theil. 1775. 8. Zu finden in den Brüdergemeinen.

Wir glauben in der Anzeige der drey ersten Theile dieses Werkes eine Unpartheilichkeit und Mäßigung gezeigt zu haben, die man bey der Beurtheilung solcher Schriften, als die gegenwärtige, nicht gewohnt ist. Was auch die Theologie betrifft, die Hr. Spangenberg in dieser Lebensbeschreibung so reichlich anbringt, daß in dem Wasser derselben das Historische ganz zerstreuet herumschwimmt, so ist die vernünftige Welt über ihren Werth so eins, daß vermuthlich unsere Anmerkungen darüber unnöthig seyn würden. Eben so wenig brauchte es auch politische Betrachtungen über die Duldung der Brüdergemeinen; da ihnen so viele Obrigkeiten gerade das zugelassen haben, was eine Religionsparthey vernünftiger Weise verlangen kann, und womit sie gut thun werden, wofern sie anders glauben, daß das Streitervolk auch müssen gute Bürger seyn, sich zu begnügen. Wir hatten sogar unsere Nachsicht bis auf den Vortrag des Herrn Spangenberg ausgedehnt, und ihn, sofern er das Charakteristische seiner Parthey enthielt, gelten

lassen. Die historische Wahrheit seiner Erzählungen hatten wir nicht untersucht, sondern seinen Held aus den eigenen Worten seines treuesten Freundes und geschworensten Verehrers gerichtet. Schon aus dem kurzen Zeitlaufe, bis an dessen Ende Hr. Sp. die Geschichte in den drey ersten fortgeführt hat, waren wir im Stande, das Kindische und Läppische, welches die Religionsempfindungen bezeichnet, womit der Graf von Zinzendorf gern alles angesteckt hätte, fühlbar zu machen. Wir konnten uns bey aller Duldung Andersdenkender doch nicht entbrechen, dieser Art Religionsempfindungen nach unserer Einsicht ihren Werth zu bestimmen. Ein jeder warmer Gottesverehrer ist es der Religion, durch deren Erkenntniß und Uebung er sich glücklich fühlt, schuldig, sie bey seinen Brüdern in der Würde zu erhalten, womit sie die menschliche Seele veredelt, indem sie ihre sinnlichen Triebe, zwar nicht ausrottet, aber in Ordnung hält, die Gefühle zwar nicht verdammt, ihnen aber ihre Stelle anweiset, und der Belehrung des vernünftigen Theiles des menschlichen Geistes unterwirft. Beydes haben wir in den Gefühlsübungen und Eheconferenzen der herrnhutischen Ascetik, so weit wir es aus den drey ersten Theilen ersehen konnten, ganz vernachlässigt gefunden, und es mit aller Schonung, aber gewissenhaft, angezeigt. Daß das ganze Werk des H. Sp. eine Schutzschrift für Gesinnungen und Unternehmungen der Brüdergemeinen seyn würde, konnte ein jeder, der den Eifer des Hrn. Sp. um dieselben kennt, schon zum voraus urtheilen. Auch hievon haben wir nichts erwähnt; ungeachtet es bey dergleichen Rechtfertigungen selten ganz partheyisch abläuft, und diese sehr auffallende Blößen zu verhüten hatte. Mit gleicher Unpartheylichkeit wollen wir von den übrigen

Bän-

Bänden urtheilen; wir wüßten auch nicht, was uns von dieſer Unpartheylichkeit abhalten ſollte, da wir in der ganzen Sache nie Parthey geweſen ſind, und uns feſt überzeugt glauben, daß, wenn die proteſtantiſche Kirche durch Schriftauslegung und geſunde Philoſophie an Erleuchtung zunimmt, alle Polemik gegen die Brüdergemeinen wird überflüſſig werden. Da es alſo nicht zu befürchten ſtehet, daß aufgeklärte, erfahrne und abſichtsloſe Glieder der proteſtantiſchen Kirche ſich in die geprieſene Uebungen dieſer Gemeine weit einlaſſen werden, und wir mit unſerm Tagebuche den unaufgeklärten Theil der Kirche zu belehren nicht hoffen dürfen: ſo müſſen wir unſerm Auszuge aus des Hrn. Sp. Lebensbeſchreibung eine ganz andere Beſtimmung geben, nemlich uns mit unſern Leſern über ein ſo ſonderbares moraliſches Phänomen, als die Stiftung der herrnhutiſchen Brüdergemeine iſt, ganz ruhig zu unterhalten.

Wir haben nunmehr das ganze Leben des Grafen von Zinzendorf vor uns, welches Hr. Sp. mit dem achten Theile beſchloſſen hat. Man ſollte meinen, daß man nun hier etwas recht vollſtändiges über die Handlungen und Begebenheiten des Grafen finden werde; wenigſtens ließ es die Weitläuftigkeit des Buches billig erwarten. Wie weit dieſe Erwartung erfüllt worden iſt, wird ſich in der Folge zeigen.

Wir hatten geſagt, daß der Gr. v. Z. fortgefahren habe, die Gefühlsübungen immer weiter zu treiben, und davon finden wir nun in dieſen Theilen immer mehr Beweiſe. Er brachte dieſe Tendenz ſeiner Frömmigkeit zwar aus ſeiner Halliſchen Erziehung mit; indem er aber nach der einmal da erhaltenen Richtung fortgieng, ſo mußte die Trennung mit dieſer Schule auch in Anſehung ihrer Aſcetik bald ſicht-

bar werden. Das Uebertriebene der Halliſchen Aſcetik fieng an, ſich den Gränzen der Mäßigkeit und der Wahrheit zu nähern, und nur noch hie und da in einigen dunkeln Winkeln erbaulich zu heißen. Einige vortreffliche Männer, die aus dieſer Schule herausgiengen, Buddeus, Freylingshauſen, Joh. Jac. Rambach, Reinbeck, Joh. H. und C. B. Michaelis, S. J. Baumgarten, Steinmetz u. a. giengen wieder auf Speners Methode zurück, verbanden die gründlichſten Wiſſenſchaften mit einer warmen, aber gezüchtigtern und erleuchtetern Aſcetik, und brachten das Chriſtenthum des Herzens immer mehr ſeiner Aufklärung und Vollkommenheit entgegen. Was hierinn inſonderheit S. J. Baumgarten geleiſtet, iſt noch immer zu wenig erkannt; es iſt aber gewiß bewundernswürdig, und des wärmſten Dankes aller Freunde der Religion, die es wiſſen, wie gemach und ſtufenweiſe Gott im Reiche der Gnaden alles fortrücken läßt, auf ewig werth. Inſonderheit iſt ſeine theologiſche Moral ein Werk, das ihn allein unvergeßlich machen würde, und wenn er auch nichts darinn geleiſtet hätte, als daß er das göttliche Naturrecht in ſeine angebohrne Verbindung mit der Moral des Chriſtenthums wieder eingeſetzt, und die Gefühle der myſtiſchen Aſcetik auf deutliche Begriffe zurückgeführt hat: eine Sache, die zu ſeiner Zeit vielleicht kein anderer Gottesgelehrter zu leiſten im Stande war, und wodurch er unvermerkt der frommen Empfindung geſunde Nahrung, Richtigkeit und Aufklärung verſchaffte. Dieſes waren die Schickſale des ſo verſchrieenen Pietismus in der lutheriſchen Kirche. Uns dünkt, ſolche Lehrer der Religion verdienen Achtung, die ſo eifrig und unermüdet alle Hülfsmittel zur Beförderung eines wohlthätigen Chriſtenthums ergreifen und gebrau-

gebrauchen, die die Vorsehung Gottes in der Vermehrung aller nützlichen Einsichten um sie herstellt.

Den gerade entgegengesetzten Weg gieng der Graf von Zinzendorf. Er fieng bald an, die ganze Sache der Religion dem Gebiete der Vernunft zu entziehen, und ganz der Einbildungskraft zu übergeben. Der Religionsvortrag der Bibel enthält hie und da Bilder, worunter geistliche Ideen und Wahrheiten verborgen liegen. Wenn uns diese Bilder zur Heiligung des Gemüths sollten nützlich werden: so muß man das Abgebildete durch ihre Hülle zu entdecken suchen, sich dieses Abgebildeten bewußt seyn. Darauf arbeiten Lehrer, denen die wahre Erbauung der Christen am Herzen liegt. Nicht so der Graf von Z. Ihm war das Bildliche der Bibel noch lange nicht bildlich genug. Er suchte an diesen sinnlichen Abbildungen dasjenige auf, was sie am sinnlichsten haben, und ließ darauf die Einbildungskraft mit den dunkelsten Sinnen verweilen. So sagt uns z. B. die heil. Schrift, daß Christus sein Blut für uns vergossen habe. Die gesunde Vernunft begreift leicht, daß hier die rothe Flüssigkeit mit ihren materiellen und specifischen Eigenschaften nichts thun könne, und Christus will ausdrücklich, daß sein Blut nur eine geistige Wirksamkeit habe, sofern es das Blut eines neuen Bundes ist, d. i. sofern es den neuen Bund, den er bekannt gemacht hat, bekräftiget. Diese Kraft des Blutes Christi wäre biblisch und vernünftig. Aber dabey würde sich die Sinnlichkeit nur schlecht beschäftigen; um dieser zu dienen, haftet der Graf an dem, was das Blut zu riechen und zu kosten giebt; daran müssen die Seelen gleich Bienlein saugen und lecken. Unter den Wunden Jesu wählt er sich eine, mit deren Gestalt und Ort (man sehe z. B. das Lied N. 1944.

v. 4. im zwölften Liederanhange,) er die Seelen unterhält, die er ihnen vormalen läßt, um die Einbildungskraft durch die Sinne auf die Spur zu bringen. Wenn nun hier wirklich Gefühle entstehen, so ist wohl alles zu wetten, daß es nicht die sind, deren Erweckung das Evangelium zur Absicht hat. —

Gott ist in den Belehrungen des Christenthums ein Geist; er wirkt also in den Menschen durch den denkenden Verstand, und kömmt auf diesem Wege in das Herz, um es zur Liebe und Verehrung zu bewegen. Das sind aber Bewegungen, womit die Sinnlichkeit unmittelbar nichts zu schaffen hat. Um ihn dieser näher zu bringen, giebt uns der Graf von Z. folgende Ideen von Gott: „Der Heyland hat zwar „die Immensität von seiner Person weggenommen, „und erlaubt uns nicht, wenn wir an ihn denken, an „einen Abgrund zu denken; sondern will, daß wir „an einen Körper denken, in dem sich alles Göttliche, „Englische und Menschliche concentrirt, so daß wir „nach Lust, nach nichts greifen, wenn wir nach der „Gottheit außer ihrem Körper, d. i. Christo greifen.“ (S. Ausz. aus des seel. Ordin. Reden über die vier Ev. 1 B. S. 24.) Das Verhältniß zwischen Vater, Sohn und heil. Geist, so wie es der Gr. lehrte, brachte die Körperlichkeit Gottes der Sinnlichkeit noch näher. Es war, seiner Meynung nach, nicht Dürftigkeit menschlicher Sprachen, unaussprechliche Beziehungen in der Gottheit dem endlichen Verstande nur von ferne abzuschattiren; es war hier ein wirklicher Vater, eine Mutter, ein Sohn, und sie waren das alles geworden, so wie es Menschen werden. Die Gemeinschaft des Heylandes mit den menschlichen Seelen, die alle weiblichen Geschlechts sind, ist vollkommen eben dieselbe, die bey der Vereinigung beyderley

derley Geschlechter geschieht. Diese Vereinigung ist daher auch eine sakramentliche Handlung, bey der der Ehemann vor der Hand die Stelle des Heylandes vertritt. Je mehr dieser Vicemann ein Kind Gottes ist, je mehr er also von dem Blute des Lammes in seinem Körper hat, desto mehr kann er auch seinem künftigen Kinde von diesem Blute mittheilen, und es also gleich von der Geburt an zu einem Kinde Gottes machen. Diese ganze Theorie kömmt häufig in den gedruckten Ehevierteilstunden, in den Zeißischen Reden des Grafen u. a. vor, und kann kurz unter mehreren andern in dem zwölften Liederanhange N. 2188. gelesen werden. Hr. Sp. fährt über diesen Theil der ascetischen Uebungen der Brüdergemeine, so wie der angeführte zwölfte Liederanhang voll davon ist, sehr leicht dahin. „Wenn nun, sagt er S. 1206. „der Graf mit den Eheleuten, und sonderlich denje„nigen Brüdern und Schwestern, die sich ihrer an„zunehmen hatten, von der Materie redete; so ge„schahe es mit einem dieser wichtigen Sache gemäs„sen Respekt. Dabey aber drückte er sich über allen „Dingen, die den Ehestand betreffen, freylich deutli„cher und specieller aus, als man es sonst in theolo„gischen Schriften zu lesen gewohnt ist, weil er glaub„te, es wäre nöthig, und zu der Einfalt der Kinder „Gottes gehörig. Seine Lieder, die er den Eheleu„ten machte, waren von eben der Art.“ Wir gestehen es, daß wir den Respekt in so vielen Liedern der Anhänge gar nicht finden können. Inzwischen verwirft Hr. Sp. diese Anhänge ganz und gar nicht; sondern sagt nur (ebend.) „seine Gegner beschuldigten „ihn eines unkeuschen Sinnes, und deuteten zu dem „Ende seine Worte sehr verkehrt.“ Selbst diese Rechtfertigung verräth, daß die sehr fleischlichen Bilder

einer geistlichen Deutung bedürfen, um nicht schlüpfrig zu seyn. Es läßt sich aber wohl schwerlich behaupten, daß diese Materien bloß dadurch ein unschuldiger Stoff zur Unterredung zwischen Personen von beyderley Geschlecht werden können, wenn man ihnen irgend eine lose Verbindung mit der Religion giebt. Man kann es dem Hrn. Sp. in der Lage, in welcher er sich befindet, wohl nicht zumuthen, die untrügliche Anmerkung zu machen, daß die Unterhandlung über dergleichen Sachen zwischen Personen beyderley Geschlechts, nothwendig das andere Geschlecht um die Empfindung der Schamhaftigkeit bringen müsse, welche schwerlich durch andere Empfindungen, am wenigsten aber durch gewisse Religionsempfindungen, bey diesem Geschlechte zu ersetzen sind. Man sagt, daß in Italien viele Betschwestern sehr unzüchtig sind, weil sie unter der Ohrenbeichte die Schamhaftigkeit verlieren, und in derselben mit Wohlgefallen auf den kleinen Umständen ihrer Liebeshändel verweilen. Wir können nicht für die Wahrheit dieser Beobachtung stehen; sie wird aber keinen befremden, der einigermaaßen das Spiel der Leidenschaften kennt. Wiewohl seine Parthey läßt hier den Herrn Sp. selbst im Stiche; denn sie erklärt die Schamhaftigkeit für eine Eigenschaft, die ein Christ müsse los zu werden suchen. Denn in der Vorrede zu Albini Sinceri Heimleuchtung ꝛc. heißt es ausdrücklich: „Daß der Schöpfer aller Creatur ein männ„liches Glied an sich getragen, und in der Person sei„ner heiligen Mutter alle weiblichen Glieder auf ewig „geheiligt, und das Wort Schaam in Ansehung „dieser theuren Glieder unter Christen abolirt hat.“ — Doch wir gehen weiter.

Die

Die Lehre von der Rechtfertigung erhielt eine vermeinte Verbeſſerung, die ſie nun ganz in das Gebiet der Einbildungskraft brachte. Die Bibel lehrt darüber, daß der erſte Schritt zur gründlichen Verbeſſerung des Sinnes die Erkenntniß ſeiner Verirrungen ſey; daß Gott alle heilſamen Anſtalten zu unſerer Zurechtbringung, und folglich zu unſerer Seligkeit durch das Chriſtenthum aus freyer Liebe und Güte gemacht habe. Dieſe ſo wahre Vorſtellung der Sache war ſchon manchmal von dieſem oder jenem Aſcetiker gemißdeutet oder übertrieben worden; aber noch nie ſo, als von dem Grafen von Z. Seine neue Theologie heftete dem Chriſtenthume die gewiß ſchädliche Abgeſchmacktheit auf, daß der Sünder dem heiligſten Weſen, nicht als bußfertiger Sünder, ſondern als eigentlicher Sünder gefalle; daß alſo zwiſchen einem rechtſchaffenen, tugendhaften, frommen Manne, und dem ruchloſeſten Verbrecher, hierin kein Unterſchied ſey. Unter tauſend Stellen dieſer Art, wovon ſeine Reden und Schriften voll ſind, wollen wir nur ein Paar anführen, die uns gleich in die Hände fallen. In den Reden an die Frauensperſonen von Berlin S. 143. heißt es von dem Umgange Jeſu mit den Sündern, daß „es ſeine Gewohnheit geweſen, „mit Sündern, d. i. nicht etwa mit bußfertigen „Leuten, wie es die Vernunft gerne deuten möchte, „ſondern mit ſolchen Menſchen, die man bey uns lie„derlich Volk oder Geſindel zu nennen pflegt, viel „Umgang zu haben;“ und Hr. Sp. führt ein Schreiben des Grafen an, worinn (S. 1009) die Worte ſtehen: „Das erſte iſt, daß man nicht einen Funken „eignes Gute in die Gnade mengt, ſondern daß der „ehrlichſte und frömmſte Bürger in Frankfurt nicht „anders ſelig wird, als der Straßenräuber, den

„man

„man auf das Rad legt.“ Nachdem also die Moral des Christenthums so ganz aus dem Geschäft der Seligkeit weggewiesen, und dem Verstande die Anwendung ihrer Lehren auf einen christlichen Wandel verboten war: so konnte freylich kein anderes Gesetz, als ein gewisses Gefühl des Gutseyns, das unter dem Namen der Gemüthlichkeit in den Brüdergemeinen so bekannt ist, übrig bleiben. Was dann so gemüthlich ward, — so wie es einem jeden wurde, — was er ins Herz bekam, — das hatte der Heyland geheißen, das war des Heylands Wille. Wer kann alle das Alberne, Thörichte, und auch wohl Sündliche nennen, wozu von da an der Heyland wohl den Namen hat hergeben müssen? Hätte Gott wirklich den Weg, uns von seinem Willen über die Moralität unserer Handlungen zu belehren, erwählt: so wüßten wir nicht, ob er einen unsicherern oder zweydeutigern hätte wählen können. Da das Gefühl durch nichts als durch die Empfindung von Lust und Unlust zu uns reden kann: so können wir die Gesetze unserer Leidenschaften, unserer Neigungen, unserer Partheylichkeit, wenigstens unsers übelunterrichteten Gewissens, durch die Stimme der Empfindung erhalten, indem wir die Stimme Gottes zu hören glauben. Wir fragen einen jeden, der hierüber nachgedacht hat, ob etwas verderblicheres zu ersinnen sey? Auch ist es bekannt genug, wessen Willen man unter dem Willen des Heylandes in den Brüdergemeinen oft gehört hat.

Man kann nun nach dieser Theologie leicht die Ascetik der Brüdergemeinen errathen. Diese war erstlich die Verstärkung ihrer Religionsgefühle bis zur Berauschung, oder zur Ohnmacht. Den Heyland lieben, konnte also nicht hinreichen, man mußte in ihn verliebt seyn. Außer dem, was schon sonst von dieser

Verliebt-

unverholen die Gottheit grob verkörpert wurde; und wenn hier die Entzückungen der Verliebtheit erfolgen, so sind sie gewiß nicht ätherischer Art.

Ein anderes Stück ihrer Ascetik ist, die Empfindungen so zu vervielfältigen, daß sie immer häufige Beschäftigung und Unterhaltung verschaffen. Das geschieht denn, indem man jeder, auch der natürlichsten Handlung, eine heilige Farbe, wenigstens einen heiligen Namen, giebt. Was hier schon die ehelichen Unterhandlungen für reichlichen Stoff geben, wollen wir nicht wiederholen; der Graf fand aber diesen Stof in den gemeinsten Dingen. Mit einander zusammenkommen, Kaffee trinken und Zwieback essen, war ein Liebesmahl, eine Agape; (Act. H. Eccl. B. X. S. 1006.) eine jede Handlung verrichten, die der Gemeine vortheilhaft, wenigstens nicht zuwider war, hieß in der Sache des Heylandes arbeiten. Durch eine solche Wendung sollte denn alles, was eine Seele that, geheiligt und vergeistlicht werden. Es ist schon anderswo aus den Büdingischen Sammlungen bemerkt worden, daß der Graf verlangt habe, man müsse auch sogar im Namen Jesu auf den Nachtstuhl gehen, und an einem andern Orte erzählt er von sich selbst: „Er habe den Heyland zu Hülfe genommen, wenn er eine schwere Lektion in der Tanzkunst habe lernen wollen.“ Das Gelindeste, was man von dem Mißbrauche so hoher ernsten und würdigen Vorstellungen sagen kann, ist, daß diese frommen Sprüche in seinem Munde wohl keinen Sinn haben mochten. Denn natürlicher Weise müssen die erhabenen Bewegungsgründe der Religion auch am rechten Orte ihre Kraft verlieren, wenn sie bey den natürlichen Verrichtungen des thierischen Körpers, die gar nicht von unserer Freyheit abhangen, und also

nach

nach mechaniſchen Geſetzen geſchehen, oder bey Handlungen, zu deren rechtmäßigen, nicht geſchickten und glücklichen Verrichtung uns die Religion helfen ſoll, gemißbraucht werden. In dieſem Betracht iſt es gewiß nicht gleichgültig, mit dem Heylande, ſeiner Liebe und Hülfe ſo verſchwenderiſch umzugehen. Zu dem allen kömmt nun noch, daß, wie es ſogar in Hrn. Sp. Werke ſichtlich iſt, die Empfindungen immer zum Tändelhaften geführt wurden. Der Graf iſt dieſes ſo wenig in Abrede, daß er es vielmehr mit ausdrücklichen Worten für ein nothwendiges Kennzeichen des wahren Chriſtenthums hält, kindiſch zu werden. Und dazu ſind denn freylich alle ſeine Unterweiſungen und Uebungen angelegt, ſeine Verehrer ſo zu machen. Ihre Anbetung des Lammes, und die damit verknüpften Kindereyen, machen das Chriſtenthum zu einem Puppenſpiele, und nehmen ihm alle Wahrheit und Würde. Wenn die heil. Schrift wirklich bey ihm etwas gegolten hat, wie konnte er die Empfindungen ſeiner Brüder, ganz ohne alle Beziehung auf ſeinen ſymboliſchen Gebrauch, auf ein Bild heften, das ganz im Vorbeygehen in derſelben vorkömmt, und allezeit ſeine Erklärung zur Seite hat. Das nun macht das Unterſcheidende der Zinzendorfiſchen Theologie und Aſcetik aus. Man ſieht aus dieſen kurzen Außenlinien derſelben, worinn wir noch lange nicht alle diminutiviſchen, ſpielenden Albernheiten gebracht haben, daß die ganze Veränderung, die der Graf in den Religionsvortrag der lutheriſchen Kirche brachte, gerade dieſes Sinnliche und Tändelhafte war, wodurch der Religion ihre wohlthätige Kraft ſo ſehr genommen wird. Er zog Gott zu den Menſchen, und zwar zu den ungebildeteſten herab, und anſtatt die Seele durch die Religion zu dem Genuſſe des unſichtbaren, voll-

kommensten, reinsten Gottes zu erhöhen, suchte er vielmehr diese geistige Nahrung nach dem fleischlichen Geschmacke der Sinnlichkeit zuzurichten.

Inzwischen hielt sich der Graf von Z. berechtigt, mit diesen Veränderungen in der christlichen Kirche eine besondere von andern unterschiedene Gemeine anzurichten. Dieses Vorhaben, selbst das Abentheuerliche seiner Religionsübungen abgerechnet, mußte wohl viel Widerspruch erregen. Die Verschiedenheit der Ascetik hätte immer noch bey der Einheit der Kirchengemeinschaft bestehen können. Die mystische Ascetik hat von jeher in allen kirchlichen Partheyen ihre Liebhaber gehabt, ohne daß daraus allemal eine Trennung entstanden wäre. Auch in der lutherischen Kirche war, seitdem die scholastische Theologie wieder die Oberherrschaft gewonnen, diese Mystik nicht ganz untergegangen. Joh. Gerhard, Joh. Arnd, und in der Folge die so genannten Pietisten trieben sie eifrig, und zogen sich zum Theil den Widerspruch der scholastischen Theologen zu, die sehr aufmerksam wachten, wo sie allenfalls den frommen Mystiker auf einer Unrichtigkeit der Lehre fassen konnten. Man muß sich daher nicht wundern, wenn einer oder der andere, wenn so gar der fromme Joh. Arnd schädlicher Ketzereyen beschuldigt wurden. Es läßt sich wohl nicht erwarten, daß die warme Imagination des unbesorgten Asceten nicht einmal hier oder da über die feine scholastische Schnur hauen sollte. Eine andere Art der Ascetik, die Heinr. Müller, Lassenius, Kober, Scriver u. a. in Gang brachten, war die Unterhaltung der Erbauung, durch die frommen Spielereyen eines bilderreichen, ganz geschmacklosen Witzes. Diese Abänderungen der Ascetik haben sich immer in der lutherischen Kirche gefunden, und sind nach den verschiedenen

denen Graden der Ausbreitung guter Kenntniſſe, und der Berichtigung des Geſchmacks, für die Erbauung der Chriſten vortheilhaft oder nicht vortheilhaft geweſen; aber nie hat man darauf die Anmaaßung einer Trennung gegründet. Gerade ſo, wie in der römiſchen Kirche die mancherley Brüderſchaften ſich in ihren geiſtlichen Uebungen von einander unterſcheiden, ohne deswegen von der Kirchengemeinſchaft auszugehen, worinn ſie alle ſtehen.

Unter welchem Vorwande konnte alſo der Graf von Zinz. verlangen, daß man ihm zuließe, ſich eine eigene beſondere Kirche zu ſammlen? Wenn er an dem eingeführten Gottesdienſte nichts auszuſetzen hatte, warum mußte er einen andern darneben aufrichten? In Anſehung des Glaubensbekenntniſſes hat er ſich immer, wenigſtens in ſtatu Confeſſionis, zur Augsburgiſchen Confeſſion bekannt; was kann er alſo an der Glaubenslehre der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten auszuſetzen haben? Hier findet er ſich in einem deſto ängſtlichern Gedränge, je mehr es ihm darauf ankam, bey dem größtmöglichen Umfange auch die engeſte Sonderung ſeiner Gemeine zu bewerkſtelligen. Dazu war denn ſein Plan dieſer, daß er nur die ſo genannte Muttergemeine in Herrnhut in der Kirchenzucht der mähriſchen und böhmiſchen Brüder zu erhalten vorgab; die übrigen aber dem Bekenntniſſe und der Kirchenordnung der proteſtantiſchen Kirchen überlaſſen wollte. Allein durch die genaue Verbindung, die er unter allen feſtzuſetzen wußte, glaubte er zu erhalten, daß diejenigen auswärtigen Glieder, die er durch die ungemeine Erweiterung ſeiner Netze in ſeine Gemeinſchaft gezogen, durch die unvermerkt angelegten Banden ſeiner Kirchenzucht von den übrigen Kirchen geſondert, und in

seiner Gemeine festgehalten würden. Wir wollen jetzt das nicht wiederholen, was von erleuchteten und rechtschaffenen Gottesgelehrten in Ansehung der vorgegegebenen Kirchenzucht der böhmischen Brüdergemeine ist angemerkt worden. Baumgarten, der diese Materie mehr als jemand untersucht und durchgesehen hatte, will denen aus Mähren nach der Lausitz übergegangenen Emigranten nichts von einiger Bekanntschaft mit der alten Verfassung der böhmischen Brüdergemeinen zugestehen, und Burg hat dem Gr. v. Z. selbst geschrieben, daß die guten Mähren und Böhmen erst durch die benachbarten schlesischen Protestanten erweckt worden. Gesetzt aber, daß es mit dem Vorgeben des Grafen v. Z. seine Richtigkeit gehabt habe, so ist er doch schon darinn den Grundsätzen der protestantischen Kirchen nicht getreu, daß er auf die Kirchenzucht ein Gewicht legt, das die einsichtsvollern unter den protestantischen Lehrern nie darauf gelegt haben. Gesetzt ferner, daß die Kirchenzucht der böhmischen Brüder wirklich mit der Kirchenzucht der ersten christlichen Gemeinen übereingestimmt habe: so kann das schon in dem zufälligen Umstande seinen Grund haben, daß beyde kleine, unterdrückte und verfolgte Gesellschaften waren, deren Einrichtung einfältig, und deren Zucht streng seyn mußte. Wir wüßten aber nicht, wie man diese ersten christlichen Kirchenformen auf ewig könne verbindlich machen, da die Apostel das gewiß nicht wollten. Sie waren in diesen Einrichtungen der äußerlichen Ordnung so nachgebend, daß die allererſten christlichen Gemeinen alles das aus der jüdischen Synagoge beybehielten, was sich einigermaaßen gebrauchen ließ. Man kann sich daher so wenig mit der apostolischen Kirche schützen, daß es vielmehr ganz unapostolisch ist, wenn man der äußerlichen

lichen Form einen gröſsern Werth beylegt, als der chriſtlichen Ruhe, Liebe und Eintracht.

Wenn die chriſtlichen Obrigkeiten auch nur aus dieſen Betrachtungen ſich ſchwierig erwieſen hätten, die Brüdergemeine als eine beſondere Kirche aufzunehmen: ſo würde man ſie darum nicht haben tadeln können. Allein ſehr viele ſind nicht ſo ſchwierig geweſen. Die Hoffnung, in den böhmiſchen und mähriſchen Emigranten nützliche Unterthanen zu erhalten, hat ſie bereitwillig gemacht, dieſelben mit aller freyen Uebung ihres Gottesdienſtes in ihren Schooß aufzunehmen; nachdem hie und da die heilſamen Grundſätze von dem Nutzen der bürgerlichen Religionsduldung durchgedrungen ſind. Es ſcheint aber, als wenn dieſe Vergünſtigungen dem Grafen von Z. noch nicht genug waren. Im Grunde ſollten wohl dieſe Gemeinen im Schooße der proteſtantiſchen Kirche Kolonieen ſeyn, von da aus man die Eroberungen auch jenſeits der urſprünglichen Brüdergemeine bis ins Herz der proteſtantiſchen Kirche bringen könne. Dahin zielten ohne Zweifel die Verſuche zur Vereinigung mit den Gottesgelehrten der Landeskirche, wo ſie Vergünſtigungen erhalten hatten; als des Grafen ſelbſt mit dem ſeel. Burg, (S. Act. H. Eccl. B. X. S. 1041.) von der aber Hr. Sp. bey dem Jahre 1743. 1744. wo er von ſeiner ſchleſiſchen Reiſe ſpricht, nichts zu erwähnen, für gut befunden hat. Es kömmt doch bey dieſer Unterhandlung ein Brief des Grafen vor, worinn er ſich unter andern die ſtolze Drohung entfahren läßt: Es werde das Creuzvolk durchbrechen, „und die gegenwärtige Verfaſſung entſalzen, ent„würzen, daß nichts als ein *caput mortuum* übrig „bleiben ſolle.“ Eine andere Unterhandlung fieng Hr. Sp. ſelbſt mit dem ſeel. Abbt Steinmetz an.

(Man findet dieſen Briefwechſel in den Act. H. Eccl. B. X. S. 944.) In dem Briefe, womit er ſie eröffnen wollte, iſt ſo viel Albernheit und plumpe unchriſtliche Grobheit, daß man nicht weiß, worüber man am meiſten erſtaunen ſoll. Das Schreiben ſollte die Halliſche Schule zu einem Colloquio amico einladen; das aber Steinmetz ſehr glimpflich ablehnte, und das auch, wie andere Colloquia amica den Erfolg würde gehabt haben, die Verbitterung zwiſchen Herrnhut und dem Halliſchen Waiſenhauſe, die ſo ſchon groß genug war, noch größer zu machen. In der Folge erwies es ſich auch durch Thatſachen, wie wenig die Brüdergemeine geneigt war, ſich in den Gränzen der geſetzlichen Vergünſtigungen zu halten. Man findet davon Beyſpiele in Schleſien, (S. Act. H. Eccl. B. XII. S. 1013. u. ff. B. XIII. S. 983. u. ff.) in der Grafſchaft Yſenburg, (S. Act. H. Eccl. B. XIII. S. 1075.) Könnte man wohl die Wachſamkeit der Obrigkeiten tadeln, die Brüdergemeinen in ihren geſetzlichen Gränzen zu erhalten, wenn es ſich wahr befände, daß ſie ſich durch ihre Kirchenzucht eine ganz willkürliche Beherrſchung ihrer Glieder anmaßten, und von ihnen einen Gehorſam forderten, der mit dem Wohl und den Geſetzen des Landes, worinn ſie aufgenommen ſind, nicht beſtehen kann? Bis dahin würde man den Obrigkeiten ihre Beſorgniſſe bey der Aufnahme der Brüdergemeinen nicht verdenken können. In einigen Staaten wurden dieſe Beſorgniſſe durch Urſachen veranlaßt, die ſich nicht ſo gut rechtfertigen laſſen. Man meynte nemlich, wenn es der Obrigkeit obläge, für eine erleuchtete Religion ihrer Unterthanen durch die gehörigen Mittel des öffentlichen Unterrichtes Sorge zu tragen: ſo könne es ihr nicht gleichgültig ſeyn, den vernünftigern Religions-

vortrag

vortrag durch ſolche Erbaulichkeiten, wovon wir oben erwähnt haben, die alle Vernunft zu Grunde richten, und die Religionsempfindungen kindiſch machen ſollen, verdrängt zu ſehen. Und um dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen, glaubte der Graf, es wäre genug, wenn er nur immer von ſeinem Glauben an die Augsburgiſche Confeſſion ſpräche, und ſich zu Prüfungen und Colloquiis anböte. Hierdurch meynte er denn zu erhalten, daß man ihn für den rechtgläubigſten Proteſtanten hielte, und als ſolchem mit allen Vergünſtigungen entgegen gienge, indeß daß er immer fortfuhr, der albernen Erbauungen in dem Innern der Gemeine alle Tage mehr zu machen. Der Kunſtgriff, durch Verſicherungen und Bekenntniſſe ſich Zeugniſſe der Rechtgläubigkeit zu verſchaffen, konnte bey immer mehr zunehmender Abgeſchmacktheit der Gemeinbücher wohl nicht lange Stich halten; man mußte endlich den Werth aller dieſer Erklärungen einſehen lernen. Daher kam es denn, daß man bald die Brüdergemeinen gleich an der Thür abwies, (wie in Schweden S. Act. H. Eccl. B. XIV. S. 613. 670. u. ff.) bald die guten Zeugniſſe, die man ihnen einmal gegeben hatte, (wie das Tübingiſche, ſ. Anhang zu Rimius Erzählung von dem Urſprung und Fortg. der Herrnhuter, N. I.) wieder zurücknahm, bald (wie von der theol. Fak. in Kopenhagen geſchah,) den vorgegebenen guten Zeugniſſen widerſprach. Wie denn endlich Baumgarten durch das bekannte Bedenken 1741 allgemach immer mehr die Augen öffnete, und das Blendwerk der eifrigen Rechtgläubigkeit zerſtörte. Das alles nun beliebte dem Grafen, Verfolgung der Kirche Chriſti zu nennen; darüber trug er kein Bedenken, die gewiſſenhafteſten, brauchbarſten, gelehrteſten und gelindeſten Got-

tesgelehrten als Heuchler und Verfolger der eigentlichen wahren Gemeine Christi zu brandmarken. Es ist etwas gewöhnliches, daß jede einzelne Parthey alle die Kennzeichen der allgemeinen Kirche auf sich allein anwendet; ihre Sache allein zur Sache Gottes macht, alle Seligkeit auf ihre Gemeinschaft einschließt, und jeden, der es nicht mit ihr hält, für einen Feind Gottes und aller Religion erklärt. Was ist leichter? Dieser alte Kunstgriff aber ist zu sehr verbraucht, als daß man damit noch einen Vernünftigen beunruhigen könnte. Die kindische Affektation der Anwendung der Bibelsprache auf ihre Gemeine geht so weit, daß Hr. Spangenb. z. B. die unter den lutherischen Gemeinen zerstreueten einzelnen Glieder der Brüdergemeine die Diaspora nennt, S. 2212. als wenn sich die lutherische Kirche zur Brüdergemeine verhielte, wie die ehemalige heidnische Welt zur christlichen Religion. So legt der Graf seiner Gemeine den bedeutungsvollen Namen des Salzes der Erde , S. 2232. Von allem diesen frommen Schnick- nack sind die Schriften des Grafen voll, und wer ufalls daran nicht genug hätte, der kann die Ant- ort auf die 35ste unter den Fragen lesen, die der sel. teinmetz der Gemeine zu Herrnhut vorgelegt hat. (Act. Eccl. Vol. IV. S. 799.) Hr. Sp. setzt diese Sprache noch immer fort. Schon in dem 3ten Th. S. 699. hatte er gesagt; „Von dieser Zeit an nahm „er sich vor, die Schmach Christi noch lieber zu ha„ben, und sein Wort noch getroster zu bekennen;“ und so geht es das ganze Buch durch, als wenn der, wer sich den Albernheiten des Herrnhutischen Gesangbuches entgegensetzt, Christum selbst verschmähete, und die Predigt seines Wortes verachtete.

Inzwi-

Inzwiſchen kann man auf die öffentlichen und heimlichen Bemühungen einer Gemeine nicht genug wachen, deren Aſcetik und äußerliche Ordnung ſchon genug geſchickt iſt, den gemeinen Chriſten einzunehmen. Da er gewohnt iſt, die Erbaulichkeit des Religionsvortrages nach der Menge und Stärke der Empfindungen zu ſchätzen, womit er ihn bewegt hat; da er von der Wahrheit, Würde und Zweckmäßigkeit ſolcher Empfindungen ſehr wenig zu urtheilen im Stande iſt: ſo wüßten wir nicht, was ihn mehr bezaubern könnte, als ein Gottesdienſt, der ein ſtetes Spiel kleiner, luſtiger, kindiſcher Empfindungen iſt. Das iſt wohl mit eine Urſach, warum der Graf unter den Inſpirirten und den Methodiſten keine Proſelyten machen können. Von den letztern erzählt Hr. Sp. das ſelbſt ziemlich weitläuftig von S. 1044. an. Außer daß ſie in Anſehung ihrer Meynung über den Sünder einander ſchnurgerade entgegen waren, indem Weſley behauptete, ein Chriſt könne es bis zu einer ſinleſs perfection bringen; der Graf hingegen die Sünderſchaft zu einem Hauptingredienz eines Erweckten brauchte: ſo hatte auch ein jeder bereits ſeine eigene Schwärmerey, womit er zufrieden war. Und Zinzendorfs Schwärmerey iſt, wie geſagt, bey dem gemeinen Chriſten gut angebracht; ſelten fällt ſie da auf einen undankbaren Boden. Zu dem allen kömmt eine gute in die Augen fallende äußerliche Ordnung, die gutgeſinnten Gemüthern gefällt, und ſie für eine ſolche Parthey leicht noch mehr gewinnen kann. Es würde ein großes Verdienſt der Brüdergemeine ſeyn, wie wir das zu erkennen nicht unterlaſſen haben, die in unſerm Zeitalter ſo ſehr verloſchnen Funken der Ordnung, Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Eingezogenheit angefacht, und die Geſellſchaft damit belebt zu haben, wenn es

in dem Schooße der Häuslichkeit und der Freyheit geschähe, und nicht der Hausvater aus seinen Familienverbindungen herausgerissen, in fremde unnatürliche Verbindungen versetzt, und bey allem scheinbaren Wohlseyn nur zu einem Werkzeuge in der Hand der Oberherrn gewürdigt würde. In diesem Falle muß schon ein großer Theil der Preiswürdigkeit dieser Anstalten wegfallen. Es ist eine alte Anmerkung, daß man in den Gemeinen, welche durch eine strenge Zucht in Ordnung gehalten werden, die Fehler und Schandflecke derselben vorsichtig zu verbergen pflege, bis daß mit der Zeit einer oder der andere ans Licht kömmt. Man kann leicht ermessen, mit wie viel Zwange das müsse bewerkstelligt werden. Ein Kloster voll Mönche in seinem Chor fällt wegen seiner Ordnung sehr schön in die Augen; mais la cuisine! sagte eine braminische Prinzessinn bey einem herrlichen Gastmahle von Fleischgerichten, mit Rücksicht auf die Pracht des Gottesdienstes der römischen Kirche, und auf die Härte ihrer Inquisition. Die geheimen Nachrichten, die übrigens über die Brüdergemeine nach und nach zum Vorscheine gekommen, durch Bothen, Volk u. a. werden freylich für Verleumdungen, und ihre Urheber als elende Apostaten gebrandtmarkt. So lange sie zur Gemeine gehörten, waren es gute, untadelhafte Männer; sobald sie davon ausgegangen sind, werden sie Buben, und man wirft ihnen sogar ihren Stand vor, als wenn ein Schneider und Stadtschreiber nicht könnte ein wahrhaftiger und verständiger Mann seyn; sonderlich nach den Grundsätzen der Brüdergemeinen, die so gar ihre vornehmsten geistlichen Aemter an Handwerksleute und Unstudirte austheilen. Allein das ist die Gewohnheit aller Partheyen, wodurch aber eigentlich nichts ausgemacht wird. Eben so hat man mit

dem

dem Sutor und, dem bekannten Regnier, verfahren. Es ist aus Fresenius Sammlungen bekannt, was mit diesen beyden Männern vorgegangen ist, und was ihren Ausgang aus der Gemeine veranlaßt hat. Es ist aber sehr possierlich zu lesen, wie Hr. Sp. (S. 1276.) den Abfall des letztern berichtet: „Einer, Na„mens Regnier, sagt er, gieng nach Suriname, und „man kam dessen Erklärung lesen in der Büdingischen „Samml. — Dieser Mensch war in Pensilvanien in „Schwärmerey gerathen; hatte sich jedoch ziemlich re„colligirt, und der Graf hatte eine gute Meynung von „ihm, wie aus den Antworten auf die Beschuld. u. „s. w. S. 137. zu ersehen. Es zeigte sich aber nach„her, daß er ein elender Mensch war, der nicht lieb „hatte, und doch aus fanatischer Eigengerechtigkeit „knechtlich und pünktlich seyn konnte.“ Dieser elende herrnhutische Schnickschnack heißt wohl auf deutsch nichts anders, als daß Regnier ein ehrlicher Mann war; der aber endlich das Joch der Heylandsgemeine zu drückend fand, aufhörte, für sie partheyisch zu seyn, und sich aus der Knechtschaft der Menschen wieder in die Freyheit des reinen Christenthums begab.

Wenn man erwägt, wie leicht sich die Rechtschaffensten unter den gemeinen Christen von den geistlichen Uebungen, die in die Sinne fallen, von der äussern Zucht und Ordnung, von dem, was ihre dunkelsten Gefühle beschäfftigt, von dem Scheine des Eifers für die Religion hinreißen läßt: so muß man sich nicht länger wundern, daß die Brüdergemeinen oft an Orten, wo man sie nicht gehindert, auf eine Zeitlang so große Eroberungen haben machen können. Allein eben so oft mußte ihre innere Verfassung sie bald wieder um die Unterthanen bringen, die ihr der äus-

serliche

ferliche Glanz erworben hatte. Wir haben dieses schon mehrmals als eine allgemeine Vernunftwahrheit bemerkt; wir können diese Beobachtung aber auch durch die Erfahrung bestätigen. Ein Liefländischer Prediger schrieb an S. J. Baumgarten unter andern: „Das süße Schwatzen vom Lamm, Blut, Gemeine, „Brüder, Verbindung, Zucht, Ganzwerden, Pra„lerey von ihrem großen Sieg und Seegen, seelige „Gemeine, machte ihnen unsere Zuhörer zu Sklaven, „bis der Herr drein sahe, und ihre Betrügerey durch „das sündige Loos entdeckte."

So wie einzelne Glieder allgemach durch die Erfahrung belehrt wurden: so wurden es auch die Obrigkeiten, wenn sie sich nicht gleich bey der Aufnahme der Brüdergemeinen darinn vorgesehen hatten. Was desfalls in Liefland und dem Ysenburgischen vorgefallen, berühret Hr. Sp. nur ganz kurz. Indeß so geschwind er, gleich dem Hahn über die Kohlen, darüber hinläuft; so sehr er die ganze Sache in das fromme Kleid der Erduldung um des Heylandes willen einkleidet: so leuchtet doch ganz augenscheinlich ein ganz anderes Leiden durch. Wenn man nemlich die Briefe, die in Baumgartens Bedenken, und die Acten, die in den Act. H. Eccl. B. VIII. S. 288. u. ff. ja wenn man einige Stellen aus des Grafens Briefen, die Hr. Sp. selbst anführt, unpartheyisch lieset: so sieht man wohl, daß nie ihr Eifer dem Heylande arme Seelen zu gewinnen, sondern ihr Bestreben sich durch eine knechtische Zucht vermögender oder nützlicher Bürger zu bemächtigen, die Obrigkeit endlich genöthigt, zu erwachen, und sich ihre Aufsicht auf ihre Unterthanen nicht unvermerkt durch die heiligen Bande der Brüdergemeine aus den Händen winden zu lassen. Der Graf gesteht, daß die Obrigkeit in Liefland durch die

bloß

bloß bürgerlichen Einrichtungen der Brüdergemeine sey aufmerksam gemacht worden; allein alles das, was in seiner Abwesenheit von den Brüdern angeordnet worden, das sey ohne sein Wissen, ja gegen seinen ausdrücklichen Willen geschehen; er wolle also alles wieder abschaffen. „Seine Absicht, sagt Herr Sp. S. 1534. gieng demnach dahin, die ohne seinen „Willen, und gegen sein ausdrückliches Verbot, „mit dem Oberpastor Mickwitz und andern zu Reval „genommenen Maaßregeln, die mährische Disciplin „in die lutherische Kirche einzuführen, rückgängig zu „machen; ohne Nachtheil des unstreitig großen und „über alle Vermuthung gehenden Segens des Evan„gelii in dasigen Gegenden, wie er sich darüber aus„drückt in den naturellen Reflexionen. S. 303. "Was wir schon oben bemerkt haben, von dem kindischen Kunstgriffe, alle Prädikate des unsichtbaren Reiches Gottes auf sein eigenes in heiliges Gewand gehülltes irdisches Reich anzuwenden, das ist bey diesen liefländischen Begebenheiten recht pomphaft angebracht. Daß viele gute Seelen das Ihrige hergaben, das hieß eine große Erweckung, ein unglaublicher Seegen; daß die Obrigkeit recht väterlich drein sahe, und unter andern auch den Grafen in Riga auf der Citadelle zur Verwahrung setzte, das war die grausamste Verfolgung der Kirche Christi. „Nun sind, schreibt der „Graf an seine Gemahlinn S. 1540. unserer ein hüb„sches Häuschen um des Heylandes willen gefangen, „und mein Christel macht sich eine Freude, so etwas „mit seinem Papa zu erfahren." Man kann sich beynahe des Unwillens nicht erwehren, wenn man solche Worte, die in dem Munde der Apostel Wahrheit und fromme Gesinnung waren, so entheiligt sieht. Wahrlich die kindischen Erbaulichkeiten der herrnhutischen

Ascetik

Ascetik verdienen wohl nicht die Sache des Heylandes genannt zu werden, — es ist nicht um seinet willen gefangen seyn, wenn man es um einer Sache ist, mit der er weiter nichts gemein hat, als daß sein hoher Namen sehr oft dabey gemißbraucht wird.

Was der Brüdergemeine am meisten das Lob des Eifers für ihre sogenannte Sache des Heylandes zuwege gebracht hat, sind unstreitig ihre Missionen unter den Heyden. Wir wollen jetzt nicht den großen Mißbrauch rügen, wozu sie augenscheinlich oft gedienet haben, Leute zu verschicken, die man zu entfernen seine Ursachen hatte; wir wollen von den durch ein sehr zweydeutiges Loos erklärten Missionarien nichts sagen; wir wollen die Wahrheit der Nachrichten von dem gestifteten Guten nicht streitig machen, wie man den Seegen der amerikanischen Missionen zufolge eines glaubwürdigen Schreibens gar wohl in Zweifel ziehen könnte. (S. Baumgartens theol. Bed. 44 St. S. 673.) Wir wollen nur unsere Leser an die thörichte und unchristliche Methode erinnern, die Heyden zu Christen zu machen, ohne ihren Religionsunterricht bey der Erkenntniß Gottes anzufangen. Wahrlich! wenn diese Missionen irgend einen wohlthätigen Nutzen haben: so ist er nur sehr zufällig, und ein ganz anderer, als den die Missionarien abgezielt haben; ihr ganzes mangelhaftes Werk ist ein heilsames Mittel, wodurch die Vorsehung unsern wilden Brüdern auf andere Weise wohlthun will, indem sie ihnen Menschen zuführt, von denen sie die Süßigkeit des geselligen, ruhigen Lebens lernen, und zu der Entwickelung ihres Geistes durch die Künste des Friedens geleitet werden können. Das Nämliche müssen wir von der Ausbreitung ihrer kirchlichen Duldung sagen, wonach sie nicht allein die christlichen Hauptpartheyen; sondern

auch

auch Naturaliſten und Freydenker, wenn es angienge, unter ſich aufnehmen möchten. Da dieſe Bereitwilligkeit mit ihrer öffentlichen Theologie ſo wenig zu reimen iſt: ſo müſſen ganz beſondere Urſachen bey ihnen obwalten, warum ſie den Schooß ihrer Kirche ſo weit machen; oder ihre vorgegebenen Grundſätze müſſen nur für eine gewiſſe Klaſſe ihrer Gemeine ſo ſtark getrieben werden. Wir wollen das an einigen Beyſpielen klar zu machen ſuchen. Wie weit ſich der Graf mit dem bekannten Edelmann eingelaſſen, erzählt uns Herr Sp. ſelbſt (S. 882.) Von ſeinen Unterhandlungen mit Dippeln handelt ein ſehr intereſſanter Brief des D. Adam Struenſee. (S. Act. H. Eccl. B. IV. S. 988. u. ff.) Wenn man nun bedenkt, wie Dippel über die Genugthuung Chriſti gedacht habe: ſo muß man des Grafen Einigkeit mit ihm ſehr befremdend finden. Am wunderbarſten iſt aber, was Hr. Sp. von dem Unitarier Samuel Crell erzählt. Er führt an, wie ſich der Graf mit ihm unterhalten, und fährt S. 947 alſo fort: „Wie es weiter mit dieſem lieben alten Manne „gegangen ſey, und wie er endlich an ſeinem Ende „als ein ſchüchternes Täubchen in den Wunden Je„ſu ſein Heil geſuchet; davon findet man ein mehre„res in den natürellen Reflexionen S. 247 — 249. „Zwey Jahre lang verſäumte er keine Verſammlung „der Brüder in Amſterdam, es mochte das Wetter „ſeyn, wie es wollte. Er hatte auch im Ernſt vor, „mit ſeiner Familie nach Herrnhut zu gehen. Nach„her wurde er irre gemacht; weil man ihn auf der „Ecke angriff, wo die Gelehrten gemeiniglich ſchwach „ſind.“ (H. Sp. ſagt uns nicht, was das für eine Ecke ſey; es würde ſehr intereſſant ſeyn, das von ihm zu erfahren. Allein er pflegt ſich gern in ſolchen unbeſtimmten Allgemeinheiten zu halten, damit man

nicht

nicht auf den Grund der Sache komme.) „Da leug„nete er zwar die Gnade, die ihm geschehen war, nicht „ganz; er gerieth aber auf die Ausflucht: Er sey noch „ein Unitarier, wie zuvor, und habe nur in dem Ar„tikel de satisfactione Christi durch die Brüder eine „andere Einsicht bekommen. Hierauf geschah es, „daß ihn im Jahre 1746. Johannes von Watte„ville besuchte: und der hatte die Freude zu sehen, „daß er alles, was mit ihm geredet wurde, von Herzen an„nahm. Diese Gnade des Heylandes behielt ihn bis an „sein Ende. Er gieng, nach unaufhörlichen Flehen zu „dem theuren Gotteslamm, (wie er es nennte,) daß „es sich seiner erbarmen möchte, mit den Worten: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern fürs „Lösegeld seelig wär, aus der Zeit. Er ließ der „Brüdergemeine noch vorher für alle an ihm bewie„sene Treue herzlich danken.“ Diese ganze Erzählung befindet sich schon in des Alethophili Taciti Gedanken, u. s. w. einer 1749. herausgekommenen Herrnhutischen Schrift; sie ist aber auch eben so unvollständig und schwankend, daß man so wenig über ihre Zuverläßigkeit als über Crells eigene Gesinnungen daraus recht urtheilen kann; zumal da es nichts ungewöhnliches ist, daß die Brüder sich ganz ohne Grund der Zustimmung großer und gelehrter Männer rühmen, wie das z. B. dem Erzbischof Eric Benzelius und dem Bischof Eric Alstrin begegnet ist, wovon man des letztern Brief an den Erzbischof Henrich Benzelius nachlesen kann, in den Act. H. Eccl. B. XV. S. 545. Dem sey indeß wie ihm wolle: so ist so viel gewiß, daß der erste Sieg des Grafen über diesen gelehrten Unitarier, nicht sehr vollständig muß gewesen seyn. Denn seine erste Unterredung mit ihm fällt in das Jahr 1736. und im Jahr 1740. findet

man

man noch nicht die geringste Aenderung in seinen Meynungen, wie aus einem Briefwechsel desselben mit Joachim Langen, der ihm seine Gloriam Christi zugeschickt hatte, zu ersehen ist. Die ganze Bekehrung möchte also wohl auf nichts weiteres hinauslaufen, als auf eine äußerliche Verbindung, die diesem unglücklichen Greise in einem ungewöhnlich hohen Alter, bey einem durch Armuth und Verstoßung gebrochenen Herzen, sehr willkommen seyn mußte, und die ihm ohne Zweifel durch die bekannte Erweiterung ihrer Grundsätze und das gefällige Zufriedenseyn mit einigen zum Schibolet der Gemeine gehörigen erbaulichen Tönen, ungemein erleichtert wurde. So pflegt überhaupt eine jede Gesellschaft, deren Vortheil es erfodert, so zahlreich zu seyn, als möglich, die Thore ihres Tempels weit aufzuthun, um ihr Haus voll zu machen; aber wohl bemerkt, von solchen Leuten, die sie brauchen kann, und sich in nichts strenge finden zu lassen, als in der Subordination, die das Grundgesetz ihres gemeinen Wesens ist. Scharfsichtige Beobachter haben das auch von dem ehemaligen Orden der Jesuiten bemerkt. Sie pflegten alles bey sich aufzunehmen, und für jede Neigung konnte man bey ihnen Nahrung finden. Liebte jemand die Wissenschaften: so fand er Leute, von denen er lernen konnte; hatte er eine Neigung zum Reisen: so konnte er reisen; hatte er seine eignen Gedanken über Religionssachen, oder auch ganz und gar keine Religion: so gab es unter der heiligen Brüderschaft welche, die sich blos wunderten, daß er nicht noch schlimmer sey, und hießen ihn Gott danken, daß ein Geschöpf, welches mit aller Zuneigung zum Bösen und Abneigung vom Guten auf die Welt kömmt, noch in irgend einem Betracht, das geringste Gute an sich haben könne. An solchen sehr

natürlichen Mitteln hängt denn oftmals die Ausbreitung einer Parthey, die man hernach ganz einem besondern göttlichen Segen zuschreibt.

Wir lassen nunmehr einen jeden Verständigen nach den obigen Thatsachen den Charakter des Grafen selbst beurtheilen. Man pflegt gemeiniglich damit bald fertig zu werden, indem man seinen Held entweder ganz zum Heiligen, zum Schwärmer, oder zum Betrüger macht. Aber in dem Geisterreiche lassen sich solche Linnäische Klassifikationen nicht anbringen, womit wir uns zur Ueberschauung der Naturreiche in der Körperwelt helfen. In jenem kommen alle Augenblicke Anomalien und jähe Uebergänge von einem Aeußersten zum andern vor. Der Graf von Zinzendorf war mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes geboren. Da diese nicht frühzeitig durch gründliche Wissenschaften genährt und gezüchtigt wurde: so gewann sie mehr in Oberfläche als in Tiefe. Sie erhielt durch seine Erziehung einen religiösen Schwung, und äußerte sich bald in unruhiger Thätigkeit. Bey der Aufnahme der mährischen Emigranten entstand in ihm ohne Zweifel eine geheime Ahnung von einer Gemeine, wobey er Gutes stiften, wirksam seyn, herrschen und sich selbst vergrößern könnte. Dieses Ziel einmal gesetzt, woran auch warme Frömmigkeit nichts tadeln zu können schien: konnten nun leicht die zweydeutigsten Mittel durch ihre Abzweckung, so bald sie nothwendig schienen, geheiligt werden; einmal vorausgesetzt, daß die Sache der Brüdergemeine die Sache des Heylandes sey. Da der gemeine Christ durch die Schwärmerey so leicht kann angeregt werden, und der Graf in seiner Phantasie dazu Zunder und Materialien genug fand: so wurde diese schwärmerische Ascetik nun der Grund, worauf die

Gemeine

Gemeine gebauet ward. Das Bedürfniß nach immer neuer Beschäftigung der Andacht durch die Sinnlichkeit machte es natürlich, daß er endlich auf die tändelhaftesten Kindereyen verfallen mußte. Der Gebrauch der Vernunft war von allen geistlichen Uebungen ausgeschlossen, und würde auch nicht haben angebracht werden können, da das Haupt der Gemeine die seinige immer mehr vernachlässigte. Wenn man die Unendlichkeit seiner weltlichen und geistlichen Regierungsgeschäffte, seine ewigen Erbauungsreden, Eheviertelstunden, Homilien, seinen ausgebreiteten Briefwechsel, seine steten Unterhandlungen, seine häufigen Reisen erwäget: so wird man es nicht befremdend finden, daß er seinen Verstand mit Erkenntniß göttlicher Wahrheiten gar nicht anbauen, noch seinen religiösen Gesichtskreis erweitern und aufhellen, und seine Empfindungen berichtigen konnte. Je weiter also er und seine nicht hellern Gehülfen auf diesem Wege fortgiengen, desto mehr mußten sie von der richtigen Straße und aus dem hellen, wohlthätigen Sonnenlichte des Christenthums abkommen, und sich in die dunkeln, unsichern, pfadlosen und schlüpfrigen Irrgänge sinnlicher Gefühle verirren. Daraus mußten denn Collisionen entstehen, denen man nicht anders, als mit Geschicklichkeit, Kunstgriffen, Doppelsinn, Geschmeidigkeit und List ausweichen konnte. Wie sollte der Graf die Gefühlstheologie, die zur Unterhaltung der Schwärmerey nöthig war, mit der Theologie der lutherischen Kirche vereinigen? wie die Erweiterung seiner Gemeine für so verschiedene Religionsparteyen mit der Präcision der öffentlichen Glaubensbekenntnisse? wie die Obrigkeiten über die innere Staatsverfassung der Gemeine, wie über ihren Eroberungsgeist beruhigen? wie die übereilten Eingriffe

in die Landesverfassungen, und die dabey gebrauchten Mittel bemänteln? wie der Gemeine den äußerlichen Schein der Ordnung geben, um die Proselyten anzulocken, und doch die Subordination und die Banden nicht nachlassen, wodurch man sie festhält und nutzt? wie alles dem Heylande zu überlassen scheinen, und doch alles selbst thun, damit alles zum Zweck des Ganzen gethan werde? wie uneigennützig scheinen und Schätze bedürfen, wie die Beutel der Gläubigen in die Heylandskasse ausleeren, und sie doch nicht zu zwingen scheinen? Wer alles dieses auf dem geraden Wege der Wahrheit erhalten will, der unternimmt etwas unmögliches. Und hier findet sich der ganz natürliche und unmerkliche Uebergang von dem Gutmeynen des Schwärmers zu der nicht gewissenhaften Geschicklichkeit des Mannes von Geschäfften. Bey allem diesen scheint der Graf v. Z. nicht viel Schwierigkeit gefunden zu haben. Die nämliche Lebhaftigkeit, die ihn nun stark genug machte, sein Ziel festzuhalten, machte ihn reich in Erfindung der Hülfsmittel, thätig und geschmeidig in ihrer Anwendung: und seine Religionstheorie, wo alles auf die gegenwärtige Gemüthlichkeit ankam, war bequem genug, ihn über die moralische Güte derselben nicht zu beunruhigen. Man wird nicht sagen können, daß der Partheygeist bey dieser kurzen Schilderung des berühmten Grafen v. Z. den Pinsel geführt habe, oder daß dazu gehässige Farben gebraucht worden; gleichwohl müssen wir gestehen, daß sie von der Schilderung sehr abgehe, die Hr. Sp. von dem Charakter des Grafen am Ende seines Werkes entworfen hat, und die wir wegen seiner Weitläuftigkeit nicht hieher setzen können.

Unser

Unſer Urtheil über den perſönlichen Charakter des Stifters der Brüdergemeine wird übrigens die würdigen Glieder derſelben nicht beleidigen können. Wir haben bereits die Hoffnung geäußert, daß ihre Aſcetik ſich immer mehr der Vernunftmäßigkeit nähern werde, und daß, wenn dieſe Hoffnung erfüllt wird, ſie die Vorwürfe nicht verdienen werde, die wir ihrem Stifter zu machen, uns nicht haben entbrechen können.

Bl.

II.

Wahre Bewandniß der am 8 May 1776 erfolgten Trennung der bisherigen Viſitation des Kayſerl. und Reichscammergerichts im Junius 1776. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhoeck. 1776. gr. 4.

Der ungenannte Verfaſſer dieſer Schrift hat nicht wollen bekannt ſeyn, und will es wahrſcheinlich noch nicht ſeyn; ſonſt würde er ſich allem Vermuthen nach genannt, oder, nachdem man Hrn. Pütter ſo entſcheidend dafür ausgegeben, dieſer oder ein anderer ſich diesfalls erklärt haben. Rec. und dem Leſer kann es gleichviel ſeyn. Er ſagt indeſſen in der Vorrede, daß er alle Schriften, die hier einiges Licht geben können, ſo vollſtändig als möglich zur Hand gehabt, und daß er ſich, wie auch der Augenſchein, die durchgängig herrſchende Wahrheit der Erzählung, die gründliche Erörterung aller hier einſchlagenden Rechtsfragen, und der, denſelben Schritt vor Schritt begleitende überzeugende Beweis, hinlänglich

lich zu erkennen geben, die nicht geringe Mühe, alles mit Aufmerksamkeit zu lesen, mit Sorgfalt zu prüfen, und das Resultat in einen vollständigen Zusammenhang zu bringen, nicht hat verdrüßen lassen. Der Augenschein lehrt es, daß Wahrheitsliebe und Gründlichkeit hier die Feder geführt haben. Es war nicht des Verf. Absicht, eine bloße Geschichte dieser Trennung zu liefern; sondern durch Verbindung derer hieher gehörigen Rechtsfragen mit der Geschichte, jeden in den Stand zu setzen, über den Vorgang selbst zu heilen.

Noch in eben dem Jahre erschien diese Schrift zu ien, mit, dieselbe von § zu § widerlegen sollenden merkungen in Druck. Weil aber viele, welche die wahre Bewandniß schon besitzen, die Widerlegung elben besonders zu haben wünschen: so hat sich ein d Mann gefunden, der sich bewegen las- nennung des Druckorts, die Anmerkun- ert, unter folgendem Titel abdrucken zu

III.

legende Anmerkungen der neulich in Göt- herausgekommenen Schrift, unter dem l: Wahre Bewandniß der am 8 May 6. erfolgten Trennung u. s. w.

e Vorrede zu diesen widerlegen sollenden An- erkungen verräth den Geist des Verfassers hinlänglich. Es ist ihm nicht recht, daß der erf. der wahren Bewandniß bey verschiedenen in die- hrift enthaltenen Gegenständen Gelegenheit ge- m , weitläuftige Ausführungen einzumischen, d in einige, seiner Meynung nach, zum Hauptzweck

gar

gar nicht gehörige Materien einzudringen, und dadurch dem Leſer von dem, wohin die Abſicht gehen ſollte, vielmehr zu entfernen, als ihn mit der wahren Bewandniß bekannt zu machen. Der Verfertiger dieſer Anmerkungen glaubt berechtiget zu ſeyn, es für Beruf und Pflicht zu halten, eine Widerlegung dieſer Schrift ans Publikum kommen zu laſſen; da ſolche einestheils ganz irrige Begriffe von der Viſitationszerſtreuung zu verbreiten trachtet, anderntheils aber Kayſerl. Majeſtät in dem jüngſthin dat. 13ten dict. 31 Julii an die Reichsverſammlung erlaſſenen Commiſſionsdecret, den wahren Fortgang der Sache, mit Beyſchließung des Viſitationsprotocolls, und die aus dieſer Angelegenheit ſich für die Zukunft ergebenmögende bedenkliche Folgen dem Reiche zur Beherzigung vorgelegt haben; und da überdies dieſe Schrift dem Herrn Prof. Pütter zugeſchrieben werden will, mithin diejenigen, die nicht genugſame Nachrichten und Kenntniſſe haben, deſto ehender verblendet und verführt werden könnten. Er erklärt ſich ferner dahin, daß wie der Verf. der wahren Bewandniß ſolche nur zur Steuer der Wahrheit zu Papier gebracht haben wolle: ſo führe er dabey ebenfalls keinen andern Endzweck, und ſolle auch zum voraus keine Vermuthung zurücklaſſen, als ob dieſe Widerlegung von höherem Befehle oder anderer Anleitung herfließe. Nichts deſtoweniger bemerkt er, es möge ſich zwar der Verfaſſer geſchämt haben, mit den abgenutzten Vorwürfen, was ſich zu den Zeiten Karls des V. und Ferdinands ereignet, gegen den Kayſerl. Hof zu Felde zu ziehen und Lärmen zu blaſen; dennoch habe er es nicht laſſen können, zu Erhitzung der Gemüther ſich der zwey großen Worte Religion und Freyheit zu bedienen. Er habe ſich ferner ſo weit vergan-

gen, hin und wieder empfindliche Vorwürfe gegen den Kayserl. Hof, das durchlauchtigste Erzhaus, geistliche Reichsstände und die Reichsstädte einfließen zu lassen; besonders aber in den Syhen 135. 136 — 163. die ärgsten Verläumdungen und Majestätsverletzliche Vorwürfe in so vollem Maaße auszugießen, als wenn er sich einen Plan ausgedacht hätte, den Kayser herunter zu setzen, damit die katholischen Reichsstände und Reichsstädte desto eher unterwürfig gemacht werden könnten. Dabey macht nun der patriotische Widerleger die Anmerkung, es würde einem Lehrer des deutschen Staatsrechts strafbar seyn, daß er der Jugend Erdichtungen, Verdrehungen, falsche Begriffe und Sätze, Verachtung gegen das Reichsoberhaupt, Aufhetzungen der Unterthanen, Religionshaß, Verfolgungsgeist, u. s. w. einflößte; besonders verdiene dabey die Betrachtung eine mehrere Rücksicht, Eltern Bedenken tragen müßten, ihre Kinder r ahr auszusetzen, daß sie das Gift ihrer Lehr- r einsaugten, und nur allzu früh lernten, die uchsamsten Reichsgesetze ohne allen Scheu zu treten, und ihnen gleichsam Hohn zu sprechen. Reichsgesetze seyen gegen derley Verbrechen ge- ärft, und nach des Herrn Widerlegers Voto wä- e diesem gemäs, daß der Fiscus excitirt, und der Criminalproceß eingeleitet würde. „Da jedoch, „heißt es ferner, dergleichen Verbrechen die Iustitiam „vindicatiuam unwirksam zu machen wissen, also gien- „ge mein ganz unvorgreiflicher Vorschlag für derma- „len dahin, daß Kayserl. Majestät allergnädigst ge- „ruheten, sich unmittelbar an Ihro Majestät den Kö- „nig von England, als Churfürsten von Braunschweig „zu wenden, die anzüglichen Stellen nach dem Wort- „laut vorzulegen, und aus Vertrauen auf des Kö-

„nigs

„nigs gerechte Gesinnungen, seinem eigenem Gutbe„finden anheimzustellen, wie dieses Unternehmen an„zusehen und zu bestrafen sey. Da sich aber der „Anstand äußern könne, daß zuförderst der Anony„mus ausfündig gemacht werden müßte: so dürfte es „doch wohl am rathsamsten und verträglichsten seyn, „einem Hochpreißl. Reichshofrathe die gerechte Beur„theilung zu überlassen, ob nicht die Schrift, wegen „ihres lästerlichen und sträflichen Inhalts, öffentlich „durch den Scharfrichter zu zerreissen, und solcherge„stalt wenigstens die Freude zu benehmen sey, daß „sich der Verfasser seiner strafbaren Arbeit berühmen „könne.“ Eine so strafbare Schrift verdienet also doch wohl eine genaue Beurtheilung: und da die wahre Bewandniß dem Rec. so richtig vorgekommen ist, nach des Verf. der widerlegenden Anmerkungen Meynung aber, so grundfalsch ist, so wird es unsern Lesern nicht zuwider seyn, hier eine weitere Ausführung von dem Inhalt dieser Schrift und dem Inhalt der Widerlegung zu finden. In der wahren Bewandniß, wird zuerst von der gegenwärtigen mißlichen Lage des Visitationsgeschäfts gehandelt, und bemerkt, daß der wahre Grund derselben, in dem, was im Jahr 1766. bey der damaligen Einleitung der bisherigen Visitation vorgegangen, zu suchen sey. Ganz Deutschland sey damals von der Nothwendigkeit einer Visitation des C. G. überzeugt gewesen, um denen eingeschlichenen Mißbräuchen Einhalt zu thun, und Kaiser und Reich hätten gleich wichtige Ursachen gehabt, alles mögliche anzuwenden, um diesem Unwesen zu steuern.

Der Herr Verfasser der Anmerkungen erinnert hierbey: Es habe freylich der Kaiser die im J. R. A. angeordnete Visitations- und Revisionsdeputation in

Vollzug gebracht. Allein, eben da der Kaiser alle mögliche Sorgfalt diesem Geschäffte gewidmet, sey ein Schreiben des Markgrafen von Baadendurlach an einige Höfe A. C. datum Carlsruhe den 9. Octbr. 1766. erschienen, worinnen folgendes enthalten.

„Es wäre sich mit vereinigten Kräften dahin zu „bearbeiten, damit — — die gegen die immer weiter „zu extendiren suchende Jurisdiction der höchsten „Reichsgerichte habende Beschwerden abgethan, und „ihnen kein schweres Joch über den Hals gezogen „werden möge. Insbesondere werden die evangeli„schen Stände hohe Ursache haben, zusammen zu se„hen, und ihre Angelegenheiten sorgfältig wahrzuneh„men, wozu sich bey dieser vorseyenden Visitation „wohl mehr als einerley Gelegenheiten darstellen wer„den. Ewr. ꝛc. stellen wir daher in hergebrachtem „Vertrauen, zu beliebiger hocherlauchter Ueberlegung „anheim, ob nicht durch die zu Regenspurg anwesen„de Gesandte der zu diesem Geschäffte deputirten evan„gelischen Fürsten, im engsten Vertrauen, und ohne „das mindeste Aufsehen zu erregen, ein gemeinsames „Concret zu verabreden sey, wie die nach Wetzlar ab„ordnende Räthe zu instruiren, daß sie daselbst ein „beständig gutes Vernehmen mit einander unterhal„ten, einerley Sprache führen, und sich gemeinschaft„lich bearbeiten sollten, nichts dem evangelischen We„sen nachtheiliges geschehen zu lassen, vielmehr wo „möglich, den in vorigen Zeiten verfehlten Endzweck „dermalen zu Stande zu bringen.“

Wer die deutsche Reichsverfassung kennt, und von dem, was seit dem Westphäl. Frieden geschehen ist, nur etwas weiß, wird hier nichts Gesetzwidriges finden; wohl aber mit Recht bedauern, daß Sachen, welche überhaupt den ein Corpus ausmachenden evangelischen

gelischen Religionstheil betreffen, so gewissenhaft behandelt werden, daß man, was zum Besten desselben veranstaltet wird, oft katholischer Seits eher weiß, als es von evangelischen zur Deliberation gebracht ist. Der Herr Verfasser der Anmerkungen macht indessen daraus den Schluß, daß man von Seiten eines Theils der deputirten Stände, nur auf die Ausführung einseitiger Plane, welche in Beschränkung der Reichsgerichtbarkeit, und in Erlangung einiger bey dem Westphäl. Frieden, Wahlcapitulationen und andern Rechtsschlüssen, nicht durchgesetzten Vortheilen bestehen sollten, bedacht gewesen, und sucht darinn die Quelle alles dessen, was nachher erfolgt ist.

Es folgt: Wahres Verhältniß, worinn das Cammergericht und dessen Visitation gegen Kaiser und Reich steht.

Hier wird in der wahren Bewandniß, erstlich die Bemerkung gemacht, daß das wahre Interesse der kaiserlichen Majestät und der Reichsstände eine gerade durchgehende Justiz am C. G. erfordern. Worauf der Herr Verf. der Anmerkungen nur mit einem Widerspruch antwortet, den er hauptsächlich dadurch rechtfertigt, daß während der ganzen Visitation, die Hauptbemühungen dahin gegangen, das kaiserliche Oberstrichteramt auf alle mögliche Weise zu beschränken, oder wenigstens von dem Willen der Stände abhangend zu machen.

Aber zum dritten §., der den Satz enthält, die Visitation des C. G. geschehe nicht sowohl aus obrist-richterlicher Gewalt, als zum Behuf der Gesetzgebung, und aus dem Rechte der höchsten Aufsicht, weßfalls an derselben die Stände Antheil hätten; ist eine sehr passende Anmerkung gemacht. Wir wollen sie ganz hieher setzen.

„Daß

„Daß die aus der Natur eines ieden Staates „herfließende Verfassung, daß dem Oberhaupte die „obristrichterliche Gewalt zukomme, auch in dem deut„schen Reich noch immer bestehe, kann der Verfasser, „so sauer es ihm auch ankommen mag, nicht verneinen, und folglich können auch die von den Stän„den abzuführende Unterhaltungskosten, und ihnen „dagegen eingeräumte Ernennung der Beysitzer, hier „eben so wenig eine Veränderung dieser Staatsverfas„sung auswerfen, als dadurch der Kaiser nicht aufhört (wie sich Pütter in introduct. in rem iud. Imp. „Sect. II. c. I. ausdrückt) Supremus fons omnis iu„risdictionis zu seyn. Inde concluſio, wenn also in „den Reichsgesetzen eine Deputation kaiserlicher Com„missarien und reichsständischer Räthe angeordnet wor„den, um die Gebrechen des Gerichts abzustellen, „oder Urtheile auf das neue zu untersuchen: so muß „hierbey der Kaiser nothwendig in jener Qualität, und „mit jenen Rechten eintreten, mit welchen er sowohl „bey der gesetzgebenden Gewalt, als auch bey dem in „seinem obristrichterlichen Namen ausgesprochenen Ur„theilen erscheint.“ Recht wohl; aber, wo widerlegt denn diese Anmerkung den bemerkten Zweck der Visitation? Die Ernennung der Beysitzer und Unterhaltung des C. G. sind ja hier nicht der Grund, aus welchem in dem W. B. gefolgert wird; sondern es wird nur erinnert, daß die Visitation zum Behuf der Gesetzgebung geschehen, und daß daran die Stände jederzeit wesentlichen Antheil genommen.

Der vierte §. der wahren Bewandniß bemerkt endlich, daß selbst an der Revision die Stände hauptsächlich ihren Antheil hätten, und daß, obgleich eine besondere kaiserliche Commission der Revision beywohnen könne, man doch bisher in Gesetzen und Herkommen

men die Sache nie so angesehen, als ob nothwendig eine kaiserliche Commission dabey seyn müßte. Dagegen wird erinnert, der Kaiser, welcher das Gutachten der Stände, wegen Einführung der Visitation und Revision, zu einem Reichsgesetz erhoben habe, könne nicht weniger Gewalt bey dieser Deputation besitzen, als er durch die Errichtung dieses Reichsgesetzes auszuüben befugt gewesen.

Die wahre Bewandniß folgert ferner, §. 5. daß einseitige Verfügungen bey Ausübung des Visitations- und Revisionsgeschäffts nicht gelten, und daß niemals alles, was dahin gehört, glücklicher von statten gegangen sey, als wenn Haupt und Glieder ihr reichsverfassungsmäßiges Verhältniß gegeneinander ruhig anerkannt — — — — ohne auf eine oder andere Art Dinge einseitig durchsetzen zu wollen, die nach der — — — Verfassung des deutschen Reichs, nicht anders, als vom Kaiser und Reichswegen mit gesammter Hand bewerkstelliget werden können. Die einleuchtende Wahrheit dieses Satzes kann und will nun der Herr Verf. der Anmerkungen gar nicht bestreiten; aber er erinnert, man könne wohl sagen, daß man einseitige Dinge durchsetzen wolle, wenn man bey Visitations- und Revisionsdeputationen die kaiserliche Commission unthätig und zu einem bloßen Zuhörer machen wolle.

Am besten zeigt der Hr. V. der A. seine Gesinnung in der Anmerkung zum 6ten §. wo bemerkt ist, daß der R. A. vom Jahr 1543. wo eine Stelle eingeflossen, die im Fall eines Mißverständnisses zwischen den Visitatoren, der kaiserlichen Majestät das Recht darüber zu entscheiden zusprechen wollen, ungültig sey, weil wider eben diese Stelle gleich ein beträchtlicher Theil des Reichs eine feyerliche Protestation

tion eingelegt, und sothane R. A. wie desfalls die damalige C. G. Visitation fruchtlos aus einander gegangen, seine Endschaft erreicht habe, da er nur auf die damalige Visitation gerichtet gewesen; auch diese Verordnung nachher nicht wiederholt worden, sondern vielmehr die nachherige C. G. O. ganz andere Wege eingeschlagen habe. Hier wird bemerkt, daß man einen Widerspruch gegen bemeldeten R. A. nicht vermuthet hätte, und beruft sich auf die, gegen den angeführten Pütterischen Versuch einer richtigen Bestimmung des kaiserlichen Ratificationsrechts ans Licht getretenen Beobachtungen.

Diese Proben sind schon hinlänglich, unsern Leser zu überzeugen, daß diese widerlegen sollende Anmerkungen meistens Noten ohne Text sind; und jeder Leser wird, wenn er die Anmerkungen gelesen, und etwan noch einmal einen Blick auf die Vorrede wirft, mit uns glauben, der Verfasser der Anmerkungen habe eigentlich von sich selbst gesprochen, wenn er S. 5. sagt;

„Ferners ist diese Schrift (diese Anmerkungen) „weder bündig noch pragmatisch, sondern gründet sich „meistentheils auf falsche Sätze oder falsche Schlüsse, „die öfters aus richtigen Sätzen gezogen werden, und „endlich sind die Irrlehren, und offenbare Wider„sprüche und Verdrehungen so häufig, besonders aber „der Inhalt einiger Paragraphen so beschaffen, daß „man sich wundern muß, wie auch ein ungenannter „sich getrauen können, diese Sachen in Druck zu geben.“

Wir wollen den Inhalt der wahren Bewandniß vollends durchgehen, und etwa hie und da noch einige Bemerkungen über die Anmerkungen machen.

In der wahren Bewandniß wird nun die erste Lage des Visitationsgeschäffts untersucht, und gezeigt,

daß

daß nach der vorläufigen Bestimmung des Reichsgutachtens vom 8ten August 1766. noch viele Punkte übriggeblieben, welche der Reichsverfassung gemäß einer weitern Deliberation bedurft hätten: indem vieles in den ältern Gesetzen unbestimmt gelassen, und bey vielem was darinn bestimmt war, die Frage übrigblieb, ob und wie weit, die vor hundert und mehr Jahren verfaßte Vorschriften, auch auf den jetzigen Fall schicklich seyn möchten. Der Hr. V. der Anmerkungen verlangt hier Beyspiele, deren im 9ten §. genug beygebracht sind.

Die Lage der Sachen aber wurde merklich verändert, wie in den kaiserlichen Commissionsdecreten vom 17. Novbr. 1766. und 26. Jan. 1767. die Sache so genommen wurde, als ob für die Reichsversammlung nichts mehr zu berathschlagen übrig wäre, und es für die dermalige Visitation weder einer eigenen Vollmacht noch Instruction bedürfe. Die wahre Quelle dieser veränderten Lage war aus einer im Januar 1767. bekannt gemachten Schrift, unter dem Titel, Betrachtungen über das Reichskammergerichtlichte Visitationswesen, zu ersehen, wo dieses Geschäfft von einer ganz andern Seite, als man es bisher angesehen, vorgestellt wurde. Die zur Visitation bestimmte Reichsdeputation sollte nach dieser Vorstellung, nur ein durch die Reichsgesetze angeordnetes Gericht seyn, und die ihr zukommende ordentliche Gerichtbarkeit ihr unmittelbar aus den Gesetzen zufließen, ohne daß sie dazu einer Vollmacht oder einer besondern Anweisung bedürfe. Die vorzüglichste Absicht aber dieser Schrift schien zu seyn, die Anstände, so man gegen die Kaiserl. Commissionsdecrete geäußert, zu heben. Sie bestanden darinn: I. das Commissionsdecret vom 17ten Novbr. 1766. entziehe den

Stän-

Ständen das ius ſuffragii und die in des C. G. Angelegenheiten ihm zuſtehende Concurrenz, und daß alſo der Kaiſer ein anderes Decret erlaſſen, oder das vorige einigermaaßen erläutern und beſchränken möchte; II. daß mit weiterer Berathſchlagung der vormals in Propoſition geſtellten 26 Deliberationspunkte weiter fortgefahren werde; daß III. Kaiſerl. Majeſtät forderſamſt dasjenige erfüllen möchten, was dieſelben im 12. §. des 17 Artikels ihrer Wahlcapitulation verſprochen hätten. Daß IV. für die Reichsdeputirten eine Reichsvollmacht, und V. eine neue Reichsinſtruction abgefaßt werden müßte, und daß VI. noch verſchiedene Nebendinge, die der Viſitation oblägen, vorher berichtigt und entſchieden werden möchten.

Dieſem allen wurde in bemeldeten Betrachtungen widerſprochen, und der Ungrund dieſes Widerſpruches wird §. 16 — 18. dargethan. Der Erfolg war, daß von einer Seite alle in den Betrachtungen aufgeſtellte Grundſätze nach einander durchgeſetzt werden ſollten, und daß von der andern Seite, alle, in Hoffnung, daß die Sachen in geſetzmäßige Wege würden eingeleitet werden, gebrauchte Mäßigung, vergeblich war. Es wird daher bemerkt, daß man alles, was ſeit 1767. geſchehen iſt, in der alleinigen Hauptquelle vereinigt finde, daß viele Dinge, die offenbar erſt eine Reichstägige Berathſchlagung und Beſtimmung erfordert hätten, ganz einſeitig unternommen und durchgeſetzt werden wollen.

Gegen alles dieſes enthalten die widerlegenden Anmerkungen nichts als Widerſprüche ohne Beweis, und das Durlachiſche, oben angeführte Schreiben, muß der Grund ſeyn, dem andern Theil gleichen Vorwurf zu machen.

Der

Der zweyte Abschnitt der W. B. handelt von dem besondern Anstande, der sich bey der gegenwärtigen C. G. Visitation wegen des gräflichen Deputationsrechts ereignet hat: und zwar erstlich von dem Hauptanstande, da die Vollmacht eines einzelnen Reichsgrafen zu Aufstellung eines Subdelegirten für hinlänglich gehalten werden wollen. Um den wahren Grund dieses Anstandes gehörig zu bestimmen, setzt der V. der W. B. zuvörderst den Unterschied des fürstlichen und gräflichen Stimmrechts aus einander, wie sich solches sowohl im Fürstenrath, als auch bey ordentlichen und außerordentlichen Reichsdeputationen zu einander verhält, und wie solches im verbindlichsten Herkommen, und einem Besitzstande beruht, den selbst keine Mehrheit der Stimmen einseitig abändern kann. Hierauf erfolgt die erzählende Nachricht vom Verlaufe der Sache bis zum 14. Jun. 1774. Das schwäbische Grafencollegium überließ 1766. seine Stelle in der ersten Classe der Visitationsdeputation an den Churpfälzischen Hof, behielt sich aber seine Stelle für alle folgende Classen ausdrücklich vor. Die drey übrigen gräflichen Collegien wurden unter einander eins, daß das Wetterauische Grafencollegium zur ersten, das Fränkische zur zweyten, und das Westphälische zur dritten Classe dieser außerordentlichen Reichsdeputation gezogen werden sollten. Es machte daher groses Aufsehn, als bekannt wurde, daß im Jun. 1774. Churmaynz das Westphälische Grafencollegium anstatt des Schwäbischen zur zweyten Visitationsclasse beschrieben habe: indem man in der zwoten das schwäbische, und erst in der dritten Classe das westphälische Grafencollegium erwartete, und dießmal nichts von einem Vergleiche bekannt worden war. Noch mehr Aufsehen aber machte es, als im Novbr. 1774. ein

Bevollmächtigter des Grafen von Metternich erschien. Sodann wird, von dem bey dieser Gelegenheit des gräflichen Deputationsrechts in Frage gekommenen Religionsverhältnisse der westphälischen und fränkischen Grafencollegien gehandelt, und gezeigt, daß der evangelische Religionstheil Possessorium und Petitorium dahin für sich habe, daß die westphälische Grafenstimme bisher wirklich nur dem evangelischen Religionstheile zugezählet worden. Lesenswürdig sind die Ausführungen, über die Religion der Fränkischen und Westphälischen Grafen. In den Anmerkungen wird gleich anfänglich beym zweyten Abschnitt erinnert, daß der Hr. V. derselben nicht Ursache zu haben glaube, sich über die, die Grafensache überhaupt betreffende Materien weitläuftig auszulassen. Er hält es für zweckwidrig, daß der Verfasser der wahren Bewandniß aus den bisher wegen des gräflichen Deputationsrechts erschienenen Deductionen einen Auszug zu liefern übernehme, da der Titel seiner Schrift nur die wahre Bewandniß der am 8ten May 1776. erfolgten Trennung der bisherigen Visitation zum Gegenstande habe: und die übrigen Anmerkungen enthalten fast nichts als Raisonnement ohne Beweis und Gründe. Die Scheingründe, die dazu dienen sollen, die Zulassung des gräflich Metternichischen Bevollmächtigten zur zweyten Visitationsclasse zu beschönigen, scheinen dem V. der A. freylich wichtiger als dem V. der wahren Bewandnisse, und die Punkte, die er nicht widerlegen kann, heißen Verdrehungen. Einige am unrechten Orte angebrachte Bemerkungen von dem, was bey den Schwäbischen, Fränkischen und Westphälischen Grafencollegien vorgekommen, erhalten in der wahren Bewandniß, wo von dem Religionsverhältnisse der Westphälischen und Fränkischen Grafencolle-

collegien die Rede iſt, ihre richtige Beſtimmung. Wer nur eine Abtheilung der wahren Bewandtniß lieſet, und die Anmerkungen dabey hat, wird finden, daß der V. dieſer Anmerkungen nur allem habe widerſprechen wollen, wenn es auch auf den offenbarſten Geſetzen, authentiſcher Erklärung und dem unbezweifelten Herkommen beruht.

Z. E. Es wird in der W. B. §. 53. u. f. gezeigt, daß von je her der Grafenſtand keine andere als Curiatſtimmen gehabt, und daß, obgleich in den ältern und neuern Reichsgeſetzen, wenn von der Stimme dieſes Standes die Rede war, gemeiniglich ſteht, ein Graf; ſolches doch nie anders zu verſtehen geweſen, als daß an einer ſolchen Stelle ein Namens anderer erſcheinender Graf die Stimme führen ſoll. Und der, catholiſcher Seits vorgeſchützte Unterſchied unter Reichsdeputationen und Reichsverſammlungen wird billig dahin eingeſchränkt, daß zwar bey Reichsdeputationen die Reichsſtände nicht nach den drey Reichscollegien dreyerley Berathſchlagungen halten, ſondern in einer Verſammlung ſitzen, und daß eine Stimme wie die andere gezählt wird; daß aber der Unterſchied bleibe, daß einzelne Fürſten ihre Stimmführer zu bevollmächtigen berechtiget ſind, hergegen zu einer jeden Curiatſtimme nur ein geſammtes prälatiſches oder gräfliches Collegium eine Vollmacht auszuſtellen berechtigt iſt. Wenn denn aber ein ſolcher gräflicher oder prälatiſcher Stimmführer eine ſolche Vollmacht aufzuweiſen hat: ſo votirt er im Reichsfürſtenrathe nicht minder als bey der Reichsdeputation, eben ſo gut, wie ein fürſtlicher Comitialgeſandter oder Deputationsſubdelegirter. Nun folgen §. 54. u. folg. einige Beyſpiele, wo einzelne Grafen in Perſon bey C. G. Viſitationen erſchienen ſind; doch ſo, daß ſie, als durch

Reichsschlüsse bevollmächtigte, Namens der übrigen zugegen waren. Hierzu gehört nun folgende ad §. 56. gemachte Anmerkung.

„Der Verfasser hätte weit mehrere Beyspiele von „Erscheinung einzelner Grafen bey den Visitationen „anführen können. (das wird er wohl auch gewußt „haben.) Es würden aber selbige nichts weiters er„weisen, als daß der Grafenstand hier eben so, wie ei„ne Chur- und fürstliche Stimme zu betrachten,

„Vom Grafenstand, nach seiner Verfassung betrachtet, hat ja der V. der W. B. das selbst deutlich genug gesagt; aber nach welcher Logic folgt denn nun der herrliche Schluß:

„mithin, wenn man sich mit Wortspielen nicht „abgeben will, als eine Virilstimme, welche der Hr. „Graf v. Metternich allerdings erwiesenermaaßen ver„möge des Reichsschlusses, und des Collegialauftrags „vertreten hat, anzunehmen sey.“

Meine Herrn Leser! geben Sie sich keine Mühe, den Beweis, den Reichsschluß, den Collegialauftrag aufzusuchen, sie existiren alle nur in den widerlegenden Anmerkungen. Aber, es ist doch sonderbar, wie kam denn der Hr. Graf v. Metternich zu einem Collegialauftrag bey seiner Virilstimme?

So gründlich ist auf allen Seiten widerlegt.

Nun folgt in der wahren Bewandniß die Erörterung der ganzen Sache; den Anfang macht die erste Veranlassung vom Jahr 1768. bis zum öffentlichen Ausbruche im Jun. 1774. Im Jahr 1768. als die schwäbischen Grafen ihre Stelle in der zweyten Visitationsclasse an Churbayern überlassen wollten, suchten solches die übrigen Collegien zu verhindern, in der Meynung, daß alle catholische Grafen den schwäbischen mit Kostenbeyträgen an Hand gehen sollten.

Man

Man suchte auf der andern Seite das Deputationsrecht der Grafen mehr als ein blos persönliches, als auf Land und Leuten haftendes Recht geltend zu machen, und das fand bey denen besonders Eingang, die es für gut hielten, daß eines Theils auch Personalisten, und neugräfliche, vom Reiche anerkannte, oder nicht anerkannte, so gut wie altgräfliche mit Land und Leuten angesessene und mit der ursprünglichen Reichsstandschaft begabte Häuser, an diesem gräflichen Deputationsrechte Antheil gewinnen möchten, und daß andern Theils, insonderheit auch in Ansehung der Religion, nicht sowohl auf die Religion des Landes, als nur auf die Religion des Herrn, wenn solche auch nur auf blos persönlichen Religionsveränderungen beruhte, Rücksicht zu nehmen sey. Es ward auch im Jul. 1768. in Vorschlag gebracht, zu Unterstützung und Ausführung der Sache, dem Herrn Grafen von Metternich, so sich als Churtrierischer Gesandter am kaiserlichen Hofe aufhielt, den Auftrag zu thun. Schon im August d. J. geschahen verfängliche Aeußerungen, als ob die fränkischen und westphälischen Grafencollegien vermischter Religion wären, ohne daß man darauf achtete. Es wurden inzwischen im Octbr. 1769. am kaiserlichen Hofe Vorstellungen gegen den schwäbischen Uebertrag an Bayern übergeben; doch wurde darinn blos darauf angetragen, daß das schwäbische Grafencollegium die fürstlichen und gräflichen Mitglieder der übrigen Collegiorum von ihrem consortio quoad deputationes Imperii zu verdrängen, sich nicht anmaßen möge. Gegen diese vorgetragenen Grundsätze und allenthalben erwiesenen Erzählungen, ist nun der Herr V. der A. dreiste genug zu behaupten: es habe §. 102. keiner neuen Einleitung bedurft, um die Fränkisch- und Westphälischen gräflichen Col-

legien für collegia mixta anzugeben, da solches hinlänglich erwiesen sey. Elend ist die Verdrehung §. 103. wenn er behauptet, daß in dem Vorstellungsschreiben des Herrn Grafen von Neuwied darin angetragen werde, daß die catholischen Grafen sich entweder den Schwäbischen zugesellen, oder für sich allein erscheinen, d. i. ein eigenes votum führen sollten. Die von ihm selbst angeführten Worte desselben,

„Auf den Fall, daß, wenn etwan das löbliche „Schwäbische Collegium im Betrachte der Unkosten „seine Subdelegation nicht privative zu bestellen, „und zu unterhalten im Stande sey, es ehender die „in Comitiis anerkannten catholischen fürstlichen und „reichsgräflichen Mitglieder der übrigen Collegiorum „in ihr consortium quoad Deputationes Imperii „nehmen, oder diese allein solche Subdelegation bestellen lassen müßte;“ beweisen hinlänglich, daß es den Westphälisch- und Fränkisch-gräflichen Directorien nicht eingefallen, die Erscheinung catholischer Subdelegirten unter dem Namen Westphälischer oder Fränkischer Grafen bey der Visitation zu veranlassen: und ist nicht offenbar das soviel, als, das Schwäbische Collegium anzuweisen, daß es, entweder mit den catholischen Grafen anderer Collegien zusammen, ein catholisch gräfliches Votum führen; oder das nämliche catholisch gräfliche Votum denen andern catholischen Grafen zusammengenommen zu führen überlasse? Welche Auslegungskunst bringt hier eine Virilstimme einzelner catholischer Grafen heraus?

Der fernere Verlauf der Sache fängt im Junius 1774. an, wo die Sache dadurch zu ihrem ersten Ausbruch kam, daß Churmainz ein Ausschreiben an den Herrn Grafen von Neuwied als Directorn des Westphälischen Grafencollegii erließ, von wegen dieses

dieſes Collegii zu Vertretung der Grafenſtelle auf dem catholiſchen reichsſtändiſchen latere, jemand zur Viſitation abzuſchicken. Worauf durch eine Convention zwiſchen den beyden Herrn Grafen Neuwied und Metternich, der letztere übernahm, den catholiſchen Herren Reichsgrafen einen der Sache gewachſenen Subdelegirten vorzuſchlagen — — — und überhaupt alles dasjenige zu thun, welches, wenn es die Zeit erlaubt hätte, diesfalls einen eigenen Directorem zu erwählen, demſelben obgelegen haben würde. Selbſt von dieſer Convention wich der Herr Graf v. Metternich ab, und bevollmächtigte ſeinen Canzleydirector dahin, daß er bey der Viſitation unter dem Namen Weſtphäliſcher Grafen aufgerufen werden möchte. Nichts deſtoweniger erfolgte im Nov. 1774. die unerhörte Zulaſſung dieſes Metternichiſchen Bevollmächtigten, als Weſtphäliſch-gräflichen Subdelegirten durch die Mehrheit der Stimmen, wobey ein einziger Reichsſtädtiſcher Subdelegirter den Ausſchlag gab. Wie nun auch im May 1775. die Berufung des Fränkiſchen Grafencollegii zur dritten Claſſe auf der catholiſchen Seite erfolgte, und das Weſtphäliſche Grafencollegium als gemiſchter Religion nunmehr auf der evangeliſchen Seite einberufen ward: ſo erfolgte zu Aufrechthaltung des bisherigen Beſitzſtandes ein concluſum Corporis euangelicorum vom 26. Jul. 1775. Nach vielen catholiſcher Seits dagegen gemachten Bewegungen, kam es endlich im Septbr. 1775. zu einer proviſoriſchen Vergleichung für die dritte Claſſe. Allein, dieſes Proviſorium war lediglich für die dritte Claſſe, mit zugeſicherter Ausgleichung wegen der folgenden Claſſen; gleichwohl erfolgte gar keine Aeußerung zur Vergleichung, ſondern das Proviſorium ſollte jetzt auf einſeitige Verfügung weiter fortgehen.

Die Evangelischen thaten desfalls den 11. Januar 1776. neue Vergleichsanträge, welche aber ganz kein Gehör fanden; die bedrängten Evangelischen gräflichen Collegien flehten desfalls um Erhaltung ihres Besitzstandes, wesfalls das corpus euangelicorum den 24. Jan. 1776. beschloß, ein Pro Memoria an die kaiserliche Principalcommission gelangen zu lassen, welches aber dieselbe anfänglich gar nicht annehmen, und nachher keinen Gebrauch davon machen wollte. Es blieb also den Evangelischen nichts weiter übrig, als durch ein am 12. März 1776. einmüthig abgefaßtes Inhäsiv-conclusum Corporis euangelicorum öffentlich zu erklären: daß man „mittelst vollständiger Aufrechthaltung des vorhergehenden Concluſi vom 26. „Jul. 1775. an Seiten des evangelischen Reichstheils „mit andern einzelnen Personen, welche sich im Namen eines gräflichen Collegii und dessen Mitglieder „curiatim zu legitimiren und darzustellen nicht im „Stande seyn sollten, in einige Geschäfftspflege, es „betreffe nun die visitationes oder reuisiones, iemals „einzugehen, oder solche gemeinschaftlich mit ihnen zu „behandeln, sich auf keine Weise nachgiebig erfinden „lassen möge, noch weniger an der vierten und fünften Visitationsclasse einigen Antheil nehmen könne „oder werde, wenn nicht vorermeldete evangelische „Fränkisch- und Westphälische Grafencollegia, nach „ihrer Verfassung dazu gebührendermaaßen einberufen werden sollten.“ Da aber nichts destoweniger am 8. May 1776. die vierte Visitationsclasse auf eine mit der Reichsverfassung ganz nicht bestehende Art eröffnet werden wollen, so war die Trennung der Visitation eine nothwendige Folge davon. Hier zeichnen sich von §. 104. an, die widerlegenden Anmerkungen ganz besonders aus. Folgende Proben können

unsre

unſre Leſer überzeugen. §. 104. durch die 1654. und 1774. entworfene Schemata habe bereits das Reich vermittelſt der Worte, ein Graf, erklärt, daß es die Erſcheinung bey Reichsdeputationen für keine Collegialſache anſehe, dieſe nicht Collegialſache aber, doch der Uebereinkunft der Collegien überlaſſen, wie und welcher Geſtalt ſolche die beyden Grafenplätze in jeder Claſſe einnehmen werden. §. 106. Ungeachtet der eingeführten Curiatſtimmen, ſey das Deputationsrecht noch immer ein perſönliches Recht aller Mitglieder des Grafenſtandes geblieben.

Nach der gewöhnlichen Meynung der Publiciſten können aber doch Stände bey Deputationen nicht mehr Rechte haben, als auf dem Reichstage ſelbſt jeder, ſind da vielleicht andere Stände des Reichs? §. 108. Die Fränkiſchen und Weſtphäliſchen Grafencollegien ſind vermiſchter Religion, weil da Glieder verſchiedener Religionen vorhanden ſind. Alſo ſind nun bald auch alle bisher ganz proteſtantiſche Reichsſtädte vermiſchter Religion, weil allenthalben jetzo Catholiken ſind. Die Catholiken beweiſen ſich durch die Bewilligung des Proviſorii ſehr nachgiebig, da ſie die offenbarſten Rechtsgründe vor ſich hatten. Dieſes Proviſorium war §. 113. nicht auf die dritte Viſitationsclaſſe durch die Worte für dießmal eingeſchränkt: warum war denn noch beygeſetzt, mit ausdrücklichem Vorbehalte des Rechts allerſeitiger Reichsgrafen catholiſchen und Augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten Theils, ſonderlich wegen der Fränkiſchen und Weſtphäliſchen Berufung zu den folgenden Claſſen? Kann eine Einſchränkung auf eine Claſſe deutlicher ſeyn, als wenn für die folgenden Claſſen die Rechte aller, die dabey intereſſirt ſind, vorbehalten werden? §. 114. Die Pflicht mit Vergleichsvorſchlägen vorzugehen, ſey un-

ter der Würde des kaiſerlichen Hofs. Die Vergleichsvorſchläge der Proteſtanten ſeyen §. 115. darum nicht annehmlich geweſen, weil ſie 1) einem Theil alles abdem andern alles zugelegt; 2) der kaiſerl. Maj. das Recht in ſolchen Fällen in Kraft ihres oberſten Richteramts zu entſcheiden ableugnen; 3) weil die Zeit zu Berichtigung einer ganz neuen Verfaſſung zu kurz geweſen. Ueber das P. M. vom 24. Januar 1776. wird die Anmerkung gemacht, daß ſolches nicht einmüthig beſchloſſen, und §. 118. wird die vom kaiſerl. Principalcommiſſario verweigerte Annahme dieſes P. M. beſchönigt. Im §. 119. ſind verſchiedene wichtige Erinnerungen gemacht, und darunter die artigſte, daß die Dictatur den 13. März als am allerhöchſten Geburtstage Ihro Kaiſerl. Majeſtät und die feriata comitiali geſchehen ſey, ob es gleich vom 12 datirt iſt. Ein Beweis von der Entfernung des Hrn. V. von allen feindſeligen und die Gemüther erhitzenden

ußerungen, wohin auch die Anmerkung §. 122.

ört, daß bey der itione in partes die Mehrheit r Stimmen nicht gelte, und §. 124. daß einem Geſandten A. C. der anderer Meynung, als das Corpus euangelicorum, ſeine Virilſtimme dadurch nicht entzogen, und die Befugniß zu keiner neceſſitate eundi gemacht werden müſſe.

Nun noch einiges vom dritten Abſchnitte, wo von dem beſondern Anſtande, der ſich bey der Viſitation des C. G. in Anſehung der Reviſionsſachen ereignet hat, gehandelt wird. Hier werden in der wahren Bewandniß einige allgemeine Betrachtungen über die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Reviſionsgeſchäfftes vorausgeſetzt; als, wegen Wichtigkeit der am C. G. vorkommenden Sachen, hat man es von jeher von willkührlichen Einflüſſen möglichſt unabhängig zu machen

geſucht,

gesucht, und ihm desfalls weder das kayserl. Hoflager, noch den Ort, wo das gesammte Reich unter seinem Oberhaupte versammelt ist, sondern eine von beyden abgesonderte freye Reichsstadt zum Sitze angewiesen, damit jeder Beysitzer dieses Tribunals, wie es dem wahren Zwecke einer solchen Gerichtsstelle recht angemessen ist, seine Meynung in jeder Rechtssache, nach seiner Ueberzeugung desto freyer und unabhängiger äussern könne, je weniger irgend einiges persönliches Verhältniß ihn in den Fall setzen kann, mehr oder weniger Annehmlichkeiten, oder vielleicht unangenehme Begegnungen erwarten zu dürfen, wenn seine Vota auch noch so erhabenen und viel vermögenden Personen nicht nach Wunsch ausfallen sollten. Eben dieses suchte man auch in Ansehung der Revisionen zu bewirken, und ließ solche desfalls auf den Ausspruch reichsständischer Revisoren ankommen. Bey der neuen Hoffnung, daß mit der 1767. in Gang gebrachten Visitation des C. G. auch die bisher unerörtert gebliebenen Revisionssachen zur Erörterung gelangen, und eben damit fürs Künftige der Gebrauch dieses Rechtsmittels wieder in völlige Ordnung kommen möchte, entstand die Frage: Wie solche zu behandeln seyen? da viele neue Umstände eintraten, welche ganz andere Bestimmungen als nach Gesetzen oder Herkommen des XVI. Jahrhunderts erforderten. Dieses alles suchte man ohne Unterschied zur oberst richterlichen Gewalt, und zur einseitigen Kaiserl. Entscheidung und Verfügung zu ziehen, und also den Ausgang aller Revisionen dem Einflusse des Kaiserl. Hofes zu unterwerfen. So würden aber alle bisherigen Vorzüge des C. G. seyn vereitelt worden, und Partheyen, welche wichtige Processe da hätten, würde es bald begreiflich geworden seyn, daß sie sich nicht zuverläßi-

ger

ter der Würde des kaiſerlichen Hofs. Die Vergleichsvorſchläge der Proteſtanten ſeyen §. 115. darum nicht annehmlich geweſen, weil ſie 1) einem Theil alles abdem andern alles zugelegt; 2) der kaiſerl. Maj. das Recht in ſolchen Fällen in Kraft ihres oberſten Richteramts zu entſcheiden ableugnen; 3) weil die Zeit zu Berichtigung einer ganz neuen Verfaſſung zu kurz geweſen. Ueber das P. M. vom 24. Januar 1776. wird die Anmerkung gemacht, daß ſolches nicht einmüthig beſchloſſen, und §. 118. wird die vom kaiſerl. Principalcommiſſario verweigerte Annahme dieſes P. M. beſchönigt. Im §. 119. ſind verſchiedene wichtige Erinnerungen gemacht, und darunter die artigſte, daß die Dictatur den 13. März als am allerhöchſten Geburtstage Ihro Kaiſerl. Majeſtät und die feriata comitiali geſchehen ſey, ob es gleich vom 12 datirt iſt. Ein Beweis von der Entfernung des Hrn. V. von allen feindſeligen und die Gemüther erhitzenden Aeußerungen, wohin auch die Anmerkung §. 122. gehört, daß bey der itione in partes die Mehrheit der Stimmen nicht gelte, und §. 124. daß einem Geſandten A. C. der anderer Meynung, als das Corpus euangelicorum, ſeine Virilſtimme dadurch nicht entzogen, und die Befugniß zu keiner neceſſitate eundi gemacht werden müſſe.

Nun noch einiges vom dritten Abſchnitte, wo von dem beſondern Anſtande, der ſich bey der Viſitation des C. G. in Anſehung der Reviſionsſachen ereignet hat, gehandelt wird. Hier werden in der wahren Bewandniß einige allgemeine Betrachtungen über die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Reviſionsgeſchäfftes vorausgeſetzt; als, wegen Wichtigkeit der am C. G. vorkommenden Sachen, hat man es von jeher von willkührlichen Einflüſſen möglichſt unabhängig zu machen geſucht,

gesucht, und ihm desfalls weder das kayserl. Hoflager, noch den Ort, wo das gesammte Reich unter seinem Oberhaupte versammelt ist, sondern eine von beyden abgesonderte freye Reichsstadt zum Sitze angewiesen, damit jeder Beysitzer dieses Tribunals, wie es dem wahren Zwecke einer solchen Gerichtsstelle recht angemessen ist, seine Meynung in jeder Rechtssache, nach seiner Ueberzeugung desto freyer und unabhängiger äussern könne, je weniger irgend einiges persönliches Verhältniß ihn in den Fall setzen kann, mehr oder weniger Annehmlichkeiten, oder vielleicht unangenehme Begegnungen erwarten zu dürfen, wenn seine Vota auch noch so erhabenen und viel vermögenden Personen nicht nach Wunsch ausfallen sollten. Eben dieses suchte man auch in Ansehung der Revisionen zu bewirken, und ließ solche desfalls auf den Ausspruch reichsständischer Revisoren ankommen. Bey der neuen Hoffnung, daß mit der 1767. in Gang gebrachten Visitation des C. G. auch die bisher unerörtert gebliebenen Revisionssachen zur Erörterung gelangen, und eben damit fürs Künftige der Gebrauch dieses Rechtsmittels wieder in völlige Ordnung kommen möchte, entstand die Frage: Wie solche zu behandeln seyen? da viele neue Umstände eintraten, welche ganz andere Bestimmungen als nach Gesetzen oder Herkommen des XVI. Jahrhunderts erforderten. Dieses alles suchte man ohne Unterschied zur oberst richterlichen Gewalt, und zur einseitigen Kaiserl. Entscheidung und Verfügung zu ziehen, und also den Ausgang aller Revisionen dem Einflusse des Kaiserl. Hofes zu unterwerfen. So würden aber alle bisherigen Vorzüge des C. G. seyn vereitelt worden, und Partheyen, welche wichtige Processe da hätten, würde es bald begreiflich geworden seyn, daß sie sich nicht zuverläßiger

ger eines völlig glücklichen Ausgangs versichert halten könnten, als wenn sie sich in Zeiten die Gunst des Kayserl. Hofes zu verschaffen suchten. Ein solcher Plan aber würde selbst dem Kaiserl. Interesse gänzlich zuwider seyn, und obgleich unter der itzigen Kaiserl. Regierung nichts davon würde zu befürchten seyn, so würde doch für die Zukunft daraus viele Besorgniß entstehen. Hier geht der Hr. Verf. der Anm. weit; die wahre Bewandniß soll §. 129. die deutsche Reichsverfassung nach den Lehrsätzen des Monzambanus als ein systema ciuitatis, wie er sich ausdrückt, ansehen. Wer das aus dem in diesem §. vorgetragenen Satz, daß sich die deutsche Verfassung darinn als einzig in ihrer Art zeige, daß jeder Reichsstand, wenn er auch noch so viele und große Länder zu regieren hat, geschehen lassen muß, daß Ansprüche oder Beschwerden im Wege Rechtens wider ihn angebracht und entschieden werden können, herausbringen will, muß vom Hrn. Verf. der Anm. eine neue Auslegungskunst lernen. Daß im mittlern Zeitalter Kayser und Könige, wenn über Reichsstände Recht zu sprechen war, — — die Entscheidung einer im Streit begriffenen Rechtssache auf die Stimmen einer gewissen Anzahl ebenmäßiger Reichsstände ankommen ließen, ist im §. 131. behauptet, der Kaiser habe bey dem ganzen obersten Richteramte des deutschen Reichs, nichts anders als eine stumme Person vorgestellet. Aber §. 132. da ist, was in der wahren Bewandniß steht, recht gründlich widerlegt, und durch einen Strohm von Fragen ganz zum Stillschweigen gebracht. Wenn, heißt es, die Kaiserl. Commissarien nur solche stumme Zeugen abgeben sollten, wozu wird in der C. G. O. P. III. Tit. 53. §. 1. geordnet, daß die Subdelegirten neben den Kaiserl. verordneten Commissarien

alle

alle und jede Gerichtsacten revidiren ſollen? Warum werden dieſe Commiſſarien ebenmäßig mit einem Juſtizeyde belegt? Warum ſind ſelbige der Recuſation des C. G. gleichfalls unterworfen? Warum gebraucht man ſich der Formel in den Reviſionsurtheilen, erkennen der Röm. Kaiſerl. Majeſtät Commiſſarien und Reviſoren? u. ſ. w. Alles ſind Fragen, die nicht hieher gehören, weil im §. 132. der W. B. davon gar nicht die Rede iſt. Wenn man nur bedenkt, daß ein ſtummer Zeuge ſeyn, und nicht einſeitig und eigenmächtig entſcheiden, zwey ganz verſchiedene Dinge ſind. So heißt es z. E. in der W. B. „Inſonderheit war es auch hie den Umſtänden und der deutſchen Reichsverfaſſung ſehr gemäß, daß es zwar Kaiſerl. Majeſtät unbenommen blieb, einer ſolchen Reviſionserörterung ihre eignen Commiſſarien beywohnen zu laſſen; aber die Abfaſſung des eigentlichen reviſoriſchen Erkenntniſſes, ward doch, weder von Kaiſerl. Majeſtät, noch von einer Kaiſerl. Commiſſion erwartet; ſondern lediglich denjenigen Räthen anvertrauet, die von den jedesmal zur Viſitation deputirten Ständen beſonders dazu ſubdelegirt waren. Alſo iſt der Sinn des Verf. der W. B. der, daß die Urtheile der Reviſoren, was dieſe nach Mehrheit oder Einmüthigkeit der Stimmen abfaſſen, nicht erſt auf Genehmigung der Kayſerl. Commiſſion angeſtellt werden; ſondern wie die Urtheilsverfaſſer nach ihrer Einſicht und ihrem Gewiſſen ſprechen, ſo tritt es ohne irgend eine weitere Genehmigung in ſeine völlige Rechtskraft. So heißt es bey Pütter im Verſuch einer richtigen Beſtimmung des Kayſerlichen Ratificationsrechts bey Schlüſſen Reichsſtändiſcher Verſammlungen, inſonderheit der Viſitation des C. G. §. 17, und in dem daſelbſt angeführten 1767. zu Maynz herausgekommenen

menen Betrachtungen über das Reichscammergerichtliche Visitationswesen §. 11. p. 15. in der Note: „Sie sprechen als Richter, ex actis secundum scientiam et conscientiam. Bey vorhandnen Maioribus wird ad sententiam concludirt, wo die Formel „heisset: Wir der Kaiserl. Maj. Commissarien, und „der Stände Visitatoren.“

In der Anmerkung zum §. 134. äußert der patriotische Herr Verf. sein Mißfallen über die vorgespiegelte Nothwendigkeit einer neuen gesetzlichen Vorsehung wegen der Revisionsgerichte, und daß da behauptet worden, es bedürfe über die Frage: Ob das, was im 16ten Jahrhunderte wegen der Revision in den Gesetzen verordnet worden, und damals üblich war, auch jetzt angewendet werden könne? einer neuen Bestimmung von Kaiserl. Majestät und dem Reiche. Er beziehet sich auf den J. R. A., wo §. 128. festgesetzt, daß diesfalls ein gewisser Modus in der C. G. O. und R. A. vorgeschrieben, und die Obstacula, derentwegen die Visitationen und Revisionen bisher ins Stecken gerathen, durch den allgemeinen Friedensschluß aus dem Wege geräumet. Es bedürfe also keiner weitern gesetzlichen Bestimmung, und außer der paritate procerum gehe es nach der C. G. O. und den ältern Reichsabschieden. Darauf habe sich auch die Kaiserl. Wahlkapitulation und der Reichsschluß von 1766. berufen, und die Deputation auf solche gewiesen. Diesen habe es demnach auch obgelegen, nach diesen Vorschriften fürzugehn, und auf keine neue Bestimmung zu warten. Hieraus folgt nun der herrliche Schluß, daß die, welche nach dem vom Herrn V. der A. vorgelegten Plan, (des Baden-Durlachischen Schreibens) getrachtet haben, durch neue Handlungen immer mehreres, als bey dem Westphälischen

Frieden

Frieden möglich war, zu erlangen, und aus der Urſache eines mißlungenen Erfolgs zu der Vollbringung der Reviſion die Hand nicht haben bieten wollen, offenbar gegen Geſetz und Ordnung gehandelt.

In der hierauf folgenden Erörterung der beſondern Anſtände, die ſich wegen der Reviſionsſachen hervorgethan haben, wird erſtlich die Unrechtmäßigkeit der Churmaynziſchen Anmaaßung, in jedem Reviſionsſenate Sitz und Stimme, oder wenigſtens das Directorium zu führen, dargethan. Bey dieſer Gelegenheit wird zuförderſt der §. 130. des J. R. A. dahin erklärt, daß nach deſſen Verordnung, gleich nach Eröffnung der Viſitation, erſtlich das Viſitationsgeſchäffte in vollem Rathe verrichtet, und dann erſt zu den Reviſionen die Senatseintheilung vorgenommen, und in ſolchen verordneten Senaten zur Erörterung der Reviſionen geſchritten werden ſollte; und daß ſolcher durch den Art. 17. §. 8. der Wahlkapitulation vom J. 1742. nicht abgeändert ſey, gezeigt. Hiezu macht der Herr Widerleger die gelehrte Bemerkung, daß, weil behauptet worden, das Churfürſtliche Collegium habe durch die Wahlkapitulation K. Carl VII. u. ſ. den J. R. A. nicht abändern, und ſeine Verfügung dem Reiche nicht aufdringen wollen, ſo könne dieſe Schrift nicht zu Göttingen, als einer reſpective Churfürſtl. Stadt, herausgekommen ſeyn. —

Ad § 141. trägt der Hr. Verf. der Anm. eine ganz neue Lehre vor: um die Maynziſchen Prätenſionen zu rechtfertigen, macht ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft, die zu 6 Ständen und einem Kaiſerlichen Commiſſarius vorgeſchriebene vierfache Abtheilung der anweſenden 24 Subdelegirten, zu eben ſo vielen ſelbſtſtändigen, Kayſer und Reich repräſentirenden Deputationen, indem die bey ſolchem gefällten Urthei-

le

le im Namen des Kayſers und Reichs ausgeſprochen werden. Daraus folgt nun alles, was folgen ſoll.

In der wahren Bewandniß wird hierauf Nachricht von einigen beſondern Anſtänden gegeben, die ſich in Anſehung der Reviſionsſachen hervorgethan haben, und darunter erſtlich, der, bey Eröffnung der vierten Claſſe der Viſitation zu Wetzlar am 8ten May 1776, der erſten Claſſe gemachte Vorwurf, daß ſie nicht ſchon die Reviſionen vorgenommen; und daß man, in eben der Kayſerl. Propoſition, nur noch ein Jahr, für eine durch die Reichsgeſetze in unüberſchreitliche Schranken geſetzte Zeit anſehen wollen: daß endlich die Mehrheit oder Gleichheit der Stimmen ſo oft vereitelt worden, daß es nicht die beſte Ausſicht für die Zukunft gegeben. Gegen alles dieſes enthalten die widerlegen ſollenden Anmerkungen weiter nichts, als Klagen über den Verf. der W. B. und Widerſprüche.

Es folgt hierauf, ſchließliche nähere Erörterung der Art und Weiſe, wie die Reviſoren nach der Abſicht des Kayſerl. Hofes von der vierten und fünften Claſſe der bisherigen Viſitation hätten erörtert werden ſollen. Hier war ohngefähr folgendes Syſtem gemacht, daß erſtlich hier alles ſummariſch hergehe, und ohne Referenten zu beſtellen, die Acten blos ſollten von Churmaynz vorgeleſen werden, da doch die Viſitation ſelbſt dem C. G. das bloße Vorleſen der Actenſtücke verboten: das ſummariſche Verfahren in der Reviſionsinſtanz unſchicklich und zweckwidrig iſt, der wahre Zweck alſo gewiß würde verfehlt werden, und weder Geſetz noch Herkommen damit übereinſtimmen. Hier macht der Hr. Verf. der Anm. eine vortreffliche Widerlegung, ad §. 164. heißt es: „Daß „keine Referenten beſtellt werden ſollen — daß dem „Directori die Vorleſung der Acten zukomme — daß

„die

„die Reviſores in den Nachmittagsſtunden, wenn und „wie oft ſie wollen, die Acten in Gegenwart, nicht des „Leſers, ſondern eines Secretarii einſehen mögen — „daß die C. G. Aſſeſſores ihre Erläuterung geben ſol„len ꝛc.“ iſt nicht nur die Sprache des Kayſerl. Miniſterii, ſondern auch der Geſetze, und in ſolchem Verſtande mögen allenfalls die Worte genommen werden, daß es hier ſummariſch hergehen müſſe; welches aber der V. durch den Beyſatz: und geſchwind, muthwillig auf eine Uebereilung verdrehen will. Der Referent iſt darum nicht zu beſtellen, weil den Commiſſarien und Reviſoren aufgegeben wird, daß ſelbige alle zuſammen, nicht aber ein aus ihnen zu beſtellender Referent, alle und jede Gerichtsacta ſolcher Sachen, mit allem Fleiße beſichtigen und erwägen ſollen. Alſo, in jedem Collegio, wo alle Mitglieder die Acten durchſehen, darf darum kein Referent beſtellt werden. Wer ſoll denn das Urthel machen? Auch der Herr Director, oder der Commiſſarius? Die werden wohl die Gerichtsacten etwas fleißiger beſichtiget und erwogen haben. Ein recht einleuchtender Beweis, daß dieſe Verfahrungsart bey dem Reviſionsgerichte von jeher alſo beobachtet worden, wird aus dem Urtheil, in Sachen Bayern contra Ortenburg, vom 27 Junii 1583. beygebracht, wo es heißt:

„Erkennen der Röm. Kaiſerl. Majeſtät Commiſ„ſarii und verordnete Reviſores, nach Erſtattung „desjenigen, ſo vermöge Kayſerl. C. G. O. ge„ſchehen ſolle, fleißiger Vorleſung und Erwä„gung aller und jeder gerichtlich angebrachten „grauaminum, Antwort, Ablehnung und Ge„genbericht, angehörter Urſachen, geſprochener „Urtheilen, und ſonſt Fürbringen nach, zu recht ꝛc.“

Den Beweis, daß in dieser Sache summarisch und ohne Bestellung eines Referenten verfahren worden, mögen unsere Leser selbst suchen. Die C. G. O. die diese Verfahrungsart rechtfertigen soll, wird hier in folio allegirt; die Stelle aber, wo dieses geschieht, ist dem Rec. unbekannt.

Die W. B. bemerkt ferner, daß §. 169. Kaiserl. Commissarien von den Revisionen nicht ausgeschlossen sind; daß ihnen aber ein Stimmrecht oder gar ein Entscheidungs- und Ratificationsrecht gebühre, sey unerwiesen. Vom Ratificationsrechte neuer Reichs- oder Deputationsschlüsse, könne auf Revisionssprüche keine Folge gemacht werden, und seit dem Westphälischen Frieden gelte nichts mehr, was denselben zuwider. Auch bey der 1706 in der Erbmännersache vorgenommenen Revision, wider ein C. G. Urtheil vom 20sten Octobr. 1685., seyen nur sechs Reichsstände beyderley Religion aus den drey Reichscollegien deputirt worden, und sey ihnen, ohne daß ein besonderer Kaiserl. Commissarius dazu gekommen, von Kaiserl. M. wegen die Vollmacht ertheilt worden. In eben dieser Sache sey der, in dem Kayserl. Commissionsdecret gethanen Aeußerung, daß nichts ohne der Kaiserl. Commission Einstimmung und Ratification geschehen möchte, durch einige eingelegte reichsständische Verwahrungen widersprochen worden, und daß der Ausgang einer Sache ganz nichts für die Nothwendigkeit, eine kaiserl. Commission zu ordnen zu lassen, oder derselben ein Ratifications- und Entscheidungsrecht einzuräumen, beweise. Allein diesem wirdin den Anmerkungen widersprochen; nichts aber ist widerlegt.

Zum Beschluß wird noch gegen die, nebst der Schrift unter dem Titel: Das Revisionsgericht

über-

über die Urtheile des Kayserl. Reichscammergerichts, herausgekommene Anmerkungen, ausgeführt, daß dasern da behauptet worden, daß „des Kaisers und des „Erzcanzlers einzelne Personen, so mit auch ihre Ge„rechtsame unzertheilbar, und zugleich zweyerley Re„ligion nicht zugethan, folglich einer Religionsparität, „wie mehrere deputirende Reichsstände nicht fähig „seyn können:“ doch der Kaiser in die Religionsgleichheit keinen Eingriff thun dürfe, da er am C. G. einen katholischen und einen evangel. Präsidenten präsentire, auch in gleicher Absicht die Anordnung evangelischer Reichshofräthe eo quidem numero, ut euenient casu paritas iudicantium ex vtraque religione assessorum obseruari possit, art. V. §. 53 I. P. O. ausbedungen worden. Folglich, daß von der untheilbaren Person des Kaisers keine Schlußfolgerung zur Entkräftung der sonst festgesetzten Religionsgleichheit gelte; so wenig als in Ansehung der damit in Verbindung gesetzten Person des Reichserzcanzlers daraus gefolgert werden möge, daß Churmaynz nicht eben so gut katholische und evangelische Canzleypersonen einsetzen könne. Noch weniger dürfe Churmaynz in einem Revisionssenate, der vermöge des W. F. nicht anders, als nach der Religionsgleichheit besetzt werden darf, noch überschießen. Eben so wenig lasse sich behaupten, daß in jedem Senate ein eigener kayserlicher Commissarius seyn und mit votiren müßte. Sobald ein jeder solcher Commissarius mit einer eigenen Stimme gleich den Reichsständischen Revisoren begabet werden sollte: so würde das offenbar mit der Religionsgleichheit im Widerspruch stehen. Uebrigens stelle desfalls ein kaiserl. Commissarius im Revisionsrathe keine stumme Person vor. Denn eben dieser Vorwurf würde sonst auch den Cammerrichter

treffen, der doch, wenn er gleich weder mit zu ſtimmen, noch zu ratificiren habe, vieles zur wahren Aufnahme des ganzen C. G. beytragen könne.

Der Hr. Verf. der Anmerkungen ſetzt dieſem allen entgegen: daß ein werkthätiges Oberſtrichteramt zur Weſenheit der Majeſtät gehöre. Daß der J. R. A. nur die Claſſen und die in jeder erſcheinende Stände, nicht aber auch, welcher Stand in jedem Senat ſitzen ſolle, benennet. Es ſey alſo Churmaynz natürlich in jeder Claſſe benennt worden, und wenn man bey dieſem R. A. auch die Namen der in jedem Senate ſitzenden Stände ausgedrückt hätte: ſo würde Churmaynz freylich nur in einem Senate benennet worden ſeyn. Das wäre aber auf die Stimme, nicht auf das Directorium zu ziehen geweſen. Rec. bemerkt hierbey nur das einzige: Iſt denn Churmaynz in jeder Claſſe einmal oder viermal benannt? Freylich, wenn man aus jedem Senate wieder eine eigene Deputation macht, ſo muß bey jeder die Maynziſche Direction, kann bey jeder ein kaiſerl. Commiſſarius ſeyn.

Schlüßlich erhält der Cammerrichter, nach der G. O. von 1495. durch des Hrn. V. der Anm. Entſcheidung ein Votum deciſiuum. Die Stellen der W. B., welche dem Hrn. Verf. im Wege ſind, werden als überflüſſige Irrführungen verworfen, und dreiſte behauptet, daß lediglich das Corpus proteſtantium in ihren concluſis, und das Chur-Brandenburgiſche Votum die einzigen Urſachen der Trennung dieſer Viſitation ſeyen.

Man leſe die wahre Bewandniß, und finde den Beweis des Gegentheils. Wenigſtens iſt es in dieſen Anmerkungen, die beynahe unter aller Critik ſind, herzlich ſchlecht erwieſen.

Schlüß-

Schlüßlich verſichert Rec. auf das heiligſte, daß, wie beyde Schriftſteller verſichert, daß bloß Privatfedern hier das Wort geführt, er auch beyde nach dieſer ihrer Erklärung beurtheilt. Es gehen mithin alle Bemerkungen, die hier gemacht ſind, lediglich gegen dieſe Privatfedern. Rec. aber proteſtirt öffentlich und auf das feyerlichſte, daß er nichts, was die ſchuldige Ehrerbietung für Kaiſerl. Maj. höchſt und hohe Reichsſtände, im mindeſten verletzen könnte, vorbringen wollen; ſondern es nur allein mit den verkappten Verfaſſern zu thun gehabt habe. Ek.

IV.

Dauidis aliorumque poetarum Hebraeorum Carminum libri V. Ex Codicibus Mſſ. et antiquis verſionibus adcurate recenſuit et commentariis illuſtrauit *Ioan. Aug. Starck*, S. R. M. Boruſſ. a Concionibus Aulic. S. S. Theol. D. et Prof. Ord. *Vol. I.* P. I. Regiomonti et Lipſiae, impenſis G. L. Hartungii MDCCLXXVI. *Vol. I.* P. II. MDCCLXXVII. 662 S. 8. ohne Vorrede.

Der Verf., den man ſchon als einen kritiſchen Forſcher des A. T. kennt, verſpricht eine kritiſche Ausgabe der Pſalmen in 7 Bänden zu liefern. Den erſten, der die allgemeinen und beſondern Prolegomenen enthält, haben wir ſchon vor uns; die 5 folgenden ſollen den von ihm aus Handſchriften und alten Ueberſetzungen berichtigten hebräiſchen Text der Pſalmen, d. i. eine vollſtändige neue Recenſion deſ-

ſelben, nebſt einer neuen lateiniſchen Verſion, und den nöthigen kritiſchen und exegetiſchen Anmerkungen; der 7te endlich den Index enthalten, in den alle philologiſche Unterſuchungen über einzelne hebräiſche Worte eingetragen werden. Ein nützliches und zur Erweiterung der Auslegungskunſt und Kritik ſichtbar abzweckendes Unternehmen! Allein 7 Bände — und die der kritiſchen und exegetiſchen Bearbeitung eines einzigen Buchs gewidmet — ſollte der Aufwand nicht zu groß ſeyn? Wie viele außer ſeinen kritiſchen und philologiſchen Zunftgenoſſen werden das Buch leſen, — wie viele es nur kaufen können?

Doch über Plan und Ausdehnung wollen wir mit dem Verfaſſer nicht ſtreiten; wir wollen dankbar die Schätze annehmen, die er uns anbietet. Aber werden ſie uns nicht um ein Luſtrum zu früh angeboten? Iſt der Verf. wirklich mit ſo vielen Hülfsmitteln verſehen, daß er das leiſten kann, was er leiſten würde, wenn ihm alles Unentbehrliche zu Gebot ſtünde? Zwar hat er die Schätze der königl. Bibliothek zu Paris und der Sorbonne genützt, und ſich Hülfsmittel zuſammengetragen, zu denen vielen deutſchen Philologen der Zugang verſchloſſen iſt. Aber unmöglich kann er ſich dadurch einen hinlänglichen kritiſchen Apparatus geſammelt haben. Und ohne dieſen, dächten wir, wäre es zu viel gewagt, ſich einen eigenen Text feſtſetzen zu wollen. Nur eines Umſtandes zu gedenken; — Excerpte aus 10 Handſchriften des Maſorethiſchen Texts ſtehen ihm zu Gebote; wir wollen annehmen, daß er außer dieſen noch Auszüge aus 10 andern Handſchriften, und Ausgaben, die ſchon gedruckt ſind, darneben nützen kann. Werden dieſe 20 Handſchriften den vollſtändigen maſorethiſchen Kodex nach allen ſeinen Verſchiedenheiten enthalten? Wir

wiſſen

wiſſen wohl, daß die Handſchriften wenig von einander abweichen, und daß es, ſoviel itzt bekannt iſt, unter die Unmöglichkeiten gehört, aus — Handſchriften einen möglichſt richtigen Text zuſammen zu ſetzen. Allein die maſorethiſche Recenſion iſt uns in keinem einzelnen Kodex allein rein, und ungemiſcht erhalten worden; ſie muß aus der ganzen Reihe von Handſchriften zuſammen getragen werden. Und iſt es nun wahrſcheinlich, daß ſich aus 20 Abſchriften eine vollſtändige Sammlung der maſorethiſchen Leſearten wird machen laſſen? — Wir ſind gar nicht der Meynung, daß die Handſchriften ſollen gezählet werden, um aus der Zahl die Wichtigkeit einer Leſeart zu entdecken. Das leidige Zählen macht nichts als Zweifel. Aber dazu verlangen wir auch nicht eine große Anzahl von excerpirten Handſchriften; ſondern nur um eine Ueberſicht aller maſorethiſchen Leſearten zu erhalten. Ohne dieſe, wie will der Verf. ſich Grundſätze feſtſtellen, nach denen er den Text verbeſſert? Und geht er ohne feſte Grundſätze der Kritik an ſeine Arbeit, ſo wird ſein Emendiren eben ſo ungewiß und ſchwankend, wie bisher beym N. T. Jeder ſollte ſich an den Beyſpielen ſeiner Vorgänger ſpiegeln. Wie viele werden wohl dem Text ganz beytreten, den Michaelis vom 16ten, 40ſten und 110ten Pſalm feſtgeſetzt hat? Ganz ſagen wir, denn bey manchen Stellen läßt ſich ohne viel Kopfbrechen, und ohne einen vollſtändigen apparatus, aus andern Gründen zeigen, welche Leſeart falſch und welche richtig ſey! — Wir wünſchten daher, unſer Verf. möchte den zwoten Theil von Kennicotts Bibel abwarten, und dann ſeine Excerpten aus den alten Ueberſetzern mit dem vollſtändigen maſorethiſchen Text vergleichen; ſich aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Sätze abſtrahiren, nach denen er ſeinen

Text zu berichtigen hätte. Vielleicht (denn zum voraus läßt sich nichts zuverläßiges bestimmen) vielleicht ließe sich dann etwas Vorzügliches leisten.

Doch, wir wollen zu dem, was wir vor uns haben, näher kommen. Der erste Theil dieses ersten Bandes enthält allgemeine Prolegomena, die als eine, obwohl nicht vollständige Einleitung in die Kritik des A. T. angesehen werden können; sie stehen weiter in keiner nähern Verbindung mit den Psalmen, als daß die Beyspiele, womit die Sätze belegt werden, aus den Psalmen genommen sind. Die meisten Beobachtungen sind bekannt genug, wie der Verf. selbst S. 5. eingesteht; und viele von den angebrachten Beyspielen scheinen ihm eigen zu seyn. Inzwischen kommen auch einzelne, dem Verf. eigene Bemerkungen vor, von denen wir nachher einige zur Probe auszeichnen wollen.

In 13. Sectionen handelt der Verfasser von folgenden Gegenständen. I. Von verschiedenen Lesearten überhaupt. II. Von hebräischen Handschriften. III. Von der Massora. IV. Von den alten Uebersetzungen im Allgemeinen. V. Von den LXX. Dollmetschern. VI. Vom Aquila, Symmachus, Theodotion, dem fünften, sechsten und siebenten Griechen. VII. Von der Syrischen Version. VIII. Von der Chaldäischen Paraphrase. IX. Von Hieronymi Uebersetzung aus dem Hebräischen. X. Von der Vulgata. XI. Von der Arabischen Uebersetzung. XII. Von dem Parallelismus. XIII. Vom Gebrauch der Griechischen und Kirchenväter.

Manche dieser Gegenstände sind sehr genau abgehandelt; andere aber werden nur berührt. Zu den erstern gehört, zum Beyspiel, der Abschnitt von den Corruptionen der LXX. von den verschiedenen Ausgaben

ben der Vulgata, u. ſ. w. — Hingegen bey manchen nicht unwichtigen Gegenſtänden iſt kaum die Oberfläche berührt, z. E. bey der Materie von dem Alter der Handſchriften, wovon Schnurrer und Tychſen weit genauer gehandelt haben. — Ueberhaupt iſt es ſchwer, über den Werth dieſes erſten Theils des erſten Bandes recht beſtimmt zu urtheilen, da wir ſeine eigentliche Beſtimmung, und den Zweck, dem der Verf. entgegengearbeitet hat, nicht recht einſehen können. S. 389. drückt er ſich beym Anfang des zweyten Theils darüber ſo aus: „Propoſitis nunc atque explicatis rebus iis, quae ad criticam partem mihi „praecipue facere poſſe videbantur, quaeque non „tam eruditos erudire, quam huic Pſalmorum edi„tioni faculam praeferre atque iuuenili aetati hisce „litteris inſtruendae praeceptiones quasdam haud „plane inutiles dare debebant, ad rem propius ac„cedere lubet.“ — Das erſtere iſt ſehr beſcheiden: denn auch der Gelehrte wird einiges finden, das ſeiner Prüfung werth iſt — das letztere aber nicht ganz richtig. Für den Anfänger hätte manches müſſen mitgenommen werden, was weggelaſſen iſt; und ſollten dieſe Prolegomenen eigentlich die Regeln beſtimmen, nach denen der Verf. ſeinen Text der Pſalmen feſtſetzen will; ſo, dünkt uns, hat er ſeinen Endzweck nicht vollkommen erreicht. Denn über die kritiſchen Hülfsmittel beym A. T. ſind die Unterſuchungen zu allgemein ausgefallen. — Endlich wünſchten wir auch, daß der Verf. mehr Fleiß auf die Einkleidung und Vortrag verwandt hätte.

Zur Probe von den eigenen Meynungen unſers Verfaſſers, wollen wir einiges ausheben; und damit wir nicht blos erzählen dürfen, ſolche Sätze wählen, von denen wir nicht überzeugt ſind. Bey den bey je-

dem Satz gegebenen Beyspielen ließe sich gar vieles erinnern; aber dazu sind die uns vorgeschriebenen Gränzen viel zu eng.

In dem Abschnitt von den verschiedenen Lesearten, rechnet unser Verf. viel auf vorsetzliche Veränderungen der Juden — eine Meynung unsrer Vorfahren, die unsre Gelehrte seit geraumer Zeit, vielleicht nicht ohne gute Ursachen, für zweifelhaft und falsch gehalten haben. Der Verfasser unterstützt zwar seine Meynung mit Beyspielen; aber sie scheinen uns das nicht zu beweisen, was sie beweisen sollen. So soll Jesai. XIX. 18. durch eine absichtliche Veränderung der Juden die Lesart עיר הַהֶרֶס in den masorethischen Text gekommen seyn, und ursprünglich עיר הַחֶרֶס gestanden haben. „עיר החרס, schreibt unser V. „*Ciuitas solis*, quae vera lectio est, et *Chaldaei*, „Symmachi, et *Vulgati* interpretis, item Hieronymi temporibus passim in MSS obuia in עיר ההרס „*vrbs perditionis* mutata est. — Sed vnde in hebraicis libris mutatio, nisi ex odio in ciuitatem „sacris Hierosolymitanis oppositam, cui Palaestinenses ex litterarum lusu, vt fert ingenium populi, infamiae notam inurere voluerunt?“ — So wahrscheinlich diese Vermuthung ist, wenn man Vrbs perditionis übersetzt; so fällt sie doch ganz und gar weg, sobald man an vrbs Leonis d. i. Leontopolis denkt, wie wahrscheinlich übersetzt werden muß. Und dann (wenn überhaupt die Stelle ächt ist, woran der Recensent aus nicht unwichtigen Gründen zweifelt,) so las schon Onias עיר ההרס, und wählte der Sage nach Leontopolis zu der Stadt, in der er den Tempel erbaute, zu dessen Erbauung ihm Ptolomäus die Erlaubniß gegeben hat. — Auf ähnliche Weise verfährt unser Verf. mit Amos IX. 11. Ursprünglich

soll

ſoll dort geleſen worden ſeyn: ירשו־אדם את יהוה wie auch Jacobus Apoſt. Geſch. IX. 16. 17. citire: ὅπως ἐκζητησωσι οἱ καταλοιποι των ἀνθρωπων τον Κυριον κ. τ. λ. und da von der „reſtauratione veri „diuini cultus Meſſiae temporibus“ die Rede ſey, ſollen die Juden die falſche Leſeart: וירשו־אדום (Edomitas ſibi ſubiicient) untergeſchoben, und את יהוה ausgelaſſen haben, um den Chriſten eine Beweisſtelle zu rauben. Denn die Eroberung von Idumäa ſtehe mit den Zeiten des Meſſias in keiner Verbindung. — Ohne uns in ein näheres Detail dieſer Stelle einzulaſſen, (ob es gleich was leichtes wäre, wenn es uns nur der Raum erlaubte) ſo kommt doch offenbar derſelbe Sinn bey unſerer gedruckten hebr. Leſeart heraus, den Jacobus bey ſeiner Citation vorausſetzet. Aber der Prophet bedient ſich nur eines Bildes, das Jacobus wegnimmt; er bedient ſich eines Bilds ſeiner Zeit, von dem nur die darinn liegende Hauptidee wahr ſeyn ſoll. Und das von Amos gebrauchte Bild iſt nicht vielleicht ihm allein eigen; ſondern dieſelbe Sache malt auch Jeſaias XI. beſonders V. 14. mit demſelben Bilde. Und jene Stelle iſt doch wohl nicht muthwillig von den Juden verfälſcht? — Wozu nun hier der harte Vorwurf? Die Syriſche Verſion nebſt der Chaldäiſchen ſtimmt mit der gedruckten Leſeart, wie der Verf. ſelbſt angiebt, überein; und wenn nun auch Handſchriften der Syriſchen Ueberſetzung die von unſerm Verf. angenommene Leſeart beſtätigen; ſo beweiſt dieß für ſeine Meynung nichts; ſondern nur ſo viel, daß das Syriſche A. T. aus den Citationen des N. T. interpolirt worden iſt — ein Satz, wenn wir nicht irren, der Verf. im Abſchnitt von Syriſchen Verſion ſelbſt behauptet. — Und ſo ſieht mit allen den Stellen aus, die die Juden boshaft

len verfälſcht haben. Wenn jetzt 5. B. Moſe XXXII. 43. blos עמו gefunden wird, und Paulus Röm. XV. 10. μετα τȣ λαȣ (hebräiſch: עמו עם) citirt: iſts nicht wahrſcheinlich, daß ein עם durch Verſehen weggefallen iſt, weil dieſelben Buchſtaben zweymal nach einander vorkamen? Oder — wenn Micha V. 1. und Matth. II. 6. nicht aufs genaueſte in den Worten, aber doch dem Sinne nach, wie unleugbar iſt, harmoniren: braucht man zu einer vorſeßlichen Corruption, die ohnehin bey einem gleichbleibenden Sinne lächerlich wäre, ſeine Zuflucht zu nehmen? Und kann nicht Matthäus, oder wer Verf. der beyden erſten Kapitel ſeines Evangeliums iſt, aus dem Gedächtniß citirt haben? — Kann nicht Jeſai. XLIX. 6. (wobey ſich gar viel erinnern ließe, wenn nur hier der rechte Ort dazu wäre,) durch bloße Schreibfehler verſtellt ſeyn, zumal, da die Handſchriften ſelbſt noch variiren? — Wir übergehen hier die übrigen angeführten Stellen, um durch die Apologie, die wir den armen verurtheilten Juden könnten zu ſtatten kommen laſſen, nicht zu weitläuftig zu werden! — Alles wollen wir freylich nicht läugnen; zumal wenn wir die auffallende Erinnerung unſers Verf. bedenken, daß in der bibliſchen Zeitrechnung überall der numerus ſeptenarius herrſche! Wir empfehlen den Chronologen dieſe Erſcheinung zur kühlen Unterſuchung.

In dem Abſchnitte von der Maſſora weicht auch unſer Verf. von den gewöhnlichen Vorſtellungen ab. Der erſte Grund zur Maſſora iſt bald nach dem babyloniſchen Exilio gelegt worden. Damals wurden zum Behuf des Leſens einige Vokalen und einige Accente erfunden. — (Aber man findet doch ſchon Vokalen in der phöniciſchen Schrift. S. Büttners Vergleichungstafeln, und Michaelis Oriental. Bibliоth.

Th.

Th. IX. S. 89.) — Noch zur Zeit des Talmuds hatte man wahrſcheinlich nicht mehr Vokalzeichen beym Hebräiſchen, als die Araber noch haben. (Dies iſt das Urtheil eines Kenners, und wir können uns nicht vorſtellen, wie man heut zu Tage ſo was noch leugnen mag) — Bis ins 11te Jahrhundert erfand man immer noch mehr Vokalzeichen — „quo tempore „(Saec. XI.) diuerſa adhuc ſigna a *Maimonide* in„uenta ſunt.“ — (Hier hätten wir gewünſcht, daß der Verf. das Buch und die Pagina citirt hätte, wo die Nachricht ſteht. Denn die Stelle iſt bisher der Aufmerkſamkeit des Recenſenten entgangen.) — Der babyloniſche und hieroſolymitaniſche Talmud wiſſe noch nichts von einer geſchriebenen Maſſora; nun ſey es kaum vor dem 7ten Jahrhunderte zu Stande gekommen; alſo vor dem 8ten Jahrhunderte könne noch keine geſchriebene Maſſora exiſtirt haben. — (Aber ſollte nicht die ſchriftliche Maſſora bey dieſer Vorſtellung zu jung gemacht werden? Uns dünkt es!) — „Habemus, heißt es, Maſſoram veterum Iudaeo„rum ſtudio inuentam, licet exigua illa incrementa „ſint, Arabum deinde diſciplina grammatica au„ctam et caſtigatam, et a clariſſimis tandem Iudaeo„rum magiſtris circa vndecimum ſeculum abſolu„tam“. — (Dies letzte iſt ausgemacht; und man ſollte daher immer vom alt Maſorethiſchen und Neu Maſorethiſchen Texte ſprechen. Aber eben daher iſt es auch höchſtſchwer und beynahe unmöglich, den alt Maſorethiſchen Text zu beſtimmen!)

Sehr richtig und wie Kenner urtheilt der Verf. vom Gewicht der Handſchriften und alten Ueberſetzungen; beyde verdienen im Grunde gleich großes Anſehen: ja es werden viele Stellen vorkommen, wo die alten Verſionen dem Maſorethiſchen Texte weit vorzuzie-

zuziehen ſind. — (Dies liegt ſeit der Erſcheinung der Kennicottſchen Bibel, ſo viel man bis jetzt noch urtheilen kann, klar am Tage; unſere Handſchriften ſind jünger als die jüngſte von den alten Ueberſetzungen, und enthalten alle den Text einer Recenſion. Und der Text, und die Recenſion rührt von dem Fleiße der Maſſorethen her, die nach ihren beſten Einſichten und Kenntniſſen, die zu ihren Zeiten in Handſchriften befindliche beſte Leſearten wählten, als ſie ihre Recenſion machten. Aber ihre Handſchriften hatten nicht immer die richtige Leſearten, und ihre Urtheile über die Leſearten waren und konnten nicht immer die richtigen ſeyn. Alſo muß man den Ante-Maſorethiſchen Text zu Rathe ziehen; und den haben uns die alten Ueberſetzer aufbehalten.) — Wir empfehlen daher allen Diſſidenten dieſen Abſchnitt zur Beherzigung.

Aquila ſoll ums Jahr Chriſti 129 ſeine Ueberſetzung verfertigt haben. — Alſo tritt der Verf. der gewöhnlichen Meynung bey. Uns kömmt es immer vor, ſie müſſe doch noch etwas ſpäter gemacht worden ſeyn. — Richtig dünkt uns die Bemerkung, daß zu dem barbariſchen Ausdrucke des Aquila mit unter auch ſein Vaterland, Sinope am Pontus, beygetragen habe. — Daß er aber פסח niemals durch πασχα, ſondern entweder durch φασε, (auch φασεχ) oder durch ὑπερβασις deswegen, wie unſer Verf. meynt, ausdrucke, „vt obligationem Iudaeorum ad celebrandum Hieroſolymis hoc feſtum memoria tolleret“, glauben wir nicht. Denn φασεχ iſt doch nur das reine hebräiſche Wort, ſo wie πασχα nach dem hebräiſchen Ohre gedrechſelt iſt. Und Aquila liebte bekanntlich eine ſolche Genauigkeit. — Die ſecunda translatio oder editio Aquilae, wie ſich Hieronymus aus-

ausdrückt, ſoll eine neue, mit einem Kommentar verſehene Ueberſetzung geweſen ſeyn, der mit jüdiſchen Traditionen angefüllet war. „Alteram quandam, „ſagt unſer Verf. intelligo verſionem, ita tamen ad„ornatam ab Aquila, vt commentariis praedita eſ„ſet ex Rabbinorum traditionibus petitis.“ Allein, wo ſteht die Nachricht, daß die ſecunda editio mit einem Kommentar verſehen war? — Uns iſt kein Zeugniß aus dem Alterthum hierüber bekannt, und der Verfaſſer führt eben ſo wenig eines an, als Voſſius, der ähnlicher Meynung war. Aber er argumentirt ohngefähr ſo: ſecunda editio kann auch δευτερωσις genannt werden; δευτερωσις wird zuweilen wie משנות gebraucht; משנות ſind Rabbinorum traditiones, — Ergo — Eine herrliche Art zu argumentiren! Und dann, iſt es unmöglich eine alteram quandam verſionem darunter zu verſtehen; denn hätte eine altera quaedam verſio Aquilae exiſtirt, ſo würde ſie Origenes nicht aus ſeinen hexaplis ausgeſchloſſen haben. — Doch vermuthlich verſteht unſer Verf. unter altera verſio, bloß eine altera editio, und dann ſtimmen wir mit ihm ein.

Von Symmachi „ſecunda editione“ fanden wir eine eben ſo unrichtige Vorſtellung. Symmachus verfertigte nach unſerm Verf. ſeine Ueberſetzung noch als Samaritaner; trat hierauf zu den Ebioniten über, und da gab er die Verſion heraus, die beym Hieronymus Ebionitica heißt, und dieſe 2te Verſion, oder vielmehr dieſe 2te Ausgabe, ſetzte er den Samaritanern entgegen. So haben wir die Meynung unſers Verf. gefaßt. Hier ſind ſeine Worte S. 174. „Vul„garis quidem opinio eſt, Symmachum ad hanc „verſionem concinnandam, odio in Samaritas com„motum eſſe, et tunc demum temporis, cum iam

„ad

„ad Ebionitas transiiſſet, eam eſſe perfectam. Ita „Athanaſius, ſeu quisquis Synopſeos in libris „Athanaſii auctor eſt: προς διαστροφην των Σαμαρειτων ἑρμηνευει και αυτος την θειαν γραφην; atque hinc eum in transferendis ſacris pandectis textum Samaritanum aut interpretationem „Samaritanam Pentateuchi interdum conſuluiſſe putant. Sed valde dubito. Quodſi enim „a Symmacho tunc demum perfecta eſſet, non „tanti a Iudaeis habita eſſet.“ (Aber woher iſt es gewiß, daß Symmachus von den Juden ſo vorzüglich geſchätzt worden? Und von welchen Juden? Von den Samaritanern? — Davon findet man unſers Wiſſens kein Zeugniß bey den Kirchenvätern. — Alſo von den Anti-Samaritanern! Wie war es möglich, daß dieſe bey dem tödtlichen Haſſe, womit ſie die Samaritaner verfolgten, eine auf dem Grunde und Boden ihrer Feinde entſtandene Verſion hochſchätzten?—) „Nec obſtat Hieronymi auctoritas, qui Ebionitica vocat Symmachi verſionem: intelligendum „hoc eſt potius de alia, quam poſt concinnauit, „ſeu potius de altera et emendata ab eo huius verſionis editione, cuius mentionem facit Hieronymus in Ieremiae XXXII. et Nahum III.“ — Allein überhaupt iſt es uns ſehr zweifelhaft, ob Symmachus aus feindſeligen Abſichten gegen die Samaritaner jemals ſeine Ueberſetzung unternommen. Denn die Nachricht ſelbſt iſt apokryphiſch; und dann wäre es ein ſonderbares Unternehmen geweſen, wenn Symmachus eine ganze, vollſtändige Ueberſetzung des A. T. den — Samaritanern hätte entgegen ſetzen wollen, die doch nur den Pentateuchus annahmen. Was ſollte er Antitheſen machen, wo keine Theſes exiſtirten? Und nun, was das wichtigſte iſt; es iſt noch

nicht

nicht einmal gewiß, ob die ſecunda translatio über den Pentateuchus gegangen; denn bis jetzt haben wir bloß Spuren von ihr in den Propheten. Alſo hätte der Verf. vor allen Dingen darthun ſollen, daß eine altera emendata editio auch vom Pentateuch exiſtirt habe, und dann hätte er den Beweis ſeiner Meynung, den er überhaupt ſchuldig geblieben iſt, auf die Fragmente der editionis alterius bauen ſollen. So lange man die feindſeligen Abſichten Symmachi nicht beſſer beweiſet, als bis jetzt geſchehen iſt, halten wir es immer für wahrſcheinlich, daß ſich die altera editio einzig und allein auf die Zierlichkeit der Sprache erſtreckte, wie Aquila's 2te Ausgabe auf die ἀκριβεια.

Von der Interpolation der Syriſchen Ueberſetzung (nämlich der ſimplicis) redet der Verf. mit Recht, wie uns dünkt, carteſiſch. Uns iſt die Sache noch immer ſehr dunkel, ſo daß wir wünſchten, daß einmal ein Gelehrter, der Zeit und Gelegenheit hat, dieſe Materie zu unterſuchen, ſie ins Licht ſetzen möchte. — Das Alter des wörtlichen Syrers verliert nach unſerm Verf. den Beweis, den Pocock aus dem griechiſchen Hiob genommen hat. Angenehm wurden wir überraſcht, da wir auch bey ihm dieſelbe Erklärung von der griechiſchen Unterſchrift des Hiobs fanden, die wir uns ſchon lange gemacht haben. Aber wir können ſie nicht auszeichnen, wenn wir nicht zu weitläuftig werden, und den zweyten Theil des erſten Bandes ganz übergehen wollen. Wir wollen nur noch bemerken, daß wir hier das Daſeyn der Syriſchen Verſion des A. T. gleich nach dem Anfang der chriſtlichen Epoche aus den Kirchenvätern bewieſen finden, die einen ὁ Συρος citiren. Aber ὁ Συρος der Kirchenväter iſt offenbar keine originellſyriſche ſondern griechiſche Verſion. Alſo fällt dieſer Beweis für das

hohe Alter der syrischen wörtlichen Uebersetzung schlechterdings weg. — Doch so viel wir auch noch beym ersten Theil zu erinnern hätten; wir eilen zum zweyten!

Der zweyte Theil enthält drey Abschnitte, die mit den Numern des ersten fortlaufen. Sect. XIV. Von den Verfassern, Titeln, der Sammlung und Eintheilung der Psalmen. XV. Von der Inspiration, den Weissagungen, Geschichte, Moral, Glaubenslehren, und andern Gegenständen, die den Inhalt der Psalmen ausmachen. XVI. Von der Poesie der Psalmen.

Im 14ten Abschnitt ist viel Gutes gesammelt. Die Dicher selbst haben ursprünglich ihre Namen den Liedern vorgesetzt: denn dies ist die Gewohnheit morgenländischer Dichter. Aber die Musik, unter deren Begleitung ein Psalm sollte abgesungen werden, wurde erst alsdenn hinzugefügt, wenn ein Psalm zu einem Kirchenlied bestimmt wurde. Natürlicher Weise war hierzu keine Inspiration nöthig. — Zu drey verschiedenen Zeiten wurden die Psalmen gesammelt; David veranstaltete die erste Sammlung, als er die gottesdienstliche Musik einrichtete; die zweyte ward zu Hiskias Zeit gemacht, und die dritte nach dem babylonischen Exilio von Esras und Nehemias. — In unsern Ausgaben sind theils einzelne Psalmen falsch getrennt, theils die Verse unrichtig abgetheilt.

Sehr frey, und doch mit einer lobenswerthen Bescheidenheit, urtheilt der Verf. von der Inspiration dieser Lieder. Er begreift nicht, daß man Ursache habe anzunehmen, daß der Geist der Inspiration auf allen Dichtern — bey allen Liedern der Psalmen geruht habe! Zwar heißt es von David 1 Sam. XVI. 13. seit seiner Salbung durch Samuel habe der Geist

Gottes

Gottes auf ihm geruht. Aber das brauche man nicht auf die Inſpiration zu ziehen; auch vom Saul werde daſſelbe nach ſeiner Salbung zum König, und zwar mit noch auffallendern Worten 1 Sam. X. 10. geſagt. Aber niemand laſſe deswegen den Geiſt der Weiſſagung auf ihm ruhen. Blos bey den Pſalmen habe über dem Dichter die Inſpiration gewaltet, welche vom Meſſias, und der von ihm zu ſtiftenden Religion handeln. — So heillos dieſe Vorſtellungen ſcheinen; ſo wiſſen wir in der That nicht, was wir Gegründetes dagegen einwenden könnten. Denn welcher Dichter des Alterthums rühmte ſich nicht des Beyſtandes einer Gottheit bey ſeinen Liedern? Und konnte David in ſeinem Exilio vor dem rebelliſchen Abſalom nicht in die Klagen über ſein Elend ausbrechen, daß er als Exulant und Vater des Rebellen doppelt fühlen mußte, ohne inſpirirt zu ſeyn? — Dieſer Abſchnitt wird freylich wenig Eingang bey dem itzigen Zuſtand unſers Artikels de ſacra ſcriptura finden. Wir wünſchten aber, daß diejenigen die Würde und Nothwendigkeit der Inſpiration bey ſolchen Kirchenliedern bewieſen, welche vielleicht gegen unſern Verf. declamiren werden! Die Religion leidet bey ſolchen Vorſtellungen gewiß nicht; ſie gewinnt vielmehr; und iſt das nicht genug, wenn man, wie unſer Verf., folgendes zugiebt: „Tamen negari non poterit, ſub „ſingularibus ſupremi Numinis auſpiciis haec car„mina concinnata eſſe, et ita quidem, vt nihil in eis „eſſet, quae prouidentia diuina eſt, quod vel ſanis „de Deo principiis, et praeceptis morum aduerſa„retur, potius ad melius de Deo inſtruendos ho„mines, pro ratione iſtorum temporum, et ad fin„gendos pie mores conferre poſſent quam pluri„mum. Hoc enim θεσπ illud eſt ſacrarum pan-

„declarum.“ — Sind wirklich die Pſalmen auf die Weiſe inſpirirt, wie die gewöhnliche Dogmatik angiebt: wie will man die grobe Rachgier erklären, die in unzähligen Stellen vorkommt! —

Der Verfaſſer nimmt keine andere weiſſagende Pſalmen, als die Meſſianiſchen an; und unter ſie ſetzt er nur diejenigen, welche ſich nicht ohne Rückſicht auf den Meſſias erklären laſſen. Ihrer ſind nach ihm nur 5, nämlich Pſ. II. XVI. XXII. XL. und CX. (vielleicht möchte noch mancher den 22ſten ausſtreichen.) — Darinn hat er aber gewiß recht, daß unter den Pſalmen kein einziger vorkommt, der den politiſchen Zuſtand des jüdiſchen Volks in einer Weiſſagung enthielte.

Von der Moral und von den dogmatiſchen Lehrſätzen, die in den Pſalmen liegen oder liegen ſollen, wird viel Gutes beygebracht. Und wir wünſchen nichts mehr, als daß die, welche gegenſeitiger Meynung ſind, alles mit kaltem Blute prüfen mögen.

Der Abſchnitt de poeſi Pſalmorum iſt meiſtens Auszug aus Lowth de ſacra Hebraeorum poeſi, und beſonders denen brauchbar, die dieſes klaſſiſche Buch noch nicht geleſen haben. Doch hat unſer Verf. auch ſein eigenes. — Wir müſſen abbrechen. Möchte doch das Buch, deſſen Anfang wir haben, recht bald geendigt ſeyn, und recht viele Leſer erhalten! Wir verſprechen uns für die bibliſche Auslegung und Kritik wichtige Beyträge, und können daher nicht umhin es aufs angelegentlichſte zu empfehlen!

Z.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Unterhaltungen eines nachdenkenden Christen mit sich selbst, über die Wahrheit und Göttlichkeit seines Glaubens, aus innern Gründen, von D. Balthasar Münter. Zweyter und letzter Theil. Hamburg, 1776. bey Johann Philipp Christian Reuß. 688 Seiten, in 8.

Wir sagen nichts von dem Werthe dieses Werks, dessen würdige Absicht, christliche Erkenntniß und Gottseligkeit zu befördern, jedem uneingenommenen Leser vor Augen liegt. Den Beyfall, den sich der erste Theil erworben hat, verdienet dieser zweyte ebenfalls. Er liefert zu den in jenem befindlichen 84 Unterhaltungen noch so viele, daß ihrer nun in allem 138 sind. Der Verf. hat sie unter vier Abschnitte gebracht. Der VII. hat zur Ueberschrift: Geschicklichkeit des Christenthums zur Besserung und Beruhigung des Menschen. Hr. M. urtheilte sehr richtig, daß es für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Evangeliums in unsern Tagen keinen überzeugendern Beweis gebe, als den, daß die Menschen, wenn sie dasselbe glauben und befolgen, dadurch gebessert und beruhiget, folglich glückselig werden. Diesen wichtigen Punct läßt er nun in seinen Betrachtungen nirgends aus den Augen, sondern unterhält den Leser in seinem Nachdenken über die theoretischen und practischen Lehren des Christenthums damit so, daß er am Ende sagen muß: Ja! so ist es; bey diesem Glauben und der dazu stimmenden Gesinnung und Handlungsart bin ich ein glücklicher Mensch. Da der Verf. seine Gründe hat, warum er gemischte Lehrsätze, von denen manche behaupten, daß es leere Spitzfindigkeiten und menschliche Vernünfteleyen wären, welche

man unter die einfältige Lehre Jesu gemengt hätte, nicht als solche ansehen kann, so sucht er auch besonders in etlichen Unterhaltungen zu zeigen, was die sogenannten geheimnißvollen Lehren der christlichen Kirche für Einfluß in die Besserung und Beruhigung der menschlichen Gemüther hätten, welches neuerlich von mehrern bestritten worden. Hier waren wir denn zu unserer eigenen Belehrung besonders aufmerksam, weil wir etwas in diesem Streite entscheidendes bey Hrn. M. zu finden glaubten. Nachdem wir denn nun aber alles wohlbedächtig lasen: so fanden wir bald, daß der V. die Auslegung der Schriftstellen, in welchen diese Geheimnisse so, wie sich die orthodoxe Kirche darüber erkläret, und ihre Vorstellungsart davon in authorisirten Symbolis festgesetzet hat, stehen sollen, als ungezweifelt richtig voraussetzet, und darauf dann seine Schlüsse bauet, da doch die Heterodoxen eben dieses nicht zugeben, immerfort leugnen, daß die und die geheimnißvolle unbegreifliche Lehre in der also gedeuteten Schriftstelle liege, und ihre Gründe anführen, warum sie nicht die kirchliche Erklärung, sondern vielmehr die ihrige dem litteralischen Sinn gemäßer und mit andern ausgemachten Vernunftwahrheiten übereinstimmender fänden. Z. B. Hr. M. sagt: die h. Schrift offenbart mir das Geheimniß der Dreyeinigkeit; und der Gegner, den er beym Schreiben in Gedanken hat, sagt: sie offenbart es nicht, sie weis von keiner Dreyeinigkeit. Von Gott dem Vater, und dem Sohne, den er gesandt hat, und dem heiligen Geiste, der vom Vater ausgeht, schreibt sie, und ich glaube, was sie von ihnen schreibt, aber das ist nicht die Dreyeinigkeit, wie sie von den Nicänischen Vätern angenommen und durch das Athanasianische Symbolum festgesetzet worden. Weder Christus noch seine Apostel haben je an eine solche Dreyeinigkeit gedacht. — Da läßt sich denn leicht behaupten, daß freylich die verborgene Art und Weise, wie die drey Personen der eine wahre Gott sind, auf die Besserung meines Verstandes und Willens, auf die Wiederherstellung meiner Glückseligkeit keinen Einfluß hätten; aber die Wirklichkeit der Sache, die ich doch aus der Bibel wüßte und für wahr hielte, hätte ihn gleichwohl, und müßte ihn haben, weil alles, was ich als wahr erkennete, eine Nutzbarkeit für mich hätte. Allein was beweiset dieses gegen so jemanden, der den moralischen Einfluß einer undenkbaren Sache leugnet, deren Wirklichkeit er in der Schrift nicht bezeugt zu finden glaubt? 2) fanden wir, daß Hr. M. aus der orthodoxen Vorstellungsart gewisser Glaubensge-

heimnisse

heimnisse, practische Folgerungen, Motive zur Tugend herleitet, die aus der für heterodox gehaltenen eben so gut und eben so bündig fließen. Z. B. Ich mag mir den Tod Christi zur Vergebung der Sünden als eine Gotte dadurch geschehene Genugthuung (nach dem Begriffe der orthodoxen Theologie) vorstellen; oder ich mag ihn (wie die Nichtorthodoxen thun) als eine feyerliche Sanction der den Sündern durch Christum verheissenen Gnade Gottes ansehen; in effectu ist es für mich, als Christen, völlig gleich viel. Ich kann im letzten Falle, weil ich mich auf die Zeugnisse des Sohnes Gottes und seiner Apostel verlasse, wie Herr M. S. 110 sagt: „eben so wohl „das Herz haben, mich an das Geschäfft meiner Besserung „mit Freudigkeit und guter Hoffnung zu wagen; eben sowohl „mich dann muthig entschließen, die Hand ans Werk zu legen, „die Vollendung desselben für möglich, und den erwünschten „heilsamen Erfolg davon für unausbleiblich zu halten — eben „sowohl den Vorsatz fassen; nun so will ich denn das meinige „redlich thun. Ich will mich bessern. Ich will alles nur „mögliche anwenden, um aus einem Sünder ein guter und „tugendhafter Mensch zu werden — eben sowohl die wohlthätige Veranstaltung Gottes zu meinem Heil mit Nachdenken „überlegen, die Größe seiner Liebe darinn zu erblicken, und im „Vertrauen zu Gott das Mittel finden, meine Kräfte wieder „herzustellen, und sie von der Gewalt und dem Misbrauche „der Sünde loszumachen.“ Ich werde auch in dem einen wie in dem andern Falle S. 121 folg. „dadurch geschickt zu allem „guten Werk — die Lehre vom Tode Christi für unsre Sün„den ist mir (es sey so oder so) der rührendste Beweis von der „Aufmerksamkeit Gottes auf unsere Schicksale und Handlungen; „von seiner Sorgfalt für unser wahres Heil; von seinem ernstlichen „Willen, daß wir durch rechtschaffene Frömmigkeit unsre wahre „Wohlfarth suchen sollen.“ Sie kann mich auch eben sowohl zum aufrichtigen und großmüthigen Menschenfreunde bilden. — Eben so wenn ich von Christo, als dem Sohne Gottes nach unitarischen Begriffen denke, und ihn für dessen unmittelbaren höchsten Gesandten erkenne: so hat er für mich „die„selbe Glaubwürdigkeit in seinen Aussagen, dieselbe Autorität „in seinen Befehlen, dieselbe Zuverläßigkeit in seinen Verhei„ßungen, dasselbe Zutrauen zu ihm“, welches Hr. M S. 146 ohne Grund und wider die Erfahrung leugnet. Wenn unverrücktes Festhalten an Christi Verheißungen und Gebote, wenn unbewegliches standhaft seyn in der Liebe, in der Geduld, in

der Tugend, in der ganzen aufrichtigen Herzensfrömmigkeit, ein ſicherer Beweis von der Wahrheit unſers theoretiſchen Glaubens iſt: ſo haben Unitarier ihn eben ſowohl durch ihre fromme Geſinnung, durch innerliche Gemüthsruhe und unſträfliche Gottſeligkeit im Lebenswandel gegeben, als Trinitarier. Eben daher, weil ſich dieſes nicht leugnen läßt, hatte jener eifrige Vertheidiger der Orthodoxie den Einfall zu ſagen: Das ſey eben des Teufels Kunſtgriff, daß die Socinianer vielfältig ſehr fromm wären; dadurch machte er eben den Leuten ein Blendwerk vor und ſuchte der reinen Lehre ſo viel Anhänger zu entziehen. Es iſt mehr im deklamatoriſchen Ton, als gründlich geſagt, was Hr. M. S. 146. behauptet: daß jedem, der über die Verbindung Gottes und Jeſu Chriſti anders, als er denkt, „doch wohl die Zweifel einfallen könnten, ob auch „der göttliche Geſandte aus menſchlicher Schwachheit in ſeinem „mir ertheilten Unterrichte geirret, ſeine Vorſchriften übertrieben hätte, und in ſeinen Zuſagen zu weit gegangen wäre — „daß ſeine der Lehre Jeſu und deſſen Geſetze nicht geneigte Vernunft und Geſinnung ihm die erſten beyden Zweifel wahrſcheinlich machen könnte, und die überſchwengliche Größe der Verheißungen Chriſti den dritten". Nicht ſo! vielmehr wird ſich jede nach Wahrheit forſchende Vernunft und Wahrheitliebende Geſinnung zu dem weisheitsvollen herrlichen Evangelio Jeſu unwiderſtehlich hinneigen, und in die durch Lehre und Thaten gleich ſtark beſtätigte Göttlichkeit ſeines Zeugniſſes, ſowohl ſeiner Verheißungen als ſeiner Gebote, nicht den mindeſten Zweifel ſetzen. Chriſtus ſey Gottes eingebohrner Sohn, im Sinne der Orthodoxen oder Nichtorthodoxen, er iſt und bleibt beyden der göttliche glaubwürdigſte Zeuge der Wahrheit. „Es bleibt „mir kein Ausweg übrig, ſagt jeder, ich muß glauben, was „er mir ſagt, und thun, was er mir gebietet."

Gleiche Bewandniß hat es mit der Vorſtellungsart des heil. Geiſtes, (99ſte Unterh.) Ich mag ihn mir als eine vom Vater und Sohn unterſchiedene göttliche Perſon, als ein eigenes in Vereinigung mit jenen handelndes Subject, oder als die alles moraliſche Gute in der menſchlichen Seele wirkende Kraft Gottes vorſtellen, was ändert dieſes in dem Einfluſſe, den die Lehre vom heil. Geiſte in meine Beſſerung und Beruhigung haben ſoll? In effectu iſt wieder beydes ganz einerley. Den heil. Geiſt ſo oder ſo gedacht, es iſt nach dem Lehrbegriffe des Antitrinitariers, wie des Trinitariers, immer dieſelbe „Kraft, die mich durch das Evangelium von der Sünde zu

„Gott

„Gott zurückführt, die mein Herz mit Troſt, Friede und „Freude erfüllet — eben der Geiſt, der mich zum Guten le„bendig und thätig macht, Röm. 8, 11. — mich von der „Größe der Liebe Gottes im Werke der Erlöſung überzeugt — „chriſtliche Tugend als ſeine Wirkung in mir hervorbringt, Gü„tigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit, als ſeine Frucht. Eph. 5, 9. „Gal. 5, 22. — derſelbe Geiſt, von dem ich mich muß regieren „laſſen, dem ich folgſam ſeyn (nicht widerſtreben) muß — der „durch den Glauben an Jeſum meine Hoffnung zur Seligkeit „ſtärkt — durch den ich an der Begnadigung Gottes, als „ſein Kind Antheil habe — der mich in den Widerwärtigkei„ten des Lebens tröſtet, u. ſ. w.“ Rec. muß deshalb aufrichtig bekennen, daß er nicht eigentlich verſteht, was der Verf. S. 174 ſchreibt: „Es ſind drey Perſonen in Gott; aber nur „ein göttliches Weſen, das iſt, nur ein Gott. Man nehme „mir den Gedanken von der Perſonen ähnlichen Verſchieden„heit des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, oder die „Ueberzeugung, daß nur ein göttliches Weſen, nur ein Gott „ſey: ſo verbreitet man auf der einen Seite Dunkelheit und „Verwirrung über die Lehre von meiner Erlöſung, und legt „mir dadurch bey der Anwendung derſelben zu meiner geiſtlichen „Vollkommenheit und zu meinem Troſte Hinderniſſe in den „Weg, und auf der andern ſetzt man meine ganze Religion in „Gefahr.“ Allerdings beruhet alle vernünftige Religion auf dem erſten Principium von der Einheit Gottes. Aber eben weil die Bibel, weil Chriſtus ſelbſt ſie darauf gebauet hat, Joh. 17, 3. ſo wird ſeine ganze Lehre ohne Dreyeinigkeit viel lichtvoller, als mit der Dreyeinigkeit, die gerade vielerley darinn dunkel, verwirrt und räthſelhaft macht, was ſonſt ſo ganz verſtändlich und klar ſeyn würde. Ich erinnere mich nicht leicht etwas ſchwächeres zur Vertheidigung der Trinität geleſen zu haben, als dies: S. 175 „Kann ich jemals ruhig werden, je„mals Zuverſicht zu Gott, und Muth zur Beſſerung erlangen, „wenn mir die Frage nicht auf eine faßliche Art beantwortet „wird: Wie kann ſich Gott gegen mich als Richter und Vater „zugleich beweiſen, da ich doch auf keine Weiſe eine Mehrheit „oder Mannichfaltigkeit in ihm erkennen kann? Nehmt mir „den Gedanken von der Mehrheit der Perſonen in Gott: ſo „ſetzt ihr mich in dieſe unruhige Verlegenheit. Laßt ihn mir „aber, — ſo kann dieſe Verlegenheit nicht entſtehen. Gott „der Vater, der Sohn und der heil Geiſt kann zugleich Richter „und Erbarmer ſeyn. Der Vater vollzieht die Strafe nach der

„ſtrengſten Forderung der Gerechtigkeit. Der Sohn wendet „ſie durch ſeine Vermittelung von mir ab und erfüllet dadurch „die Abſichten der Liebe. Der Geiſt ſchafft in mir Vertrauen „zu Gott und wahre Tugend ꝛc.“ Hier erkennt man den ſonſt ſcharfſinnigen Verf. gar nicht. Wir möchten wohl Anmerkungen darüber machen; wollen uns ihrer aber lieber enthalten.

In der 92ſten **Unterhaltung** will Hr. M. aus ſeiner eigenen Erfahrung zeigen, was die Geheimniſſe des Chriſtenthums für Motive zur Tugend enthielten. Er erzählt alſo, wie er ſich einmal einem bittern Feinde, an dem er ſich empfindlich hätte rächen können, darum zu verzeihen entſchloſſen habe, „weil Jeſus den Sündern, ſeinen Feinden, verziehen „und ihnen durch ſeinen Tod das ewige Leben erworben hätte. Dies Geheimniß des Chriſtenthums, ſagt er, dieſe der „Vernunft ganz unerforſchliche und unbegreifliche Lehre gab „mir den ſiegenden Bewegungsgrund zu einer der beſten und „Gott gefälligſten Handlungen meines Lebens. Iſt alſo nicht „dies Geheimniß eine praktiſche Lehre, wenn es gleich dem „äußerlichen Anſehen nach, keine Tugend empfiehlt, und keinen merklichen Einfluß auf die Lenkung des Willens zum „Guten hat?“ Wie doch der Verf. hier alles unter einander wirft! Der von Chriſto hergenommene Bewegungsgrund, alle Rache gegen einen Feind ſchweigen zu laſſen, hängt er denn allein an der dem kirchlichen Lehrbegriff gemäßen Vorſtellungsart, wie Chriſtus Gott und Menſch in einer Perſon ſey; wie er als Stellvertreter der Menſchen an ihrer Statt gelitten, und durch dies Leiden der göttlichen Gerechtigkeit eine Genugthuung geleiſtet habe? Oder behält er ſeine volle Kraft und Stärke für jeden Chriſten, dem dieſe Vorſtellungsart nicht einleuchtend, nicht geläufig iſt, der aber ſonſt wohl weiß und auch fühlt, wozu ihn der Charakter, das Beyſpiel und unendliche Verdienſt ſeines Erlöſers um der Menſchen Heil verpflichte? Es wäre wahrhaftig ein großer Beweis für den Glauben an die Myſterien der Kirche, wenn man ohne dieſen Glauben ſchlechterdings nicht um Chriſtus Willen ſeinen Beleidigern von Herzen vergeben könnte. Als Jeſus Liebe gegen ſeine Feinde predigte, und vor Rachgier warnte, und die Menſchen beten lehrte: **Unſer Vater, vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern**, hatten doch, die ihn hörten, weiß es Gott, noch keine Idee von unſern kirchlichen Glaubensgeheimniſſen — und die gepredigte Tugend, eine der beſten und Gott gefälligſten des Lebens, mußte

ihnen

ihnen doch möglich zu üben seyn, weil der göttliche Lehrer sie sonst nicht würde verlangt haben. Wenn also ein frommer Arianisch oder Socinianisch gesinnter Christ Hrn. M. Erfahrung seine Erfahrung entgegen setzte, und eben so gewiß versicherte, daß er aus dem Grunde, weil Jesus den Sündern verziehen, und ihnen durch seinen Tod das ewige Leben erworben hätte, auch seinem ärgsten Feinde gerne und willig vergeben habe: so würde weiter nichts daraus folgen, als daß beyde aus christlichen Bewegungsgründen gehandelt hätten; der eine durch die Kraft geglaubter Geheimnisse, und der andere ohne die Kraft derselben.

Ueberhaupt muß es demjenigen Leser, der ohne genauere eigene Kenntniß der Sache die 90ste bis 99te Unterh. lieset, ganz so vorkommen, als ob veränderte Lehrmeynungen der Dogmatik auch in der christlichen Moral etwas änderten, als ob jede Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriffe mit der äußersten Gefahr für die Religion des Evangeliums verbunden sey. Ein solcher wird dann auch leicht davon überredet. Wer aber die Sachen selbst sonst schon gehörig durchgedacht hat, und diese und jene vorgetragene Beweisgründe etwas sorgfältiger zergliedert, der findet dann wohl, wo ihnen die Schwäche sitzet. Dabey müssen wir aber zum Ruhme des V. sagen, daß er nirgends die Rechtschaffenheit dissentirender Gottesgelehrten oder Christen verdächtig macht. Vielmehr ist es seiner würdige Redlichkeit, daß er seine Ueberzeugungen bestimmt vorträgt. Kein unpartheyischer Leser, und Recensent gewiß am wenigsten, wird die lehrreichen und interessanten Betrachtungen verkennen, welche vorzüglich in den übrigen Unterhaltungen enthalten sind.

Der VIII. Abschnitt, Unterh. 119—121. handelt von dem Einfluß des Christenthums auf die zeitliche Wohlfahrt der Menschen. Im IXten Unterh. 122—136. untersucht Hr. M.: Was das Christenthum wirklich für Nutzen gestiftet habe, und im Xten schließt er mit dem Resultat aller bisherigen Untersuchungen: Das Christenthum ist wahr und göttlich.

T.

Hrn. D. Roman. Tellers, öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrheit zu Leipzig, Predigt von dem A

der

derben derer, die in Glaubenssachen allzu weise sind; aufs neue herausgegeben, und seinem Sohne, Hrn. D. Teller in Berlin ergebenst gewidmet. Leipzig und Schleiz, bey Mauken. 1777. 71 S. 8.

Auch ohne die hämische Zueignung dieser Predigt gelesen zu haben, leuchtet die liebloſe Absicht des versteckten Herausgebers und Zueigners schon aus dem bloßen Titel hervor. Gesetzt, daß dieser Aufsatz eines ehemaligen verdienstvollen Gottesgelehrten, der für die Zeiten, worinn er geschrieben und gehalten wurde, erbaulich genug gewesen seyn mag, auch noch in Ansehung der gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit von eben der Wichtigkeit, und daher eines abermaligen Abdrucks würdig zu seyn schien; warum mußte er denn gerade dem würdigen Sohne jenes Gottesgelehrten zugeeignet werden? Etwa, um ihm zu zeigen, daß sein Vater über Glaubenslehren anders, als er, gedacht habe? Aber das war ihm ja nicht unbekannt! Oder ihn durch diese Predigt auf andere Gedanken zu bringen; ihn zu bewegen, seine eigenen Ueberzeugungen aufzugeben, um nur mit seinem verehrungswerthen Vater gleich zu denken? Aber Teller war ja längst dafür bekannt, daß bey Untersuchung der Wahrheit kein Ansehen der Person den geringsten Einfluß in sein Urtheil habe! Und dann — gesetzt auch, daß ein so unerschrockner Wahrheitssucher, als dieser Gottesgelehrte von jeher sich gezeigt hat, schwach genug seyn könnte, seine eigenen gewissenhaften Einsichten den Meinungen irgend eines andern Menschen zu unterwerfen; oder gesetzt, daß diese Predigt bündig und kraftvoll genug wäre, ihn wirklich überzeugen zu können, daß er in allen seinen bisherigen, von den gewöhnlichen Meinungen abweichenden Urtheilen sich geirrt habe: würde es dann, falls dies der Zweck gewesen wäre, warum diese Predigt von neuem gedruckt und ihm zugeeignet werden sollte, nicht noch zweckmäßiger, und um vieles liebreicher gewesen seyn, sie ihm in einem Privatbriefe zuzuschicken, und sie seiner Erwägung zu empfehlen?

Also nicht, den D. Teller zu belehren, nicht ihn von wirklichen oder angeblichen Irrthümern in seinem Lehrsystem zu überzeugen, sondern ihn mit der frommen Miene des Mitleids gegen seine von der Wahrheit — das ist, von ver-

verjährten Meynungen, abweichende Seele, wo möglich, in ein gehässiges Licht zu stellen, und jedem orthodoxen Männlein und Fräulein ein heiliges Schrecken und einen frommen Abscheu gegen den Mann beyzubringen, der sich erdreistet hat, etwas anders, als sein leiblicher Vater, zu denken; muß die liebreiche Absicht des rechtgläubigen Herausgebers dieser Predigt gewesen seyn. Bewundere und liebe ihn darum, wer Lust hat.

In der Zueignungsschrift selbst äußert sich diese Absicht noch deutlicher. Diese soll zugleich eine Widerlegung der von dem Hrn. D. Teller vor einigen Jahren bekannt gemachten und an den Hrn. Generalsuperintendent Jacobi gerichteten Antitheſen seyn. Den Ton und den Werth dieser Widerlegung mag der Leſer aus einigen Proben beurtheilen.

Der Verfasser ist überall geschäfftig, die spätern Einsichten des Hrn. Tellers mit seinen frühern, die Antitheſen mit der 10 Jahre vorher von ihm geschriebenen Dogmatik zu vergleichen, und ihm aus der Verschiedenheit der Urtheile in diesen beyden Schriften ein großes Verbrechen zu machen. Leute, welche selbst untersucht, selbst erfahren haben, was das heisse, an Erkenntniß zu wachsen, und nicht still zu stehen auf dem Wege zur Wahrheit, denken hierüber anders. Diese rechnen es einem Schriftsteller zum Verdienst an, wenn sie bemerken, daß sein Geist seinen eigenen Jugendsystemen entwächst, und sich durch den Vorwurf des Wankelmuths nicht abschrecken läßt, es öffentlich sehen zu lassen, daß er ihnen entwachsen sey. Aber Leute, wie dieser Verfasser ist, haben für solches Wachsthum an Erkenntniß, welches ihnen selbst etwas fremdes ist, keinen Sinn, um es an andern mit Beyfall bemerken zu können.

Bey der Stelle: Ehe denn Abraham was, bin ich, äußert Hr. Teller die Vermuthung, daß Christus hier von seiner Seele rede, und von dieser behaupte, daß sie eher schon existirt habe, ehe Abraham sey gebohren worden. Man weiß, daß verschiedene Philosophen die Ewigkeit aller Substanzen und also auch aller Seelen, a parte ante eben so zuversichtlich, als ihre unendliche Dauer a parte post behauptet haben, und vernünftige Theologen haben längst eingeräumt, daß diese Hypothese mit der biblischen Schöpfungsgeschichte gar wohl bestehen könne. Darauf sahe vermuthlich auch Hr. Teller bey der eben gedachten Vermuthung; aber er hielt es nicht der Mühe werth, sich weitläuftig darüber zu erklären.

Und

Und nun höre man, welche unsinnige Folgerungen hieraus sein blinder Gegner zieht, der von jener philosophischen Hypothese entweder niemals etwas gehört haben muß, oder sich mit Fleiß nur so stellt, als wenn er nie etwas davon gehört hätte.

„Die Seele Christi soll verstanden werden? Diese hat doch gewiß nicht vor seiner Empfängniß ihr Daseyn gehabt; (und warum nicht?) denn wäre dieses gegründet, so hätte Jesus nach dem einen Theile eines Menschen, der Seele nach, schon vor Abraham (nemlich vor dem ganzen Menschen Abraham,) das ist, nach Ihrer eigenen Meynung vor der Welt, von Ewigkeit her, existirt. Aber nimmermehr kann die Seele eines bloßen Menschen, und dafür halten Sie ja Jesum, wenn er nicht wahrer Gott ist, von Ewigkeit gewesen seyn: denn sonst würde absolut folgen, (o des scharfsinnigen Philosophens!) daß diese Seele ohne Anfang, auch schlechterdings nothwendig, und daher Gott seyn müßte. (Von einer bedingten Nothwendigkeit, und von einer abhängigen ewigen Dauer hat der Mann keinen Begriff.) Eine Seele, die Gott ist? Dies glaubt kein Philosoph, und Sie wollen es glauben?“

Hr. Teller, der wie jeder andere Selbstdenker, sich nicht überreden kann, daß man mit der Untersuchung der Wahrheit überhaupt, und des Christenthums insbesondere, schon wirklich zu Ende gekommen sey, wirft in der Unschuld seines Herzens die Fragen auf: Was ist Wahrheit? Was ist Christenthum? Wie viel gehört zum Grunde desselben? — Und nun höre man, wie sein Gegner, der diese Fragen schon seit 1700 Jahren entschieden glaubt, ihn deswegen anschnarcht:

„Schämen sollten Sie sich, solche Fragen aufzuwerfen. Sie, die Sie doch alles wissen, und andere so gern ihrer Irrthümer überführen möchten. Mein Gott! 1700 Jahre und darüber haben alle wahre Christen die Gottheit des Sohnes Gottes, des heil. Geistes, und andere wichtige Grundsätze unserer christlichen Religion geglaubt; die scharfsinnigsten Philosophen haben sich in der ersten christlichen Kirche zur Annehmung desselben öffentlich bekannt, (Recens. möchte wissen, was das für scharfsinnige Philosophen gewesen sind!) die größten Gelehrten in neuern Zeiten, ein Melanchthon, Camerarius und andere haben diese Lehren vertheidiget, und nun treten Sie auf und zweifeln wenigstens an der Gottheit dieser beyden Personen, wo sie dieselbe nicht gar läugnen! — (So

konnte

könnte man zu Copernicus auch sprechen: so viel tausend Jahre hindurch haben die gelehrtesten und weisesten Männer aller Jahrhunderte geglaubt, daß die Erde still stehe und die Sonne im Kreise herumlaufe; und du willst uns das Gegentheil überreden!) Haben Sie recht, so sind alle diejenigen, die den Sohn Gottes und den heil. Geist für Gott halten, Abgötter, Sie müssen folglich alle (o des hartherzigen Consequenzmachers, der da glaubt, daß andere Menschen eben so Verdammungsgierig sind, als er selbst ist!) auch selbst Ihren Hrn: Vater verdammen! Ist aber die Wahrheit auf unserer Seite, wie sie es gewiß ist, so müssen wir eben dieses traurige Urtheil über Sie fällen, welches aber schon Jesus selbst gefällt hat." (Jesus? O du sanftmüthiger, huldsamer Menschenfreund, was mußt du dir doch alles auf bürden lassen!)

S. 35. bittet er den Hrn. D. Teller um Gottes Willen, einmal aufzuhören, dergleichen Schriften in die Welt gehen zu lassen, damit man ihm nicht jenes schreckliche Wort zurufen möge, welches ein Prophet einem Könige in Israel zurief. „Ob Sie gleich, fügt er hinzu, bey so sehr seichten und ganz und gar untauglichen Gründen nicht viel Schaden anrichten: (wozu denn so viel Geschrey?) so geben Sie doch großes Aergerniß, dadurch Sie sich keinen Seegen zuziehen." Welch Gewäsche! Einmal sollen seine Gründe so sehr seicht seyn, daß nicht viel Schaden davor zu besorgen steht, und doch soll er großes Aergerniß dadurch geben! Seit wenn ist denn Schaden anrichten und Aergerniß geben zweyerley geworden? —

Doch genug von einem Schriftsteller, dessen verketzerndes Gekrächze nur dazu dienen muß, die Stimme der Wahrheit, die er überschreyen will, durch den Contrast um desto lieblicher zu machen.

Mr.

Litteratur des katholischen Deutschlands, zu dessen Ehre und Nutzen, herausgegeben von katholischen Patrioten. Coburg, Ahl 1777. 8.

Des ersten Bandes viertes Stück 151 S.

Des zweyten Bandes erstes Stück 156 S.

Des zweyten Bandes zweytes Stück mit fortlaufenden Seitenzahlen 312 S.

Der

Der Plan dieſer periodiſchen Schrift iſt bereits im 29ſten Bande unſerer Bibl. S. 456. f. vorgelegt worden. Wir zeigen alſo jetzt blos den Inhalt der drey, vor uns liegenden, Stücke*) an, und ziehen aus denſelben Einiges, uns nicht unintereſſant dünkende, aus, da dieſes Journal in Niederdeutſchland wenig bekannt iſt, und es doch angenehm iſt zu wiſſen, was unſere oberdeutſchen katholiſchen Brüder vornehmen, — Vom vierten Stück des 1ſten Bandes zuerſt.

I. Recenſionen von zwölf größeren und kleineren Schriften katholiſcher Verfaſſer, mit deren Reviſion wir uns weder befaſſen können, noch befaſſen wollen. II. Beſchluß der Reiſebeſchreibung eines Gelehrten durch Franken. Das Lob der beyden Würzburgiſchen Hofmaler, Ch. Feſel's, und J. M. Treu's, und des daſigen Hofbildhauers, P. N. Wagner's. Auf der Univerſitätsbibliothek zu Würzburg nimmt ſich das hiſtoriſche Fach beſonders aus. Man ſieht hier auch das von Neßfeld verfertigte Syſtema copernicanum, in welcher Maſchine der Umlauf der Planeten, ihre Eklipſen u. a. Phänomena „zur Verwunderung aller Kenner“ vorgeſtellt werden. Die exegetiſche Vorleſungen über die ganze h. Schrift währen drey Jahre. Die hebräiſche und griechiſche Sprachlehre wird jährlich halbſtundenweiſe durchgeleſen. Von der juriſtiſchen Facultät werden, nebſt den eigenen, auch Maſcov's, Pütter's, und Meiſter's Vorlesbücher gebraucht. Etwas von den „gymnaſtiſchen Schulen“ in Würzburg. Die Mittel, den Fleiß der ſtudirenden Jugend anzufeuern, beſtehen, nebſt den öffentlichen Prüfungen, für die gymnaſtiſche Claſſen in güldenen Büchern, die am Ende des Schuljahrs feyerlich ausgetheilt werden; und für die Philoſophen in dem ſogenannten Primate; indem die beſten Köpfe, nach abgelegter Probe, als die Erſten der Schule öffentlich erklärt, und mit gewiſſen Privilegien beehret werden. Die Strafen ſind geſchärft worden. Man kennt nur Geld- und Kerkerbuße, Ausmuſterung und Relegation. — In dem, von dem jetzigen Biſchofe — aus eigenen Mitteln — errichteten Schulmeiſterſeminario werden junge Leute, die ſich dem Schuldienſte widmen wollen, unter der Aufſicht eines geiſtlichen Directors von der Wichtigkeit und den

*) Rec. hat das zweyte und dritte Stück des erſten Bandes nicht erhalten können; hofft aber beyde eheſtens zu bekommen, da er ſie denn nachholen wird.

den Pflichten des Lehramtes, nicht minder in einer guten Lehrart unterwiesen. Im ganzen Hochstifte wird Niemand zu einem Schuldienste zugelassen, er habe dann vorher in diesem Seminario gestanden. Die neue Lehrart wird auf höchsten Befehl im ganzen Bißthume von Pfarrern und Beamten eingeführt. (Beschämend genug, daß in manchen ganz Lutherischen Provinzen unsers deutschen Vaterlands an eine solche Anstalt noch nicht gedacht worden ist. Zwar weiß man für ganz neue Landescollegia und Universitätsfacultäten, deren Nutzbarkeit noch sehr unerwiesen ist, neue Fonds auszufinden; keine aber für ein Institut, das zur Aufklärung der unteren Classen des Volks, insbesondere des Landvolks, so unentbehrlich ist und bleibt, als ein, — versteht sich, wohl eingerichtetes, — Schulmeisterseminarium.) Wirklich haben diese Einrichtungen im Würzburgischen bereits allerley edle Früchte hervorgetrieben. „Sogar auf der Kanzel unterscheidet man schon den neuern und bessern Geschmack von dem „alten, wie die Weine, aber im umgekehrten Verhältnisse.“ Die Domstiftsbibliothek zu W. enthält wichtige Urkunden, viele geschriebene Codices, besonders einige mit angelsächsischen Buchstaben, und den berühmten Codex Theodosianus, der so alt als die florentinischen Pandekten seyn soll. Die Benedictinerabtey zu S. Jacob errichtet eine geschmackvolle Bibliothek, in welcher einige Mscpte von dem ehemaligen Abte dieses Klosters, dem berühmten Trithemius, vorgezeigt werden. — Schreiben aus Schlesien, über die Aufhebung des Jesuiterordens in diesem Herzogthume und der Grafschaft Glatz, zu Anfang des J. 1776, die gegenwärtige Einrichtung der Collegien der erloschenen Gesellschaft, die vorgeschriebene Lehrmethode, — welches Alles theils aus den politischen Zeitungen, theils aus unsrer Bibl. B. 31. S. 293. f. bereits bekannt ist. — Schreiben aus dem Kuhrthume Trier. Hr. Prof. Leuxner, ein Schwestersohn des Hrn. Geh. R. und Prof. Neller's, wird einst ein würdiger Nachfolger dieses berühmten Mannes im Lehramte seyn. Das Seminarium clericorum ist eine, von dem Hrn. G. R. und Pr. Neller, und dem verehrenswürdigen Weihbischofe, Hrn. von Hontheim, auf höchsten Befehl eingerichtete, Pflanzschule der Weltgeistlichen. Ein Minorit lehrt s. Scripturam, ein Clericus die orientalischen Sprachen, ein Exjesuit die Dogmatik, und der vorhingedachte Hr. Leuxner das Kirchenrecht. Alle Sonn- und Feyertage wer-

den die Alumnen in modo *meditandi*, *catechizandi*, *concionandi* et in *rubricis* belehrt. Die Protocolle der Aufsicht habenden Commission werden fast alle Wochen, von allen Commissarien unterschrieben, nach Hofe geschickt. (Mancher läßt sich die Rapporte von seinen zwey, drey Regimentern wöchentlich zweymal, wo nicht täglich, einsenden; keinen Bericht aber von dem Zustande der Universität, der Gymnasien und Schulen des Landes, welche denn auch ihren Gang gehen, wie sie können, oder wollen.) Der Kuhrfürst besuchte selbst im vorigen August (1776) das Seminarium; zween Alumnen predigten deutsch, einer katechisirte, und ein andrer antwortete dem Katecheten, nachdem derselbe vorher die Lehre ausgelegt hatte, u. s. w. Antwort an den Hrn. von Murr. Erinnerung an Hrn. J. M. Eyring. Wir überlassen beyde Stücke diesen Gelehrten zum selbsteignen Lesen, und bemerken nur aus letzterer, daß die Prager gelehrte Zeitung schon etliche Jahre nicht mehr existirt.

Wir gehen zu des zweyten Bandes erstem Stücke. Recensionen von sechs Büchern verschiedenen Inhalts, — von vierzehn in das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte einschlagenden akademischen Schriften, aus der Feder der Herren Neller und Leuxner in Trier, P. Obernetter in Costnitz, P. Rath in Bamberg, u. a. — und von 12 philosophischen Inhalts von den Herren Kösser, Steinacher und Burkhäuser in Würzburg, Böhm in Fulda, Schluß in Mergentheim, Kayser in Regensburg, Kraus in Langheim ꝛc. — Aus den Obernetterschen wollen wir doch folgendes ausziehen: „Die Kirche ist eine ungleiche und vollkommne Gesellschaft: ihre Regierungsform, wie sie Christus angeordnet hat, ist monarchisch aristocratisch; es sind folglich in der Welt zwo verschiedene Mächte von Gott angeordnet, die geistliche und die politische, deren keine von der andern, weder directe noch indirecte, nothwendig abhängt. Daher kann die geistliche Macht weder Könige absetzen, noch ihre Unterthanen vom Eyd der Treue und des Gehorsams entbinden. Der Pabst hat in der Kirche den ersten Rang der Würde und Gerichtsbarkeit; darum ist er aber ohne Einstimmung aller übrigen Bischöfe weder untrüglich, noch über eine allgemeine Kirchenversammlung erhaben“ u. s. w. — Fortsetzung der Instruction für den zweyten Professor der lat. Sprache in den Mittelschulen

ſchulen zu Mainz, Mainz, am 1. Octbr. 1775. Inſtruction für den dritten Profeſſor der lat. Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften, in ſo weit ſolche von ihm ohne wirkliche rhetoriſche oder poetiſche Ausarbeitung in den Mittelſchulen gelehret werden. Die in den beyden letzten Regierungsjahren des, der Welt zu früh entriſſenen, Emmerich Joſeph's in Mainz herausgekommene verſchiedne Erziehungsſchriften ſind im 24ſten Bande unſrer Bibl. S. 532 — 542. angezeigt und nach Verdienſt gelobt worden. Um ſo viel weniger wird das Publicum an der Leſens- und Befolgenswürdigkeit dieſer Anweiſungen zweifeln. Sie ſind aber keines Auszugs fähig. Wir empfehlen ſie den Schullehrern zum aufmerkſamen Durchleſen. — Schreiben aus Würzburg vom 13. Jul. 1777. Folgendes verdient aus demſelben abgeſchrieben zu werden: „Geſtern „geruheten Sr. Hochf. Gn. in Gegenwart vieler auswärtigen „ſowohl als einheimiſchen Domcapitularen, (deren Namen „der Länge nach hergeſetzt ſind) aller Miniſters, des Hofſtaates und einer großen Menge vom Bürger- und Bauernſtande, ſich die Schuljugend der Dörfer Wieſenfeld und „Steinbach vorführen, um dieſelbe in der Glaubens„lehre, bibl. Geſchichte, Buchſtabieren und Leſen „drittehalb Stunden lang prüfen zu laſſen.*) Höchſt „dieſelbe gaben den Pfarrern und Lehrern vor ihrem Hinweggehen Merkmale der größten Zufriedenheit in den gnädigſten „Ausdrücken zu erkennen. — Bey dieſer Gelegenheit muß „ich Ihnen einen ſehr würdigen Cavalier nennen, den Frey„herrn von Lochner, Oberamtmann zu Rotenfels, der „beynahe 70 Jahre alt iſt, und dennoch ſehr oft in eigner „Perſon die Schulen ſeines Oberamts beſucht, den „Kindern die Schulbücher ſchenkt, ihren öffentlichen Prüfungen in der Kirche beywohnt, und die „Belohnungen hergiebt. Viele Bauern waren dumm „genug, ſich den beſten Erziehungsanſtalten frech zu widerſetzen. „Lieber meinen Kopf herab, ſprach einer mit „hingeſtrecktem Halſe zum Hrn. Oberamtmanne, als mei-

*) Andre „Väter der Völker" bekümmern ſich dafür um den Fortgang der Stutereyen ihrer Lande, laſſen ſich alle Jahre, anſtatt der Schuljugend, die Füllen aus denſelben vorführen, um daher zu der, zur Aufnahme ihrer Unterthanen ſo dienſamen, parforce Jagd die erforderlichen Subjecte auf den traurigen Fall eines deficit zu ziehen.

„nem Kinde die neuen Bücher in die Hand. Bey der „nächsten öffentlichen Prüfung machte es ein Bauernjunge „vorzüglich schön: ist das nicht eine Freude, sprachen Se. „Gnaden, und fragten: wer ist der Vater von diesem Kinde? „— Nun streckte der Bekehrte seinen Hals und Hut hervor, „nicht mehr den Kopf daran zu setzen, sondern Thränen der „Reue, Dankbarkeit und Freude vorzuzeigen.“ Möchten beyde Exempel allgemein nachgeahmet werden! Wie sehr vieles könnten — nur die Minister und die Oberbeamten in den Districten, zur Aufnahme der Schulanstalten, zur Aufmunterung beydes der Lehrer und der Lernenden, durch ihre bloße Gegenwart bey den öffentlichen Prüfungen und Nebübungen beytragen! Aber so dünkt auch dieses Opfer ihrer Zeit den meisten schon zu theuer. Kaum daß an vielen Orten die Prediger bey jenen Feyerlichkeiten erscheinen! — **Auswärtige Litteratur**; eine Recension eines, in Deutschland wenig bekannten, theologischen Werks des verstorbenen Abbate **Anton Genovesi** *): vniuersae theologiae christianae elementa dogmatica historica critica *Antonii Genuensis*, olim in regia Neapol. Vniu. P. P. P. Venedig 1771. 2 Bände in 4to. — **Kurze Anzeigen von zwölf protestantischen Schriften.** Als eine Probe mag die von der Herder'schen Preisschrift, **Ursachen des gesunkenen Geschmacks**, hier stehen: „ein „Mann ohne Geschmack, andre nennen ihn einen Verder„ber des guten Geschmacks, schreibt vom Geschmack, „und seine Schrift wird gekrönt. So ist mancher ein Lehrer „der Beredtsamkeit, ohne selbst beredt zu seyn.“ Ueber unsre **Bibliothek** ergeht ein ziemlich hartes Urtheil. Wir wollen jetzt nichts gegen dasselbe erinnern. Die Erörterungen würden uns zu weit führen. Wer in den Principien so wenig einig ist, als dieser V. und die Vers. der Bibl. kann nicht, mit einigem guten Erfolge, für die Wahrheit streiten. Verständige Leser und die ruhiger sind wie dieser V. mögen entscheiden.

Im **zweyten** Stücke stehen zuerst Recensionen von 14 Schriften katholischer Verfasser von unterschiedenem Inhalte. Aus der von P. *Schaaf* Praelect. de locis theolog. wollen wir doch, vielen unsrer Gottesgelehrten zur Beherzigung, folgendes hierher setzen: „Das 8te B. hat die Aufschrift: *S. Scri-*

*) Eben derjenigen, dessen Grundsätze der bürgerlichen Oekonomie ins Deutsche übersetzt sind. S. unsre Bibl. B. 19. S. 305. f.

„*S. Scripturae lectio* etiam in lingua *vernacula cuilibet* „de se est licita. Beweise aus den alten Monumenten sind „in Menge angeführt. Im 7ten K. wird die bekannte regu„la IV. indicis untersucht und dargethan, daß man dieses „Gesetz keineswegs aus Neid gegen die Layen verfaßt „habe; eine so niederträchtige Absicht konnten auch nur „niederträchtige Seelen, Riesen aus der Welt der kleinen „Geister, erdichten, — Die wahre Ursache wird hier ange„zeigt: die Hrn. Protestanten würden ja selbst eine Ueber„setzung, wie z. B. die berufene Wertheimische ist, nicht „jeden lesen lassen; wie sehr hat nicht bey der Bahrdtischen „Uebersetzung jeder, der nur noch einen orthodoxen „Blutstropfen hatte, den Kopf geschüttelt!*)“ — Es folgen drey Briefe eines Reisenden über Fulda durch Thüringen, im September 1777. geschrieben. In den Trivialschulen sowohl als in dem Gymnasio zu Hammelburg ist der von Fulda adoptirte Emmericianische Schulplan das Muster für die Lehrende. Alles ist daselbst bemühet, diese schon gute Anstalten zur Vollkommenheit zu bringen, — der Stadtmagistrat, der Seelsorger, der Civilbeamte, die Schulcommission zu Fulda. Der Pfarrer und der Beamte zu Hammelburg, zween Patrioten, haben die Senatoren der Stadt dahin bewogen, daß sie für ihre Trivialschulen Weltgeistliche als Lehrer von Fulda begehret, und sich zur reichlichen Unterhaltung derselben einmüthig verpflichtet haben. — Bey einer Disputation im dasigen Kloster wollte ein alter ehrwürdiger Franciscaner, der sich durch Belesenheit, Fleiß, und einige Kenntniß orientalischer ꝛc. Sprachen über das Gemeine der seraphischen Brüder erhebt, und ehemals Palästina besucht hatte, aus der Grundsprache selbst beweisen, daß „der ge„wöhnliche Achilles der christlichen Theologen gegen „die Juden,“ nämlich die Prophezeihung Jacobs an Juda, 1 B. M. 49. von gar keiner Kraft sey. Der Gedanke aber war kaum halb ausgedacht, und der Pater hatte auch noch nicht die Hälfte dieses Textes hebräisch abgelesen, als alle übrige Paters aus vollem Bauche lachten: „da merk-

*) Bisher hat dieses Buch blos in dem Index der Herren Götze, Piderit u. a. gestanden. Seit Kurzem (1 Febr. 1778.) aber ist leider auch der weltliche Arm gegen dasselbe in Bewegung. Indessen wird jeder ächte Protestant behaupten, Jedermann müsse die Wertheimische und Bahrdtische Uebersetzung lesen und frey untersuchen dürfen.

„te ich, das Licht, welches ich eben zu ſehen glaubte, war „nur ein betrügeriſches Meteor! wie fremde iſt dieſen, „ſchon theologiſchen, Mannern die hebr. Sprache! — „Ich konnte den gegenwärtigen Ordensobern meine Verwun„derung hierüber nicht bergen; ich bat ſie, ihre junge Theo„logen auch die, zur wahren feſten Gottesgelahr„heit nöthige, orientaliſche Sprachen lernen zu laſ„ſen. Sie verſicherten mich, daß in einem andern Kloſter „ihrer Provinz, nahe an Fulda gelegen, ein erfahrner „Mann darinn junge Geiſtliche unterrichtete.“ — Mit einer kurzen Nachricht von einer, in Rom kürzlich erſchienenen, Schrift des Abbate Gaetano Sertor (Verfaſſers der in Deutſchland nachgedruckten, auch überſetzten Satire, Il Conclave*)) Saggio iſtorico critico *ſulla vanita ed inſufficienza della antica Filoſofia pagana* colle maſſime (wird maſſime heißen müſſen) e co' precetti della *morale chriſtiana*, werden dieſe Briefe geſchloſſen, — das ganze Stück aber mit dem Beſchluß der Mainzer Inſtruction für den dritten Profeſſor der lat. Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc. von welcher im vorigen der Anfang geliefert worden, und die wir allen Lehrern zum eignen Leſen nochmals empfehlen.

Gegen die Sprachrichtigkeit haben die Verfaſſer dieſer periodiſchen Schrift hin und wieder geſündigt. S. 131. (B. 4.) zum Exempel heißt es: „wehe uns, wenn wir mit Augen nicht mehr ſehen; weder mit eigenen Hän„den;“ wofür, unſres Dafürhaltens, noch zu ſetzen wäre. Auch haben wir an andern Orten vors erſte, erſte, fande ſtatt fand, zwey Männer anſtatt Männer, u. dgl. mehr bemerkt.

* * *

ann Caſpar Lavaters neue philoſophiſche Blut-theologie in nuce. 1776. ohne Druckort. 2½ Bogen 8.

Die wunderliche Grille, welche in dieſen Blättern beleuchtet wird, und in den ſogenannten neuen Miſcellaneen bekannt gemacht wurde, rührt nicht von Lavatern, ſondern wie man ſieht

*) S. unſre Bibl. B. 33. S. 552. f.

jetzt weiß, von S** her. Ersterer hat sich darüber in dieser Bibliothek B. XXVIII. St. I. S. 306. selbst erklärt. Sie besteht in dem philosophisch seyn sollenden Beweise: „Daß die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesu Blut aus dem Grunde erweislich und begreiflich sey, weil jedes Leben nicht anders, als durch den Tod eines andern Lebens, wieder hergestellt werden könne.“

Unsere Leser möchten sich vielleicht der Art, wie Hr. S. aus diesem Vordersatze argumentirte, nicht recht mehr bewußt seyn; ich will daher seine ganze Schlußfolge hersetzen:

„Da nun kein Leben ohne organischen Körper uns bekannt ist, kein organischer Körper, der nicht fester und flüssiger Nahrungsmittel von andern getödteten Ganzen bedarf; da kein Leben ohne Tod des andern erhalten werden kann: sollte das künftige himmlische Leben ohne organischen Körper möglich seyn? Dieser organische Körper keiner Nahrungsmittel bedürfen? Diese Nahrungsmittel nicht aus festen und flüssigen Theilen bestehen? Diese nicht durch den gewaltsamen Tod eines organischen Lebens zubereitet seyn müssen? Diese nicht genossen, und unserm Körper einverleibet werden? Da keine Vergebung oder Lebensherstellung ohne Blutvergießen geschieht, sollte das ewige Leben ohne Blutvergießen zu erhalten, möglich gewesen seyn? Ein Wink! Wer es fassen mag, der fasse es!“ — und wer das nicht kann, der lasse es bleiben!

Das letztere that der Rec. und glaubte, daß andere ehrliche Leute, die mit ihm sich im gleichen Falle befänden, es eben so machen würden, und daß daher diese Grille eben so bald wieder würde vergessen seyn, als sie erschienen war. Gleichwohl hat man sie hie und da einer sorgfältigen Wiederholung gewürdiget; und eben dieses geschieht nun auch in den angezeigten Blättern, auf welchen der billige Leser Hrn. Lavaters gemißbrauchten Namen von selbst auslöschen wird.

Es muß also doch wohl Leute gegeben haben, auf welche diese handgreifliche Sophisterey einigen Eindruck machte, weil man gefliſſentliche Widerlegungen derselben für nöthig erachtet hat. Und das muß einen in der That befremden. Denn man braucht ja keine Philosophie, sondern nur gesunden Menschensinn zu haben, um sogleich einzusehen, daß der Schluß von dem, was in diesem Leben geschieht, auf das, was in dem künftigen geschehen muß, gar sehr verwegen sey. Gesetzt also auch, daß alle die angezeigten Vordersätze wahr wären; (und einige derselben sind es doch wirk-

lich nicht. Z. E. daß es ganz und gar kein Thier, noch weniger irgend einen Menschen geben soll, der wissentlich von natürlich gestorbenen Körpern sich erhalten könnte. Kennt der Verfasser denn keine Raben, Füchse, u. s. w.? und hat er nicht in Hawksworths Reisen gelesen, daß die gewöhnliche Speise der armseligen Küstenbewohner an der Magellanischen Meerenge, faule Seehunde und andere todte Fische sind, welche das Meer auswirft?) Aber gesetzt es sey wahr, daß hier unten alles, was lebt, von gewaltsam ermordeten organischen Wesen leben müsse: folgt daraus, daß eben diese Weise auch dort, wo überhaupt nicht mehr gegessen und getrunken werden soll, beybehalten werden müsse? Was würde Hr. S. sagen, wenn jemand nach eben dieser Schlußart beweisen wollte, daß wir im ewigen Leben auch heirathen und Kinder zeugen würden, weil in diesem Leben sich alles, was Odem hat, zu begatten und sein Daseyn fortzupflanzen pflegt? Würde er da nicht auf den Wortverstand der Schriftstelle dringen, daß man im Himmel weder heirathen, noch sich heirathen lassen werde? Und warum fiel ihm nun nicht auch der Spruch bey, nach welchem das Reich Gottes nicht im Essen und Trinken besteht? Aber die Bibel scheint nach und nach selbst der , welche eine abergläubische Verehrung eines jeden is us derselben affectiren, nur dann untrüglich zu seyn, ie ihre eigene vorgefaßte Meinungen begünstiget, und d die Philosophie sich, wie eine Metze, von ihnen lassen. Ist die Bibel aber einmal so unhöflich, die en dieser Herren nicht bestätigen, ihnen wohl gar chen zu wollen: so thut man, als wenn sie gar nicht Welt wäre, und dann ist die Philosophey, (wie sie er Geniesprache heißt,) gut genug, als Nothhelferinn ucht zu werden.

Aber Hr. S. meinte ja vermuthlich nicht, daß Christus in jenem Leben gegessen werden sollte; er wollte nur bemerken, daß der organische Leib desselben hier auf Erden habe achtet und von uns gegessen werden müssen, damit der arte Leib unserer Seele mit ihm gefüttert würde, und Le und Kraft für die Ewigkeit erhielte.

Sonderbar genug. Also sollen wir schon jetzt Nahrung für einen Leib genießen, den wir noch nicht haben? Oder haben wir ihn vielleicht schon in uns, schon innerhalb des groben irdischen Leibes, der vielleicht nur die äußere Schale desselben ist? Wie sehr sind dann nicht alle Menschen, welche

vor

vor Christi Geburt lebten, und die vielen Millionen derer zu beklagen, welche zwar nach dieser Zeit lebten, aber doch nie Gelegenheit hatten, Christen zu werden, und also von dem organischen Leibe desselben mit zu essen? Was wird aus dem verklärten Leibe dieser Armen nun geworden seyn? War, wie Hr. S. zu erkennen giebt, zur Erhaltung desselben nicht der Genuß des organischen Christuscörpers schlechterdings nothwendig: so ist jeder derselben, der nicht davon genossen hat, nicht davon genießen konnte, rein todt, und die armen Seelen mögen nun ohne verklärten Leib in der Ewigkeit herumlaufen. Und wenn nun unglücklicher Weise, nach der Meinung einiger neuern **Blutphilosophen**, von welchen die **Vernunftphilosophen** — will's Stupor! bald verdrengt werden sollen, Leib und Seele ein und eben dasselbe Ding sind: so sind alle die Millionen Seelen zugleich mit dahin. Schade um so viel wackere Geschöpfe Gottes!

Die angezeigten Blätter enthalten zuerst eine Vorrede des Herausgebers, der sich **Werner** unterschrieben hat. Ob dieses sein wahrer, oder nur ein angenommener Name sey, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der Mann, der diese Vorrede schrieb, besser gethan hätte, ernsthaft, als launigt, zu schreiben, weil das letztere gar nicht seine Sache zu seyn scheint.

In dem Schriftchen selbst, welches eben so wenig ein Muster guter Schreibart ist, wird unter andern Gründen, welche der Hypothese des Hrn. S. entgegen gesetzt werden, ihm auch dieses zur Last gelegt, daß sein Argument die Wahrheit der Lehre von der **Transsubstantiation** voraussetze. Daß diese Beschuldigung nicht durch Consequenzmacherey entstanden, sondern in der Sache selbst wirklich gegründet sey, bedarf wohl keines Beweises. Denn wenn der **wirkliche** Genuß des **wirklichen** Leibes Christi zur Erhaltung oder Wiederherstellung des verklärten Leibes unserer Seele in der That so nothwendig ist, als Hr. S. uns überreden will: so muß nothwendig das Brod und der Wein beym Abendmahle in **wirkliches** Fleisch und Blut Christi verwandelt werden; oder der verklärte Leib bekömmt nur Rauch statt Speise zu genießen, wobey er sich denn, vorausgesetzt, daß er wirkliches Fleisch und Blut zu seinem Unterhalte bedarf, vermuthlich schlecht befinden würde. Aber, wie man sagt, so sollen gewisse Bekenner der neuern Bluttheologie, dieser Lehre von der Verwandlung auch wirklich nicht unhold seyn, und sie, wo

möglich, wieder in die proteſtantiſchen Kirchen einzuführen wünſchen. C'eſt un malheur des hommes, de ſe degouter enfin de la raiſon même et de s'ennuyer de la lumiére. Les chimeres commencent à révenir et plaiſent, parcequ'elles ont quelque choſe de merveilleux. — *Leibnitz.*

Mt.

Prüfung und Beantwortung der Lavaterſchen Meynung, fortgeſetzt von einem Freunde der Wahrheit. Bremen, bey J. H. Cramer, 1777. 8. S. 311.

Prüfung und Beantwortung der Lavaterſchen Meynung beendigt von einem Freunde der Wahrheit. Bremen bey J. H. Cramer, 1777. 8. S. 192.

Der Verfaſſer des in der A. d. B. B. 29. 2 St. S. 467. angezeigten Sendſchreibens an Hrn. Lavater, worinn deſſen eigentliche Meinung von der Kraft des Glaubens und des Gebets nach exegetiſchen Gründen geprüft und verworfen wird, erwartete, und zwar mit Recht, von dem berühmten Urheber dieſer Controvers eine Gegenantwort, in der er entweder ſeine Hypotheſe zurücknehmen, oder auch das darwider geſagte mit neuen Gründen entkräften müßte. Keines von beyden iſt bisher geſchehen, und es gewinnt den Anſchein, als wenn für Hrn. Lavater das eine ſo unmöglich ſey, als das andere. Inzwiſchen wurden durch dieſes Sendſchreiben zwey andere Schriften, ihrem Inhalte und Vortrage nach, von ſehr ungleichem Werthe veranlaßt, wovon die beſſere den Titel führet: Eines Layenbruders einfältige Fragen über die Bremiſche Prüfung der eigentlichen Meinung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendſchreiben an den Herrn Prüfer. Frankfurt und Leipzig 1776. — die ſchlechtere aber, in eben dem Jahre ohne Namen des Verfaſſers und des Orts, als ein Sendſchreiben an den Bremiſchen Beantworter der Lavateriſchen eigentlichen Meinung erſchien. Unſer Verf. hat in ſeiner fortgeſetzten Prüfung inſonderheit auf den erſten Gegner Rückſicht genommen; in der beendigten Prüfung aber hat er es lediglich mit dem letztern zu thun, der als der unwiſſendſte und unverſchämteſte Fanatiker bloß geſtellet wird, und kaum eine ſolche Antwort verdienet hatte.

Der

Der V. bemühet ſich mit ſeiner ſchon bewieſenen Gründlichkeit den Ungrund und die Schädlichkeit der Lavateriſchen Meinung darzuthun. Er ſpüret zuerſt in einem beſondern Abſchnitte dem Gange nach, den dieſe Meinung in dem Gedankenſyſteme des Hrn. L. genommen hat, die in ſeinem mit dichteriſchen Ideen angefüllten Geiſte, bey den Ausſichten in die Ewigkeit, auf die bekannten Schriftſtellen Marc. XVI, 17. Jo. XIV, 12. Marc. IX, 23. Jo. XVII, 20—24. ſtieß, allgemein verheißene Wunder und Gebetskraft darinn anzutreffen vermeinte, den Grotius und Wirtz in ſolcher Auslegung auf ſeiner Seite fand, und nun, wider alle Philoſophie und Erfahrungen, auf vermeinten unwiderſprechlich klaren Ausſprüchen der Schrift, ſein Syſtem von der moraliſchſinnlichen Unterhaltung der Gläubigen mit Gott aufführete. Die Unterſuchung, die doch offenbar hierbey nicht zu überſehen war, ob es heut zu Tage und ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten noch Menſchen gegeben habe, die auf dieſe Art mit der Gottheit umgiengen, ob das Eigentliche der Religion Jeſu (nach L. Meinung) überall in unſern Zeiten verſchwunden ſey — dieſe ſo ſehr zur Sache gehörige, für den Glauben und die Gemüthsruhe eines rechtſchaffenen Herzens höchſt wichtige Unterſuchung wollte Hr. L. gar nicht dabey angeſtellt wiſſen. Und warum nicht? weil alsdenn die einmal liebgewonnene und durch die feurige Einbildungskraft verſchlungene Idee dieſes moraliſch ſinnlichen Umgangs mit Gott gänzlich aufgegeben werden mußte. Aber wie kann ich ſie aufgeben, hieß es in Lavaters Schriften, ſo lange ſie mir mit den leſerlichſten Buchſtaben in mehr als einer Stelle der Bibel da ſteht? Dieſer Irrthum iſt es nun, den unſer Prüfer mit exegetiſchen Gründen beſtreitet, mit ſo vieler Gelehrſamkeit, Scharfſinn, und nach ſo richtigen Auslegungsregeln, daß man aufs deutlichſte das Gegentheil der Lavaterſchen Meinung in allen obgenannten Stellen erblickt. Zuſammenhang, Zeit, Veranlaſſung machen es ſonnenklar bey Marc. XVI. und Jo. XIV, 12. daß die Verheißung der Wundergaben ſpeciell, bloß an die Eilfe gerichtet ſey, deren Unglauben, Furchtſamkeit (und wie wir noch hinzuſetzen würden, deren Befremdung über den Auftrag auch den Heiden, πασῃ τῃ κτισει, das Evangelium zu predigen) beſtraft und gehoben werden ſollte. Eben ſo richtig und gut entwickelt iſt der Unterſchied des Wunderglaubens und des ſeligmachenden Glaubens bey Erklärung der Worte Marc. IX, 23. deren Schwierigkeiten auf eine ſo ungezwungene aus der ganzen

zen Situation ſich ergebende Art gehoben werden, daß wohl keine erhebliche Zweifel mehr übrig bleiben dürften. Bey dem Wunderglauben kam es auf den entwickeltern Begriff des Meſſias keinesweges ſo ſehr an, als vielmehr auf das Vertrauen, daß Jeſus ein Wunderthäter ſey, und die Kranken heilen könne, wodurch, nach dem weiſen Plane Gottes, die Hauptabſicht der Wunder, das ungezwungene Bekenntniß der von Jeſu geſchehenen Thatſachen, vor aller Welt erreichet würde. — Wenn man zu dieſem allen das ſo genannte hohepriesterliche Gebet, Joh. XVII. aus dem, wie es uns ſcheint, weit richtigerm Geſichtspuncte betrachtet, daß es zum unmittelbaren Gegenſtande die Predigt der Apoſtel und die durch ihre mit Beweiſen des Geiſtes und der Kraft verſehene Predigt zum Glauben an das Evangelium gebrachte Perſonen hat: ſo iſt denn auch die letzte exegetiſche Stütze dem Lavaterſchen Syſtem entriſſen, und es zerfällt, freylich zum Misvergnügen des Baumeiſters, durch die unwiderſtehliche Macht der Wahrheit in ſeine Trümmern. Das einzige Mittel bliebe Hr. L. nun noch übrig, wie der Recenſent im 29 Bande d. A. d. B. bemerket, ſtatt philoſophiſcher und exegetiſcher Gründe, ein augenſcheinliches Wunder aufzuſtellen, und die armſeligen Raiſonnements ungläubiger Zweifler zu beſchämen. Wie ſtarke Verſuche Hr. L. wirklich zu dieſem entſcheidenden Puncte gemacht habe, und wie wunderlich ſein Urtheil dadurch über die Gaßneriſchen Gauckeleyen geſtimmt ſey, erſah das Publicum zur Genüge aus ſeinem in dieſer Sache mit dem Hrn. D. Semler geführten Briefwechſel. Unſer V. hat dieſen Briefwechſel als zuverläßige Urkunden abdrucken laſſen, und ſeiner Schrift eingerückt, außerdem aber noch ein merkwürdiges Schreiben des Hrn. L. an den P. Gaßner vom 29 Merz 1775 hinzugefügt, woraus man mit Erſtaunen ſieht, wie eine Lieblingsidee dem Verſtande eines ſonſt ſo vortrefflichen Mannes mitſpielen kann. Gott Lob! daß dieſer Mann von apoſtoliſcher, oder wie Hr. L. lieber will, evangeliſcher Kraft mit ſeinen Teufelsbeſchwörungen zu einer Zeit auftrat, wo auch die Erleuchtung katholiſcher Länder ſchon zu groß, und die Macht aufgeklärter und rechtſchaffener Prälaten zu wenig eingeſchränkt war, als daß der Betrug hätte unentdeckt bleiben können. Was hätte man ſonſt nicht von der übereilten Vertheidigung und Anpreiſung dieſes Wunderthäters durch einen ſo berühmten proteſtantiſchen Gottesgelehrten für traurige Folgen unſer Katholiken und Proteſtanten befürchten müſſen!

In

In der zum Beschlusse der fortgesetzten Prüfung angehängten Dissertation, finden wir den Plan der Vorsehung zur Erhaltung und Ausbreitung der Religion unter den Menschen gut aus den Datis der weltlichen und biblischen Geschichte ausgehoben und zur Bestätigung des Satzes angewandt, daß fortgehende Wundergaben weder nöthig sind, noch ihre Fortdauer über die Zeiten der apostolischen Männer hinaus richtig erwiesen werden könne. Augenzeugen der Wundergaben, die durch die Hände der Apostel mitgetheilet waren, darf man nicht über den Anfang des dritten Jahrhunderts hinaus suchen. Und merkwürdig ist es doch, daß die Zeugnisse der Kirchenväter aus diesem Zeitalter so schwankend, so zweydeutig in dieser Sache, ja wohl gar, wie aus der Stelle Arnobii adu. gentes Libr. 1. erwiesen wird, so abgefasset sind, daß man eben nicht auf die Fortdauer der Wundergaben in ihren Zeiten schließen kann. Wichtig scheint uns das in der Kirchengeschichte erzählte Wunder bey dem vom Julian versuchten Tempelbau zu seyn, welches zwar zur Entscheidung der Frage: ob die Fortdauer der Wunderkraft bey *einzelnen* Personen fernerhin zu behaupten sey, nicht gehört; aber dennoch uns sehr erheblich in andern Absichten vorkömmt. Warburtons Beweis für dieses Wunder läßt nur noch einige Zweifel übrig.

Wir haben uns bisher nur mit dem zweeten Theile oder der fortgesetzten Prüfung beschäfftigt: die geendigte Prüfung hat es, wie schon gemeldet, mit dem fanatischen Gegner des Verf. zu thun, und enthält nebenher einige Erläuterungen der in der ersten angeführten Gründe. Wir zweifeln nicht, daß diese wohlgerathene Prüfung nebst der in des XXX Bandes 2ten Stücks befindlichen Recension und weitläuftigen Beurtheilung dieser Streitsache alles mögliche für denkende Leser werden erschöpft haben, was nur exegetisch und philosophisch Gründliches über den Ungrund der Lavaterschen Hypothese gesagt werden könne. Und so bedürfte es denn weiter keines Feldzuges.

Bs.

Das Neue Testament, Luthers Uebersetzung unbeschadet, zum täglichen Gebrauche für unstudirte Christen aller Art, durchaus verständlich aufs neue übersetzt von M. Johann Gottfried Sillig, Diakonus

konus zu Döbeln. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher. 1778. 94 Seiten in 8.

Es ist bloß das Evangelium Matthäi, das wir vor uns haben; Hr. S. verspricht, ihm die übrigen Bücher des N. T. der Reihe nach folgen zu lassen. Ohne uns in eine umständliche Beurtheilung einzulassen, und einzelne Fehler in dieser neuen Uebersetzung aufzusuchen, wollen wir bloß einige Stellen daraus unsern Lesern vorlegen, um sie selbst urtheilen zu lassen, ob Hr. S. nach seiner Absicht eine deutsche und genaue Uebersetzung geliefert habe. Wir setzen neben der Silligschen Uebersetzung die Bahrdtische, und unter beyde eine eigene. Die erste Probe sey Matth. I, 18. bis zu Ende des Kapitels.

„18. Mit der Geburt des Messias Jesus aber giengs also zu. Als Maria, seine Mutter, mit Josephen versprochen war; so entdeckte man ihre vom heiligen Geiste gewirkte Schwangerschaft, ehe sie noch einander ehelich beygewohnet hatten. 19. Joseph aber, ihr Bräutigam, der, als ein rechtschaffener Mann, sie nicht öffentlich beschimpfen wollte, war Willens, die Verlobung in der Stille aufzuheben. 20. Indem er nun damit umgieng, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und sprach: Trage kein Bedenken, Marien, deine Braut, zu heyrathen; denn ihre Schwangerschaft rührt vom heiligen Geiste her. 21. Sie wird nämlich einen Sohn gebähren, dem du den Namen Jesus geben sollst: denn er wird die Menschen, die ihm gehorchen, von ihren Sünden befreyen. 22. Das mußte sich aber alles so schicken, damit

„B. Bey der Geburt Jesu selbst sind folgende Umstände merkwürdig — Seine Mutter Maria war mit Joseph versprochen. Ehe sie aber einander heyratheten, befand sie sich schwanger: nämlich durch ein göttliches Wunder. Joseph, ihr Bräutigam, der ein sehr billiger und rechtschaffener Mann war, wollte die Verlobung in der Stille aufheben, um sie nicht der öffentlichen Schande Preis zu geben. Allein ehe er seinen Vorsatz ausführte, erschien ihm ein Bote Gottes im Traum, der ihm sagte, er dürfe kein Bedenken tragen, seine Braut zu heyrathen: denn ihre Schwangerschaft sey vom heiligen Geiste gewirkt worden; und er sollte dem Sohne, welchen sie gebähren würde, den Namen Jesus beylegen, weil er bestimmt sey, die Menschen, welche sich seiner Führung anvertrauen würden, von der Macht der Sünde

zu

mit auf diese Weise zutrafe, was der Herr durch den Propheten gesagt hatte, welcher spricht: „23. Sehet, eine Jungfrau wird schwanger seyn und einen Sohn gebähren, und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, auf deutsch: „Gott mit uns, oder Gott „hilf.“ 24. Als nun Joseph aus dem Schlafe erwachte, so that er sogleich, was ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Braut zu sich. 25. Doch wohnte er ihr nicht ehelich bey, bis sie ihren erstgebohrnen Sohn zur Welt gebracht, dem er den Namen Jesus gab.

zu befreyen. Auf solche Art traf ein, was der Prophet sagt: „Siehe eine Jungfrau wird „schwanger werden, und einen „Sohn gebähren, den man „Immanuel nennen wird, welcher so viel ist, als: Gott unsere Hülfe!„ — Joseph aber gehorchte augenblicklich dem göttlichen Befehle, und heyrathete seine Braut; der er jedoch nicht ehelich beywohnete, bis sie ihr erstes Kind gebahr, dem er den Namen Jesus beylegte.“

„Mit der Geburt Christi aber gieng es also zu. Als seine Mutter Maria mit Joseph versprochen war, ward sie schwanger, ehe sie noch Joseph zu sich nahm, vom heiligen Geiste. Und Joseph war ein gütiger Mann, der sie nicht zu Schanden machen wollte, gedachte sie aber heimlich zu verlassen. Indem er aber mit diesen Gedanken umgieng, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und sprach: Joseph, du Sohn Davids, mache dir kein Bedenken, Mariam, dein Gemahl, zu dir zu nehmen; denn das Kind, womit sie schwanger geht, ist vom heiligen Geiste. Und sie wird einen Sohn gebähren, und du sollst seinen Namen Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden. Das alles aber geschah, damit erfüllet würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: „Eine Jungfrau wird schwanger werden, und einen Sohn gebähren; „und man wird ihn Emmanuel heißen, das ist verdollmetschet, „Gott mit uns.“ Als nun Joseph erwachte, that er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm sein Gemahl zu sich, wohnte ihr aber nicht bey, bis sie ihren ersten Sohn gebahr; und er nannte ihn Jesus.“

Noch eine Probe nehmen wir aus der Bergpredigt, Matth. VI, 1 — 15.

„1. Nch-

1. „Nehmet euch in Acht, daß ihr mit euern Allmosen nicht vor den Leuten groß thut, um von ihnen bewundert zu werden; denn sonst habt ihr keine Belohnung von eurem Vater im Himmel zu gewarten. 2. Wenn du also Allmosen austheilst, so thue es nicht gleichsam unter Trompeten und Pauken, wie es die Scheinheiligen in den Bethäusern, und auf den Straßen zu machen pflegen, damit die Leute viel davon reden sollen. Sie haben wahrhaftig ihre Belohnung weg. 3. Sondern wenn du Allmosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, 4. Damit dein Allmosen kein großes Aufsehen mache: und dein Vater, welcher weiß, was im Verborgenen vorgeht, wird dirs öffentlich vor der Welt vergelten. 5. Und wenn du betest, so mach es nicht, wie die Heuchler, welche am liebsten beten, wenn

„6. Wenn ihr aber diese himmlische Tugend ausübet, so hütet euch nur, daß ihr nicht damit prahlet. Sonst habet ihr in den Augen eures himmlischen Vaters kein Verdienst. Jede gute That verliert durch die Begierde, sie sehen zu lassen. Thut ihr also Gutes, so macht es nicht wie jene Heuchler, welche nur den anschreyenden Bettlern in den Synagogen und auf den Straßen Allmosen geben, nur, um von den Leuten gesehen zu werden. Ich versichere euch, daß solche Leute ihren Lohn dahin haben. Wenn ihr Wohlthaten erweiset, so thut es ohne Geräusch. Euer himmlischer Vater, dem auch die verborgenste That nicht unbemerkt bleibt, wird euch dann selbst, was ihr zu verlieren scheint, ersetzen. Die Art, wie er euch eure Tugend belohnen wird, wird für Andre desto glänzender und in die Augen fallender seyn. Auch bey eurem Gebet hütet euch vor der pralenden Andacht. Macht es nicht wie jene, die sich darauf legen, die Betglocke in den Synagogen oder an der Ecke einer Straße abzuwarten, und dann stehen zu bleiben, in ihrer Andacht von allen Menschen bemerkt zu werden. Ich sage euch, die Andacht dieser Leute hat keine Belohnung zu hoffen, als die, welche sie bereits hat. (die

Bewun-

wenn sie sich in die Synagogen und an die Ecken der Gassen hinstellen können, um daselbst von den Leuten bemerkt zu werden. Ich versichere euch heilig, daß sie weiter keine Belohnung zu hoffen haben. 6. Wenn du also beten willst, so schließ dich lieber in dein Kabinet ein, und bete da ganz in der Stille und Einsamkeit zu deinem Vater: und dein Vater, dem auch die verborgensten Dinge bekannt sind, wird dich dafür öffentlich belohnen. 7. Bey eurem Gebete müsset ihr aber auch nicht so viel plappern, wie die Götzendiener, welche sich einbilden, daß sie desto eher erhört werden, wenn sie recht viel Worte machen. 8. Ahmet sie darinnen ja nicht nach; denn euer Vater weiß alles, was ihr nöthig habt, ehe ihr noch darum bittet. 9. Betet demnach also: Gott unser Vater, der du alle Himmel beherrschest, laß uns dei-

Bewunderung des Pöbels.) Ihr aber, wenn ihr betet, so thut es erstlich in der Stille, und glaubt gewiß, daß euer himmlischer Vater, dessen Augen auch das Verborgenste nicht entgeht, euch die Erhörung eures Gebets desto öffentlicher angedeihen lassen wird. Hütet euch aber auch zweytens bey eurem Gebete vor jener wortreichen Gedankenlosigkeit, die ihr an den Heyden findet, wenn sie um einen Götzen herumschwärmen, und immer eben dasselbe Geschrey wiederholen, in der Meinung, daß dies die Bedingung der Erhörung sey. Ahmet sie darinnen nicht nach. Ihr habt an Gott einen Vater, dem alle eure Bedürfnisse bekannt sind, ehe ihr sie ihm im Gebete vortraget. Lernet vielmehr, wie ihr (in wenigen Worten nicht jeden verkehrten Wunsch eures Herzens, sondern gewählte und wohl überlegte Gegenstände ihm in eurem) Gebete vortragen müsset, aus folgendem Beyspiele. Gott! Vater der Menschen! erfülle unser aller Herz mit Ehrfurcht gegen dich, als das allervollkommenste Wesen. Gründe und erweitere dein Reich, welches da ist, wo durch deinen Geist Weisheit und Tugend blühen. Lehre uns alle im Gehorsam gegen deine Gebote und in der Ergebung in deinen Willen unsre Ruhe und Glückseelig-

nen Namen über alles heilig halten, und dir zur Ehre leben. 10. Gründe und erweitere dein Reich unter uns, daß sich wahres Christenthum immer mehr ausbreite. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. 11. Gieb uns heute unser täglich Brod. 12. Und verzeih uns unsre Vergehungen, wie wir auch unsern Beleidigern vergeben. 13. Und laß uns nicht in Versuchung gerathen, sondern erlös uns von allem Bösen. Denn du hast und behälst immer und ewig, die höchste Herrschaft und Gewalt und Majestät. Amen! 14. Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch auch euer himmlischer Vater die euern vergeben. 15. Wofern ihr aber Andern ihre Fehler nicht verzeihet, so wird er euch die euren auch nicht verzeihen.“

keit finden. Befreye uns durch deine liebreiche Fürsorge von ängstlichen Sorgen für die Zukunft. Verzeihe uns, wenn wir von Sünden übereilt werden, wie wir auch unsern Nebenmenschen gern alle Beleidigungen vergeben wollen. Laß uns in Stunden, wo wir zur Verläugnung der Wahrheit oder der Tugend gereizet werden, nicht unterliegen. Errette uns von allem, was uns wahrhaftig unglücklich macht. Auf dir steht unser Vertrauen: denn du bist unser Herr, du bist mächtig, du bist der Besitzer aller Schätze des Himmels und der Erden; du bist und bleibest es in alle Ewigkeit. Amen! Wundert euch nicht über den Zusatz bey diesem Gebete: wie wir auch unsern Nebenmenschen gern alle Beleidigungen vergeben wollen. Denn unter dieser Bedingung allein könnet ihr Vergebung für eure Sünden bey eurem Vater hoffen. Und sobald ihr dazu nicht bereit und willig seyd, so bittet ihr auch Gott umsonst um Verzeihung eurer täglichen Uebereilungen.“

„Euer Allmosen gebt nicht vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt anders keinen Lohn bey eurem himmlischen Vater. Wenn du Allmosen giebst, so laß nicht vor dir ins Horn blasen *), wie die Heuchler thun in den

*) Eine morgenländische Sitte, die noch Hr. Niebuhr, Reisebeschreibung nach Arabien Theil I. S. 151. zu Basra fand.

den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Warlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du Allmosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, daß dein Allmosen verborgen sey; so wird dein Vater, der in das Verborgene sieht, dirs vergelten öffentlich. Und wenn du betest, so mache es nicht wie die Heuchler, die gern stehen und beten in den Synagogen und an den Ecken der Gassen, daß es die Leute sehen. Warlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du beten willst, so geh in dein Kämmerlein, und schließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; so wird dein Vater, der in das Verborgene sieht, dirs vergelten öffentlich. Auch sollt ihr, wenn ihr betet, nicht viel plappern, wie die Heiden: denn sie meynen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen. Werdet ihnen nicht gleich; denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet. Darum betet also: Unser Vater im Himmel, gelobet sey dein Name! Unser nothdürftiges Brodt gieb uns heut. Und vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern. Und laß uns nicht in Versuchung kommen; sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Amen! Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euer Vater auch eure Fehler nicht vergeben."

Wir glauben genug zum Urtheil über die Silligsche Uebersetzung für unsre Leser abgeschrieben zu haben, und haben selbst beyde Stellen genau nach den Worten übersetzt. Ueber andere Stellen, wo wir auch, Hr. S. wortreiche Perioden ungerechnet, den Sinn des Evangelisten verfehlt fanden, wollen wir nichts weiter anmerken. Nur gleich im folgenden Verse sehen wir, daß ihm der jüdische Gebrauch unbekannt gewesen, wenn er übersetzt: „Wenn ihr fastet, so machet nicht, wie die Scheinheiligen, eine traurige verstellte Miene; denn sie nehmen mit Fleiß finstere Gesichtszüge an, damit ihnen die Leute ihr Fasten ansehen können." Die Juden ließen ihr Gesicht ungewaschen und streueten Asche aufs Haupt, wenn sie fasteten. Dieses nennt der Evangelist ἀφανίζειν τὰ πρόσωπα, und setzt ihm entgegen: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Gesicht."

Sammlung auserlesener geistlicher Lieder, zur Vermehrung der reinen Andacht und des vaterländischen Gesangbuchs. Nebst einer Vorrede, die Verbesserung des öffentlichen sonntäglichen Gottesdienstes betreffend. Carlsruhe, bey Marklot, 1778. 8. S. 186.

Unter allen bisher erschienenen neuen Gesangbüchern ist dieß das geringste. Ungeachtet die Sammlung neuer und verbesserter Gesänge, als ein Vorschlag zur Verbesserung des Markgräflich Baadischen Gesangbuchs, die schon 1774 erschienen, und von uns (Bibl. B. XXV. S. 457. fg.) angezeigt worden ist, keine erheblichen Fehler hat; so ist sie doch, wie wir gewiß wissen, nur in wenigen Kirchen eingeführet worden. Die Liebe zum Alten, die politischen Verhältnisse, und die große Abneigung so vieler Theologen gegen jeden auflodernden Funken von richtigem Geschmack, ist auch in diesem Lande diesem wichtigen Theile der Verbesserung des Gottesdienstes bisher im Wege gestanden. Einige ungenannte Prediger im Lande haben diese Sammlung, die mit jener gar nicht verdient in eine Klasse gesetzt zu werden, herausgegeben. Die Vorrede ist seicht, bald ernsthaft, bald halbwitzig, zudringlich und fast durchgängig unüberlegt geschrieben. Sie ist eigentlich Declamation gegen die Evangelien und Episteln, wiewohl die besten und triftigsten Gründe hier nicht einmal gesagt sind. Uns scheint es überhaupt unklug und unvorsichtig zu seyn, dergleichen unausgemachte Dinge, Vorwürfe gegen das Konsistorium, Stichelreyen, Tadel, halb wahre und schiefe Vorschläge mit dem Gesangbuche dem gemeinen Manne in die Hände zu geben. — Wie kann in einer großen Stadt die Taufe immer öffentlich und unter dem Glockengeläute geschehen? und wozu das Läuten? Die V. wollen, daß man am Ostertage auf dem Gottesacker zusammen kommen, und zwischen den Gräbern vom erstandenen Jesus reden soll. Offenbar sieht man da die enge Bekanntschaft mit der Welt — Wie das an Orten, wo man schon lange, wie billig, die Begräbnißstätten weit von der Stadt angelegt hat? Wie alsdann, wann rauhe Witterung die Gräber mit Schnee bedeckt? In dem Gesangbuche selber sind die bekannten Sammlungen wieder ausgeschrieben worden. Vieles, das offenbar noch Verbesse-

rung

rung und Berichtigung braucht, iſt beybehalten worden. Ueberall kommen noch viele unverſtändliche ebräiſchartige Wörter vor. Die fürchterlichen unbiblischen Ideen von Buſſe, Satan, Moſes, Geſetz, Hammer, Fluch, Tod, Höllenglut ꝛc. herrſchen noch eben ſo in dieſer Sammlung, wie in der älteſten. Iſt etwas faderes, ſinnloſeres, als der Anfang des vierten Geſanges: „Warum willſt du drauſſen ſtehn?“ Wie ſehr hinkend iſt das Gleichniß v. 13: „Wie ein Adler fliegt zur Speiſe, ſo vergehet unſre Zeit.“ Wie viel Härte, wie viel Rauhes und Ungeformtes iſt in dem Liede: „Jeſus Chriſt der Heiligſte.“ S. 21. ein offenbarer Sprachfehler, einer unter fünf hundert ten — „alles ſchreckt.“ Sollte man „ſchnöde Welt, Sündengräuel,“ in neuen Verbeſſerungen erwarten? S. 26. wird der Ausdruck des Propheten vom jüdiſchen Staate „verderbt von Fuße bis zur Scheitel,“ wieder auf das allgemeine Naturverderben der Menſchen gezogen. S. 53. „Ich bin zu ſchwach aus eigner Kraft, zum Siege meiner Leidenſchaft,“ ſagt gerade das Gegentheil, und ſollte heißen, „über meine Leidenſchaft;“ S. 59. lieſt man die ſchrecklichen Aeußerungen immer wieder: „Vom Teufel hart verſtrickt war ich, Mein böſes Thun galt vor Gott nicht, War durch und durch verdorben;“ S. 60. „hielt heimlich ſeines Arms Gewalt“ — ein dunkler, dem gemeinen Volke unverſtändlicher Ebraiſmus. Entweder verſtehen wir gar nichts von Poeſie, oder das Lied „Als der Herr ſein Volk begrüßte“ iſt voll ſteifer, dunkler, unphiloſophiſcher Zeilen. Wozu S. 63. ein Lied über die zehn Gebote, da dieſe bekanntlich kein Kompendium der Moral für Chriſten ſeyn können? Auch in den Geſängen beym Gewitter herrſchen nicht die rechten Begriffe, die unter den Landleuten ausgebreitet werden müſſen. Bey ſo vielen innern Fehlern verliert das Buch noch deſto mehr von ſeiner Brauchbarkeit, da gar keine Orthographie darinn iſt, die Lettern für den bejahrten Theil der Gemeine zu klein, und das Papier ſehr ſchlecht iſt. Zugleich zeigen wir hier an:

Beytrag zu Kirchenliedern von N. Fr. Heß, Marggräflich Badiſchen Landgeiſtlichen. Colmar, bey Neukirch, 8. 2½ Bogen.

Der A. hat einige ſchwere alte Lieder verbeſſert, auch ſind einige neue von ihm ſelber beygebracht. Durchgängig

wir hier mehr Genie, mehr poetisches Talent, mehr Richtigkeit in Gedanken, und mehr Bestimmtheit im Ausdrucke, als in der oben angezeigten Sammlung. Aber wir zweifeln sehr, ob sie fließend, leicht, natürlich genug sind, um als Kirchenlieder gebraucht zu werden. Die Nachahmungen der Klopstockischen Sprache, die hier so sichtbar sind, mißlingen gemeiniglich, und sind zu schwer und zu dunkel für den gemeinen Mann — Ist es möglich, daß ein Mann, der sonst in vielen Dingen so hell zu denken scheint, S. 33. den Sterbenden noch ein Gebet wider Satans Anfall in den Mund legen kann? Wir bedauern alle Christen, die von ihren Lehrern mit diesen schrecklichen Besorgnissen ohne Noth gemartert werden.

2. Rechtsgelahrheit.

Das Reichs-Friedensschluß-mäßige Revisionsgericht über die Urtheile des Kayserlichen- und Reichs-Cammergerichts. Aus ächten Urkunden und Gründen, vornemlich aus der von dem glorwürdigsten Kayser Joseph dem Ersten und gesammten Reiche denen zur Revision der K. und R. C. G. Urthel in der Münsterischen Erbmänner-Sache deputirten Ständen und ihren Subdelegaten, als Kayserl. und Reichs-Commissariis ertheilten Kayserl. und Reichsvollmacht, erläutert. Zur Vereinigung beyder Religionstheile, zur Befestigung des Verbandes zwischen Haupt und Glieder, im heil. Röm. Reich deutscher Nation; zur Sinnesänderung derer, welche dagegen arbeiten, und zur Ueberzeugung derjenigen, welche zweifeln. In patriotischer christkatholisch-evangelischer Freymüthigkeit ohnpartheyisch vorgestellt. 1776. Fol.

Wieder ein Titel, der eine halbe Seite einnimmt; aber auch nicht ohne Urſache, denn es exiſtirt noch eine Schrift unter dem Titel:

Reviſionsgericht über die Urtheile des Kayſerl. Reichs-Cammergerichts, bey deſſen itzigen Viſitation, aus Geſetzen und Reichsacten erläutert, im Jahr 1776. Quart.

Beyde dürfen nicht mit einander verwechſelt werden. Die Schrift, von der hier die Rede iſt, enthält eine geſetzmäßige Beſtimmung zweyer Hauptanſtände, welche ſich bey der im vorigen Jahre getrennten Viſitation des Cammergerichts in Anſehung der Reviſionsſachen hervorgethan haben. Der erſte iſt der wegen der Churmaynziſchen Anmaaßung, in jedem Reviſionsſenate Sitz und Stimme, oder wenigſtens das Directorium zu führen, weſfalls im Jahre 1766. von Churmaynz auf einmal vier Subdelegirte einrückten, und gleich in der am 18ten May 1767. gehaltenen dritten Seſſion erklärten: „Wenn es zu Formirung der Reviſionsſenate komme, „ſeyen Moguntini nach den Reichsgeſetzen und Obſervanz zu „Führung des Directorii und Ablegung ihrer Stimme in ſol„chen Senaten, gleich den übrigen Herren Subdelegirten be„rechtigt, auch hierzu von Ihro Churfürſtlichen Gnaden zu „Maynz ausdrücklich inſtruirt und befehliget.“ Der zweyte war der, daß die Kayſerlichen Commiſſarien in jedem Reviſionsconſeſſe, dem ſie beygewohnet, ordentlich mit votiren, oder im Fall einer Stimmgleichheit mit ihrer, als einer entſcheidenden Stimme, den Ausſchlag geben zu können, behaupteten.

Der beſcheidene Verfaſſer dieſes Aufſatzes gedenkt dieſer Streitigkeiten nicht namentlich; ſondern liefert einen chronologiſchen Auszug deſſen, was ſeit dem Jahre 1644. wegen der Reviſion im Reiche verhandelt worden.

Den Anfang macht das aus der Churmaynziſchen Canzley ſ. d. Frankfurt den 20 Jun. 1644. ausgefertigte Gutachten der im Fürſtenrath aus 8 katholiſchen und 5 evangeliſchen Deputatis beſtandenen Reichsdeputation zu Verbeſſerung des Juſtizweſens, worinn darauf angetragen worden, gegen den 1 März 1645. zwey, und das nächſtfolgende Jahr wiederum zwey iudicia reviſoria anzuordnen, und worinn unter andern

auch geäußert wurde, daß die Röm. Kayserl. Majestät und Ihro Churfürstlichen Gnaden zu Maynz, als welchen vermöge der Reichssatzungen und Kraft führenden Reichsdirectorii, beyde Räthe durch die Ihrige auf einmal besuchen zu lassen pflieget, jedesmal zwey Reichsgesandten dorthin abordnen möchten.

Hierauf folgen die im Frieden zu Osnabrück art. V. §. 51. und 53. wo erstlich in Ansehung der ordinairen Reichsdeputationen die Verfügung gemacht wurde, daß solche nach völliger Religionsgleichheit bestimmt werden sollten; hergegen in Ansehung der Frage: Ob und wie weit obigem Deputationsgutachten die Kraft eines verbindlichen Reichsschlusses beygelegt werden sollte? die nähere Bestimmung dem nächsten 1654. zu Stande gekommenen Reichstag vorbehalten wurde, wo denn auch nachher die endliche Erörterung und Einrichtung des Schematis derer Revisionsdeputationen erfolgte, so daß sothanes Deputationsgutachten nur in so ferne verbindlich war, als dasselbe in dem R. A. 1654. seine Genehmigung und nähere Bestimmung erhielt; wo aber wohlbedächtlich eine Aeußerung, daß Churmaynz jene Revisionsräthe auf einmal zu beschicken habe, nicht wiederholet, und also nicht genehmigt worden. Da nun die 24 Stände jeder Classe dieser Revisionsdeputationen Reichsfriedensschlußmäßig, nach der Religionsgleichheit auf beyden Seiten gleich gestellt sind, und gleichmäßig in vier abgesonderte Räthe oder Senaten vertheilet werden sollen; so folgert der Verf. daß zu jedem Revisionsrathe sechs Stände subdeputirt werden müssen; daß diese Subdeputation nach der Religionsgleichheit von beyden Seiten geschehen müsse; daß also in jedem Revisionssenate eine gleiche Anzahl von beyderseitigen Religionsverwandten seyn müsse; daß jeder derer im Schemate benannter 24 deputirten Stände nur in einem Revisionssenate seyn könne; daß, wenn gleich einer derer im Schemate benannter 24 deputirter Stände in allen oder in den meisten Classen der fünf Revisionsdeputationen ist, derselbe dennoch nur in einem Revisionssenate seyn könne; daß endlich in jedem Revisionssenate natürlicher Weise der Vorsitzende das Directorium zu führen habe.

Es wird hiernächst erinnert, daß von 1654 bis 1776 nur eine einzige Revisionssache das Glück gehabt, in den Jahren 1705 bis 1709 zu einer Reichs-Friedensschlußmäßigen Revisionsdeputation von 6 Ständen nach beyderseitiger Religions-

gionsgleichheit und ohngeachtet entſtandener Stimmengleichheit zur Entſcheidung zu gelangen. In dieſer Sache wurde durch ein Commiſſionsdecret d. d. 14 Febr. 1708. die Abſicht geäuſſert, denen Reviſoren eine Kayſerl. Commiſſion beyzuordnen, welcher aber die Erbmänner widerſprochen, ohne daß es übel aufgenommen worden wäre. Vor dem 1648 zu ſtande gekommenen Friedensſchluſſe, wird ferner bemerkt, ſeyen bey Reviſions- und Deputationsſenaten beſondere Kayſerliche Commiſſarien geweſen, hätten auch mit geſtimmt; ihr Votum aber ſey nicht Deciſiuum und Concluſiuum geweſen: nach dem Reichsfriedensſchluſſe aber von 1648. dürfe die Kayſerliche Commiſſion die Religionsgleichheit nicht aufheben.

In Anſehung der Churmaynziſchen Vorrechte wird von §. 23. an ausgeführt, daß vermöge J. R. A. beſtimmt ſey, daß jeder, der Reviſion zu ſuchen begehrt, dieſelbe, wenn Churmaynz nicht dabey intereſſirt iſt, daſelbſt, ſonſt bey Chur Trier, anbringen ſolle; daß Churmaynz die zur Reviſion deputirten Stände zu beſchreiben habe; daß Churmaynz in allen 3 Claſſen der Reviſionsdeputation von den 24 Ständen einer, ſeyn ſolle; nicht aber, daß es in allen 4 Reviſionsräthen, worinn ſich die 24 Stände, von denen Churmaynz der erſte, aber nur einer iſt, vertheilen, ſitzen ſolle. Auch ſey im R. A. 1654. §. 130. bey Anordnung der 5 Reviſionsdeputationen und 4 Reviſionsräthe nicht verordnet, daß in jedem derſelben neben den 6 deputirten Reviſoren eine beſondere Kayſerliche Commiſſion ſitzen ſolle: wie denn auch die zu Regensburg 1707. ausgefertigte Reichsinſtruction der zur Viſitation des Kayſerl. und R. C. G. angeordneten außerordentlichen Reichsdeputation ausdrücklich ſage, daß ſie ihre Conferenzen mit den Kayſerl. Commiſſarien, oder auch nach Beſchaffenheit der Sache ohne dieſelben anſtellen könnten.

So hat der Verf. dieſer Abhandlung ohne alles Wortgepränge die Wahrheit in ihrer natürlichen Geſtalt dargeſtellt, und in unſern Tagen iſt ſie jedem Patrioten willkommen, wenn ſie ſich ihm nur als eine ſo ſelten gewordene Erſcheinung zeigt. Der letzte §. enthält nur einige kurze Erinnerungen über das, was in unſern Tagen geſchehen iſt, mit dem Beyſatze, daß dieſe auf ächte Urkunden ſich gründende Wahrheiten auf mannichfaltige Weiſe zur allgemeinen Wohlfahrt des deutſchen Reichs und zur Beförderung derer Reichsväterlichen Abſichten Joſeph des Andern dienen. Denenjenigen aber, denen damit gedienet iſt, Mißtrauen und Mißverſtändniſſe, Trennun-

gen und Spaltungen, Umsturz und Zerreissung einzuleiten, zu unterhalten, zu verbreiten, aufs äußerste zu treiben, und darauf ihre Erhabenheit zu bauen u. s. w. denen dienen und gefallen sie nicht. Sollte, denen zu gefallen, oder aus Furcht, ihnen zu mißfallen, und ihre Verfolgungen zu erleiden, der Patriot schweigen, gegen ihre Vorwürfe verstummen, und seine allen Deutschen gemeinsame patriotische Stimmfreyheit verläugnen?

Verordnung an des Kayserlichen Reichscammergerichts Pfennigmeistern, wornach sich derselbe zu Befolgung des neuern allgemeinen Reichsschlusses zu achten hat. Den 29sten Febr. 1776. Nebst Beylagen.

Litt. A. Auszug Kayserl. allergnädigsten Rescripts an das Kayserliche Reichscammergericht, dessen künftige Einrichtung und Unterhalt betreffend. d. d. Wien, den 20 Nov. 1775. Und

Litt. B. Neue Matricula Visualis, oder Anzeige u. s. w. Wetzlar 1776.

Vermittelst dieser Verordnung wird des Kayserl. Reichs-Cammergerichts Pfennigmeistern aufgegeben, dem Kayserl. Rescript d. d. 30sten Nov. 1775. zufolge, als vermittelst dessen, dem C. G. die Ratification des unterm 29sten Octobr. 1775. an den Kayser erlassenen Reichsgutachtens bekannt gemacht, und dessen Vollziehung, zumalen in Betreff des Unterhaltungswesens aufgetragen worden, folgendes zu beobachten.

Was erstlich das zum Behuf der zu berufenden acht Cammergerichts-Beysitzer verwilligte halbe erhöhte Ziel betrifft, nach Vorschrift des bemeldeten Reichsschlusses, in der Ostermesse 1776. die eine, und in der Herbstmesse die andere Hälfte davon in Empfang zu nehmen und zu berechnen.

Damit er den Betrag jedes zu errichtenden Ziels übersehen könne, soll er sich die beyliegende Usualmatrikel zur Richtschnur dienen lassen, und soll er, falls Zahlungen von mindern Betrag anerboten würden, solche blos abschlägig annehmen,

men, nur allenfalls interimsweise quittiren, und dem Auszahler einen Auszug aus der Usualmatrikel zu Händen stellen.

Da zweytens der 20 Fl. Fuß in Ansehung der Einnahme sowohl als der Besoldungs-Ausgabe dem Cammergericht vorgeschrieben: so wird derselbe zugleich angewiesen, wie er sich in dieser Rücksicht zu verhalten habe, wesfalls ein Verzeichniß der Gold- und Silbersorten, und wie hoch solche anzunehmen, beygedruckt ist.

Wie es mit allen das Cammergericht betreffenden Angelegenheiten bisher gegangen, ist bekannt. An Projekten und frommen Wünschen fehlt es nicht. Wir wünschen des Kayserlichen Reichscammergerichts Pfennigmeistern von Herzen gute Messen.

Ak.

Beyträge zu der juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten. Eine periodische Schrift. Erste Sammlung, welche zwey Quartale enthält. Berlin bey Voß. 1775. 368. S. groß Octav.

Der Plan dieses juristischen Journals ist: jede Sammlung soll sechs Abschnitte haben. Der erste soll praeiudicia iuris; der zweyte Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände; der dritte Hülfsmittel zur juristischen Praxis; der vierte Gelehrtengeschichte und litterarische Nachrichten; der fünfte Anzeigen von neuern juristischen Schriften; der sechste Nachrichten von statutarischen Rechten enthalten; alle halbe Jahre soll eine Sammlung herauskommen. Der Mitarbeiter sind mehrere; einer von ihnen ist Herausgeber.

Soviel vom Plan überhaupt. Was den Inhalt der vor uns liegenden ersten Sammlung betrifft: so steht in dem ersten Abschnitt voran eine Einleitung oder Abhandlung von den juristischen Präjudizien, und dann kommen wirkliche Präjudizien der Churbrandenburgischen Gerichtshöfe. Neunzehn Fälle sind ausführlich erzählt. Darauf folgen kurze Rechtssätze mit darunter allegirten Urtheilssprüchen, zuweilen auch Gesetzen und Beweisstellen aus Autoren. Der Nutzen solcher Sammlungen ist unläugbar. In der Einleitung aber haben wir das nicht gefunden, was wir suchten: eine genaue

Bestim-

Bestimmung des Werthes und Ansehens der Rechtsprejudizien. Der V. sagt: sie sind keine Gesetze, wenn sie der Landesherr nicht bestätiget. Freylich nicht schlechterdings, nicht einzeln, nicht gleich nach der Publication. Aber wie wann ihrer mehrere gleichförmige auf einander gefolgt sind, wenn alle Erfordernisse einer gültigen Rechtsgewohnheit dabey vorhanden sind? Der V. sagt weiter: „höchstens, können sie „als Gesetze gelten, wenn eine Rechtsfrage in einigen Fällen „ununterbrochen auf einerley Art entschieden ist.“ Ueberhaupt verdiente diese Sache schon längst, daß sie ein philosophischer Kopf bearbeitete, und auf gewisse Grundsätze reducirte. Denn sind in irgend einer Materie Dunkelheiten, Ungewißheiten und Widersprüche, so ist es in dieser.

Die Abhandlungen und übrigen Stücke im zweyten Abschnitte sind 1) von Aufhebung der Gemeinheiten. Die Sache ist nicht dogmatisch abgehandelt. Der Verf. erzählt nur etwas weniges von der in den Preußischen Staaten wirklich geschehenen Aufhebung der Gemeinheiten, und specificirt die Schriften, die seit einiger Zeit in so großer Menge über diesen Gegenstand geschrieben worden sind.

2) Von dem juristischen Werth der Dichtkunst. Man glaube nicht, hier einen Beweis zu finden, daß die Dichtkunst in der Rechtsgelehrsamkeit nützlich sey. Der V. erzählt die größtentheils schon bekannten Dinge, daß die alten Völker ihre Gesetze in Verse gebracht, daß in Justinians Institutionen und Pandecten Homer oft citirt werde; daß und warum die Dichter bey den Römern keine Immunität genossen, daß das canonische Recht übel auf sie zu sprechen sey; daß die Deutschen viele Sprichwörter und Reimen haben ꝛc. ꝛc.

3) Resolution Sr. Königl. Majestät auf eine im Kabinet geführte Beschwerde über die der Debitricin während dem Indult obliegende Bezahlung der Zinsen. Besser hätte diese Resolution wohl im ersten Abschnitt gestanden.

4) Erörterung der Rechtsfrage, ob ein Vormund oder dessen Sohn seine Pflegbefohlne heyrathen könne? Der V. sagt mit einigen Juristen ja; weil die Obrigkeit bey uns Obervormund sey, und der Vormund jährlich Rechnung ablege. Der Grund kommt uns nicht sehr stringent vor. Wenn nun der Vormund seine Frau dahin bringt, daß sie ihm falsche Quittungen giebt; was kann da die Obrigkeit thun? Oder was hilfts viel, wenn der Mann condemnirt wird,

wird, seiner Frau den Rechnungsrest zu bezahlen? Und wird das Gesetze, daß der Vormund jährlich Rechnung ablegen soll, an allen Orten befolgt? ꝛc. ꝛc.

5) Anekdoten; nemlich juristische, oder Beyträge zu einem Vademecum für lustige Juristen. Die meisten sind gut. Vorzüglich hat uns die erste gefallen. Ein Weinhändler aus Frankfurt am Mayn klagte aus folgendem Schuldschein wider E. S. v. B.

> Gott allein alle Ehre! Lob! und Dank! für alle uns erzeigte Gnade! in Geist- und Leiblichen, in Zeit und Ewigkeit. Durch Gottes Gnade und Seegen! Gott sey Lob und Dank dafür! bin ich Endes unterschriebener an Hrn. P. A. M. für bis dato erhaltene Weine 478 Thlr. in Golde zu bezahlen schuldig.
>
> v. B. in tiefster Demuth des Herzens und Leibes, wie wir alle zu thun schuldig sind und bleiben müssen.

Wenn man die lächerlichen Wendungen, Histörchen u. dgl. die zuweilen in gerichtlichen Acten vorkommen, sammeln wollte: so könnte man wirklich viel Stoff zum Lachen geben. Dem Recenf. stieß noch neulich eine drollichte Stelle in einem Zeugenverhör auf. Der Artikel hieß: „Wahr, daß Beklagter seine Frau dergestalt geschlagen, daß sie davon eine „Schwüle auf dem l. v. Hintern bekommen? Antw. Ja. Im „*Interrogatorium speciale*: Wie lang und hoch diese Schwulst „auf dem l. v. Hintern gewesen? Antw. Zeuge habe sie nicht „gemessen."

Im dritten Abschnitte stehen: 1) eine kurze Anweisung zum Referiren; 2) kurze Regeln von Abfassung der Sentenzen; 3) alphabetisches Verzeichniß unrichtiger Wörter und Redensarten, deren man sich in einigen Gerichtshöfen zu bedienen pflegt. Die Anweisung zum Referiren ist nur für Anfänger bestimmt. Hier und da enthält sie ganz gute Regeln. Wir halten aber auf alle Anweisungen zum Referiren nicht viel. Sie haben ungefähr eben soviel Nutzen, als die Anweisungen zur Dicht- und Redekunst. Wenn ein Mensch Kopf hat, und gute Muster liest: so wird er ohne alle Regeln die besten Relationen machen; so wird er von selbst einsehen, daß er in der Erzählung des facti nur das anführen darf, was unter den Partheyen nicht streitig ist, (S. 107) daß er die unnöthigen Klauseln der Sachwalter ohne Bedenken

ken in der Relation weglassen kann, (Ebendas.) daß er bey Excerpirung der Replic und Duplic nur das anzuführen hat, was neues darinn steht, (S. 108) daß er sich an den verworrenen Vortrag der Partheyen nicht binden, sondern nur das Wesentliche aus den Schriften nehmen muß, (Ebendas.) und noch hundert andere Dinge, worüber ihm hier Regeln gegeben werden. Beynahe dasselbe müssen wir auch von den Regeln zu Abfassung der Sententzen sagen. Die Muster, welche man in Hommels T. Flavius in großer Menge findet, sind, um den Zuschnitt eines Urtheils zu lernen, besser, als alle Regeln. Bey dem alphabetischen Wörterverzeichniß haben wir verschiedenes zu erinnern. Viele Wörter darinn sind selbst nach des V. Meinung nicht unrichtig; sondern nur unrichtig geschrieben, z. E. Ambt, Angelt, Articul, auff, ausbindig ꝛc. diese gehörten also nicht hinein. Dann Orthographie gehört doch wohl nicht zu den Hülfsmitteln zur juristischen Praxis. Ein größerer Fehler ist, daß viele der besten altoberdeutschen Wörter für unrichtig und verwerflich erklärt sind, bloß weil sie in der gewöhnlichen hochdeutschen Sprache nicht coursiren; Wörter, deren Begriff man doch sonst nicht auszudrücken im Stande ist. Hätte der V. überlegt, was Hr. Adelung in der Vorrede zu s. Wörterbuch S. XI. über die Vorzüge der oberdeutschen und Mängel der hochdeutschen Sprache sagt: so würde er gewiß weniger Wörter aus den Gerichten relegiren. Z. E. das Wort Begangenschaft, das der V. nicht gelten lassen will, ist ein gutes, durch kein anderes, zu ersetzendes Wort. Hr. Adelung erzählt am a. O. eine artige Anekdote, die den Nutzen und die Unentbehrlichkeit dieses Wortes beweist. Daß Anberaumen besser und richtiger sey, als anberamen, wie der V. glaubt, glauben wir nicht. Denn das Wort kommt von Ram, ramen, Ziel, zielen her, und die alten Monumente sagen allezeit anberamen. Anberaumen ist neu. — Dergleichen Anmerkungen wären noch viele zu machen, wenn es der Mühe verlohnte.

Vierter Abschnitt. Nachrichten von den Duisburgischen Rechtslehrern, ihrem Leben und Schriften; eine Geschichte des Cammergerichts zu Berlin, mit untermischten Nachrichten von der Preußischen Justizverfassung; sie ist noch nicht geendigt, und obgleich der Verf. die Materie noch bey weitem nicht erschöpft, dennoch ein sehr nützliches Unternehmen. Lebensbeschreibung des Großcanzlers und Staatsministers

sters von Jariges. Tabellen über die am Cammergericht, bey den Mittelmärkischen Untergerichten und dem Criminalsenate in Berlin entschiedene Sachen.

Fünfter Abschnitt. Anzeigen von neuern juristischen Schriften. Der V. will nur die im Brandenburgischen herauskommende recensiren. Die Beurtheilungen sind übrigens ziemlich vom gemeinen Schlage. Fast alles wird gelobt. Der Herausgeber der Gundlingischen rechtlichen Ausarbeitungen, verdient nach dem V. den Dank aller Rechtsgelehrten; in *Heineccii* recitationibus ad institutiones „hört man den „großen Lehrer, der den Catheder nie bestieg, ohne sich zu dem „vorzutragenden Wahrheiten gründlich vorbereitet zu haben.“ Von diesen Urtheilen und andern mehr möchten wir keines unterschreiben.

Sechster Abschnitt. Vom statutarischen Rechte; nemlich 1) eine Nachricht vom Ostfriesischen Rechte; 2) von einigen besondern Rechten im Fürstenthum Meurs und 3) im Herzogthum Cleve und der Grafschaft Mark. Soviel vom Inhalt des Buches. Noch einige allgemeine Anmerkungen müssen wir machen. Mit dem Ausdruck und der Sprache des Herausgebers und Vorredners sind wir nicht sehr zufrieden. Man sieht es sehr deutlich, daß er gern schön und modern schreiben möchte, und darüber wird sein Ausdruck oft äußerst schwankend, zuweilen auch gar dunkel und unverständlich. Z. E. man lese folgende Stelle: „Ob es Nachdenken und Mühe erfordere, aus oft weitläuftigen „Acten das factum — — in die Enge zu ziehen, die „zuweilen durch einander kreuzende Meinungen „und Gedanken, so wie Lichtstrahlen gleichsam auf „einen Brennpunct zu bringen“ (Was soll das heißen, das kann es heißen? dem Verf. war es offenbar nur darum zu thun, die schöne Metapher anzubringen.) „das Ideal „des concluſi daraus zu bilden“ (Man will in dem Journal kein Ideal eines concluſi, sondern das wirklich gefällte concluſum wissen; aber freylich Ideal ist ein Modewort) „ob das leicht sey, das werden vielleicht manche glauben“ (Manche glauben ob dieß leicht sey, ist gegen alle Grammatik.) „Sie zu überzeugen müssen sie „selbst Versuche machen“ (Um sich zu überzeugen, daß es nicht sey, ꝛc. würde sagen, wer sich richtig ausdrückte.) „doch kömmt jene Beschwerlichkeit nicht in allen, nur „in den meisten Fällen vor. Die Forderung indes-

„sen

„ſen“ (wie hängt das mit dem vorhergehenden zuſammen, und worauf bezieht ſich das indeſſen?) „alle Allegaten „nachzuſchlagen, würde zu ſtrenge ſeyn.“ Solcher Stellen ſind noch viele in der Vorrede. Zuweilen begegnet es dem Verf. auch, daß ſie um etwas witziges zu ſagen, etwas falſches ſagen. Z. E. in der Vorrede heiſt es: „Ein Juriſt, „der im Bücherſtaube beym Gewühle ſtarrer Commentarien, „etwa eines Alteſerra ꝛc. Caranza ꝛc. Fabrotus ꝛc. „Trotzius, (furchtbare Namen) grau geworden ꝛc.“ Wir kennen keine ſtarre Commentarien dieſer Männer; wiſſen im Gegentheil, daß ſie unter die eleganten und beſten Juriſten gehören, und haben von der Litteratur deſſen keine gute Idee, dem ihre Namen furchtbar ſind.

Auf die Recenſenten iſt der Herausgeber, ob er gleich, wie oben angemerkt, ſelbſt recenſirt, offenbar übel zu ſprechen. In der Vorrede thut er einen gar hitzigen Ausfall auf dieſes Geſchmeiß. Sie ſind ihm eine Schande des Jahrhunderts, eine Peſt, gegen die man den Kordon einer obrigkeitlichen Cenſur ziehen ſollte. Durch eine ſolche von der Landes- oder Stadtobrigkeit angeordnete Cenſur würde man, ſagt er, dem androhenden Verfall der Wiſſenſchaften vorbeugen, und den ohnehin ſo ſchweren Weg zu den geſunden Quellen derſelben erleichtern. Wir, die wir leider ſelbſt Recenſenten ſind, dürfen, vi L. 10. D. de iurisdict. darüber nicht wohl urtheilen; überlaſſen alſo die Sache lediglich höherm Ermeſſen der reſpective Landes- und Stadtobrigkeiten.

Sr.

D. Johann Tobias Carrachs rechtliche Urtheile und Gutachten in peinlichen Sachen, im Namen der Halliſchen Juriſtenfacultät ausgearbeitet. Herausgegeben von Heinrich Otto König. Halle, bey Curt, 1775. 370 S. in Fol.

Ein vortreffliches Werk in zweyer oder dreyer Zeitungen Mund! Schade nur, daß in dem Munde ſolcher Zeugen gar oft keine Wahrheit beſteht. Wir rechnen dieſe Sammlung zu den Dingen, von welchen der Dichter ausruft: quantum eſt in rebus inane! Ein groſſer Theil des Buchs hat an ſich, und der übrige wegen der äuſſern Einrichtung, keine Brauch-

barkeit

barkeit. Was nützt die beynahe ein ganzes Alphabet starke Relation, num. 1. in Sachen eines Rentmeisters, der wegen vieler Malversationen in Inquisition war? Die wenige allgemeine Rechtssätze, welche darinn vorkommen, verdienten warlich nicht, daß man um ihrer willen die ganze Relation drucken ließ. Am Ende ist sogar eine Generalbalance aller Activ- und Passivschulden des Inquisiten angehängt, die einige Bogen einnimmt. Welcher Mensch in der ganzen Christenheit mag denn das lesen? Dergleichen an sich unnützer Relationen sind noch viele in der Sammlung.

Aber auch diejenigen, die noch gemeinnützige Sätze enthalten, sind in der Form, worinn sie erscheinen, nicht zu benutzen. Es steht vor den Relationen weder ein allgemeiner Inhalt noch Summarien, und ein alphabetisches Register der merkwürdigen Sätze ist auch nicht da. Wie soll man also finden, was man sucht?

Vor dem Titel steht ein abscheuliches Gesicht, gestochen von Frau Philippin geb. Eysangin, das den verstorbenen Verfasser vorstellen soll.

+

D. *Io. Aug. Hellfeldi* Opuscula et dissertationes iuris ciuilis priuati, edita a *Io. Christiano Fischero*. Ien. Lipſ. et Francof. impensis Editoris 1775 ohne Vorrede und Register. 586 S. in 4.

Die Hellfeldischen kleinen Abhandlungen waren einer neuen Auflage nicht unwerth. Der V. hat sie auch, wie die Vorrede versichert, verbessert und vermehrt. Wie viel oder wie wenig dieser Verbesserungen sind, kann der Rec. nicht sagen, da er von den ersten Abdrücken der einzelnen Abhandlungen nur wenige bey der Hand hatte, und also keine vollständige Vergleichung anstellen konnte. Einige hat er verglichen, und nichts von Veränderungen finden können.

Hier sind die Titel der sämmtlichen Stücke, worunter die von Hrn. Hellfeld nicht selbst, sondern nur unter seiner Aufsicht von den Respondenten ausgearbeitete mit * bezeichnet sind.

1) * Dissert. de legis Mosaicae valore hodierno. 2) Comm. de disputationibus fori. 3) Diss. de genuino fundamento iurisdictionis feudalis eiusque limitibus. 4) Diss.

de eo, quod ob ſpecies nouiter repertas circa transactionem iuris eſt. 5) Progr. de modis obligandi per religionem. 6) * Diſſ. de actore forum rei haud ſemper ſequente. 7) Diſſert. de diuerſo pignoris iure, liberis in parentum bonis competente. 8) Diſſ. de hypotheca mobilium. 9) * Diſſ. de praerogatiua hypothecae publicae tacitae aeque ac expreſſae competente. 10) * Diſſ. de hypotheca fiſci, praeſertim in bonis poſt contractum quaeſitis. (Von der über dieſe Diſſertation entſtandenen Controvers ſogleich ein mehrers). 11) Progr. de eo quod in hypothecis tacitis aequum vel iniquum eſt. 12) Progr. de eo, quod in hypotheca tacita minoribus competente aequum videtur. 13) Progr. de oppignoratione allodiorum auitorum. 14) Comm. de interceſſione mulierum et Scto Velleiano. Der Titel dieſer Abhandlung hieß vorher: de condictione mulieri intercedenti competente. Hier iſt ſie in Anſehung der Ordnung etwas verändert, und mit einigen Zuſätzen bereichert worden. 15) * Diſſ. de pactis euictionis cauſa initis ſecundum ius commune et ſtatuta Hamburgenſia. 16) Diſſ. de probatione per exempla, ſeu copias documentorum. 17) Diſſ. de effectu poenae conuentionalis ſponſalibus adiectae. 18) Diſſ. de effectu clauſulae codicillaris teſtamento, quod rumpitur, adiectae. 19) * De transmiſſione iuris ſuccedendi anteceſſoris morte non delati. 20) Progr. de ſucceſſione ex iure communionis. 21) Diſſ. de violenta rerum noſtrarum defenſione. 22) Diſſ. de iure creditorum allodialium intuitu feudi et concurſus feudalis. 23) * Diſſ. de iure creditorum vaſalli in percipienda ex fructibus feudi ſolutione. 24) Progr. de bonis debitorum poſt eorum ceſſionem diſtrahendis. 25) * Diſſ. de beneficio competentiae ex proprio aeque ac tertii iure. 26) Progr. de herede allodiali debita feudalia a vaſallo ſoluta repetente. Wir hätten gewünſcht, daß Hr. H. die in dieſem Proaromm nur angefangene Abhandlung bey deſſen Aufnahme in die Sammlung vollendet hätte. Uebrigens macht Herr Fiſcher Hoffnung, auch die übrigen Hellfeldiſchen Diſſertationen aus dem Staats- Privat- Fürſtenrechte, Lehn- und peinlichem Rechte zu ſammeln. Auch iſt in Hrn. Fiſchers Vorrede gar lieblich zu leſen, wie er ſeine wenige literariſche Verdienſte hintereinander her erzählt, und ſo geltend zu machen weiß.

Erläuterung meiner Abhandlung vom Pfandrechte des Fiſcus an den Gütern desjenigen, mit welchem er einen Vertrag eingegangen hat, von D. Joh. Bernh. Chriſtoph Eichmann. Frf. u. Leipzig. 1774.

Im L. 28. D. de iure fiſci ſteht: wenn ich mir eine Hypothek auf das ſämmtliche Vermögen eines Menſchen, gegenwärtiges und künftiges, geben laſſe, dieſer Menſch aber auch mit dem Fiſcus contrahirt: ſo gehe mir der Fiſcus vor, in den Gütern nämlich, die der Schuldner nach Schließung des Contracts mit dem Fiſcus erwirbt. Die Urſache, welche Ulpian anführt, iſt: quia fiſcus praeuenit cauſam pignoris. Was das heißen ſoll, weiß nun der Himmel. Genug der Fiſcus hat den Vorzug. Hr. geh. R. Hellfeld ſchrieb im J. 1771. die vorhin angeführte Diſſertation, de hypotheca Fiſci, worinn er behauptete, die Urſache dieſes Vorzugs liege in der Priorität der Zeit. Wann man dies von einer fingirten Priorität verſteht: ſo läßts ſich wohl ſagen. Nun ließ Hr. Schott in Leipzig eine Diſputation vertheidigen, worinn die Hellfeldiſche Meinung angegriffen und behauptet wurde, der Grund jenes fiſcaliſchen Vorzugs liege in einem Privilegium. Das iſt dann nun freylich ganz offenbar. Aber Hr. D. Eichmann in Jena ſchrieb zur Vertheidigung des Hrn. Hellfelds im J. 1773. eine Abhandlung vom Pfandrechte des Fiſcus, darinn er zugab, daß die fiſcaliſche Priorität der Zeit nur erdichtet ſey; doch aber nicht leiden will, daß man ſage, der Vorzug des Fiſcus ſey ein hypothecariſches Privilegium. Herr Schott antwortete darauf in ſeiner Kritik. Aber Herr Eichmann will das letzte Wort haben, und giebt die Erläuterung ſeiner Abhandlung heraus, wo er dann nun mit ſeinem Gegner ſo weit zuſammenrückt, daß er geſteht, der Vorzug des Fiſcus gründe ſich in einem Privilegium. Nur will er nicht zugeben, daß man deſſen Hypothek eine privilegirte nenne. Lieben Leute! iſts dann der Zeit, des Papiers, der Dinte und der Druckerfarbe werth, über einen bloßen Namen ſo viel Läzmen zu machen?

Gedanken über einige Puncte des Criminalrechts in drey Abhandlungen von Andreas Zaupſer, Hofkriegsraths-Secretär in Baiern. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage. München, 1777. gedruckt bey Vötter. 79 S. in 8.

Recenſent hat dieſe Schrift in ihrer erſten Auflage nie zu Geſicht bekommen, und er beurtheilt ſie daher als eine ganz neue. Ob gleich gute Schriften von Baiern aus jetzt nicht mehr unerwartet ſind; ſo müſſen wir doch geſtehen, daß uns dieſe Schrift, da ſie mit einem philoſophiſchen, von Vorurtheilen freyem Geiſte und mit einer beſcheidenen Freymüthigkeit geſchrieben iſt, eben deshalb, weil ſie in Baiern geſchrieben worden, um deſto mehr gefallen hat. Des V. Abſicht, bey einzelnen Puncten die poſitiven Geſetze mit philoſophiſchen Augen zu betrachten, und das Fehlerhafte davon zu zeigen, ohne wider die Ehrfurcht der geſetzgebenden Gewalt zu verſtoßen, iſt ihm ſehr gut gelungen. Er geſteht zwar ſelbſt, daß das Meiſte ſchon von andern geſagt worden. Sein Verdienſt aber beſteht darinnen, daß er die in andern Schriften zerſtreueten Gründe concentrirt, und durch ſeine eigne verſtärkt hat. In der erſten Abhandlung handelt er von dem Gebrauche der peinlichen Frage (S. 7—30.) Er hat die Gründe, welche Sonnenfels in ſeiner Abhandlung von der Tortur anführt, genutzt, und andere hinzugefügt. Er ſetzt ſich über den Geſichtspunct, aus welchem der bloße Rechtsgelehrte, nach Anleitung der poſitiven Geſetze, die Tortur anſieht, hinweg, um als Philoſoph alles das Abgeſchmackte und Unſchickliche der Folter vor Augen zu legen. Sie iſt ihm nicht bloß Mittel, die Wahrheit zu erforſchen; ſondern wahre Strafe, ehe man noch weiß, ob Strafe ſtatt finden kann; als Mittel iſt es unſicher, und eben deshalb von ſchrecklichen Folgen, u. ſ. w. Die zwote Abhandlung betrifft das Ebenmaaß der Strafen mit den Verbrechen. (S. 31—59.) Ueber dieſen äußerſt wichtigen und intricaten Punct hat nun freylich der V. manches Gute geſagt. Aber wir müſſen geſtehen, daß er, ſo wie viele andere, die wir darüber geleſen haben, dieſe Frage nur einſeitig betrachtet und entſcheidet. Man bleibt gemeiniglich nur bey einem und dem andern Grundſatze ſtehen, und macht dieſen zum Maaßſtabe der Strafen. Allein bey wirklicher Anwendung auf einzelne Fälle ſieht man bald, wie dieſer Maaßſtab, weil andere

oft

oft wichtigere Grundsätze in Betrachtung zu ziehen sind, und mit den angenommenen in Collision kommen, unzureichend sey. Unser V. nimmt den gewöhnlichen Maaßstab an, nämlich die Triebfedern zum Verbrechen. Im abstracten Raisonnement paßt da alles recht gut: Wer aus Geiz Betrügereyen und dergleichen Verbrechen begangen, werde mit Geld; welcher aus einem falschen Stolze verbrochen, werde mit der Schande; welcher Verbrechen der Wollust begeht, werde mit körperlichen Strafen; wer aus Müßiggang und Faulheit Verbrechen, besonders Diebstahl, begeht, werde mit öffentlicher Arbeit; und wer aus Menschenhaß und Grausamkeit andere ermordet, werde mit dem Tode bestrafet. Allein, wie gesagt, in der Anwendung stößt man auf Schwierigkeiten, die sich nicht heben lassen. Indessen sagt der Verf. darüber sowohl, als über verschiedene gänzlich zu verwerfende Strafen, manches Gute. Auch eifert er wider den öftern Gebrauch der Todesstrafe; ob er sie gleich bey grausamen Mördern für rechtmäßig hält. Zu wünschen wäre, daß der, auch schon von andern gethanene, Vorschlag, einen, der unschuldig ins Gefängniß gekommen ist, durch eine öffentliche Genugthuung schadlos zu halten, mehr beherziget würde. Die dritte Abhandlung handelt von den Asylen oder Freyungen (S. 60—79.) Gleich der Begriff, den der V. von den Asylen giebt, daß es Zufluchtsorte sind, wo die Missethäter wider die Verfolgung der Gerechtigkeit gesichert sind, zeiget, von welcher Seite er sie betrachte. In der Ausführung ist seine Absicht nur die, aus der Geschichte der Asylen zu zeigen, daß sie bloß aus Begnadigungen der Fürsten entstanden; und daß dieselben, wenn sie von den Fürsten unabhängig seyn sollten, ihrer Natur nach abgeschmackt und gefährlich sind. Die Schreibart des V. einige einzelne Ausdrücke ausgenommen, ist gut.

Uk.

Anfangsgründe des Wechselrechts von D. Johann Daniel Heinrich Musäus, außerordentlichem öffentl. Lehrer der Rechte zu Kiel — Kiel u. Hamburg, bey Bohn. 1777. 6 Bogen in 8.

Der Verf. gab im Jahre 1774. einen Entwurf zu einer Einleitung eines Wechselrechts heraus, welchen er schon

damals in eine ausführliche Einleitung zu verwandeln versprach. Jene Sciagraphie liegt, außer einigen wenigen Veränderungen in der Ordnung, bey gegenwärtiger Einleitung zum Grunde. Da wir über das W. R. schon mehrere Lehrbücher haben, und bey einem neuen es darauf ankommt, ob der Verf. theils die ganze Wissenschaft durch eine bessere und natürlichere Ordnung mehr ins Licht gesetzt, und deren Studium erleichtert habe; theils die einzelnen Lehren faßlicher, an Folgerungen fruchtbarer, und auf einzelne Fälle anwendbarer gemacht; theils mehr die ächten Quellen und das Neueste von den Hülfsmitteln benutzt habe: so ist die Frage: Ob und in wie weit der Verf. diese Forderungen erfüllt habe? Die Anordnung des Ganzen ist gut. Der erste Abschnitt enthält eine allgemeine Einleitung zum W. R., wo von dem Wechselgeschäffte überhaupt, vom Ursprunge und Nutzen der Wechsel und des W. R. von den Quellen und Hülfsmitteln desselben gehandelt wird. Der zweete Abschnitt redet von dem Wechselcontract, denen darzu fähigen Personen, der Art, denselben zu schließen und zu endigen, und endlich von den eignen Wechseln. Der dritte Abschnitt geht die zufälligen Stücke beym Wechselcontract durch, als die Sicherheit für die verschiedenen dabey vorkommenden Personen, den Wechselprotest, die Acceptation zur Ehre der Wechselbriefe, und die außerordentliche Endigung und Aufhebung des Wechselcontracts. Im vierten Abschnitte endlich wird von der gerichtlichen Verfolgung der aus dem Wechsel entstehenden Gerechtsamen, und also vom Wechselprocesse und von dem Rechte der Wechsel im Concurse gehandelt. Wider diese Ordnung läßt sich nun wohl nicht viel einwenden, da es die natürlichste, und eben deshalb auch von andern schon, wo nicht in allen, doch in den meisten Stücken beobachtet worden ist. Was aber die Stellung einzelner Sätze anlangt, da hätten wir gewünscht, sie wären in manchen Stücken anders geordnet, da zuweilen von Dingen geredet wird, wozu der Begriff, oder der zum Grunde liegende Satz erst in der Folge vorkommt. In Absicht der vorgetragenen Grundsätze selbst müssen wir an dem Verf. vorzüglich billigen, daß er hauptsächlich, wie billig, die Grundsätze des allgemeinen Wechselrechts vorzutragen die Absicht hat, diese aber nicht aus der Uebereinstimmung mehrerer Wechselordnungen, sondern aus der Natur dieses Geschäftes herholt, und nur dann, wenn in einem Punkte in dieser oder jener W. O. etwas besonders bestimmt ist, dieses als eine Ausnahme anführt:

führt: denn aus einem blos aus verschiedenen Wechselordnungen zusammengeschriebenen Buche, so wie Siegels Einleitung, kann nie ein brauchbares Lehrbuch werden. Bey dem allen aber hat der Verf. doch bey der Ausführung der einzelnen Materien, die Vorstellung, welche wir uns von einem Lehrbuche über das W. R. machen, so wenig, als seine Vorgänger, erfüllt: (unter welchen er besonders die Selchowischen Grundsätze sich zum Muster erwählt hat). Denn schon darinnen versieht es der V., daß er zuweilen die Begriffe nicht deutlich und bestimmt entwickelt; noch mehr aber, daß er nicht immer allgemeine, mit dem Ganzen zusammenhängende, an Folgerungen fruchtbare, und eben deshalb auf vorkommende Fälle leicht anwendbare Grundsätze bildet. Gleich anfänglich §. 4. ist der Begriff vom Wechsel im wissenschaftlichen Verstande höchst unbestimmt, und wird es durch die hinzugefügte unnöthige und allenfalls in die vom Verf. besonders ausgeführte Lehre vom Nutzen der W. gehörigen Zusätze noch mehr. Es wundert uns überhaupt, daß der Verf. hierbey sowohl als an andern Orten die von ihm angezogene vortreffliche Abhandlung Büschens vom wahren Grunde des W. R. bey Entwickelung dieses Geschäfftes nicht mehr genutzt habe: und es kommt uns vor, als habe er sie so wenig, als sein Vorgänger Selchow, der sie in der neuen Auflage seines Lehrbuchs auch anführt, ohne sie zu nutzen, gelesen. Oft scheint der Verf. zu vergessen, daß er ein Lehrbuch schreibe, und läßt sich über Nebendinge in ein weitläuftiges allenfalls denen Vorlesungen vorzubehaltendes Raisonnement ein. Irrig ist §. 7. der Begriff des Wechselgeschäffts, welches nicht, wie der Verf. will, in einem Vertrage, Geld auszuzahlen u. s. w. sondern in einem aus Handlungen und Verträgen zusammengesetzten Geschäffte besteht. Daß zum Wesen des Wechsels ein Instrument nöthig sey, (§. 43.) gehört wohl ad communes errores Dd. Und zu diesem Instrument soll erforderlich seyn (§. 44.) die Anrufung des Namens Gottes — Sonderbar! §. 47. redet der Verf. von Meßwechseln, ohne sie zuvor erklärt zu haben, welches erst §. 76. geschieht. Das Indossement, wovon §. 52. folgl. gehandelt wird, ist ihm, wie den meisten seiner Vorgänger, eine Art Cession, von welcher es doch in wesentlichen Stücken unterschieden ist. „Den Wechsel in des Trassaten Haus zu lassen, oder die Acceptation von andern anzunehmen, ist gefährlich.“ (§. 62. und 65.) Was heißt das? Lernt man hieraus, was Rechtens sey? — „Die

Präsentation muß ohne Einschränkung und Bedingung geschehen," (§. 67.) ist so, wie es da steht, weder ganz wahr noch ganz falsch. — Ob einer aus dem, was der Verf. §. 72. von der Scontration sagt, lernen werde, was sie sey? daran zweifeln wir. Wie unbestimmt und unrichtig der Verf. sich ausdrücke, kann auch der §. 87. zum Beyspiele dienen, wo gesagt wird, daß die Wirkung eines eignen Wechsels die sey, daß der Aussteller zur Zahlungszeit verbunden sey, welche Verbindlichkeit auch auf die Erben gehe. Versteht der Verf. unter, verbunden seyn, den Zusatz: bey persönlichem Arrest; so paßt die Verbindlichkeit der Erben darauf nicht. — Warum der Indossant eines eignen Wechsels nicht nach Wechselrecht belangt werden könnte, davon sehen wir keinen Grund. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, übergehen wir das übrige, wo wir noch manche unser Urtheil rechtfertigende Anmerkungen dieser Art machen könnten; besonders verfällt er in der Lehre vom Wechselprocesse in mancherley Irrthümer. So viel wollen wir nur noch anführen, daß die meisten Verf. von Lehrbüchern über das W. R., so wie unser Verf., uns nicht eigentliche wahre Grundsätze des allgemeinen Wechselrechts, aus denen man im vorkommenden Falle sogleich, ohne eben alle oder die meisten Wechselordnungen durchzulaufen, vor deren Entstehung schon ein allgemeines Wechselrecht vorhanden war, einen Streit mit Gewißheit entscheiden kann, liefern; sondern gemeiniglich nur das ganze Wechselgeschäfte historisch erzählen, so wie man etwa auf der Schreibestube eines Kaufmanns es lernen würde. Und auf diese Weise schreibt einer dem andern es nach, so daß es uns an einem wissenschaftlichen Wechselrechte noch gänzlich mangelt, und so lange mangeln wird, bis ein Nettelbladtischer, Böhmerischer oder Püttterischer Kopf sich darüber machen wird. Uebrigens hat der Verf. überall auf die Litteratur, ohne der Sache zu viel zu thun, Rücksicht genommen.

Fk.

Diplomatische Beyträge zu den Geschichten und den deutschen Rechten. Leipzig, bey Böhme. 1777. 246 Seiten in 8.

Solche Beyträge müssen dem Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten allemal willkommen seyn, wenn sie von einem Manne

Manne besorgt werden, der das Erhebliche und Brauchbare von dem Unerheblichen zu unterscheiden weiß, und durch Anmerkungen das Merkwürdige auszeichnet und erläutert. Und dieses ist der Fall bey dieser Sammlung, deren Herausgeber, wie wir aus verschiedenen Anmerkungen schließen, Herr D. Anton in Görlitz ist. Wir wollen die darinn enthaltenen Stücke nebst dem, was der Herausgeber dabey geleistet hat, kürzlich anzeigen: 1) Geschichte der Belagerung der Stadt Wien 1529. aus einer gleichzeitigen Handschrift. Sie scheint sehr authentisch zu seyn. Als eine Beylage hat der Herausgeber eine archivalische Nachricht von der von den Sechsstädten bey diesem Kriege erforderten und von denenselben geleisteten Hülfe, mit erläuternden Anmerkungen, beygefügt. 2) Vorstellung der Gerechtsamen des Herzogs Albrechts von Oesterreich auf die Krone Böhmen, gegen Kasimir von Pohlen, 1438. aus einer gleichzeitigen Handschrift, gleichfalls mit historischen Anmerkungen erläutert. 3) Geschichte des Kriegs zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen, aus einer gleichzeitigen Handschrift. 4) Von dem Gerichtszwange der Westphälischen heimlichen Freygerichte, welchen dieselben im 15ten Jahrhunderte über die Oberlausitz auszuüben gesucht haben; eine Abhandlung von dem jüngst verstorbenen Senator zu Görlitz, Crudelius, die schon in dem Lausitzischen Magazin von 1772. abgedruckt gewesen, und wovon wir im Anhange zum 13ten bis 24sten Bande unser Urtheil gefällt haben. Weil aber damals die nöthigen Urkunden nicht mit abgedruckt worden: so erscheint sie hier von neuem mit den Urkunden, welche besonders dem deutschen Alterthumsforscher und Rechtsgelehrten angenehm seyn werden, weil manches von dieser immer noch sehr verhüllten Lehre aufgedeckt, und besonders bey Gelegenheit eines von einem Gauckler Nickel Weller wider die Stadt Görlitz bey einem W. Gerichte angestellten Processes, theils die Verfahrungsart der Westphälischen Gerichte erläutert worden; theils die Mittel daraus zu ersehen sind, die man anwenden mußte, um sich gegen die unrechtmäßige Gewalt derselben zu schützen. 5) Vermischte Urkunden. Es sind deren zehne, davon die drey ersten, welche die Geschichte des Herzogs von Sagan, Johann des zweyten, oder des Grimmigen angehen, eben nicht sonderlich wichtig sind: wichtiger ist die 4te, ein von den Schlesischen Fürsten und

Städten im Jahre 1435. errichtete Landfriede, der hier richtiger, als in Sommersbergs script. rerum silesiac. geliefert wird. In der 5ten thut der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, denen Reichsständen die Befehdungen von Otto Schenken kund, von 1509. Die drey folgenden betreffen den Krieg wider die Hussiten und die Türken. Die 9te ist des Königs von Böhmen Johannes Privilegium über die Lehngüter der Bürger zu Görlitz. Unter der 10ten Nummer befinden sich einige Nachrichten von den Gauckeleyen des obengenannten Nickel Wellers. 6) Einige Urthel der Schöppen zu Magdeburg. Diese waren uns, nächst den N. 4. vorkommenden Urkunden, die angenehmsten, weil sie vieles zur Erläuterung der deutschen Rechtsgelahrheit beytragen können. Es werden hier aus der großen Sammlung, die sich davon nach des H. Angabe, im Görlitzer Archiv befinden, 5 Stücke, nebst einem von den Schöppen von Dona, geliefert, die in allem Betrachte interessant sind: und wir wünschen, daß mehr dergleichen zum Vorschein kommen möchten. Der H. verdient alle Aufmunterung zur Fortsetzung dieser Sammlung; nur bitten wir ihn, daß er sich noch sorgfältiger, als jetzt, hüte, solche Dinge darinnen aufzunehmen, die den größten Theil des Publicums nicht interessiren.

Ur.

3. Arzneygelahrheit

Steph. Blancardi Lexicon medicum tripartitum renouatum etc. Editio nouissima, cui quae nouiter inuenta aut nunc rectius cognita sunt, addidit et interiecit D. *Iac. Frid. Isenflamm*, in Acad. Erlang. Med. et Anat. Prof. Vol. II. N — Z. Lipsiae, Schwickert 1777. in fortlaufender Seitenzahl bis 1478. 8.

Bey der Anzeige des 1 Th. hat Recensent bereits sein Vergnügen und einige Wünsche geäußert. Es ist sehr vieles geschehen, und Alles, was man von Einem Manne erwarten kann. Narcosis ist wohl mehr Betäubung als Unempfindlichkeit.

lichkeit. Beym Pes anserinus oder Gänsefuß wird auf Chenopodium verwiesen. Aber daraus wird man diese Pflanze, die von ihrer geglaubten Wirkung auch Schweinetodt heißt, noch nicht näher kennen lernen. Es ist die species Chenopodii strammonii folio oder Chenop. hibridum Linn. Mehrere botanische Artikel sind nicht so bestimmt, als sie in unsern Zeiten seyn sollten. So ist bey Succisa nicht angeführt, daß sie beym Linné eine Art von Scabiose sey. Frutex wird Staude, Gesträuch, Staudengewächs, und Suffrutex blos Gesträuch übersetzt. Warum nicht nach dem genannten Sprachgebrauche frutex ein Strauch, und suffrutex eine Staude? Das hindert aber nicht den Dank, den wir Hr. J. für so viel wichtige Verbesserungen schuldig sind. Am Ende, unter der Aufschrift Band III. folgen reiche Register, ein prosodisches, das fürwahr manchem Gelehrten noch nöthig wäre; dann ein griechisches, das wir größer erwartet hätten, wenn wir ansehen, was Goräus und Castelli aus dieser Sprache zu erklären für nöthig erachtet haben; sodann ein deutsches, französisches, englisches und holländisches. Bey einer einmal zu erwartenden fernern Auflage wünschten wir die Verbindung mehrerer Gelehrten.

M.

Briefe an Aerzte. Erste Sammlung, von Marcus Herz, d. A. D. zu Berlin. Mietau, 1777. Hinz. 8. 215 Seiten.

Es sind drey Briefe, die einige medicinische Beobachtungen von gutem Werthe, aber auch manches Theoretische enthalten, das wir als ein transitorisches Verdienst derselben gern loben, aber nicht recensiren wollen.

Erster Brief. Vom Essigclystiere. Gleichviel Weinessig und Wasser miteinander vermischt, haben in einigen Fällen vorzüglich Abführungen von schleimigen und alten verhaltenen Unreinigkeiten bewirkt, nachdem andre gewöhnliche Clystiere es nicht vermocht hatten. Hr. H. schreibt dem Essige eine kühlende, auflösende, nervenverändernde und antiseptische Kraft zu, und bestimmt daraus die Fälle, worinn diese Clystiere anzuwenden sind. Vom Mißbrauche der reizenden, u. a. schreibt er gelehrt und ausführlich. Die erste Idee vom Essigclystiere, als ausleerendem Mittel, (denn sonst ist es

von

von Whytt, Portal, u. A. schon genug empfohlen,) gab ihm Herr Cloßius; doch fand er, daß schon Riviere daſſelbe in der Cholera und in hyſteriſchen Zufällen verordnet hatte. — Umſchlage von eiskaltem Waſſer auf den Magen haben ein heftiges ſchmerzhaftes Erbrechen, wie auch ein andermal beängſtigende Aufſpannungen des Leibes von Blähungen, wowider auch zugleich innerlich Eiswaſſer verordnet wurde, augenſcheinlich gehoben. Dergleichen ſind auch bey äußerlichen Geſchwulſten, Verhärtungen, u. ſ. w. mit Nutzen gebraucht worden. Sowohl dieſe, als (in einem Falle) die Eſſigcyſtiere wurden mit Zuſtimmung des Herrn Theden verordnet, der ſich beſonders um den Gebrauch des kalten Waſſers ſchon in ſeinen Werken verdient gemacht hat. Hr. H. meint, daß bloß aus der Kälte des Waſſers alle dieſe Wirkungen im menſchlichen Körper herzuleiten ſeyn, worinn wir ihm nicht gänzlich beyſtimmen. Inzwiſchen beſtimmt er hiernach den Gebrauch deſſelben richtig genug, beſtehend in einer Schwäche von Erſchlaffung der Faſern, verneinend in Steifigkeiten, die, weil ſie ebenfalls ein Unvermögen zur Bewegung verurſachen, ganz unbequem, auch Schwächen genannt werden. Das ſoll nun beydes auf den zu dunnen oder zu zähen Leim zwiſchen den irdiſchen Theilen der Faſern ankommen, da denn die Kälte des Waſſers jenen heilſam verdickt, dieſen hingegen, ſchädlich, noch zäher macht. Durch ſolche todte Kräfte laſſen ſich die großen Wirkungen des kalten Waſſers in lebendigen Körpern wohl ſchwerlich genüglich erklären. Doch man leſe den V. ſelbſt ſowohl hierüber, als über die Einwickelungen in Flanell, und die diaphoretiſchen äußerlichen Mittel, weil manche gute Wahrheit, die Vielen nützlich ſeyn kann, zwiſchen der Theorie ſteckt. In dem, was Hr. H. wider Alexanders Schwitzpunkt erinnert, S. 91. u. f. geben wir ihm größtentheils Beyfall; glauben aber beynahe, daß es Herr Alexander ſelbſt thun würde und könnte, ohne ſich für widerlegt zu halten. Das Factum bleibt wahr, daß eine zu große Hitze den Schweiß oft hindere. Sey es nun gleich von einer Nebenwirkung der Hitze auf die Gefäße, ſo kann man doch immer behaupten, daß im lebendigen Körper nur ein gewiſſer Grad der Hitze erfodert werde, wenn der Schweiß ausbrechen ſoll, daß dieſer bey verſchiedenen Perſonen verſchieden ſey, und daß man ihn ganz ſchicklich den Schwitzpunkt nennen könnte. — In einer convulſiviſchen Engbrüſtigkeit hat ſich der Biſam nebſt andern Nervenarzneyen wirkſam bewieſen. —

Den

Den von de Haen gerühmten Nutzen der Lysimachia vulg. im Durchlaufe von Schwäche haben einige Versuche des V. bestätigt. — In convulsivischen Krankheiten hat der Gebrauch der Zinkblumen und des Dippelschen Oels zwischen den ausführenden Mitteln gut gethan. In dem S. 116. ꝛc. erzählten seltsamen Falle sollte man fast versucht werden, einen Muthwillen bey dem Kranken zu argwohnen, wenn nicht so viel andre Umstände das Gegentheil erwiesen. Man möchte es eher eine abwechselnde Manie mit seltsamen Zuckungen nennen, wobey das Bewußtseyn blieb, obgleich die Finger eingeschlagen wurden und der Mund schäumte.

Der zweyte Brief enthält ein Paar Fälle, worinn die Kunst nichts vermochte, nebst guten Anmerkungen des V. darüber. Der eine, von einem beständigen Aufstoßen, das einen so starken Schall wie ein Pistolenschuß verursachte. Es war Verdacht auf Würmer bey dem Kranken: sicherlich war sein Magen von vielen Monaten her äußerst verdorben. Hr. H. verordnete ihm eine Menge der verschiedensten Hülfsmittel ohne allen Nutzen. Die ebenfalls angewendete Wurmcur ist nicht beschrieben, und kann, wenn man nachrechnet, nicht lange fortgesetzt worden seyn, welches doch gleichwohl oft bey solchen Zufallen unumgänglich nöthig ist. Der Kranke ward zuletzt sich selbst überlassen, und die Zufälle vergiengen nach Verlauf vieler Monate allmählig. Der zweyte Fall war eine hartnäckige und zuletzt tödtliche Leibesverstopfung bey einem Greise, der einen großen Hodenbruch hatte, welcher inzwischen doch zurückgebracht worden war. Es giebt bey Personen von solchen Gebrechen nicht selten ganz unerklärbare Vorfälle, die große Aufmerksamkeit verdienen. Wie glücklich, daß ein Mann, wie Herr Richter in Göttingen ist, seine tief dringende Untersuchungen itzt der Lehre von den Brüchen widmet: und was können wir von ihm nicht hoffen!

Der dritte Brief. Hr. H. hat einigemal vom Gebrauche der Eicheln vortreffliche Wirkungen gesehen. Sie wirkten mehr durch den Schweiß als Urin. Oft hat er nichts damit ausgerichtet, und dieß bringt ihn auf sehr ausführliche Betrachtungen über die Mißlichkeit der medicinischen Beobachtungen, worinn leider nur allzuviel Wahres ist. Zuletzt führt er ein Schreiben von Herrn Lessing an, worinn von einer kleinen unbedeutenden Schrift des Arnold de Villa nova, (oder wie er auf dem Titel heißt Nova Villa) gehandelt wird, die bisher unbekannt geblieben ist, und worinn den Eichblättern

blättern ganz übertriebene Heilskräfte zugeschrieben werden. Der Titel dieses Aufsatzes heißt: Tractatus de virtutibus benedictae quercus, in foliis, glandibus, capulis et visco (Viſco) atque gallis. Das ganze Werk ist zwey Quartblätter stark, und als ein Anhang einer ebenden Schrift beygedruckt, die unter dem Titel: Tractatus descriptionum morborum in corpore humano existentium, 1496, ohne Anzeige des Orts, erschienen ist.

G.

Raph. Joh. Steidele — Sammlung verschiedener in der chirurgisch-praktischen Lehrschule gemachten Beobachtungen, I. Band, Wien bey Trattner, 1776. 8. 179 Seiten.

Im Ganzen 20. Beobachtungen, die nichts Sonderliches oder Hervorstechendes enthalten: 1. und 2. Von tödtlichen Kopfwunden. Eine Frau stürzte vom Gerüste herab, und verfiel in eine starke Betäubung, die der Trepan zum Theil minderte. Endlich entdeckte man einen schlangenweis gegen den Rand der Augengrube hinlaufenden Spalt. Leichenöffnung und Urtheil des Verf. daß diese Wunde tödtlich gewesen sey. Ein Holzhacker, seines Lebens überdrüßig, schlug sich mit der Hacke vor den Kopf. Man bemerkte nichts, und doch zeigte sich ein Rückenkrampf. Die Trepanation half nichts. Die Krämpfe, der Kinnbackenzwang, das beschwerliche Schlucken nahm immer zu. Das Gehirn ward nach dem Tode angefressen und mit einem gelbgrünlichten Eiter bedeckt gefunden. 3. Von einer Wunde an dem Seitentheile des Kopfes. Nach dem Tode waren alle Theile des Kopfes unversehrt; hingegen die Leber am innern hohlen Theile, nebst der Milz, vom Brande angegriffen, woraus eine stinkende Jauche floß. (Der Verf. sieht dies, als eine zufällige Ursache an; wir empfehlen ihm des Hrn. Haase Diss. de absceſſ. hepat. zum Nachlesen.) 4. Von einer Quetschung am Kopfe. 5. Von einer mit Zufällen vergesellschafteten Quetschung am Kopfe ohne Blutunterlaufung. 6. Von einem complicirten vernachläßigten Beinbruch und nachhero gemachter Amputation. 7. Von einer durch die Operation geheilten vollkommenen Mastdarmfistel. 9. Von einer Bälgleinsgeschwulst,

ſchwulſt, von welcher der Patient durch die Ausrottung befreyet worden. 10. Von einer durch Abſetzung der arthritiſchen Materie entſtandenen und in kalten Brand übergegangenen Geſchwulſt am Aniegelenke. 11. Von einer tödtl. Kopfverletzung. 12. Vom Kaiſerſchnitt. 13. — 15. Vom Steinſchnitt. 16. Von einem durch die Kaſtration ausgerotteten Fleiſchbruch. 17. u. 20. Von einer am Arm ausgerotteten Bälgleinsgeſchwulſt. 18. Von einer tödtl. Waſſerſucht, mit einer Sackwaſſerſucht im Netz vergeſellſchaftet. 19. Von einer Kopfverletzung. — Größtentheils alltägliche Beobachtungen, alltäglich beſchrieben.

Om.

Magazin vor Aerzte. Herausgegeben von Ernſt Gottfried Baldinger — zu Göttingen. Erſtes bis neuntes Stück. 1775. 1777. S. Cleve. Bärſtecher.

Herr Baldinger hatte den nützlichen Plan gemacht, dieſes Magazin nach dem ehemaligen beliebten Commercio Norico einzurichten, ihm mit dem Journal de Medecine eine Aehnlichkeit zu verſchaffen, und es für Abhandlungen über alle Theile der Arzneywiſſenſchaft offen zu laſſen. Alle neue Entdeckungen, Beobachtungen von Epidemieen oder einzelner Krankheiten, mediciniſch-litterariſche Nachrichten und Neuigkeiten, Biographieen von Aerzten ꝛc. ſollten darinn Platz finden, und er verſprach aus ſeiner eigenen Feder viele Aufſätze aus der Litteraturgeſchichte. Kurz der Entwurf war für die Leſer ſo reizend, als er für das ganze Publicum intereſſant ſeyn mußte. Wir müſſen auch zu des B. Ehre bemerken, daß es uns angenehmer iſt, daß er dieſen Plan in der That in den 9 vor uns liegenden Stücken ausgeführet hat, als daß er ſein Wort wegen der Herausgabe ſelbſt, da in jedem Monate ein Stück erſcheinen ſollte, nicht gehalten. Sat cito, ſi ſat bene! Wozu eben alle Monate ſich die Sclaverey auferlegt, in großer Eilfertigkeit etwas fertig zu liefern, wozu man nicht hinlängliche Materialien hat? Freylich wenn man bald hie bald da eine unfruchtbare Beobachtung aufgreift, eiligſt eine Ueberſetzung machen läßt, die übrigen Blätter mit Anekdötchen, mit Titeln

von

von Büchern anfüllet, so wird immer leicht ein Stück fertig; aber was ist dem ernsthaften Arzte, der nach der Vorrede nützliche Dinge sucht, damit gedient, eben an einem gewissen Tage im Monate ein Stück fertig zu finden? Die erste Einrichtung war nach einem so vortrefflichen Entwurfe gemacht, daß man den V. nicht inständig genug bitten kann, lieber alle Pränumeranten oder sonstige kleine Vortheile diesem Plane aufzuopfern, sich künftig nie auf gewisse Stückenzahl im Jahre einzuschränken, sondern uns nachher desto brauchbarere Stücke zu liefern. Bey seiner ausgebreiteten Correspondenz kann es ihm nicht an Beyträgen fehlen, und rückt er alsdenn nicht alles Eingesandte ohne Unterschied ein, sondern wählet, so wird er eben dadurch auch noch immer bessere Mitarbeiter finden, die sichs zur Ehre rechnen werden, mit von der Gesellschaft zu seyn. Man kennt des V. thätigen Eifer und ausnehmende Geschäftigkeit, gemeinnützige Dinge seinen Zuhörern und dem ganzen Publico bekannt zu machen, und er kann also einen gutgemeinten Rath dieser Art nicht verachten. Bey unsrer späten Anzeige dieses Magazins müssen wir befürchten, vielen Lesern zu spät zu kommen; dürfen es aber andern, die es noch nicht gelesen haben, nicht unterlassen zu empfehlen, und wenigstens sie mit dem Inhalte der verschiedenen Stücke bekannt zu machen. Der Debut im ersten Stücke wird den wenigsten Lesern gefallen, besonders der Ton, wenn er satyrisch oder witzig seyn soll. Interessanter ist Johann Fordyce Abhandlung von dem halbseitigen Kopfweh, von J. C. G. Ackermann übersetzt. Der V. half sich endlich nach einer vierjährigen Plage dieser Art durch den Baldrian. Gmelins Vergleichung einiger Rinden, welche an die Stelle der Fieberrinde empfohlen worden sind.

St. II. J. W. Steins Abhandlung von dem wechselseitigen Nutzen und Schaden des Wendungsgeschäftes, je nach Beschaffenheit des Geburtsfalles, verdiente allerdings bekannter gemacht zu werden. Aber der Sonnenstich von Hrn. Hensler S. 153 beschrieben, sieht uns mehr einer aus dem Unterleibe entstehenden, als einer idiopathischen Krankheit des Kopfes ähnlich. Jeder Leser würde übrigens Hrn. Baldinger ohne Zweifel verbunden seyn, wenn er mehrere Beobachtungen dieses hellsehenden vortrefflichen Arztes liefern wollte. Gmelin vom Einflusse der Naturgeschichte in die Haushaltungskunst, und Schröter von versteinerten Knochen, müssen wir überschlagen, da sie nicht eigentlich in ein medicinisches

Archiv gehören. Marx von der Wirkung der Eicheln. Wir wünschen andern Aerzten und Kranken größern Nutzen davon als wir selbst gesehen haben. Joh. Bianchi von dem Urin eines Kranken mit blauem Bodensatze, dazu wir keine Parallele wissen. Bey der Mundsperre S. 179. hätte die Dosis vom Opium bestimmt werden müssen. S. 181. daß sich aus der angefüllten oder leeren Urinblase bey einem Kinde nicht urtheilen lasse, ob es gelebt habe. S. 183. von den Bibliotheken in Moskau und darinn befindlichen medicinischen Manuscripten — den antiquarischen und gelehrten Aerzten, die immer mehr aussterben, ohne Zweifel willkommen. Von U. von Hutten venerischer Krankheit S. 185. wird sehr tröstlich für solche seyn, die Appetit zum Taffia und Guasac fühlen; denn v. H. curirte sich schon vor ein paar hundert Jahren damit ohne allen Taffia, und ohne eben die Empfehlungen eines Franzosen erst abzuwarten. Die Anekdote S. 192. wollen wir abschreiben: „Als der Pabst Hadrian VI. mit Tode abgegangen war, schmückte das römische Volk die erste Nacht hernach die Thüre seines ersten Leibarztes mit Blumenkränzen und der Ueberschrift: dem Befreyer seines Vaterlandes.“

St. III. Von den Salzen und deren arzneylichen Wirkungen. Wir wünschen, daß andere Leser eine weniger empfindliche Zunge haben mögen, um dies von Hrn. B. ihnen vorgesetzte Gericht appetitlicher zu finden, als wir. Liegt es an dem Gerichte oder an der Zunge, wir finden es so versalzen, daß es uns nicht genießbar, wenigstens sehr unverdaulich vorkömmt, und wollen daher dem Leser ein Stücklein davon mittheilen: S. 230. Wirkung des Borax. „Nun bleibt uns „abermals der Borax in seiner Wirkung zu betrachten übrig. „Ohne weitere Erklärung muß uns hier die Erfahrung allein „das Licht geben, das wir suchen; freylich wird dasselbe daher „nur unvollkommen seyn. Doch wollen wir versuchen, wie „weit wir kommen können. Die Erfahrung zeigt uns, daß „dieses, außer den grobgemischten metallischen Salzen, das „einzige Salz ist, welches uns übel macht, und zum Brechen disponirt, wenn es auch in geringer Dosis gebraucht wird. „Vermuthlich ist außer seinem salinischen Reize die Beymischung seiner gröbern, glashaften, alkalischen Erde daran „Schuld, daß dieser Reiz stärker wirkt, obgleich die damit „verbundene, grobe, eckelhafte Fettigkeit und deren innere Bewegung hier etwas zur Wirkung beytragen mag. Denn auch

St. VIII. Hier fängt der Sammler an, durch eingerückte Beobachtungen von schweren Krankheiten das Urtheil erfahrner Aerzte zu vernehmen, davon wir immer die Fortsetzung wünschen, wenn sie so gut beschrieben werden, wie D. R. das so genannte Podagra S. 696 beschreibt, das hier eigentlich ein versteckter Fehler in der Brust ist, wovon wir dem Kranken keinen guten Ausgang prophezeyen, wenn ihm nicht, lange Zeit angewandte Zugmittel, keine Gaben von der Ruhrwurzel oder der Meerzwiebel, ohne allen Gebrauch von Stärkungen, helfen. Neubauers Leben, freylich nicht in der Manier von Schroekh, oder einem französischen Panegyristen, aber doch unterhaltend beschrieben, so daß man N. in Pantoffeln kennen lernt, und den großen Verlust fühlt. Du Roi von den Extracten nach der la Garayischen Methode zu Neuwied verfertigt, nebst dem Briefe von Dr. Kaempf, gehöret mit unter die merkwürdigsten Abhandlungen, zeiget auch den Preis von verschiedenen auf diese Art zubereiteten Mitteln an; doch scheinen uns die Kräfte derselben S. 710 fast so beschrieben zu seyn, als sie die Brunnenärzte von den Quellen angeben, denen sie vorgesetzet sind. Die Liebhaber der sogenannten Bestucheffischen Tropfen finden S. 752 eine die Verfertigung derselben betreffende Merkwürdigkeit. Bey dem Verzeichnisse auserlesener practischer Bücher sind die englischen Beobachtungen S. 733 unrichtig angezeigt, von dem Originale der Arzneykundigen Abhandlungen sind nur erst zween Bände heraus, und dies sind nicht die Medical Inquiries, sondern Medic. Transactions.

St. IX. Enthält das Ende der im vorigen angefangenen Krankengeschichte, das uns denn nicht bewegt unser kurz vorher hingeschriebenes Urtheil wieder auszustreichen. Zween ganz ähnliche Fälle machen es dem Recens. glaublich, da sich das in der Brust ausgetretene Wasser aus vielen Zufällen nicht wohl verkennen läßt, daß man vielleicht noch einmal von einer Paracenthesis etwas hoffen könne — doch in einem Journale wird man kein medicinisches Gutachten erwarten. Die Bemerkungen und Zweifel über die Milchversetzungen S. 794. sind sehr sinnreich; aber in der Wochenstube selbst findet man, daß beyde Meinungen krig sind, man darf sie nicht ganz leugnen, diese Depots, aber auch nicht alles daraus erklären. Bergmanns Abhandlung von der weißen Magnesie S. 761. ist die vollständigste und deutlichste, die wir kennen. Eben derselbe vom Nickel S. 817 ist mehr für den Mineralogen

wichtig.

wichtig. Zuletzt werden neue Ausgaben von einigen griechischen Aerzten angekündigt. Ueberhaupt weiß der Herausgeber dieses Magazins seinen Lesern so mancherley Unterhaltung zu verschaffen, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß die Fortsetzung einem jeden willkommen seyn wird, wenn gleich alle Aufsätze nicht nach der strengsten Wahl eingerückt sind. Bey einer nicht zu übereilten Ausgabe des Werks wird es allezeit gewinnen.

Pd.

Raph. Joh. Steidele, der Anat. der prakt. Chir. und der Geburtsh. außerord. öffentl. Lehrers, des K. K. vereinigt. Span. und heil. Dreyfaltigkeits-Hospital bestellten Wundarztes, Abh. von Blutflüssen, Wien bey Trattner 1776. 8. 145 Seiten.

Der Verf. gehört zu den Vielschreibern, die seit einiger Zeit aus der Wiener Schule gekommen sind. Jeder Meßkatalog stellt seinen Namen zur Schau der gelehrten Welt auf, und der Kenner — prophezeyet ihm das Schicksal der Dichter, die sich durch allzu vieles Singen um die Ewigkeit singen. In gegenwärtiger Schrift handelt der Verf. von der Beschaffenheit und Bewegung des Blutes durch die schlagenden und zurückführenden Adern und derselben Structur — höchst mager und zum Theil falsch; von Blutflüssen, ihrem Unterschiede, Ursachen, Folgen und Heilung überhaupt — nichts weiter, als was in jedem guten pathol. Compendium weit kraftvoller und besser gelehrt wird; von den äußerl. Blutflüssen insbesondere, ihren Ursachen, und den verschiedenen Methoden, dieselben zu stillen — auch hier fehlt es an Unrichtigkeiten nicht; endlich von innerlichen Blutflüssen, ihren Kennzeichen, Unterschied und tödtlichen Folgen — noch ganz erträglich, obgleich auch viel auszusetzen seyn möchte. — Nun einige Beweise. S. 2. Die Gefäße insgemein sind langhäutige Schläuche, welche Blut oder andere Säfte in sich enthalten. Wie herrlich erklärt! S. 23. Die frühzeitige Stillung des Blutes bey Wunden ist einigemal schädlich. Warum hier nicht alle die Fälle genau bestimmt, in welchen die Kunst nöthig oder schädlich wer-

den kann? denn dies erwartet eben der Anfänger, für welchen doch der Verf. eigentlich will geschrieben haben. S. 27. f. werden die gerinnenden und zusammenziehenden Mittel verworfen, und der Eichenschwamm empfohlen, nebst der Kompreſſion und Unterbindung. Gut. Aber auch hier fehlt die nöthige Bestimmtheit, ohne welche der liebe Herr vom Scheerſack und der Engel vom Schuhpech, Menadie, keinen vernünftigen Gebrauch alles deſſen wiſſen, was hier die Länge und die Quere gerathen wird. S. 68. **Wenn eine junge vollblütige Perſon aus der Naſe blutet. — ſo iſt er kritiſch.** Der Sprachgebrauch erlaubt dieſen Ausdruck nicht. S. 115. wird das Blutſpeyen, Blutbrechen und das Blutharnen übergangen, weil ſie den Arzt angehen, und **innerlich Blutflüſſe** heißen, **wo vieles Blut in einer der drey Haupthöhlen, als in den Kopf, oder in die Bruſt, oder in den Bauch, oder Gebährmutter, ſich ergießt.** Dieſe Erklärung iſt nicht richtig; denn alle heißen **innerliche**, weil ſie innerhalb des Körpers von innern Urſachen entſtehen, und ſodann ſich durch Ausflüſſe äußern. Allenthalben werden erſt die Mittel des Arztes nöthig ſeyn, ehe der Wundarzt erſcheint. Und hören ſie dann auf **innerliche** zu heißen? — Ueberhaupt würden wir dem Verf. rathen, künftig ſeine Schriften planmäßig und mit Erſparniß aller unnützen Weitſchweifigkeit zu verfertigen; denn ſo, wie ſie gegenwärtig ſind, verrathen ſie blos einen Mann vom Handwerke, dem ſein Bischen Erfahrung das Herz abdrücken will; auch dabey einen guten Freund zu Rathe zu ziehen, der die Sprachunrichtigkeiten ausſtreicht — etwan einen Prof. der deutſchen Beredſamkeit, der das thut, was mancher Prof. der lat. Beredſamkeit, mit dem Schulexercitium oder der Diſp. ſeines theuren Hrn. Kollegen thun muß. — Am Ende ſtehen noch 2 Kupfert. worauf einige Inſtrumente zu Stillung des Naſenblutens und anderer Blutgefäße, eine Nadel zu Unterbindung der Schlagadern, Karpiewalger, das engl. Tourequet, und ein andres, eine Aderpreſſe, — größtentheils eigne Erfindung oder Verbeſſerung — abgezeichnet werden.

Om.

4. Schöne

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Von der wahren Güte der Schauſpiele für beyde Partheyen, von D. Joh. Friedr. Teller, Leipzig 1776. bey Schneidern, 4 B. kl. 8.

Unmaaßgebliches Gutachten über die von Herrn D. J. F. Teller herausgegebene Abhandlung von der wahren Güte der Schauſpiele. Leipz. 1778. bey Schneidern 5 B. 8.

Die erſte Schrift iſt eine förmliche Predigt, von der Casualgattung, gehalten bey Gelegenheit, daß eine Schauſpielergeſellſchaft in Zeitz eingekehret iſt. Der erſte Theil, worin das Schauſpiel als ein erlaubtes Vergnügen vorgeſtellt wird, iſt recht gut, nur nach Hrn. T. bekannter Manier, ziemlich gewitzelt. Gleich der Anfang iſt gemäßigt, ein Gebet ſchließt den Eingang. Darauf wird der Unterſchied zwiſchen den Schauſpielen richtig bemerkt, und gezeigt, daß die Einwürfe, die man von den alten Schauſpielen hergenommen hat, auf unſer Theater nicht paſſen. Der Nutzen der Schauſpiele wird angegeben; doch werden auch ganz richtige Vorſichtsregeln beygebracht, wobey uns das über Gewiſſenhaftigkeit, den Nutzen und die Abſicht des Vergnügens, und den vorſichtigen Gebrauch geſagte ſehr gefallen hat. Soweit iſt die Predigt bloß moraliſch. Der Eingang aus Luc. 8, v. 4. enthält eine ziemlich gezwungene, aber doch auch nicht widrige Anwendung des daſelbſt angeführten Umſtandes. Sonderbar iſt die Anwendung des Spruches: Kaufet die Zeit. „Wir kehren,“ ſagt der V. „es gemeiniglich um: anſtatt ſie zu kaufen, verkaufen wir ſie für unſere Vergnügungen.“ Die weniger bemittelten Bürger zu Zeitz werden erinnert, das Schauſpiel als ein ihnen weniger erlaubtes Vergnügen anzuſehen. Es ſey ja nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme. Ganz gut, wenn nur der V. keine reſeruationem mentalem dabey gehabt hat. — In dem zweyten Theile wird das Schauſpiel von Seiten des Nutzens betrachtet. Bis dahin war Rec. der an demſelben Tage dieſe Predigt und

die vom Selbſtmorde geleſen hatte, faſt ungewiß geblieben, ob beyde von demſelben Verfaſſer herrühren könnten; aber in dem zweyten Theile merkte er mehr Uebereinſtimmung. Hr. T. behauptet daß es bey den Schauſpielen gar nicht die Abſicht ſey; die Tugend zu lehren oder zu lernen, daß man auch die Tugend dadurch nicht lernen könne. Die Schauſpieler beurtheilt er ſehr hart, und wirft gute und ſchlechte durch einander. Immer mehr verliert er den richtigen Geſichtspunkt. Weil die chriſtliche Tugend auf dem Theater ſich nicht lehren laſſe, ſo könne es überhaupt nicht beſſern. Dabey verwickelt er ſich zum öftern in einer Menge von Citaten, fängt von Geſetz und Evangelium eine Predigt an, eben wie in der Abhandlung vom Selbſtmorde, und verliert ſich in einer langen Ausſchweifung über das Verderben des Menſchen. Das menſchliche Herz iſt nach der Parabel Luc. 8. ein Acker, der Dornen und Diſteln trägt. Aber der Herr D. verſtümmelt die Schrift: es giebt ja nach dieſer Parabel auch einen guten Acker, der hundertfältige Früchte trägt. Kurz der ganze zweyte Theil iſt bis auf eine oder die andere Stelle, ein ſehr ſeltſames Gemiſche. Selbſt das Schlußgebet, worinn vom Durchbruch der Gnade geredet wird, contraſtirt ſehr mit dem Eingangsgebete.

Es iſt hier nicht der Ort, wo wir die Vertheidigung der Schauſpiele übernehmen könnten; inzwiſchen mag es doch nicht ganz unnütz ſeyn, den Standpunkt zu zeigen, aus welchem man nach unſerer Meinung das Schauſpiel betrachten müßte. Zuerſt glauben wir, aber in einem ziemlich andern Verſtande als Hr. Teller, daß die höchſte Abſicht des Schauſpiels nicht ſey, die Tugend zu lehren. Das Schauſpiel iſt ein Gemählde menſchlicher Geſinnungen, Leidenſchaften und Handlungen, alſo ein Kunſtwerk, wobey es, wie bey andern Kunſtwerken, auf Schönheit und Wahrheit ankömmt. Beſucht man das Schauſpiel blos zum Vergnügen; ſo hat man keine edlere Abſicht und nicht mehr Nutzen, als wenn man zum Zeitvertreibe ein Concert oder ein Gemäldecabinet beſucht. Die Kunſt in den lebendigen Gemälden auf dem Schauplatze einzuſehen, zu beurtheilen, und ſeine eigene Geiſteskräfte zu bilden, iſt die Abſicht, warum der Kenner der Aufführung guter Schauſpiele beywohnt. Daß Schauſpiele nicht wider die moraliſche Güte anſtoßen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, und ſie müſſen vielmehr, wegen des moraliſchen Stoffes, ſehr gut zur moraliſchen Beſſerung der Zuſchauer zu brauchen ſeyn, obgleich

dieſe

diese nicht ihr höchster Zweck ist. Bey dieser Vorstellung wird man manchen Unrichtigkeiten und Schwierigkeiten, die in den beyden angezeigten Schriften vorkommen, ausweichen können. Hr. T. sagt beständig, Tugend könne nicht auf dem Theater gelehrt werden, weil diese blos aus der Schrift gelernt werden kann. Das ist sehr seltsam. Die christliche Tugend unterscheidet sich von der philosophischen oder natürlichen ja nicht in dem materiellen der Handlungen, sondern durch die Bewegungsgründe, durch das Verhältniß, in welchem sich der Christ mit Gott betrachtet, durch die Erwartung höherer Vollkommenheiten, in einem andern Leben. Diese Bewegungsgründe schließen die natürlichen nicht aus. Die Schrift berührt viele moralische Gegenstände nur kurz und allgemein, weil sie nicht dazu gegeben ist, die Vernunft unnöthig zu machen, sondern nur ihr zu Hülfe zu kommen. Daher bleibt der natürlichen Moral noch viel nöthiges und nützliches zu untersuchen übrig. Das Schauspiel, die Geschichte, und die erdichtete Erzählung können in Absicht auf Gesinnungen und Handlungen in besondern Fällen, ungemein viel lehrreiches hergeben, und Liebe der Tugend wie Haß des Lasters erwecken.

Der Gegner des Herrn Tellers ist ein mit der Moral und der Religion es wohlmeinender Mann; der aber die Streitfrage ebenfalls nicht von der rechten Seite betrachtet. Er sieht die Moral als den Zweck des Schauspiels an. Dichter und Moralist sind ihm unzertrennlich. Den Schauspieler hält er blos für das Werkzeug des Dichters, für das Sprachrohr, wodurch er Moral lehret. Das ist viel zu wenig. Die Kunst des Schauspielers kömmt eben so sehr bey dem Ganzen in Betrachtung, als die Kunst des Dichters. Ein dramatisches Stück wird durch die Action erst ein vollendetes Kunstwerk. Ferner glaubt dieser Verf. Herrn Teller damit zu widerlegen, daß er sagt, die Moral des Schauspiels sey aus der christlichen Religion entlehnt, und könne daher allerdings den Menschen bessern. Das kann nur bey solchen Stücken richtig seyn, wo die eigentliche christliche Moral hinein verflochten wird, dergleichen wir aber nicht billigen möchten, so wie auch Hr. Teller die Einmengung der Religion in das Schauspiel nicht mit Unrecht verwirft. Ueberhaupt scheint unser V. von den Grenzen der philosophischen und christlichen Moral nicht recht klare Begriffe zu haben; auch geneigt zu seyn, dramatische Stücke mehr in Absicht auf die Moral als die Kunst zu schätzen. Eine Predigt, selbst von dem unwissendsten Stu-

denten gehalten, soll besser seyn als ein Schauspiel, ein gutes verstehen wir. Nach unserm Geschmack ist ein Trunk klares Wasser aus einem reinen Glase besser, als der schönste Wein in einem schmutzigen Gefäße.

Lina von Waller, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, von Schink. Berlin, 1778. bey Himburg. 6½ Bogen in 8.

Dieses Stück könnte zufälliger Weise ein Gegenmittel gegen das Wertherfieber seyn. Ein armer Arzt, der in das Stück mit hineingezogen wird, erklärt sich über diese neumodische Krankheit recht gut. Auf die Frage: Warum bey der großen Menge von Kranken seine Kunst nicht gewinne? erwiedert er: „Weil das Uebel bey ihnen im Kopf und im Herzen ist. Ausschweifende Leidenschaften, überspannte Empfindungskraft, „Originalgeist, zu heftige Befassung mit einem Gegenstande, „unthätiger Enthusiasmus, brausendes Blut, Lieblingsbegierden, denen man den Zügel schiessen läßt, düstre Melancholie, die aus dem unthätigen, dichterischen, schwärmerischen Leben entspringt, der man hernach zu sehr nachhänget, das sind die Krankheiten unsers Zeitalters, von dem „unsere witzigen Köpfe die Quelle sind, die morden die Menschen hin, stürzen sie ins Grab — und unsere Kunst darbt, „weil wir kein Mittel dawider haben.“ Wenn man das Stück lieset, so scheint es, wegen der höchst gespannten Empfindungen, übertriebenen Handlungen, der neumodischen Sprache und der Auslassungen und Abbeissungen, daß der Verfasser selbst von dieser Krankheit nicht wenig befallen sey. Nach vorherigem Purgieren und Aderlassen, wird ein fleißiges Studieren und Applicirung zu Sachen, die im gemeinen Wesen nützlich sind, die beste Cur seyn; denn fürs Theater scheint Hr. S. nicht Anlage zu haben, so daß man von ihm je etwas sonderliches hoffen könnte. Die Fabel des Schauspiels wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß die Heldinn, welche als eine sehr tugendhafte Person geschildert ist, die Liebe des Grafen begünstiget, und ihm, der sie nach ihrer Aussage für eine Wittwe hält, zur Heirath Hoffnung macht, ungeachtet sie weiß, daß ihr Mann, von dem sie verlassen war, noch am Leben ist. Dieser kommt wirklich wieder, und der arme Graf hat natürlicher Weise den Tod davon. Wie die Charaktere

in

in diesem Stücke beobachtet werden, ist gar nicht zu sagen; denn eigentlich sind gar keine Charaktere darinn. Von der Erfindung ist auch nichts zu sagen: denn der Verf. stiehlt wie ein Rabe, aus Lessing, aus Göthe, aus Shakespear, welchem letztern er seinen armen Apotheker aus Romeo und Julie abgeborgt, und in sein Stück geflickt hat. (Aber wie jener Bucklichte das Kleid eines geraden Menschen lieh, und es sich zurecht machen ließ, hat er sich auch diesen Apotheker zu eigen gemacht.) Vom Plane ist auch nichts zu sagen: denn der ist so äußerst wetterwendisch, daß man einen großen Theil der Scenen weglassen oder versetzen könnte, ohne daß dem Ganzen ein sonderlicher Schaden geschähe. Vom Dialoge ist eben so wenig zu sagen: denn der strotzt von Wörtern und Phrasen, neustaufgebrachtermaaßen, daß kein Fünkchen Natur übrig bleibt.

Briefe, die Seylerische Schauspielergesellschaft und ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend. Frankfurt, 1777. bey den Eichenberg. Erben. 15 Bogen in 8.

Den größten Theil des Inhalts macht eine Zergliederung der aufgeführten Stücke aus. Die Urtheile über die Vorstellungen selbst enthalten große Lobsprüche auf die Seylerische Gesellschaft. Die Briefe sind in einem ganz leichten gefälligen Tone geschrieben, ob man gleich scharfsinnige, tiefere, lehrreiche Bemerkungen darinn vermissen möchte. Die aufgeführten Stücke sind: Emilia Galotti, Alceste, von welcher sowohl als von der Composition der Verf. nichts zu ihrem Lobe sagen will, weil Hr. Wieland in seiner beliebten Monatsschrift die Schönheiten beyder so umständlich entwickelt hat, daß man zu dem Lobe nichts hinzufügen kann. Das dünkt uns freylich auch. Aber wenigstens hätte doch hier, wenn man einen Schein der Unpartheilichkeit hätte zeigen wollen, gesagt werden müssen, daß Mlle Zink eine unerträglich steife Prinzessinn ist. Ferner: Henriette, oder sie ist schon verheyrathet, ein Lustspiel von Großmann, das auch in dem zweyten Theile des hamburg. Theaters steht, umständlich zergliedert; Sie läßt sich herab, um zu siegen, welches Stück, vielleicht aus Schuld

der Ueberſetzung, nicht gefiel; die junge Indianerinn, nach einer ungedruckten, vermuthlich von Eckhof herrührenden Ueberſetzung; der Jahrmarkt, von Gotter; die eiferſüchtige Ehefrau; Alceſte noch einmal; Merope, von Gotter, mit guten Anmerkungen über Voltairens Merope; der dankbare Sohn und Walder; der glückliche Geburtstag, ein damals noch ungedrucktes Stück von Schletter, und das immer auch hätte ungedruckt bleiben können; Medea von Gotter, ein für Madame Seyler eigentlich gemachtes Stück, in dem ſie auch den größten Beyfall erhielt; Sturm und Drang, ein ſehr romanhaftes Stück, das aber dem Verf. der Briefe ſehr gefällt. Schwer mag es nicht ſeyn, dergleichen Sturm- und Drangſtücke zu verfertigen, wie denn ihrer auch genug erſcheinen. Noch: das Duell von Hrn. v. Jeſtern, nebſt Romeo und Julie, eine ernſthafte Oper von Gotter. Den gar wenigen Effekt dieſer Oper, mit langen Arien ohne Recitativ, von ſchlechten Acteurs geſprochen, die man des Singens wegen wählen muß, nebſt dem hölzernen Hellmuth dem ältern, der ſteifen Finkinn u. a. m. hätte doch wahrhaftig nicht ſollen ganz verſchwiegen werden. Es iſt ein gar zu ſehr ärmliches Spiel. Die Freymäurer von Henſel, noch ungedruckt; der Graf von Wallron. Der Verf. wundert ſich mit Recht über die entgegengeſetzten darüber gefällten Urtheile. Seine Meinung ſagt er nur verſteckt, und bemerkt, daß er ſeine gleich bey dem erſten Durchleſen gefaßte Meinung, daß der V. mehrentheils in Rückſicht auf Spektakel und Perſpektiv gearbeitet, und ſein Stück bey der Aufführung unendlich gewinnen würde, durch die Vorſtellung beſtätigt gefunden habe. Das Stück iſt mit dem größten Beyfalle aufgeführt, und der Verfaſſer mit dem größten Ungeſtüm auf das Theater gefodert worden. Hierauf ward gegeben: Der verſtellte Kranke von Goldoni; Pyramus und Thisbe, worüber ein ſatyriſcher Brief eines Majors, der es nicht ſo gut gefunden, wie die Vorſtellung in einer Marionettenbude, erdichtet wird. Freylich war auch dieſe Vorſtellung ärmlich genug. Die vortreffliche Muſik erforderte, Mad. Hellmuth ausgenommen, ganz andere Sänger und Sängerinnen, und ein viel beſſeres Orcheſter. Und nach alledem kann und muß eine Oper nach italiäniſcher Einrichtung auf einem deutſchen Theater nicht gefallen. Die Irrungen, nach Shakeſpear von Großmann; Robert und Kalliſte, das ſo wenig, wie die Muſik des Verf.

Beyfall

Beyfall hat. Unter achtzehn Vorstellungen sind sieben Singspiele, ohne noch einige Stücke zu rechnen, worinn Gesang vorkam. Der Verf. eifert, und nicht mit Unrecht, gegen den gar zu überhand nehmenden Geschmack an Singspielen.

Pz.

Ode auf die Inquisition von Andreas Zaupser, Hofkriegsraths-Sekretär in Baiern.

Es begab sich aber, da die Tage fast erfüllet waren, daß Jesus sollte aufgenommen werden, richtete er sein Angesicht gerade nach Jerusalem: und er sandte Boten aus vor seinem Angesichte. Die giengen hin, und kamen in eine Stadt der Samariter, um ihm die Herberge zu bestellen. Und sie nahmen ihn nicht an, weil seine Reise nach Jerusalem gerichtet war. Als aber seine Jünger, Jakobus und Johannes, das sahen, sprachen sie: Herr, willst du, daß wir sagen, daß das Feuer vom Himmel herabfalle, und sie verzehre? Und er wandte sich um, strafte sie, und sprach: Ihr wisset nicht, von was Geist ihr seyd. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, die Seelen zu vertilgen, sondern selig zu machen. Luc. 9. K. 51 V. ꝛc.

Gedruckt bey Vötter.

Ode auf die Inquisition ꝛc. Imprimatur. Sign. München, im churfl. Büchercensurcollegium den 12ten Aug. 1777.

Franz Xaver Graf, Sekretär.

In so fern man diese Ode als Gedicht betrachtet, zeigt sie einen jungen Dichter, der seinen Ramler fleißig gelesen hat. Wenn man aber die Wahrheiten betrachtet, die in derselben gesagt sind, und den Ort, wo sie gesagt sind: so wird man in ein angenehmes Erstaunen gesetzt, zumal da die oben angeführte Approbation der Censur zeigt, daß sie nicht etwa unter dem Mantel gedruckt ist. Wir glauben von unsern Lesern Verzeihung zu erhalten, daß wir diese Ode ganz hieher setzen. Die darinn gesagten Wahrheiten sind so nützlich, und die Approbation der Censur ist so auferbaulich für manche benachbarte Censur, welche mit kalter Bedächtlichkeit die edelsten Zweige der deutschen Litteratur abschneidet, die den Baum unter der Scheere hält, aus Furcht, er möchte sonst der Geistlichkeit nicht mehr so viel Früchte bringen.

Führt

Fährt wieder praſſelnd auf dein kaum erſtorbnes Feuer,
Megäre Inquiſition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Peſt der Vernunft, und der Religion!

Tritt wieder deine ſchwarze Ferſe Nationen
Betrogner Sclaven in den Staub,
Und rufen wieder, keines Ketzers zu verſchonen,
Die Mönche, deine Knechte, die den Raub,

Verwaiſter Kinder Erbgut, theilen, und auf Leichen
Gottläſternde Gebethe ſchreyn,
Wie blutge Tyger, die, wenn ſie den Wald erreichen,
Sich brüllend der erwürgten Heerde freun.

Oed liegt Iberien von deinem Drachenhauche,
Fleiß, Wahrheit, Freundſchaft, Künſte fliehn,
Des Denkens Freyheit ſtirbt, im Scheiterhaufen Rauche
Durch dich erſticket, Geiſtermörderinn!

Schon droht dein offner Schlund (wen ſoll die Unſchuld ſchützen,
Da Wohlthun ein Verbrechen hieß?)
Dem weiſen Olavid, der orthodoxe Pfützen
Durch Ketzer Hand zu Eden bauen ließ.

Welch gräßlicher Triumph! dem Gottmenſch an der Seite,
Im Heiligthumes Innerſten
Sitzt die mit Gift geſchwollne Hyder, ſchnaubt nach Beute,
Und würgt, die ihrer Raubſucht widerſtehn,

Der Flüche ſchrecklichſter, den je der Bannſtral blitzte,
Wird mit Poſaunen kund gethan,
Sieh deine Göttinn, Volk! ruft donnernd der erhitzte
Mönch mit dem Dolch, ſtirb, oder bete an!

Er rufts, und tauft mit Blut, und predigt mit den Flammen,
So predigte einſt Muhamed,
Und zog nach Mekah hin, die Bürger zu verdammen,
Die muthig ihn nicht ehrten als Prophet.

O Duldung, Gotteskind! Du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangne Schöne, du,
Durch die Germaniens drey Kirchen eng verbunden
In Eintracht blühn, und ſchweſterlicher Ruh,

Vertraute Friederichs, die ſeine mächtgen Staaten
Mit ausgeſpannten Schwingen deckſt,
Und nun berufen von dem Solon der Sarmaten
Nach Warſchau Fried' und goldnes Alter trägſt:

O kehr den sanften Blick nach Süden, wo mit Thränen
Die Menschheit dich um Hülfe flcht,
Und hör das Mordgeschrey, das Röcheln, und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Asch' entgegen weht,

Flieg hin mit Cherubs Kraft, und stürz das Unthier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr der Eifrer Schwarm, die irrgegangnen Brüder
Durch Sanftmuth zu bekehren, nicht mit Schwert. *)

Musenalmanach für 1777. herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, bey Bohn, in Duodez.

Musenalmanach MDCCLXXVII. Göttingen, bey Dieterich, in Duodez.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1777. Leipzig, bey Weygand, in kl. Octav.

Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1777. Leipzig, bey Schwickert, in kl. Octav.

Wir haben gleich die Titel dieser vier Almanache in derjenigen Rangordnung hieher gesetzt, welche sie uns, ihrem innern Werthe nach, zu verdienen scheinen, und nach welcher, wie uns dünkt, auch die Aufnahme des Publicums sie gewürdiget hat. Freylich ließe sich aus allen vieren manches wegwerfen, und durch strenge Auswahl ein fünfter zusammentragen, der dann der beste seyn würde; dieß sey indeß ja kein ermunternder Wink für Nachdrucker und ihre lohnsüchtigen Handlanger! — In dem Hamburgischen Almanach findet man abermals einige vortreffliche Stücke von Klopstock, Gleim, Gerstenberg, Bürger, Pfeffel und Hölty; auch unter den Beyträgen des Herausgebers, der Grafen von Stolberg u. a. manche sehr glückliche Gedichte. Einige üppige Ausbrüche

*) Wir hören doch, daß diese Ode in München Aufsehen erregt hat. In der ehemaligen Jesuiter-, itzigen Michaeliskirche, hat der Exjesuit Gruber, bey dessen Predigten schon oft die Besessenen ex condicto heuleten, dawider gepredigt, und den Verfasser ein Teufelskind genannt. Wenn er das ist, wollten wir Hrn. Gruber rathen, ihn zu exorcisiren.

brüche überspannter Phantasie, der Modesucht und zweckloser Spielerey liefert dieser Kalender nun einmal jedes Jahr; viele Blumen, die bloße Farben und keinen Wohlgeruch haben. Voran steht Gerstenbergs Bildniß. — Herr Göckingk hat gleichfalls viel Gutes, und darunter manches vorzüglich Schönes gesammelt. In beyde Klassen gehören seine eigenen, und Nantchens Gedichte fast durchgehends in die letztere. Auch von Bürger, Käſtner und Pfeffel findet man hier schöne Stücke. Unter den kleinern läuft manches schaale Sinngedicht mit unter. Die mit C. H. bezeichnete Erzählung, Jupiters Reise auf die Erde, verräth sehr viel Anlage ihres Verfassers zur erzählenden und satirischen Poesie, die weiterer Ausbildung und Anwendung würdig ist. — Hrn. Schmids Almanach hat wieder die Einrichtung und den Werth der vorhergehenden, die er seit sieben Jahren lieferte; doch scheint er von Jahr zu Jahr an guten Gedichten ärmer zu werden. Denn diesmal liefert er fast lauter Versuche junger Dichter, die zum Theil rohe Probestücke sind, und wenig Hoffnung zu künftigen bessern Arbeiten geben. Unter Schinks und anderer Gedichten sind wahre Armseligkeiten; bloß was Goeckingk und Fr. Schmitt geliefert haben, zeichnet sich vorzüglich aus, obgleich auch der Werth dieser Stücke sich nicht gleich ist. Recensionen haben an Gründlichkeit und Zuverläßigkeit mit diesem Jahre nichts gewonnen. — Bey dem letztern Almanache, den ein Ungenannter zu Leipzig bey Schwickert herausgiebt, mögen wir uns am wenigsten aufhalten; es ist die jämmerlichste Zusammenstoppelung ohne Wahl und Geschmack, reich an Mittelmäßigkeiten, und noch reicher an poetischen Mißgewächsen.

Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1777. Herausgegeben von H. Wagner. Frankfurt, bey Bayrhoffer.

Eben derselbe unter der Aufschrift: Poetische Blumenlese auf das Jahr 1777. Herausgegeben von H. Wagner. 11 Bogen in Octav.

Wozu dieser fünfte Almanach noch nöthig war, da man an vieren schon mehr als genug hatte, sehen wir nicht ein: auch

auch gab es ja wohl einen andern Weg, den der Herausgeber hätte einschlagen können, um seine und andrer jungen Dichter Uebungsstücke in die Welt zu schicken, die doch gröſtentheils sehr mittelmäßig sind, und folglich besser ungedruckt geblieben wären. Indeß kennen wir das Bedürfniß der dortigen Gegend nicht genug, welches der Herausgeber für sich anführt, und wissen nicht, wie weit ihn dieß rechtfertigt. Aber vermuthlich werden doch die eingerückten Stücke berühmter Dichter, Klopstocks, Ramlers, Gleims, ob sie gleich meistens schon gedruckt sind, und zum Theil von den Verfassern selbst nicht mehr anerkannt werden, den übrigen Anfangsstücken nicht vortheilhaft seyn; und liegt dem Herausgeber die Verbreitung des Geschmacks in seiner vaterländischen Gegend wirklich am Herzen; so muß er selbst wünschen, daß man aus dieser Zusammenstellung schließe, wie groß und weit noch der Abstand jener Anfänger von ihren Meistern ist, und daß manche derselben ihnen wohl schwerlich, oder nie, näher rücken werden. Uebrigens wird eine Fortsetzung versprochen, ob sie gleich, so viel wir wissen, für das gegenwärtige 1778ste Jahr noch nicht erschienen ist.

Wienerischer Musenalmanach, auf das Jahr 1777. Wien, bey Kurzböck, in Duodez.

Hier hätten wir also das halbe Dutzend der Musenalmanache voll! — Der gegenwärtige liefert zuerst ein Schauspielverzeichniß des vorigen Jahrs; dann eine Beurtheilung der neuen Stücke desselben, die ziemlich unpartheyisch zu seyn scheint; darauf folgt eine kleine unbedeutende Operette, Weiß und Rosenbart, nach einem Noverrischen Ballete, von einem gewissen Ratschky; und endlich vermischte Gedichte, die sich gröſtentheils nicht sehr über das Gemeine und Mittelmäßige heben.

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Sechste Abtheilung, Leipzig, bey Dyck, 1776. Siebente Abtheilung, ebendas. 1777. Achte Abtheilung, ebendas. 1778. 8.

Diese poetische Sammlung bleibt sich in ihrer Fortsetzung noch immer gleich; das heißt; es giebt der guten und

trefflichen Gedichte sehr wenig, der schlechten mehr, und der mittelmäßigen eine Menge in derselben. Alle in den dreyßig Bogen dieser drey Abtheilungen enthaltenen Gedichte nach diesen drey Klassen auszusondern, wird man uns wohl schwerlich zumuthen; aber die Richtigkeit dieser Klassification und des in derselben angegebenen Verhältnisses wird der gewiß bewährt finden, der zur Durchlesung aller dieser Sachen Geduld und Muße hat.

Dz.

Musenalmanach für 1778; herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, bey Bohn, in 12.

Musenalmanach. MDCCLXXVIII. Göttingen, bey Dietrich, in 12.

Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1778. Leipzig, bey Weygand, in 8.

Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1778. Leipzig, bey Schwickert, in 8.

Auch auf die Musenalmanache trifft das bekannte Gleichniß zu, welches man sonst auf Journale anwendet: es geht ihnen, wie dem ordentlichen Postwagen; er muß zur angesetzten Zeit fort, leer oder besetzt. Mancher blinde Passagier läuft auf diesen vier Postwagen mit durch; und der letztere ist fast ganz damit angefüllt. Was hilfts, mit dem Postillion hinter drein darüber herum zu hadern; wenn er sich nur auf künftig den Mißbrauch nicht mehr erlaubt. Lasse er doch lieber, wie es Sitte ist, dergleichen blinde Mitfahrer draussen vorm Thore absteigen, und fahre sie nicht mitten ins Publicum hinein! Manche wackere Leute und treffliche Sachen, welche dießmal mit den beyden ersten dieser Posten, der Hamburger und Göttinger, angelangt sind, waren uns dagegen sehr willkommen. Besonders schien uns die erstere besser, wie vorm Jahre, beladen zu seyn. Die zweyte wird künftig nicht mehr vom Hrn. Göckingk besorgt werden; aber ganz eingehen soll sie nicht.

Mo.

Neue

Neue weltliche hochteutsche Reime, enthaltend die ebentheyerliche doch wahrhaftige Historiam von der wunderschönen durchleuchtigen Kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heydnischen Götzen Jupiter item Zevs genannt, als welcher sich nicht entblödet unter der Larve eines unvernünftigen Stieres an höchstgedachter Prinzessinn ein crimen raptus, zu teutsch: Jungfernraub, auszuüben. Aufgesetzet und an das Licht gestellet durch M. Iocosum Hilarium, Poet. caes. laur. 1777. ohne Druckort. 2 Bog. 8.

Wir haben dieses kleine Gedicht zwar von faden Bewunderern jedes Products eines bekannten Dichters erheben hören; aber wir können keinen Grund finden, auch nicht einen, in dieses Lob einzustimmen. Nicht durch Naivetät, noch durch Lächerlichkeit zeichnet sich das Ding aus, und das wären doch wohl die Eigenschaften, wodurch sich ein solches Ding auszeichnen müßte. Die Petulanz des Dichters in Gedanken und Ausdrücken ist zwar sehr groß; aber wenn denn dabey nicht große Lächerlichkeit ist, so wird sie unangenehm. Den Jupiter Homers im Schlafrock, Toffeln, Hose, vorzustellen, der des Morgens acht Tassen Kaffee ausschlürft, und denn vor langer Weile mit einer Pfeife Knaster im Munde zum Himmelsfenster hinauskuckt — wir können es nicht erträglich finden. Man wird uns zwar sagen, daß ein solches Gedicht nur aus einem gewissen Gesichtspuncte angesehen werden müsse: aber wir werden wohl nicht irren, wenn wir für den rechten Gesichtspunct nehmen, daß eine solche Schnurre gefallen müsse; und das thut sie uns wenigstens nicht. Am besten gefällt uns fast die 52 Stanze, wo der Verfasser, statt zu erzählen, was mit der entführten Europa vorgieng, sagt:

Drum weg mit Schäckereyn!
Von süßkandirten Zoten
Wird vollends nichts geboten.
Hilarius hält fein
Auf Ehrbarkeit und Mores
Ihr Herren Auditores.

Interessantes hat die ganze Erzählung nichts, und keine einzelne hervorstechende Stellen sind auch nicht da; wir wollen aber darum nicht sagen, daß das Mechanische der Verse sich nicht über das Mittelmäßige erhebe; doch aber macht beydes einem guten Verfasser keine Ehre.' Die letzte Stanze ist noch drollicht genug:

Nun dank, o frommer Christ,
Im Nahmen aller Weiber,
Daß dieser Heyd und Räuber
Bereits gestorben ist;
Zwar — fehlts auch zum Verführen
Nicht an getauften Stieren.

Ou.

Marie von Wahlburg. Ein Trauerspiel, von B. E. d'Arien. Leipzig, bey Weygand. 1776. 8.

Durch und durch gewerthert! Selmann, Hofmeister bey Mariens Söhnchen, verliebt sich in sie — und wird mit superseiner Empfindsamkeit wieder geliebt. Selmann ist unwiderstehlich. Minna, Karoline, ein abscheuliches Geschöpf, das den Herrn von Wahlburg fesselt, — alles liebt Selmann. Dieser entflieht, erschießt sich im Walde, und so endigt sich nach einigen Seufzern und Klagen von Seiten der Fräulein Minna dies abentheuerliche Stück, bey dem jeder Leser, oder Zuschauer, (wenn es deren geben sollte, woran wir doch fast zweifeln,) die Achseln zucken, und seine verlohrne Zeit bedauern wird.

Fm.

Kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften für Unstudirte von Herrn Prof. Schubart. Leipzig 1777. 7½ B. kl. 8.

Vorlesungen über Malerey, Kupferstecherkunst, Bildhauerkunst, Steinschneidekunst und Tanzkunst, von Herrn Prof. Schubart. Münster, bey Perrenon 1777. 3 B. kl. 8.

Beyde

Beyde Schriften sind von einem ehemaligen Zuhörer herausgegeben, womit sich das mangelhafte auf der einen Seite und das unnöthige, nur in den Discours gehörende, auf der andern, so wie auch der oft affectirte, neologische Ausdruck entschuldigen lässet. Das Lehrbuch fängt mit einem sehr kurzen und sehr unvollständigen Abriß der ganzen Gelehrsamkeit an, der aus einem Lehrbuche der schönen Wissenschaften wegbleiben konnte, und beschäftigt sich übrigens fast ganz mit der Dichtkunst, nach folgender Eintheilung: von der Epopee, dem Drama, der Fabel, der lyrischen Dichtkunst, der Idylle, der Satyre, der Elegie, den Romanen, dem Lehrgedicht, dem poetischen Brief, den der V. ganz verwirft, dem Sinngedicht, worauf auf den letzten Blättern ein weniges von der Beredtsamkeit, vom Briefschreiben, und von der Declamation vorkömmt. Die Ausführung ist größtentheils litterarisch; von der Theorie kommt außer den meist sehr magern Definitionen nichts vor. Als ein Lehrbuch zur Geschichte der schönen Wissenschaften, besonders der Dichtkunst, ist dies Büchelchen zu unvollständig und zu unrichtig. Schubart ist ein seichter Kopf, der sich uns nur durch seine Dreistigkeit, von allen Dingen, auch die er nicht versteht, zu urtheilen, bekannt gemacht hat. Durch sein Unglück verdient er Mitleiden; aber seine Schriften werden dadurch nicht um ein Haar besser. Dies Büchelchen besonders wimmelt von Unrichtigkeiten, seichten Beurtheilungen, und keckgesagten ungegründeten Aussprüchen. Alle zu zeigen, ist warlich der Mühe nicht werth; aber wir wollen doch einiges anmerken. — Um das vortreffliche Dictionnaire Encyclopedique sollen wir die Franzosen noch lange beneiden? das wohl eben nicht. Gesner wird dem Theokrit, Moschus und Bion vorgezogen, weil er moralisch besser schreibt, obgleich diese, wie der V. sich ausdrückt, menschlicher schreiben. Was soll das seyn. Die alte Benennung, höhere Wissenschaften, für Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft, könnte nun wohl allmählich abgeschafft werden. Winkelmann und Mengs werden zu Riedel und Flögel als Schriftsteller über die Schönheit gesetzt. Die Gesellschaft ist wirklich sehr ungleich. Die Kraft der Seele, welche das Schöne hervorbringt, soll das Genie seyn, eine unphilosophische Definition, und welche ohnedem zu enge seyn möchte. Kant hat doch wohl Recht zu sagen, der Deutsche verliert sich mehr ins Prächtige als in das Erhabene. Es wird ja damit uns und der Mes-

de das Erhabene nicht abgesprochen. Arioſt iſt wohl mehr der Lieblingsdichter der Welſchen als Taſſo, und das mit Recht. Lavater iſt nach des V. Empfindung der beſte geiſtliche Liederdichter, den wir haben; Klopſtocks Lieder glaubt er, können nur Chriſten von erhabenen Geſinnungen erbauen; Schlegels Gedichte ſeyn rein verſificirt, und im wahren Geiſt des Chriſtenthums geſchrieben. Dieſe Urtheile ſind wohl höchſt ſchwankend: was ſind Chriſten von erhabenen Geſinnungen unterſchieden von dem Geiſte des wahren Chriſtenthums? — Und die vielen myſtiſchen dunkeln pretiöſen und ganz leeren Stellen in Lavaters Liedern, qualificiren ihn warlich nicht zum beſten geiſtlichen Liederdichter, der, nebſt dem guten alten Paul Gerhard, gewiß Gellert iſt. Ein ſonderbares Urtheil von Hallern, als Satyrenſchreiber, das auch Schubarts ſonderliche Schreibart zeigt: „Ruhig und ohne Geiſt zerfetzt er die Nar„ren, als wär's Rindvieh.“ Sehr unrichtig iſt das von Wieland: „Seine ſämmtlichen Romanen ſind lauter Nachah„mungen. Sein Don Sylvio und Agathon ſagen unter ver„ſchiedener Einkleidung einerley Sachen: — Uebergang „von der Schwärmerey zur Vernunft.“ Es iſt wohl wahr, daß ſich Hr. W. in ſeinen Schriften oft wiederholt; aber welcher große Unterſchied iſt doch zwiſchen Don Sylvio und Agathon! und um gerecht zu ſeyn, muß man auch eingeſtehen, daß ſehr viel dazu gehört, daſſelbe Thema mit ſolchem Reichthum und Schönheit und verändert, zu behandeln. Die mittelmäßige Geſchichte, M* R*, wird viel zu ſehr gelobt. Welch ein Abſtand zwiſchen Agathon und M* R*! Ein poetiſcher Brief hat für den V. eben das Intereſſe, als ein gereimter Morgen- und Abendſeegen. Es kommt darauf an, wie der Morgen- und Abendſeegen gereimt iſt, ſo könnte er ſich doch gut leſen laſſen, und ſo auch ein poetiſcher Brief. Man muß, beſonders in Anfangsgründen für junge Leute, keine Art der Dichtkunſt ganz verwerfen. Die Vorleſungen über die ſchönen Künſte ſind viel zu mager und unvollſtändig. Ein Verzeichniß von ein paar Dutzend Kunſtwörtern aus der Malerey beenget noch dazu den Platz. Das meiſte iſt auch hier litterariſchen Inhalts. Wir halten es einem jungen Menſchen ſehr ſchädlich, ſolche Kollegien wie dieſe ſind, zu hören; ſie lernen nichts gründliches, beten ihrem Lehrer Machtſprüche nach, werden ſein früh voll Eigendünkel, verachten Meiſter, deren Werke ſie noch nicht einmal verſtehen,

Hen, und bleiben bey allem Gegaukel, das ihnen ihr Lehrer vormacht, unwissende Tröpfe.

Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen. Herausgegeben von J. G. Dyck. Leipzig in der Dyckischen Handlung 1777. Erster Theil. 1 A. 3 Bog. 8. Zweyter Theil. 1 A. 4 B.

Der Vorsatz der Herausgeber, die neuen verwirrten oder faden Originalschauspiele, womit man bis zum Eckel beläßtiget wird, durch erneuerte Stücke der Ausländer zu verdrängen, und insbesondere einige der besten französischen Lustspiele auf deutschen Boden zu verpflanzen, verdient allen Beyfall und Aufmunterung. In den meisten Uebersetzungen, die wir bisher haben, erkennet man sogleich die fremde Sprache. Außer Herrn Lessings meisterhaften Uebersetzung des Diderotschen Theaters, und Hrn. Gotters neuern Arbeiten in dieser Art hat man nur etwa noch von einigen einzelnen Stücken gute Uebersetzungen, die aber doch noch einer Durchsehung bedürfen. Herr Pfeffel, der uns fünf Bände theatralischer Belustigungen nach französischen Mustern geliefert hat, verdient als Uebersetzer viel Lob; er hat aber zu viel schlechte Stücke gewählt, weil er alle schon übersetzte Stücke aus seiner Sammlung ausschloß. Da nun einmal unser Theater der fremden Stücke nicht ganz entbehren soll, ob wir gleich immer glauben, das beste französische Stücks werde wegen der großen Verschiedenheit der Pariser Sitten, von den Sitten unserer deutschen Städte, und der großen Verschiedenheit des Spiels deutscher und französischer Schauspiele, niemals auf einem deutschen Theater sonderliches Glück machen können, so machen sich Herr Dyck und seine Freunde um das deutsche Theater dadurch verdient, daß sie einen Theil der vorzüglichsten und brauchbarsten Stücke der Franzosen im eigentlichsten Verstande haben verdeutschen wollen. Ganz geht dieses freylich nicht an, und ist oft den größten Unbequemlichkeiten unterworfen; indessen ists ihnen doch gelungen, die Stücke dem Deutschen näher zu bringen. Ihre Wahl ist auf folgende Stücke gefallen. Im ersten Bande 1) der poetische Landjunker nach Destouches. Die Scene liegt in Sachsen, welches die Sache etwas unwahrscheinlich macht. Die Umstände einer von Paris entfernten französischen Provinz in

Absicht auf Geschmack und Cultur werden schwerlich auf irgend einen District von Sachsen passen, eher auf diese oder jene andere Provinz von Deutschland. 2) der Ball, und 4) die beyden Hüte, zwey Lustspiele aus den Proverbes dramatiques, von Carmontel. Die meisten Scenen des erstern Stückes gehören dem Uebersetzer. Die Intrigue desselben beruhet auf einer Aehnlichkeit der Statur und Nachahmung der Stimme, welches die Handlung gezwungen macht. Der Schluß des andern ist durch einige in dem zweyten Bande zugesetzte Scenen verändert worden. 3) Julchen oder die glückliche Probe, von Saintfoix. Die Scenen dieses und jener beyden Stücke sind in Paris gelassen. Die grosse Aehnlichkeit zweyer Schwestern, worauf das Stück beruht, macht es unwahrscheinlich. 5) Der Ehescheue nach Dorats Célibataire von Hr. Gotter. Die Scene ist in Deutschland, der Ehescheue ist von Seiten seines Vaters ein Franzose, um sein Vorurtheil wider den Ehestand wahrscheinlicher zu machen. Man erfährt diesen Umstand wohl etwas zu spät. Man sieht es dem Stücke doch an, daß es mehr für Frankreichs als Deutschlands Bedürfniß gemacht ist. Der Ehescheue, der seine Geliebte einem andern zuspielen will, um seinem System getreu zu bleiben, ist nach deutschen Sitten unnatürlich. Die Verstellung des heimlich verheyratheten Rittmeisters gegen seine Frau, seine Lage in Absicht auf die ihm zugedachte Geliebte des Ehescheuen, die diesen heftig liebt, und beredet wird, sich zu stellen, als ob sie den Rittmeister heyrathen wollte, möchten das Stück gezwungen und wohl gar etwas langweilig machen. Die Vorstellung zeigt auch, daß der Kammerherr Mönch, beym Parterre das beste thut.

Im zweyten Bande, 1) die gegenseitige Probe, nach le Grand, von Hr. Meißner. 2) Der Zerstreute nach Regnard von Hr. Dyck. Hätte dieses Stück nicht können etwas wahrscheinlicher gemacht werden? die Zerstreuung des Klarenbachs ist gar zu übertrieben, zumal da er sonst ein in Geschäften und Actenarbeiten sehr brauchbarer Mann seyn soll. 3) Die Grazien nach Saintfoix von dem Uebersetzer der Julchen. 4) Alter hilft vor Thorheit nicht, oder der junkerirende Philister, eine Posse, nach Molierens Bourgeois gentilhomme, vom Verf. des Doctor nolens volens, ganz drollicht übersetzt. Der Schauplatz ist in Leipzig. Der Titel aber ist nicht passend, außer dem studentikosem Stile, wird niemand verstehen, daß Philister einen Bür-

ger

ger bedeuten solle. Oft ist auch die Wendung des Hrn. Uebersetzers ziemlich gezwungen, und die Laune wirklich zu einförmig. 5) Der Finanzpachter, nach Saintfoix, von Herrn Meißner. Das Stück ist dem Inhalte nach französisch geblieben; es muß aber auch in Deutschland rühren und einnehmen.

Lieder zweyer Liebenden. Herausgegeben von Göckingk. Leipzig 1777. bey Weidmanns Erben und Reich. 8½ B. kl. 8.

Hier ist mehr als Sappho, mehr als Babet, mehr als — doch welcher Leser wird es nicht wissen, was wir ihm hier für Lieder, voll der innigsten Empfindung, der süßesten Naivetät, des feinsten Muthwillens und der herzlichsten Unschuld ankündigen sollen. Sie zu recensiren haben wir inzwischen keine Lust, weil wir sie lieber noch einmal lesen wollen — doch eins nicht zu vergessen, eine wohlgemeinte Warnung dieser Lieder und auch an unsere etwanige Leserinnen, außer der Poesie, es nicht zu wagen, ihrem Liebhaber den Schlüssel zur Gartenthür zu senden, oder das Billet:

Für einen Mann zu kochen und zu spinnen —
Unwürdiger Beruf!

sich für ihren künftigen Ehestand zu merken, und die Haushaltungsgeschäfte als zu niedrig anzusehen. Es hat auf alle Weise schlimme Folgen, wenn man die Gesinnungen der Poesie ins gemeine Leben überträgt. Eine Wahrheit, die nicht zu oft und nicht stark genug gesagt werden kann.

Proben deutschen Gefühls und Geschmacks, in Gedichten und Uebersetzungen aus Griechen und Römern, von M. J. G. P. Thiele. Frankf. und Göttingen, bey den Eichenberg. Erben und Vandenhöcks Wittwe, 1774. 15 Bog. gr. 8.

Man erkennet in diesen Arbeiten einen muntern Jüngling, der mit einem lebhaften Gefühl einige Kenntnisse verbindet; der aber auch, wie es solchen zuweilen zu gehen pflegt,

ſich zuviel zutrauet, daher dictatoriſch ſpricht, groſſe Worte verſchwendet, das Sonderbare ſucht, und ſelbſt in den Aufſchriften nicht bey dem Gewöhnlichen bleiben will. Die Gedichte machen mehr Geräuſch in Worten, als ſie Begeiſterung und Empfindung verrathen. Des Verf. Leyer ſcheint nur eine Saite zu haben. Der Kayſer, die Kayſerinn, verdienſtvolle Gelehrte, junge Gelehrte, Studenten, Vater, Mutter, Schweſter, alles wird faſt in gleichem hochfahrendem, wörtervollem, ſinnleerem Tone beſungen. Die Ueberſetzungen beweiſen, daß Hr. T. die Griechen und Römer mit Gefühl geleſen habe, und er that ſehr wohl ſie zu unternehmen, aber wir glauben nicht, daß es frommet, eben dieſe Stücke gedruckt zu ſehen. Der gefeſſelte Prometh (ſollte doch wohl Prometheus heißen) vom Aeſchyl erfodert einen Leſer, der ſich ganz in das alte Griechenland, ja in die älteſten Zeiten zu verſetzen wiſſe, und wird für einen Deutſchen gar zu viel verlieren. Das Stück aus den flehenden Jungfrauen iſt, da es abgeriſſen iſt, unverſtändlich. Den Oden des Pindars ſcheint Hr. Th. auch kein rechtes deutſches Gewand umwerfen zu können. Hier ſind die beyden erſten olympiſchen geliefert. Des Sophiſten Lucians Geſpräch, Freund des Vaterlandes, ſcheint uns keiner Ueberſetzung werth zu ſeyn. Die Abſicht, wozu die kleinen Reden, eine aus dem Thucydides, und zwey aus Tacitus, wie auch des Tyrtäus Kriegslieder in Proſa, dem Publicum vorgelegt ſind, ſehen wir auch nicht ein, es müßte denn ſeyn, den Bogen zu füllen. In dem Vorberichte zu den Ueberſetzungen vertheidigt Hr. Th. die Freyheit, die Buchwörter mit neuen oder mit veralteten zu bereichern. Sehr richtig; nur müßte es mit mehrerer Kenntniß der deutſchen Sprache als Hr. Th hat, und nicht in dem plumpen und deciſiven Tone geſchehen ſeyn. Tragen wir lieber in dogmatiſchen Sachen unſere Meinung einfältiglich vor, und gewöhnen uns immer zu bedenken, daß andere Leute vielleicht eben das ſchon einſehen, oder wenn ſie anderer Meinung ſind, Recht haben können. Sagen z. E. in einer ſehr gleichgültigen Sache nicht; Löwe werd ich nie ſchreiben; ſondern Leue, und erklären den nicht gleich für einen Unſinnigen, für ein Schaaf, der einem groſſen Schriftſteller eine unächte Schrift zuſchreibt.

Pz.

5) Schö-

5. Schöne Künste, Musik.

Joh. Fr. Christ, Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke, vornemlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet, von Joh. Karl Zeune. Leipzig, 1776. 8. bey Saalbach. 25 Bogen.

Des verstorbenen Leipziger Professor Christens nicht gemeine Kenntnisse sind bekannt, dessen besonderes Latein noch immer auffallend und undeutlich ist. Es ist zu loben, daß man diese Schrift, welche Zuhörer im Collegio nachgeschrieben, der gelehrten Welt mitgetheilet hat. Es ist solche in zwölf Abschnitte abgefaßt, unter welchen sich der dritte von Aufschriften, der vierte von alten Münzen, der fünfte von Statuen, und der siebente von Gemmen, vorzüglich auszeichnen. Weil dieses Buch von allen Freunden des Alterthums gelesen werden wird, wollen wir uns hier nicht auf Alles einlassen. Wir nehmen den Abschnitt von Münzen vor uns. Numa oder Servius sollen die ersten Münzen in Italien eingeführt haben. S. 138. Warum nicht die Hetrurier und ältesten Einwohner Campaniens? Vor Quartumviri S. 144. wäre richtiger quatuor viri zu schreiben. Zu S. 145. die römischen Silbermünzen waren denarii, quinarii, und sestertii, setzen wir noch, unter den Kayserm aber nur denarii und quinarii. S. 150. wo von numis contorniatis die Rede ist, treten wir der Meinung bey, daß solche in spätern Zeiten, unter Valentinian gepräget worden sind. Zur S. 150. erinnern wir, daß noch viele alte bleyerne Münzen da sind, Ficoroni Schrift i piombi antichi beweiset es sattsam, und man findet dergleichen noch in allen vorzüglichen Münzsammlungen. S. 153. Zur richtigen Eintheilung der alten Münzen gehören auch die genugsam entdeckten Hetrurischen, Spanischen, Gallischen, u. a. m. Da aber der Verf. sich auf die römischen eingeschränkt, und von diesen ausführlich genug gehandelt hat: so findet man leider hier, so wie in andern Eintheilungen, das alte Münzstudium im Ganzen noch nicht bearbeitet. Dem Herausgeber war dieses zu erfüllen übrig; allein

es

es ist unterblieben. Warum konnte man nicht hier eines Wise commentarius in numismata Bodlejana, eines Froelich notitiä elementaris numismatum, eines Bouteroue, Barthelemy, Florez, Velasquez und Pellerin Schriften nutzen, und das Beste daraus kürzlich vortragen? Johann Albrecht Fabritz, S. 176. nicht Andr. Fabritz, ist der Name des Herausgebers und Vermehrers der Banduriſchen Münzbibliothek.

Wir gehen zum Abſchnitt von Statuen, und rühmen Chriſtens Fleiß und gelehrtes Reiſen. Viel hat hier Chriſt geſagt, das Winkelmann nachher auch ſagt: mit was vor Behutſamkeit ſprach derſelbe nicht von dieſer Kenntniß? Recht macht er einen Unterſchied unter griechiſchen, römiſchen und ausländiſchen alten Werken, unter welchen er nicht ſowohl Aegyptiſche, als auch vielmehr Hetruriſche, Campaniſche, Sicilianiſche und andere Völker verſtanden haben mag; denn alles, was nicht ägyptiſch, griechiſch oder römiſch iſt, den Hetruriern zuzuſchreiben, iſt und bleibt uns noch immer ein ſichtbarer Fehler. Iſt denn andern Bewohnern Italiens, die zu ihren Zeiten mächtig, reich und volkreich genug waren, gar nichts von Kunſtwerken beyzulegen? Kurz, und für den Anfänger hinreichend ſind die Lehren, das Neue vom Alten zu unterſcheiden; genug iſt vom Marmor und Erzt geſagt. Ueberhaupt iſt nicht zu leugnen, daß dieſer Abſchnitt der vollkommenſte im ganzen Buche iſt, und alle andere an Güte und dem Lehrreichen übertrifft. Daß der Herausgeber aus Winkelmanns Geſchichte der Kunſt und deſſen Anmerkungen das Wichtigſte zur Vermehrung und Erläuterung, nebſt den neuen Entdeckungen, ſowohl im Texte, als hauptſächlich in Anmerkungen, beygebracht hat, iſt vorzüglich zu loben. Auch hätte derſelbe Winkelmanns übrige Schriften nutzen ſollen, und zum Beyſpiel S. 252 da die Rede von den Franzöſiſchen und Woodwardiſchen Schilderi iſt, letzteres für neu, und jenes nicht für ſo gar alt, aus W. allegoriſchem Verſuch S. 12. angeben und verbeſſern können. Bey wiederholter Ausgabe dieſes nützlichen Buches wollten wir anrathen, die guten alten Werke, die ſich in Deutſchland befinden, nicht ganz zu vergeſſen; ſondern das Vorzüglichſte aus der Königl. Preuſſiſchen, Churſächſiſchen, Wallmodiſchen und andern Sammlungen, dem deutſchen Alterthumsforſcher zur nähern Kenntniß, und dem Vaterlande zur Ehre, mit anzuführen, auch des

guten

guten Cleero Namen nicht wieder mit Ihren, u. dgl. abdrucken zu lassen.

Zf.

Vom Alter der Oelmalerey, aus dem Theophilus Presbyter. Braunschweig, in der Buchhandlung des Waysenhauses. 1774. 8. 6 Bogen.

Der berühmte Herr Lessing ist der Verf. dieser Schrift, in welcher derselbe dem Johann von Eyk die Erfindung, weswegen sein Name länger, als zweyhundert Jahre mit so vielem Ruhme genannt worden, gänzlich abspricht, und behauptet, daß die Oelmalerey nichts weniger, als eine so neue Erfindung sey, sondern manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen. Diese Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige und unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus, deren Bekanntmachung mit Dank anzunehmen ist, welchem der Wunsch könnte beygefüget werden, daß man der wißbegierigen Welt die ganze Schrift des Theophilus künftig gütigst mittheilen möge.

U.

Elisium, ein musikalisches Drama vom Hrn. Capellmeister Schweizer. Königsberg, bey Hartung. 1774.

Es ist wohl nichts unschicklicher, als das Verfahren des Componisten, der einer jeden Poesie ohne Unterschied ihres Charakters dieselbe Musik anzwingt. So finden wir hier zu einer Poesie, die in ihrer ganzen Anlage, Einrichtung und Ausführung nichts großes hat, eben dieselbe Musik, wie die zur Alceste ist; eben dieselbe Ausführlichkeit in den Arien; eben denselben Reichthum oder vielmehr dieselbe Ueberladung von Verzierungen im Gesange; eben das Mannichfaltige, Schwärmende in der Begleitung. Hiezu kömmt noch, daß es dem Stücke selbst an Handlung fehlt, daß es an sich schon langsamen Gang geht. Das Gedehnte und Weitschweifige des Gesanges macht es also doppelt langweilig; und die einzelnen Schönheiten darinn sind um so weniger fähig, uns für

Lan-

Langweile zu schützen, da sie unter einer Menge der bekanntesten Gedanken stehen, die man aus hundert italiänischen Werken schon kennt. Freylich für die, die keine oder doch wenig italiänische Musik gehört haben, mag der Gesang unterhaltend genug seyn: und Rec. hat hievon wirklich einleuchtende Beyspiele erlebt. Er hat dieses Stück an großen und kleinen Orten aufführen gesehen; da, wo nie italiänische Musik hingekommen war, unterhielt das Stück sehr, und gefiel der Neuheit wegen; wo aber fast jeder italiänische Musik kannte, wurde auch fast allgemein gegähnt.

Da das Stück schon so bekannt ist: so wollen wir uns auf keine ausführliche Zergliederung einlassen, sondern nur noch sagen, daß uns das Finale am besten gefallen hat, weil es seinem Gegenstande am angemessensten ist. Nur sind uns die Worte:

O ihr Väter, zeigt im Bilde,
Zeiget ihnen unser Glück!
Eure Lehren sind ein Blick
In elisische Gefilde.

die häufigen Transpositionen desselben Gesanges hinauf und hinunter sehr anstößig gewesen. Auch hat Hr. S. selbst in diesem kleinen Liede sich nicht des wilden schwärmenden Schlusses in dem Instrumente enthalten können. Wir dächten itzt, da man diesen Schluß schon seit geraumer Zeit in allen Bierhäusern hört, wäre es doch wohl einmal Zeit, daß sich die Componisten seiner schämten.

Sechs Sonaten fürs Clavier, der hochwohlgebohrnen Frau Landshauptmannin von Schönberg, in Bautzen, unterthänigst zugeeignet, von Johann Wilhelm Häßler. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1776.

Der V. ist ein Nachahmer unsers C. P. E. Bach, und oft ein glücklicher Nachahmer; oft aber auch ein kühner Abschreiber: denn wir finden ganze Stellen, ganze Sätze, die gerade zu aus Bachischen Sonaten und Concerten ausgeschrieben sind. Wir bedauern dieses um desto mehr, da uns H. H. da, wo er seinen eignen Gang geht, sehr wohl gefällt. Auch scheint uns der Grund der gar zu sclavischen Nachahmung nicht

Flüch-

Flüchtigkeit bey Hrn. H. zu seyn: denn im Ganzen sind die Sonaten fleißig gearbeitet. Vielleicht ist die Ursache davon eine enthusiastische Liebe für die Bachischen Werke mit der der V. nichts anders spielt und spielen mag, als diese, das erste loben wir: denn Bach ist allemal das vornehmste und würdigste Muster; das andere müssen wir aber tadeln; denn die nothwendige Folge davon ist immer diese, daß der V. sclavischer Nachahmer wird. Nur durch die Vergleichung verschiedener Werke, schlechte und gute, mittelmäßige und große, lernt man den Werth eines jeden genau bestimmen, lernt man endlich seinen eigenen Werth kennen und schätzen. Hängt man aber beständig an einem Muster, so bekömmt unser Kopf und Herz völlig die Richtung des andern, es wird uns alles an ihm lieb, seine Fehler so gut, als seine Vorzüge, und beydes ahmen wir ihm gerne nach. Nun aber ist der Mann, den wir uns zum Muster vorsetzten, durch den besondern Schwung seines Genies, durch langes gründliches Studium, durch häufige Erfahrung und eigene lange Uebung dahin gekommen, wo er ist, und durch alles dieses zusammen der große Mann geworden, der er ist. Sein Nachahmer aber, der an ihm hängt, kann sich endlich durch langen Umgang seine Manier eigen machen, all' sein äußeres Wesen annehmen, kann in vielen Stücken derselbe scheinen, und doch dabey ein mittelmäßiger Kopf bleiben.

Daß Hr. H. seinen Bach noch nicht ganz kennt und völlig richtig beurtheilt, sehen wir z. B. daraus, daß er häufigen Transpositionen, und schnellen Ausweichungen eben so gern an allen Orten nachahmt, als die Ausführung des Thematis, das wahre Claviermäßige und das fortdauernde Edele. Hr. H. sehe nur einmal selbst, ohne Rücksicht, daß er der Autor ist, die außerordentlich häufigen Transpositionen fast auf allen Seiten an, und er wird sich gewiß wundern, daß er sie hat stehen lassen. Und warum verdirbt sich H. H. oft den besten Gesang, die angenehmste Folge von Gedanken durch schnelle, erzwungene Ausweichungen? Hält er das für Kunst, oder für Schönheit? Wir können ihm versichern, daß es beydes nicht ist. Es ist nichts leichter, als eine Reihe der auffallendsten Harmonien hinzuschreiben; aber auch nichts leichter, als dadurch den besten Gesang, dessen Character sanft und ergötzend seyn soll, zu verderben.

Wir rathen also Hrn. H. fürs künftige, sich das Claviermäßige, das ausgeführte Ganze und Edle der Bachischen Ma-

ni

nier ganz eigen zu machen, und dann seine eigene Ideen in dieser Manier zu bearbeiten: so kann er uns alsdenn wahrlich vortreffliche Sachen liefern. Diese zuversichtliche Hoffnung, die wir gerne erfüllt sehen möchten, ist dem W. Bürge, daß uns seine Sonaten merkwürdig gewesen; sie ist auch die Ursache, daß wir dem W. unsere Meinung ganz gesagt haben. Wir könnten übrigens vieles an diesen Sonaten noch loben: wir wollen sie aber nur allen ächten Clavierspielern, als solche empfehlen, die zu den besten itzt herausgekommenen Sachen gehören, und dann mögen sie sich selbst die Schönheiten davon zergliedern.

Der Abend im Walde, eine comische Oper in zwey Acten, in die Musik gesetzt von Ernst Wilhelm Wolf, Hochfürstlich-Weymarischen Capellmeister. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1775.

Die Verdienste des Hrn. W. sind bekannt. In jeder seiner Operetten findet man Ausdruck, angenehmen Gesang und reine Harmonie; auch dieser vor uns liegenden Operette fehlt es nicht an diesen guten Eigenschaften. Nur bemerken wir ungern, daß Hr. W. zu schnell arbeitet: daher fehlt es seinen neuern Arbeiten an Neuheit und völliger Correktion. Um dieses zu beweisen, und um Hrn. W. selbst darauf aufmerksam zu machen, wollen wir alles anführen, was uns im ersten Acte mangelhaft geschienen hat.

Zum Beweise, daß es diesem Werke an Neuheit fehlt, führen wir zuerst die häufigen Transpositionen an, wie S. 13. gleich am Anfange; S. 14. vom 10—13 Takte; S. 15. der Anfang des Allegro; S. 30. auf die Worte: es hatte sich verworren; S. 35. der Anfang, der noch dazu in Absicht der Modulation dem Anfange S. 13. völlig gleich ist; S. 36. und 37. vom Anfange des zweyten Theils bis zum neunzehnten Takte desselben; S. 39. der siebente und achte Takt; S. 42. das letzte Liniensystem; und so fort fast in jeder Arie. Wir wollen hiermit nicht sagen, daß sich Hr. W. der Transpositionen gar nicht bedienen sollte; denn wir wissen sehr wohl, daß sie oft das ihrige zur Faßlichkeit des Gesanges, und zuweilen auch zum Ausdrucke beytragen: wenn z. B. der Affect

steigt

steigt, und die folgende Zeile über dieselbe Empfindung, denselben Gegenstand mehr sagt, als die vorhergegangene — nur muß sie sich ein Componist nicht zu häufig und ohne besondere Veranlaßung bedienen, sonst fällt man leicht auf die Vermuthung, er arbeite zu schnell, und schreibe immer die ersten Gedanken nieder.

Zum fernern Beweise mögen die vielen bekannten Gedanken, die Andere und H. W. selbst schon so häufig gebraucht haben, dienen: und endlich die gar zu häufigen Wiederholungen. Besondere Beyspiele dürffen wir hievon wohl nicht anführen, da wir in Ansehung der Neuheit aus dem ersten Acte nur das Duett S. 17. uns auszuzeichnen getrauen, und da das Letzte fast jede Arie betrifft. Solche Züge, wie S. 12. im vierten und achten Tacte, können wir nicht für natürliche Erfindungen halten; es scheint uns vielmehr Affectation zum Nachtheil des Gesanges zu seyn.

Daß es diesem Werke an Correction fehlt, das mag zuerst die häufige falsche Anwendung der weichen Tonart beweisen. Wie S. 20. auf die Worte:

Doch diese Freuden
sind auch nur für mich und dich.

Hier weicht H. W. bey Freuden, da es zum erstenmale ausgesprochen wird in die weiche Tonart aus, bleibt neun Tacte drinnen, und schließt auch so. Eben so S. 25. bey den Worten:

wohl ihm, wohl dir, wohl mir.

wo H. W. auch gleich zu Anfange der Worte in die weiche Tonart ausweicht, die Worte viermal wiederhohlt, dabey immer, durch neun Tacte durch, in derselben bleibt und auch drinnen schließt. Noch einmal kömmt dieses in demselben Duett S. 27. vor: wo sie singt:

ein jeder Tag wird unser Glück verneuen!
wohl ihm, wohl dir, wohl mir!

und er:

der gute Vater wird sich freuen!
auch dies verdank ich dir.

Hier bleibt H. W. sechs Tacte durch in der weichen Tonart, und schließt ebenfalls drinnen. Freude kann mit Rührung vermischt seyn, und dieses kann eine kleine Ausweichung in die Molltonart glücklich ausdrücken: wovon wir auch hier in einer andern Aria S. 49. auf die Worte

O da fließen Freudenthränen,
Thränen, so die Liebe weint.

ein sehr glückliches Beyspiel finden. Hier wird die erste Zeile in der weichen Tonart gesungen, und in der andern geht Hr. W. wieder in die harte über: das thut eine sehr rührende Wirkung. Wenn aber der Gesang zu lange in der weichen Tonart verweilt, und gar drinnen schließt, so ist dieses der Ausdruck der Traurigkeit, der Gesang mag übrigens beschaffen seyn wie er will. Ferner finden wir Stellen, wo die Richtigkeit des gramaticalischen Accents nicht zum Vortheil des oratorischen Accents vernachläßigt, sondern ihr ohne Ursache geradezu zuwider gehandelt worden. Wie S. 32. auf die Worte:

loſe Kinder, glaubt es mir.

Hier steigt H. W. auf der letzten Sylbe des Wortes, Kinder um eine Sechste in die Höhe; und S. 33. bey den Worten:

Fritz gieng zu Lischen auf die Freydt,

steigt die Stimme bey der letzten Sylbe des Wortes: Lischen, eine ganze Octave in die Höhe, und fällt gleich wieder um eine Septime hinunter. Das ist höchst widrig.

Auch müssen wir noch einiger Malereyen am unrechten Orte erwähnen. Man weiß, daß im komischen Malereyen, auch sogar von Gegenständen des Auges ergötzen, und nicht selten durch ihre Unvollständigkeit ergötzen: wenn aber in einer ernsthaften Arie von edlem Gesange, wie die S. 46.

Wie traurig ist die Stunde,
wenn man sich trennen soll!
da stockt auf treuem Munde
das letzte Lebewohl.

die Instrumente, während dem traurigen Gesange, sich bemühen das Stocken des Mundes auszudrücken, so scheint uns das unschicklich.

So war uns auch in der Arie S. 44. der Ausdruck der Worte:

Wo Wölfe heulen, heule' ich mit

und weiter hin

Je bunter, je lieber,
bald drunter, bald drüber.

ehr anstößig. Fürs erste war hier das Heulen des Wolfes gar nicht auszudrücken: es soll sich hier keiner vor dem Wolf fürchten, auch sagt es keiner, der sich vor dem Wolf gefürchtet hat. Die Worte heißen hier nicht mehr und nicht weniger, als: was alle thun, das thu ich auch. Warum bemühet sich H. W. also hier das Heulen der Wölfe erst im Baß und hernach

nach auch in der Singstimme durch das Halten in der Höhe über einen dissonirenden Ackord auszudrücken? Ferner glauben wir, daß das, was Lessing in seinem Laokoon von der Schönheit sagt, die der griechische Künstler bey jedem Ausdruck zu erhalten suchte, auch zum Theil für den Tonkünstler gelte. Ist dieses wahr, so muß der Tonsetzer solche höchst widrige Ausdrücke, wie dieses Allegro und Presto vom Anfange bis zum Ende enthält, gänzlich vermeiden. Wir meinen hier das f in der Oberstimme, wozu fis im Baß angeschlagen wird, und das viermal; die Octaven fis — g am Ende des fünften und Anfange des sechsten Tacts; und über alles das Heulen im Presto, wo alle Stimmen in drey nebeneinander liegenden halben Tönen cis, d, es, durch zwölf Tacte hindurch unaufhörlich heulen. Und was soll das ausdrücken?

Je bunter, je lieber.

das heißt aber:

je wiedriger, je lieber.

Seite 43. ist am Schluß wohl ein Druckfehler, und soll über dem b im Baß, vor der Schlußnote wohl nicht der Sechstenackord sondern der Septimenackord stehen: statt g. f.
d. d.
b. as.

Endlich bitten wir Hrn. W. der jungen Nachahmer wegen, die kleinsten Nachläßigkeiten in der Harmonie zu vermeiden: wie z. B. S. 31. und 32. beym Schluß und S. 45, im zweyten und dritten Tacte. Ueber alles wünschen wir aber, daß H. W. die Aufrichtigkeit, mit der wir unsere Meinung gesagt, nicht vor Mangel an Hochachtung vor seine vielen Verdienste um die Tonkunst halte; vielmehr entsteht aus dieser Hochachtung der Wunsch, in den künftigen Arbeiten des V. auch die letzte Feile erkennen zu können.

Mr.

Deutsche Operetten im Auszuge, mit Musik der besten deutschen Componisten. Erster Theil. Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 1776.

Ohne zu untersuchen, was der Herausgeber für ein Recht darzu habe, Auszüge aus Operetten herauszugeben, deren Verfasser noch leben, und die noch immer häufig verkauft und neu aufgelegt werden; und was denn auch wohl d

Publiko damit gedient seyn kann, einzelne Stücke aus Operetten, die in aller Musikliebhaber Händen sind, zu erhalten, wollen wir uns nur auf die Wahl der Stücke einlassen.

Zuerst stehn vier Stücke aus dem **Rosenfeste von Herrn Wolf**, deren Auswahl gleich von dem Mangel an Geschmack und Beurtheilungskraft des Herausgebers sehr deutlich zeigen. Es wird 1) **Mein glaubt mirs nur** — 2) **Ihr schöner Blick** — 3) **Wir reisen seit dem zwölften Jahre.** — 4) **Ihr Mädchen wollt ihr wenn ihr freyt.** Statt dieser beyden letzten hätten wir sicher andere gewählt. Z. B. **Ach Mutter, unsre kleine Zucht,** — oder: **Die Mutter schmält ohn Unterlaß** — oder: **Hannchen siehst du dort den Bach**, oder: **Ich fühl es wohl, und sagt es gern**, — und andre mehr, die alle jenen vorzuziehen sind.

Dann kommen sechs Stück aus der **Jagd von Herrn Hiller**, von denen wir, da bey einem solchen Auszuge einmal das Allerschönste erwartet wird, zwey nicht würden gewählt haben, nemlich: **Wenn mich nur mein Röschen liebt**, und **Mein Engelchen was machst** — Dies letzte ist an seiner Stelle mit der komischen Aktion verbunden, recht sehr gut; nur wird doch wohl in Gesellschaft niemand diese komische Aktion machen wollen, und sich durch die Fistel antworten. Dafür hätten wir lieber gewählt: **Der Graf bot seine Schätze mir; Du stiller Wohnplatz süßer Freuden; Mein Hannchen war für mich allein; O daß mich doch sein Herze liebte**, u. a. m.

Darauf folgen sechs Stücke aus der **Liebe auf dem Lande von Herrn Hiller**, deren Auswahl eben so wenig befriedigt, als die der folgenden sieben Stücke aus **Lottchen am Hofe**. Der Raum erlaubt uns nicht, auch dieses ausführlich zu zeigen. Sonderbar ist es immer, daß ein Mann, der weder Geschmack noch Beurtheilung hat, verlangt, seine Lieblingsstückchen sollen auch unsre Lieblingsstücke seyn. So viel an uns ist, wollten wir also wohl die Fortsetzung dieser Sammlung freundlichst verbitten. Lieber wünschten wir, daß die kleinen, faßlichen Gesänge dieser Operetten durch irgend ein Mittel unter dem gemeinen Volke eben so ausgebreitet werden könnten, als es die Poesie der mehresten Romanzen dieser Operetten, durch die Bänkelsänger, und mit Liedlein zu drey jenniger handelnden Weiber und Knaben bereits geworden

Jedoch sind auch schon durch die theatralischen Vorstellungen

sungen sehr viele jener Melodieen unter dem Volke ganz allgemein geworden.

Aria: Luci amorose, aus der Oper Issipile, vom Hrn. Capellmeister Schwanenberg, mit der deutschen Parodie, in der Operette: Der Deserteur.

Herr S. wird dem Parodisten gewiß nicht Dank dafür wissen, daß er seiner angenehmen schönen Arie deutsche Worte angezwungen hat. Der Gesang in italiänischer Manier, der uns zu italiänischen Worten sehr wohl gefällt, seys, daß wir da einmal völlig italiänischen Gesang erwarten, oder daß wir mit der Sprache nicht so ganz vertraut sind, als mit unserer Muttersprache, dünkt uns zu deutschen Worten immer zu sehr gedehnt, zu sehr verziert. Selbst alsdann, wenn auch die Worte vollkommen zu dem Gesange passen, welches hier nicht überall der Fall ist.

Vollständiges Liederbuch der Freymäurer, mit Melodieen in zwey Büchern. Herausgegeben von einem alten Mitgliede der Loge Zorobabel. Koppenhagen und Leipzig. 1776.

Lieder zum Gebrauch in den Logen, mit ausgewählten und verbesserten Melodieen. Erste Sammlung. Breslau, bey Korn. 1777.

Oden und Lieder mit Melodieen, fürs Clavier gesetzt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik, C. G. Telonius. Hamburg, bey Bock. 1777.

Herrn *von Hagedorns* Oden und Lieder zum Singen bey dem Clavier, in Musik gesetzt von *Iohann Anton Kleberger*, des Gymnasiums zu Friedberg Conrector — *Erster Theil*. Friedberg in der Wetterau, zu finden bey dem Autor.

Publiko damit gedient seyn kann, einzelne Stücke aus Operetten, die in aller Musikliebhaber Händen sind, zu erhalten, wollen wir uns nur auf die Wahl der Stücke einlassen.

Zuerst stehn vier Stücke aus dem Rosenfeste von Herrn Wolf, deren Auswahl gleich von dem Mangel an Geschmack und Beurtheilungskraft des Herausgebers sehr deutlich zeigen. Es wird 1) Mein glaubt mirs nur — 2) Ihr schöner Blick — 3) Wir reisen seit dem zwölften Jahre. — 4) Ihr Mädchen wollt ihr wenn ihr freyt. Statt dieser beyden letzten hätten wir sicher andere gewählt. Z. B. Ach Mutter, unsre kleine Zucht, — oder: Die Mutter schmält ohn Unterlaß — oder: Hannchen siehst du dort den Bach, oder: Ich fühl es wohl, und sagt es gern, — und andre mehr, die alle jenen vorzuziehen sind.

Dann kommen sechs Stück aus der Jagd von Herrn Hiller, von denen wir, da bey einem solchen Auszuge einmal das Allerschönste erwartet wird, zwey nicht würden gewählt haben, nemlich: Wenn mich nur mein Röschen liebt, und Mein Engelchen was machst — Dies letzte ist an seiner Stelle mit der komischen Aktion verbunden, recht sehr gut; nur wird doch wohl in Gesellschaft niemand diese komische Aktion machen wollen, und sich durch die Fistel antworten. Dafür hätten wir lieber gewählt: Der Graf bot seine Schätze mir; Du stiller Wohnplatz süßer Freuden; Mein Hannchen war für mich allein; O daß mich doch sein Herze liebte, u. a. m.

Darauf folgen sechs Stücke aus der Liebe auf dem Lande von Herrn Hiller, deren Auswahl eben so wenig befriedigt, als die der folgenden sieben Stücke aus Lottchen am Hofe. Der Raum erlaubt uns nicht, auch dieses ausführlich zu zeigen. Sonderbar ist es immer, daß ein Mann, der weder Geschmack noch Beurtheilung hat, verlangt, seine Leibstückchen sollen auch unsre Lieblingsstücke seyn. So viel an uns ist, wollten wir also wohl die Fortsetzung dieser Sammlung freundlichst verbitten. Lieber wünschten wir, daß die kleinen, faßlichen Gesänge dieser Operetten durch irgend ein Mittel unter dem gemeinen Volke eben so ausgebreitet werden könnten, als es die Poesie der mehresten Romanzen dieser Operetten, durch die Bänkelsänger, und mit Liedlein zu drey Pfennige handelnden Weiber und Knaben bereits geworden sind. Jedoch sind auch schon durch die theatralischen Vorstellungen

singen sehr viele jener Melodieen unter dem Volke ganz allgemein geworden.

Aria: Luci amorose, aus der Oper Issipile, vom Hrn. Capellmeister Schwanenberg, mit der deutschen Parodie, in der Operette: Der Deserteur.

Herr S. wird dem Parodisten gewiß nicht Dank dafür wissen, daß er seiner angenehmen schönen Arie deutsche Worte angezwungen hat. Der Gesang in italiänischer Manier, der uns zu italiänischen Worten sehr wohl gefällt, seys, daß wir da einmal völlig italiänischen Gesang erwarten, oder daß wir mit der Sprache nicht so ganz vertraut sind, als mit unserer Muttersprache, dünkt uns zu deutschen Worten immer zu sehr gedehnt, zu sehr verziert. Selbst alsdann, wenn auch die Worte vollkommen zu dem Gesange passen, welches hier nicht überall der Fall ist.

Vollständiges Liederbuch der Freymäurer, mit Melodieen in zwey Büchern. Herausgegeben von einem alten Mitgliede der Loge Zorobabel. Koppenhagen und Leipzig. 1776.

Lieder zum Gebrauch in den Logen, mit ausgewählten und verbesserten Melodieen. Erste Sammlung. Breslau, bey Korn. 1777.

Oden und Lieder mit Melodieen, fürs Clavier gesetzt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik, C. G. Telonius. Hamburg, bey Bock. 1777.

Herrn *von Hagedorns* Oden und Lieder zum Singen bey dem Clavier, in Musik gesetzt von *Iohann Anton Kleberger*, des Gymnasiums zu Friedberg Conrector — *Erster Theil*. Friedberg in der Wetterau, zu finden bey dem Autor.

Alle dieſe Lieder erheben ſich nicht über das Mittelmäßige. Die Lieder des Herrn Telonius ſind noch die beſten.

Muſikaliſcher Blumenſtrauß für das Jahr 1776. von Joh. Andre. Offenbach.

Scherzhafte Lieder von Herrn Weiſſe. In Muſik geſetzt von Joh. Andre.

Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang, von *Goethe*. In Muſik geſetzt und ſeinem gnädigſten Landesherrn, dem durchlauchtigſten Fürſten von Iſenburg und Büdingen, unterthänigſt zugeeignet von *André*. Offenbach am Mayn, bey dem Verfaſſer.

Es fehlt den muſikaliſchen Ausarbeitungen des Herrn Andre nicht an Gefühl, an angenehmen, oft auch ausdrückendem Geſange: dies haben wir ſchon von ihm gerühmt, da er die Tonkunſt noch als eine Nebenbeſchäftigung trieb. Itzt aber, da er ſich ganz ihr widmet, (denn er iſt gegenwärtig Muſikdirector bey der Döbliniſchen Schauſpielergeſellſchaft in Berlin,) itzt hoffen wir in ſeinen künftigen Arbeiten auch völlige Reinigkeit der Harmonie, Richtigkeit und Feinheit des Rhytmus, Einheit und Simplicität im Geſange, ohne Einförmigkeit, durchgedachten Ausdruck, (nicht Wortausdruck,) angemeſſene und Wirkungthuende Begleitung, und ein übereinſtimmendes und dem Sujet angemeſſenes Ganze zu finden. Er hat zu allem dieſen Anlage; aber alles dieſes erfodert auch Arbeit.

Bb.

Huit Fugues pour le Clavecin ou l'Orgue compoſées par *W. I. Ph. Kirnberger*, Muſicien de Chambre de Son Alteſſe Royale, Madame la Princeſſe Amelie de Pruſſe, Abeſſe de Quedlinbourg. Chez I. I. Hummel, à Berlin avec Privilege du Roi, à Amſterdam &c. Prix Fl. 16.

Fughe

Fughe e Capricy pe'l Clavicembalo ò per l' Organo compoſti e dedicati al Celebre Signore *C. P. E. Bach*, dal Suo Servo, ed Amico, *F. W. Marpurg*, Opera Prima. Chez I. I. Hummel, à Berlin avec Privilege du Roi, & Amſterdam &c. Prix. F. 2.

Es iſt von doppeltem Nutzen, wenn Schriftſteller, die durch ihre theoretiſchen Werke eine Nation in der Kunſt unterrichten, dieſem Unterricht auch ihre praktiſchen Ausarbeitungen zu Beyſpiele beyfügen. So erſcheinen hier H. M. und H. K., deren theoretiſche Schriften ſchon längſt mit dem verdienten Beyfall aufgenommen worden, und noch immer die brauchbarſten und vollſtändigſten ſind, zu gleicher Zeit mit Fugen, die dem jungen Componiſten als Muſter angeprieſen werden können. Es iſt ein angenehmes Geſchäfte des Kenners, in den Ausarbeitungen verſchiedener Componiſten charakteriſtiſche Spuren ihres Geiſtes aufzuſuchen und zu finden. So wird man in dieſen Fugen ſehr leicht Hrn. K. als den ſpeculativiſchen, tiefdenkenden Kopf, als den ſtrengen correkten Harmoniker erklären, und in Hrn. M. ſehr bald den Mann finden, der auf eine gefällige Art das Angenehme vorzüglich ſucht.

Kleinigkeiten muß man billig an Männern von ſo beſtimmten Verdienſten nicht tadeln: ſonſt würde der Rec. Hrn. K. fragen, warum er in der ſechſten Fuge gleich im Anfange dreymal aus der Tonica in die Dominante und wieder in die Tonica modulirt hat? und Hrn. M., warum er in ſeinen Präludien ſo häufige Transpoſitionen angebracht?

Hr. M. verdient für ſeine Arbeiten noch beſonderes Lob, da bey ihm die Tonkunſt nur Nebengeſchäfte iſt, und er doch in ſeinen muſikaliſchen Schriften und in ſeinen Fugen manche Tonkünſtler von Profeſſion beſchämt.

Br.

6. Romanen.

Lottchens Reisen ins Zuchthaus von F. A. C. K. — Erster Theil 304 S. Zweyter Theil 373 S. 8. Leipzig, bey Müller, 1778.

Der Einfall, eine lasterhafte Dirne durch die mannichfaltigen Auftritte des Lebens endlich an den Ort ihrer Bestimmung ins Zuchthaus zu bringen, ist ganz leidlich; aber auch sicherlich das Beste im ganzen Buche. Denn die Ausführung gleicht vollkommen dem wässerichten, aufgedunsteten, geschmacklosen Kürbisse, den der witzige Setzer, gewiß nicht ohne Absicht unter den voranstehenden Konspectus des ersten Theils als Schußleiste angebracht hat. Die ganze Komposition der Geschichte sowohl, als der Charakter, geht so wider den Mann, ist so voll ungeschmackten Zeuges, daß dem geduldigsten Leser diese Lektüre aneckeln muß. Nur ein paar Armseligkeiten des Verfassers wollen wir hier im Vorbeygehen anmerken. Herr von Reitznitz schreibt seiner Gemahlin S. 53: „In der größten Eil, und wegen des Unerwarteten, nicht weniger großen Bestürzung, melde ich dir, daß ich gestern zum Premierminister ernennet worden bin, und zwar ohne alle mein Ansuchen, welches mich unendlich erfreuet, (hierzu eine Note unterm Text, iucundus enim est honor vltro datus Plin. l. I. ep. XV.) Noch mehr aber vergnügt das mich, daß nicht der Schade eines andern mir den Weg zu größern Ehren gebahnt. (Hierzu wieder eine Stelle aus dem Cicero pro Roscio Amerino) — — Aber, meine Beste, ich brauche 2900 Thaler Geld, wie wäre es, wenn du deiner Mutter recht **ums Maul herumgiengst**, und sie überredetest, daß sie dir diese Summe gäb? — — Nun kommen doch unsere Mädchen auch in die große Welt. Vor Lottchen ist mir zwar nicht bange, sie ist **falsch wie Galgenholz, pfiffig wie der Teufel**, und setzt sich über die Pedantereyen des Christenthums hinaus —“ So Dorfjunkermäßig schreibt kein Minister, und wenn es auch nur des Küsters und Kaisers Nikolaus Klimms Minister gewesen wär, geschweige einer aus Dresden. Dieser Romanenminister begleitet den Hof nach **Warschau**, und wenig Seiten darauf schwatzt einer was von dem **Dessauischen Philanthropin** daher,

daher, als einer gleichzeitigen Begebenheit. Diesen Parachronismus hätten die zween Gönner und berühmten Schriftsteller, denen der V. sein Manuscript zur Prüfung vorgelegt hat, nicht übersehen sollen. Der Anstrich von Schulgelehrsamkeit, den er seinem Buche dadurch geben wollen, daß er die gemeinsten Gedanken mit griechischen und lateinischen Stellen belegt, die augenscheinlich aus Sentenzenbüchern zusammengehascht sind, ist eine Armseligkeit mehr. Den zweyten Theil hat Recensent nicht gelesen: denn wer den ersten kennt, wird sich vor dem zweyten hüten. Aus dem vorangesetzten Inhalte ergiebt sich aber, daß Lottchen noch nicht im Zuchthause ist; daher zu befürchten ist, der Vers. werde uns mit noch mehrern Theilen heimsuchen.

Zlr.

Die Leiden des jungen Franken, eines Genies. — Minden, bey Körber, 1777. 7 Bog. 8.

Eine Satire auf die den Deutschen so bekannten Leiden, und auf manche andere Modenarrheiten in der deutschen empfindelnden und Schönengeisterwelt. Ohngeachtet dem V. allerdings hie und da Züge mißglückt sind, und er zuweilen zu sichtbar nach Witze hascht; so können wir ihm doch unsern Beyfall nicht ganz versagen. Wir sind gewiß, daß mancher Leser in diesen Paar Bogen viel Wahres und viel auf sich selbst Anwendbares, auf eine meistentheils angenehme und leichte Art Gesagtes finden werde. Der Anfang aber ist weit besser, als das Folgende; insonderheit die Briefe von Franken an seinen Freund sind unleidlich übertrieben und langweilig, und die Scherze über den geschnitzten Amor, die Gottheit des Helden, sind viel zu weit getrieben.

Die Geschichte des jungen Franken ist eigentlich diese. Er mit aller Anlage zu einem empfindelnden Gecken und Dichter kleiner Lieder, wird von seinem practischen Vater auf die hohe Schule geschickt, um das Jus zu lernen, welches er nicht thut, sondern sich mit schönen Wissenschaften, und zwar auf läppische Art die Zeit vertreibt; (ein Fall, der noch auf mancher Universität vorfällt) und der bey Gelegenheit auf die kalten Hunde schimpft, die sich überwinden können, mit den trockenen Wissenschaften zu thun zu haben, und in Collegia zu gehen.

Wie er zu Hauſe kömmt, weiß der junge Herr nichts brauchbares, und muß deswegen harte Begegnung von ſeinem Vater erfahren, welches ſeine Leiden ausmacht, und ihm die täglichläppiſchen Briefe auspreßt, die hier vorkommen. Er ſoll nunmehro noch Jus lernen; aber es will ihm nicht ſchmecken, er macht Empfindeleyen, Narrenpoſſen und kleine Gedichtchen, und letztlich verliebt er ſich in eines ehrlichen Pachters ſchöne Frau, die er bethört, und die er beynahe zu Falle bringt; als ihm aber hier etwas in den Weg kömmt, daß er nicht gleich Piſtolen von ſeinem Nebenbuhler (denn ſo ſieht er den Ehemann an) bekommen kann, ſo erhängt er ſich an eine geliebte alte Eiche empfindſamlich. Was uns nicht gefällt, iſt, daß er durch einen gemeinen Strick ſtirbt; es hätte wenigſtens das Strumpfband ſeiner Geliebten ſeyn ſollen. Für ein Product, das nicht lange leben kann, weil die Thorheiten, die es belacht, bald ganz vergeſſen ſeyn werden, iſt es immer gut genug.

Drey hüpſche kurzweilige Mährlein. Geſtellt und beſchrieben durch'n Grafen Anton Hamilton. Nunmehro aber ihrer ſonderbaren Lieblichkeit halber aus dem Franzöſchen ins Teutſche gedolmetſcht, durch Görg Bider, dermalen Boten zu Lauchſtädt, weiland erbern Schuſtergeſellen. Begreifend: Hiſtoriam der Flördepina, Hiſtoriam der Fakkardine, und Hiſtoriam 'nes Widders. Hintendran ein Vocabularius. Im Jahr unſers Herrn Gepurt Tauſend Siebenhundert Siebenzig Sieben. 582 Seiten in 8.

Warum kann denn kein Menſch in unſerm lieben deutſchen Vaterlande eine eigene Manier, und nur einen Einfall haben, ohne daß gleich ein Rudel Gecken angeſprungen kommen, und ihm jede Bewegung nachäffen? Da hat einer Daniel Säuberlich zu Ende des Jahrs 1776 einen Muſenalmanach von Volksliedern mit einer altdeutſchen Vorrede herausgegeben, und hier macht ihm ein Herr Verf., der ſich zu Lauchſtedt, wie er ſchreibt, aufhält, ſchon am 26ſten Februar

bruar 1777 auf seine Weise alles nach; und hierbey läßt er es nicht einmal bewenden, sondern auch den Wandsbecker Boten, (der, so gern man ihn selbst hat, durchaus nicht nachgeahmt werden muß,) und verschiedene andere, hat er zugleich mit copirt. Es ist zwar überhaupt ein äußerst thörichter Einfall, ein Buch, das in gutem fließenden Französischen geschrieben ist, in unsern Zeiten in Altdeutsch zu übersetzen; man sieht gar keine Mittelidee, die auf den Gedanken leiten konnte. Aber nun vollends wird der Einfall dadurch abgeschmackt, daß die Sprache dieses Buchs nichts weniger als Altdeutsch ist. Lauter höchst moderne Gedanken, Wendungen und Ausdrücke, auf eine komisch seyn sollende Art mit einigen Redensarten aus der Bibel und aus andern alten Schriftstellern durchspickt, hin und wieder Wielands Manier im Erzählen der Feenmährchen, an andern Orten wieder andere Manieren nachgeahmt, alles mit einer Sündfluth von 'n 'n, und n' n', von Apostrophen forn und hinten, macht einen Jargon aus, mit dem man den Teufel bannen könnte.

Nicht ohne Verdruß haben wir dieses wunderseltsame Buch durchblättert, denn es durchzulesen war uns unmöglich; und was den Recensenten am meisten ärgerte, war, daß aus allem deutlich zu ersehen ist, daß der V. dieses tollen Dinges im Stande gewesen wäre, eine gute Uebersetzung von Hamiltons Mährchen zu liefern, und aus lächerlicher Grille etwas originales zu machen, ganz unnützes Zeug hinschreibt.

Zwischendurch sind Verse aus bekannten Romanzen von Bürger, auch Verse von Wieland u. s. w. mit eingewebt. Zuweilen ist auch wohl mal ein: „hast wohl Recht, Bürger! „hast wohl Recht!“ und dergleichen mit eingestreuet, woraus man sieht, daß der Verf. das Werk hat originalisiren wollen; er hat sichtbarlich auch die Erzählung verändert, aber niemand, der billig denkt, wird von uns verlangen, daß wir Vergleichung mit dem Originale anstellen sollten.

Es ist höchst wunderseltsam, daß man uns nun den Hamilton, den Don Quixote, den Moliere, den Candide von Voltaire, sämmtlich in die einförmige Laune des schon vergessenen Hofmeisters, neuen Menoza und Claudine von Villabella, umgießen will, gerade ob diese Schriftsteller nicht ihr Originales hätten, das wahrhaftig mehr werth ist, als dieses kahle langweilige Gerändel und Getrödel.

Zuletzt steht noch ein Vocabularius, (wie der Verf. schreibt, und sich mit einem ältern Gebrauche vertheidigt) der

aus

aus 50 Seiten beſteht, worinn einige in dem Buche vorkommende alte Wörter erklärt werden; und hierinn ſteckt noch das Beſte von dem ganzen Buche, denn der V. ſcheint wirklich einige Kenntniſſe in der alten Sprache zu haben; wie wir überhaupt glauben, daß er weder ohne Kenntniſſe noch ohne Fähigkeiten ſey, die nur dieſesmal durch einen ſeltſamen Einfall irre geführt ſind. Qu.

7. Mathematik.

Philoſophical Transactions. Wittenberg, bey Dürr. *Vol.* 56. für 1766. 151 Quartſeiten, die im Originale 301 betragen, 15 Kupfertafeln. *Vol.* 57. in 2 Theilen 263 S. 26 Kupfertaf.

Noch immer hat man den Eifer zu bewundern, mit dem die Herausgeber Mühe, Zeit und Koſten aufwenden, eine ſo viel Nützliches enthaltende Sammlung uns bequem zu liefern, wobey ſie doch von Deutſchland bisher nicht nur keine Aufmunterung, ſelbſt kaum Entſchädigung rühmen können.

Einleitung zur mathematiſchen Bücherkenntniß. Neuntes Stück. Bresl. 1777. 8. bey Meyern.

Bey der jetzigen Menge von Journalen, da manche Wiſſenſchaft mehr als eines hat, fehlt es doch nur der Mathematik daran. Deſtomehr Verbindlichkeit iſt man Herrn Prof. Scheibel in Breslau ſchuldig, der ſeit einigen Jahren von mathematiſchen Büchern Nachricht ertheilet hat. Er hat unterſchiedene wichtige neuere angezeigt; erzählt aber auch die alten. Die erſten ſechs Stücke machen einen Band aus; das ſiebente 1775. betrifft die Trigonometrie; das achte 1776. enthält vermiſchte Bücher; im gegenwärtigen werden die Schriften von der Optik, Katoptrik und Dioptrik in chronologiſcher Ordnung genannt, wobey er ſich der Verzeichniſſe des ten Prof. der Mathem. zu Breslau, Griſch, bedienet hat; vieles aus eigenem Vorrathe beyfügt. Seltene, oder ſonſt rkwürdige Bücher werden oft umſtändlicher beſchrieben. Hrn. h. Urtheile ſind mit Einſicht und Billigkeit abgefaßt.

Tafel

Tafel der Sinuſſe, Tangenten und Secanten mit ihren Logarithmen, nebſt den Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 20000. Wien, bey Trattner. 1777. 1½ Alph.

Das Format iſt eigentlich groß Oktav; aber mit einem ſo breiten Rande, daß es wie Quart ausſieht. Es iſt ein Abdruck von Rivards Tafeln, von denen die erſte Ausgabe Par. 1743. gr. 8. herausgekommen iſt; aber ſeitdem auch eine dritte oder vierte ſich vergriffen hat. Hr. Major Unterberger, und Hr. Oberlieut. Pichler, von der K. K. Artillerie, haben gegenwärtige Ausgabe beſorgt, die Druckfehler ſo viel als möglich zu vermeiden geſucht, und die ſich bey zweymaligem Durchleſen des vollendeten Abdrucks gefunden, auf einer Seite angezeigt. Nach dem kurzen, aber zulänglichen Unterrichte vom Gebrauche, folgen dieſem deutſchen Abdrucke eigen, Logarithmen der Sinus des erſten halben Grades durch alle Secunden. Darauf durch alle Minuten Logarithmen der Sinus, Tangenten, Secanten, und Sinus und Tangenten ſelbſt; die natürlichen Linien, nur für den Halbmeſſer 100000. Die Secanten ſelbſt, die Rivard auch gegeben hatte, ſind weggeblieben. Logarithmen der natürlichen Zahlen. Ueberall Differenzen beygefügt. Rivards Einrichtung iſt in der That für eine Handausgabe ſehr bequem, und dieſen Abdruck empfehlen auch weiſſes, ſtarkes Papier und ſehr leſerliche Ziffern.

Nouvelles litteraires — par l'Auteur du Recueil pour les Aſtronomes. III. Cahier. Berlin, bey dem Verf. und Haude und Spener. 78 Octavſeiten.

Erſt Nachrichten von aſtronomiſchen Schriften, dann Lebensläufe, Peter Horrebows, wozu Herr Kratzenſtein dem Hrn. Bernoulli den Aufſatz mitgetheilt hat; des P. Beraud, eines vormaligen Jeſuiten aus Lyon. Er war ſeines Landsmanns Hrn. de la Lande Lehrmeiſter. Auch Hrn. Lamberts Leben, deſſen eigentliches Geburtsjahr Hr. B. nicht weiß; doch ohngefähr aus dem chronologiſchen Kennzeichen beſtimmt, daß Hr. L. ſelbſt erzählt, er habe im Alter von 16 Jahren

Jahren einen Kometen beobachtet, und deſſen Bahn gezeichnet; ob es aber der von 1742 oder 1744. geweſen, bleibt unentſchieden. Dieſer Gelehrte iſt ein Beyſpiel, wie ein groſſes Genie Hinderniſſe überwindet, ſelbſt durch dieſelben ſich größer zeigt. In ſeinem Vaterlande fehlte es ihm an Werkzeugen; aber mit den ſchlechten, die er ſich meiſtens ſelbſt verfertigte, richtete er mehr aus, als andere mit beſſern; daher kam aber auch die Angewohnheit, daß er ſelbſt in Berlin, wo er es andere haben konnte, immer Mittel brauchte, bey denen ſich mit alle ſeinem Genie, die Vollkommenheit nicht erreichen ließ. Hrn. L. für die Wiſſenſchaften ſo wichtiges Leben wird beſonders lehrreich, wie es Hr. Bernoulli beſchreibt, der ihn ſo genau gekannt, ſo richtig zu ſchätzen weiß. Den Beſchluß machen Aenderungen im Verzeichniſſe der Aſtronomen.

Umſtändliche Anweiſung, wie alle Arten von Fernröhren in der größten möglichen Vollkommenheit zu verfertigen ſind, von Hrn. Nic. Fuß — Aus dem Franz. überſetzt und mit einigen Zuſätzen vermehrt, von Ge. Sim. Klügel. 1777. Leipzig, bey Junius. 56 Quartſeiten. 2 Kupfertafeln.

Der Titel zeigt noch mehr vom Inhalte an, als in der Folge vorkommen wird. Ein Vorbericht Hrn. Leonhard Eulers. Man habe zu einer allgemeinen Regel gemacht, daß der Fernröhre Längen, wie das Quadrat der Vergrößerung wachſen müſſen. So ſey die Länge für ſtarke Vergrößerungen ganz ungeheuer geworden, und doch habe man die Entdeckungen damit nicht gemacht, die ſich davon erwarten ließen, durch ein Fernrohr, das 200mal im Diameter vergrößert, müſſe der Mond mehr als die Hälfte des ſichtbaren Himmels einnehmen, und das hätte die wichtigſten Entdeckungen verſprochen. Nun habe man gefunden, daß bey ſo ſtarken Vergrößerungen Verwirrung durch Regenbogenfarben entſtand; Newton habe die Urſache entdeckt, ſey dadurch auf die Spiegelteleſkope gebracht worden, die durch die Erfindung des Gregory mehr verbeſſert worden ſind .... (In dieſen Sätzen iſt weder mathematiſche, noch hiſtoriſche Richtigkeit. Daß ſich die Längen, wie die Quadrate der Vergrößerungen verhalten, iſt Hu-

Dioptr. Prop. LVI., und beruhet mit auf Newtons

ans Entdeckungen von der unterschiedenen Brechbarkeit der Farbenstrahlen. Aus Hrn. E. Vortrage müßte man urtheilen, diese Entdeckung sey spät nach jenem Satze gekommen. Jacob Gregorius hat sein Teleskop in seiner Optica promota 1663. pag. 92. und f. beschrieben, ehe Newtons Lehre von den Farben bekannt war: also hat er nicht Newtons Teleskope verbessert. Durch ein Fernrohr, das 200mal vergrößert, würde niemanden einfallen, den Mond ganz zu übersehen, weil niemanden einfällt, was einen Winkel von mehr als 100 Graden einnimmt, alles auf einmal zu betrachten. Also würde man dadurch nur ein Stückchen vom Monde beobachten, das bloßen Augen, selbst einem mäßigen Fernrohre, unmerklich wäre. Und wenn man nicht genau wüßte, wo dieses Stückchen innerhalb der bekannten Theile des Mondes liegt, würde man nicht eigentlich wissen, was man sähe. Wenn man einen Körper genau will kennen lernen, muß man nicht nur einen einzelnen Theil sehr groß sehen; sondern dieses Theiles Lage und Verhalten wenigstens gegen seine benachbarten wahrnehmen. Das geht nun bey starken Vergrößerungen nicht wohl an, weder mit Fernröhren, noch mit Mikroskopen, wenn man nicht wenigstens zuvor den Gegenstand durch schwächere hat kennen gelernt: und das ist die Ursache, weswegen die wichtigsten Entdeckungen nicht durch erstaunlich vergrößernde Werkzeuge sind gemacht worden, nicht aber die Undeutlichkeit wegen der Farben. Selbst wäre es nicht sicher, auf den ganzen Mond die Regel anzuwenden, nach der man die Vergrößerung der Fernröhre berechnet: denn eigentlich beruht der Grund dieser Regel darauf, daß man die Tangente der halben scheinbaren Größe durchs Fernrohr findet, wenn man die Tangente der halben scheinbaren Größe für das bloße Auge mit dem Quotienten der Brennweiten multiplicirt. Nur wenn beyde scheinbare Größen klein bleiben, darf man sie selbst statt ihrer Tangenten setzen, und das geht schon bey mäßigen Vergrößerungen nicht an, wenn die letztere mehr als einige wenige Minuten beträfe; beym Monde gar nicht. Wenn die Verhältniß der Brennweiten = 200 : 1; und des Gegenstandes halbe scheinbare Größe = 15 Minuten, so kömmt die durchs Fernrohr; nach den Tangenten = 41 Gr. 6 M.; nach der gemeinen Regel 50 Gr. Aber weder jenen noch diese Winkel wird man durch ein solches Fernrohr auf einmal übersehen wollen.) Besser erzählt Hr. E. was er selbst geleistet, die Abirrungen der Farben durch Verbindung mehrerer brechenden Materien zu

heben,

heben, und wie dadurch Dollond auf die achromatischen Fernröhre geleitet worden, deren Veranlassung allerdings Hrn. E. zu danken ist, und die nun durch seine Rechnung noch mehr Vollkommenheit erlangen. Hrn. F. Arbeit besteht in Berechnungen, wie Objectiv- und Oculargläser nach Hrn. E. Formeln, zu Fernröhren beschaffen seyn müssen. Meist nimmt er das Objectiv aus drey Theilen zusammengesetzt an, die beyden äussersten von Kronglase, die mittelste von Flintglase. Er giebt unterschiedene Fernröhre an, sowohl Galiläische, als Sternröhre und Erdröhre. Unter den ersten macht den Anfang eines 1 Zoll lang, das fünfmal vergrößert; ein astronomisches mit zwey Ocularen, etwa 7 Fuß lang, vergrößert 320 mal. H. Klügel hat sehr oft die Rechnungen berichtiget, und sonst lehrreiche Erinnerungen beygebracht. Zuletzt wird auch für zusammengesetzte Mikroskopen ein dreyfaches Objectiv vorgeschlagen. Hr. Kl. zweifelt aber wohl mit Recht, ob sich so dünne Linsen als erfordert wird, verfertigen lassen.

J.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Specimen Zoologiae geographicae, Quadrupedum domicilia et migrationes sistens. Dedit tabulamque mundi zoographicam adiunxit *Eberh. Aug. Guilelm. Zimmermann*, Professor Brunsuicensis. Lugduni Batau. apud Theod. Haack et soc. 1777. 4 mai. 685 Seiten und eine große Charte.

Dieses dem philosophischen Geiste und den Einsichten des Verfassers viele Ehre machende Werk ist ein wichtiger Beytrag zu der, dem menschlichen Verstande noch zu sehr verhüllten Lehre, von den Absichten der Dinge, und von der vortrefflichen Einrichtung und Haushaltung der Natur. Wie oft hört man den vornehmen und geringen Pöbel den Fleiß des Naturforschers verlachen, der keine Mühe, Kosten und Gefahr sparet, um sich soviel möglich alle Geschöpfe des Erdbodens bekannt zu machen? Wozu nützt mir, fragt er, zu wissen

wissen, wie die Egyptische Ratze aussieht, und daß sie da oder anderwärts zu Hause gehört? Unvernünftiger Mann, der so urtheilt! Es ist hier der Ort nicht dir zu antworten und deine Unbedachtsamkeit zu widerlegen; aber lese das Buch, welches wir jetzt anzeigen, mit Vernunft und ohne Vorurtheil, und lerne daraus, wie weise und wie klug die Vertheilung der Thiere auf dem Erdboden von dem Schöpfer gemacht sey; wie der Bau, die Natur, und die Kleidung eines jeden Thieres zu dem Himmelsstrich am besten paßt, worin es großer Absichten wegen lebt, durch die dein und aller Weltbürger Glück, vielleicht durch hundert oder tausend in der Reihe zwischenstehende Maschinen und Dinge, die näher auf dich wirken, befördert werden muß. Erröthest du denn nicht über deine Undankbarkeit gegen die Güte deines Schöpfers? Merke, daß diese Untersuchungen dich auf die geheime Geschichte unsrer Erde führen, von der alle Alterthumsforscher schweigen, und du studierst in den Thieren zugleich die Schicksaale und die Einrichtung des Weltkörpers, der dich trägt. — Mit vieler Belesenheit und guter Beurtheilung hat der Verfasser die alten und neuen Werke der Zoologen über die vierfüßigen Thiere genutzt, alle ihre Bemerkungen von den Heymathen und den Wanderungen dieser Thiere ausgezogen, mit einander verglichen, daraus die eigentlichen Gegenden der Erde und die Gränzen bestimmt, innerhalb welchen diese oder jene Thiere zu Hause gehören, und endlich aus allen diesen Vordersätzen allgemeine Schlüsse gezogen. Das Werk ist in vier Abschnitte oder Hauptstücke getheilet, eine weitläuftige aber sehr interessante Einleitung voran gesetzt, und Zusätze und Verbesserungen hinten angefügt. Das 1ste Kapitel handelt von den Thieren, die fast über die ganze Erdfläche verbreitet sind, und ihren Ausartungen. Sollte der Hund wirklich nur ein gezähmter Wolf und keine besondere Gattung (species) seyn? Im 2ten Kapitel kommen die Thiere vor, die sich nicht so allgemein, als die erwähnten, doch aber weit, verbreitet haben. Das 3te Hauptstück betrachtet die Thiere, welche in engere Räume eingeschlossen sind, und das 4te handelt überhaupt von der Zerstreuung der Thiere über die Erde, mit einigen Folgerungen zur Geschichte der Erde. Wir enthalten uns übrigens alles Auszugs, da wohl niemand, dem die Kenntniß der Natur nicht ganz gleichgültig ist, dies Buch ungelesen lassen wird. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser die übrigen Klassen des Thierreichs mit gleicher

cher Sorgfalt und in eben der Absicht ausarbeiten wolle, und daß man auch aus den verschiedenen Floren, Reisebeschreibungen und botanischen Werken die Gränzen natürlicher Klimaten und Gegenden auszeichnen, und soviel es angeht, bestimmen möchte, innerhalb welchen die Pflanzen, jede nach ihrer Art und Endzweck, wachsen und zu Hause gehören. Mit dem Mineralreiche hat es wohl eine andere Bewandniß. Der kalte Nord und das heiße Peru bringen beyde Gold und Silber hervor. Gleichwohl scheinen einige unterirdische Schätze nur gewissen Ländern verliehen zu seyn. Z. B. das Zinn, der Kobold, die sogenannte Meerschaumerde, woraus die türkischen Tobackspfeifen gemacht werden, u. dgl.

J. A. de Luc Untersuchungen über die Atmosphäre und die zu Abmessung ihrer Veränderungen dienlichen Werkzeuge. Aus dem französ. übersetzt, Erster Theil. Leipzig in der Müllerischen Buchhandl. 1776. gr. 8. 640 S. 2 Kupfertafeln.

Die Urschrift kam bereits 1772. in zwey Theile in groß Quart zu Genf heraus, von welchen nur der erste Theil, den wir hier anzeigen, ins deutsche übersetzt ist. Unstreitig ist dieses ein sehr wichtiges Werk für die Naturlehre, und man kann aus dem Titel schon den Endzweck desselben errathen, der darauf abzielt, die Barometer und Thermometer zu dem größten Grad der Vollkommenheit, und die, mit dem Barometer anzustellenden Höhenmessungen zu der möglichsten Genauigkeit und Zuverläßigkeit zu bringen. Eigentlich beschäftigt der Verfasser sich in diesem ersten Theile nur mit der Verbesserung der gedachten Werkzeuge, und behält die Anwendung derselben zu Messungen und Untersuchungen der Atmosphäre für den zweyten Theil auf. Die ausführliche Geschichte der verschiedenen Theorien und Erfindungen solcher Werkzeuge geht voran; jede Methode wird mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit beurtheilt, die Unvollkommenheiten angezeigt, und endlich die mit wahrem Witze und vielem Scharfsinn erdachten Mittel zu ihrer Verbesserung, die sich auf eine Menge von Versuchen und mathematische Berechnungen gründen, angegeben. Alle wesentliche und zufällige Eigenschaften der Luft kommen dabey in Anschlag, und die Kenntniß,

niß, die wir bisher von ihnen gehabt, gewinnt in aller Absicht dabey. Ingleichen werden die Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten der gläsernen Röhren, des Queckſilbers, der andern flüßigen Körper, und aller Materialien, die man zu ſolchen Werkzeugen braucht, genau erwogen, mit einander verglichen, die Mängel ſoviel möglich abgeholfen, und alle, bey und nach der Verfertigung vorkommende Erſcheinungen, z. B. das Leuchten des Barometers, erklärt, und die beſten Handgriffe bey der Arbeit angezeigt. Alles gründet ſich auf genaue und mühſame Erforſchung der Natur. Ein ſolches Werk muß nothwendig in ſeinem Zuſammenhange geleſen und mit Aufmerkſamkeit ſtudieret werden. Eins folgt ſo auf das andere, daß ein guter Auszug ſehr weitläuftig ausfallen würde. Wer dies Buch mit gehörigem Nutzen leſen kann und will, der wird auch ohne unſer Erinnern die vortreflichen Anmerkungen des Hrn. Hofrath Käſtner darüber, in ſeiner Abhandlung von Höhenmeſſungen durch das Barometer, die ſeinen Anmerkungen über die Markſcheidekunſt S. 348. u. f. w. angehängt iſt, dabey zu Rathe ziehen.

Abhandlung vom Hornerzte, als einer neuen Gattung Silbererz, abgefaßt von Chriſtian Hieronymus Lommer. Mit einem Kupfer. Leipzig, 1776. gr. 8. 66 Seiten.

Wir müßten dieſe kleine Schrift größtentheils abſchreiben, wenn wir dem Leſer einen ausführlichen Begriff von ſeinem für alle Mineralogen wichtigen Inhalt geben wollten. Die ſeltene Vererzung des Silbers durch die Kochſalzſäure, welche Hornerz genannt wird, (und eine alkaliſche Silberſchwärze, die dabey bricht) unterſucht und beſchreibt der Hr. Bergmeiſter Lommer, an dem vorzüglichſten Geburtsort derſelben, Johanngeorgenſtadt, ſowohl chymiſch als nach allen ihren äußeren Veränderungen, Farben, Kryſtalliſationen, Lagerſtädte, Geſchichte, und übrigen Merkwürdigkeiten. Solche Monographien, ſo kurz ſie auch immer ſeyn mögen, wenn ſie von Kennern verfertiget ſind, nutzen der Mineralogie mehr, als alle weitläuftige Hypotheſen und Erklärungen natürlicher Gegenſtände, die hinter dem Ofen ausgedacht werden, und mit der Natur ſelten übereinkommen, ſie mögen nun ſo ſcharfſinnig ſeyn, wie ſie wollen. Ey.

Verſuch einer Kryſtallographie, oder Beſchreibung der verſchiedenen, unter dem Namen der Kryſtalle bekannten, Körpern des Mineralreichs eigenen, geometriſchen Figuren, mit Kupfern und Auslegungsplanen, durch den Herrn de Romé Delisle, der Churfürſtl. Mainz. Akademie nützl. Wiſſenſch. Mitglied. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt mit Anmerkungen und Zuſätzen. Nebſt Herrn Hills Spaterzeugung und Hr. Bergmanns Abhandlung von Spatgeſtalten. Aus dem Engliſchen und Lateiniſchen überſetzt von C. E. Weigel, Profeſſor der Chymie und Pharmacie ꝛc. Greifswald bey Röſe, 1777. gr. Octav. 450 Seiten, mit 7 Tabellen, die Hilliſche nicht mitgerechnet, und 11 Kupfertafeln.

Wer Gelegenheit gehabt hat, viele Mineralſammlungen in Augenſchein zu nehmen, wird uns gewiß darin beypflichten, daß die wenigſten nach der wahren Abſicht, wozu ſie eigentlich dienen ſollten, eingerichtet ſind. In den meiſten trifft man eine große Menge ſchöner geſchliffener Steine von Agaten und Marmorarten, große Laſten verſteinerter Körper des Thier- und Pflanzenreichs, ſchwere reichhaltige Stufen von Gold und Silber, und einen hinlänglichen Vorrath zu ganzen Grotten von Druſen und Cryſtallen an. Aechte Mineralogen haben ſchon längſt gegen ſolche Sammler geeifert, welche nicht die wahre Naturgeſchichte unſrer Erde und der mineraliſchen Körper ſtudieren und befördern wollen, noch können; ſondern vielmehr, weil es ſo Mode iſt, oder zur Pracht und um ihre Augen zu ergötzen, einen Guckkaſten von Raritäten anlegen, womit ſie ſo lange ſpielen, bis ſie es überdrüßig werden. Auch iſt es eine jetzt ſchon abgemachte Sache, daß auf Farbe und Figur im Mineralreiche weniger, als auf die chymiſchen Beſtandtheile der Körper, bey der Claſſification zu ſehen ſey. Das hindert aber nicht, daß die Abänderungen der Figur und Farbe bemerkt werden können, wenn nur die Geſchlechter und die Hauptabtheilungen auf dem innern und weſentlichen Unterſchiede der Mineralien gegründet

der sind. Es ist vielmehr zu der völligen Ausarbeitung des Systems nothwendig, auf diese Eigenschaften auch mit Acht zu geben; und es wäre einem Naturforscher unanständig, Gestalten und Abweichungen, die die Natur selbst gebildet hat, mit Verachtung anzusehen; nur muß alles in seinen Schranken bleiben, und die klassischen und generischen Charaktere nicht mit den Kennzeichen oder Eigenschaften der Arten und Abarten vermengt werden. Aus diesem Gesichtspunkte allein betrachtet, verdient die Unternehmung des Herrn Delisle, die Figuren der verschiedenen Crystallen der Salze, Steine, Kiese und Metallen zu beschreiben und abzubilden, viel Lob; noch mehr aber wird der Nutzen seiner Arbeit hervorleuchten, wenn wir an den Einfluß desselben auf die nähere Kenntniß der physikalischen Ursache der Krystallisation überhaupt denken. Keine Lehre in der Chymie ist weniger ausgearbeitet, als die von den Ursachen und Gesetzen, nach welchen die Natur die unorganischen Körper zuweilen in regelmäßige und bestimmte Gestalten bildet; und gerade das, was uns bisher dabey unerklärbar geschienen, und die vielen Abweichungen von der, diesem oder jenem Körper eigenen Figur, worinn er gemeiniglich anzuschießen pflegt, müssen uns ermuntern, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, um die Naturgesetze bey diesem Geschäfte zu ergründen. Wie lange ist es wohl her, daß wir mit Gewißheit erfahren haben, daß Krystallen nicht bloß aus einer nassen, sondern auch aus einer durch das Feuer hervorgebrachten Flüßigkeit entstehen können? Diese Bemerkung hat über die Erzeugung verschiedener Mineralien ein großes Licht verbreitet, und beweiset, daß unsere Mühe bey dergleichen Beobachtungen nicht vergeblich sey. Es hat uns befremdet, daß ein Salz, ein Erzt, unter so verschiedenen Gestalten angetroffen wird; wir haben die Anomalien bisher nicht erklären können, und einige ließen sich dadurch verleiten, die ganze Sache für ein bloßes Spiel der Natur anzusehen, welches ohne Regeln geschehe und keine Aufmerksamkeit verdiente. Man lese aber jetzt die dem Delilischen Werke angehängte Bergmannische Abhandlung von den Spatgestalten, so wird man finden, daß man sich hierinn geirret habe. Herr Bergmann lehrt ausdrücklich, daß alle Gestalten der Kalkspate, sie mögen so verschieden seyn, wie sie wollen, bloß durch veränderte Zusammensetzungen der, dieser Steinart eigenthümlichen, oder ursprünglichen, schiefwürflichten Figur entstehen; und so können alle übrige geometrische Körper, die die Salz- Stein- Kies-

und Erzkrystallen zeigen, in wenige einfachere Gestalten zerlegt werden. Ist das nicht weit genug gekommen? Wer traut sich nun wohl zu beweisen, daß es unmöglich sey, künftig die Ursache zu entdecken, warum zwey ihrer Natur nach, so weit wir sie bis jetzt kennen, ganz verschiedene Körper, dennoch einerley einfache Krystallisation besitzen? Ursachen dazu müssen nothwendig vorhanden seyn; weil die Natur immer nach Gesetzen handelt, von welchen sie nicht abweicht. Vergebens aber würde man ihr ihr Geheimniß hierinn abzugewinnen suchen, wenn man nicht vorher alle Gestalten, unter welchen die krystallisablen und krystallisirten Körper des Mineralreichs vorkommen, aufs sorgfältigste bemerken wollte. Das hat nun Herr Delisle in dem vorliegenden Werke, soweit seine Bemerkungen und Materialien aus andern Schriften, bey der französischen Ausgabe, die zu Paris im Jahr 1772. herauskam, reichten, mit vielem Fleiß gethan; und dem deutschen Uebersetzer muß man den Ruhm lassen, daß er viele bedeutende Zusätze, Berichtigungen und Ergänzungen aus andern, größtentheils später herausgekommenen Schriften an gehörigen Orten eingeschaltet hat. Aus Privatnachrichten wissen wir, daß des Herrn Delisle Bemerkungen über diesen Gegenstand sich jetzt schon wieder so gehäuft haben, daß er an eine zweyte französische Ausgabe nächstens Hand anlegen wird. Unter den vier Klassen von salzichten, steinichten, kieselichten und metallischen Krystallen kommen alle Arten vor. Einen Auszug leidet dieses Buch gar nicht, und kleine Fehler muß man an einem solchen Werke nicht rügen.

Ioh. Ant. Scopoli, S. C. R. M. in monetariis et montanisticis Consiliarii etc. Crystallographia Hungarica. Pars. I. exhibens Crystallos indolis terreae cum figuris rariorum. Pragae apud W. Gerle 1776. in 4to pag. 139. Tab. 19.

Die bey dem Delilischen Werke geäußerten Betrachtungen, über den Werth der Untersuchung der Krystallen, rechtfertigen auch die Unternehmung des Bergraths und jetzigen Professors der Chymie und Botanik zu Pavia, Herrn Scopoli, die ihm bekannten, in den niederungarischen Bergwerken zu Schemnitz so häufigen Krystalle zu beschreiben. Seine Arbeit ist also, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nicht

nicht nur jetzt schon für die Mineralogie vortheilhaft, sondern kann auch künftig der physischen Chymie Nutzen bringen. Im diesem ersten Theile werden die steinartigen Krystalle der gedachten Gruben beschrieben, in kalkartige, gypsartige und quarzartige, jede Gattung wieder nach der Gestalt, in verschiedene Arten eingetheilet, und in allem 474. unterschiedentlich gestaltete Abänderungen angegeben. Wer die Schemnitzergruben selbst nicht kennt, wird kaum glauben, daß es da so vielerley Druſen gebe; der Recensent könnte aber aus seiner eigenen Sammlung verschiedene Wüchse figuritter Steinarten von dem einzigen Pacherstolln vorzeigen, die Herr Scopoli nicht genannt hat. Sie sind zum Theil so besonders, daß ihre Abzeichnung beynahe erdichtet scheinen möchte; und doch finden sich diese verschiedenen Arten von Zeit zu Zeit häufig genug und allemal gleich gestaltet. Es ist wirklich schwer hier mit Worten deutlich zu beschreiben, ohne Vergleichungen mit andern bekannten Körpern anzustellen; weil sie, nicht alle wenigstens, regelmäßige mathematische Körper und Figuren bilden. Gleichwohl sind es natürliche Krystallisationen, die eben so gut, wie die andern und größern bemerkt zu werden verdienen. Bey einigen scheint es, als wäre nicht genugsamer Stoff oder ganz günstige Umstände zu einer völligen Entwickelung und Ausbildung der Materie vorhanden gewesen; andere, die neben größern andrer Art sitzen, scheinen erdichtete Krystallisationsauswüchse aus der Mutterlauge zu seyn, die nach dem Anschießen der vorerwähnten Krystallen zurückblieb. Sie können daher vielleicht in der Krystallisationsgeschichte vieles künftig erläutern, wenn man einmal so glücklich wäre, die Natur bey diesem Geschäfte auf der That zu ertappen. Aus diesem Grunde sehen wir nicht so ganz ein, warum Herr Prof. Weigel, S. 21. des alphabetischen Verzeichnisses der Schriftsteller, welches seiner Uebersetzung der Delilischen Krystallographie angehängt ist, von dem Hr. Scopoli urtheilt, er habe die Steinkrystallen auf eine unendliche Art recht spielend unterschieden. Das würde, scheint uns, der nur sagen können, dem die Untersuchung der Krystallen überhaupt gleichgültig wäre; denn sonst wissen wir keinen Maaßstab und keinen Rang anzugeben, wornach diese Krystallisation vor jener dem Naturforscher bedeutender und merkwürdiger seyn sollte; es sey denn, daß man nur große Krystallzacken zu mechanischen Arbeiten suchte, oder so, wie es die Holländer mit den Conchylien, machen wollte, die nur die grö-

gern und schönern Schalgehäuse mit großen Kosten und Mühe sammlen, die kleinern aber, welchen Plancus ein eigenes Werk widmete, unter dem verächtlichen Namen von Speculatis-Gods, verwerfen. Bey den Quarzcrystallen hat Hr. Weigel gleichwohl bey seiner Uebersetzung des Delisischen Werks das Buch des Hrn. Scopoli in seinen Anmerkungen genutzt. Bey den übrigen steinartigen Krystallen konnte er es darum nicht brauchen, weil es ihm zu spät zu Händen kam.

Jr.

Verhaltungsregeln, bey nahen Donnerwettern .... dritte vermehrte Auflage; Gotha, Ettinger, 1778. 8g Octavſ. 1 Kupfert. von ½ B.

Der Hr. V. Hr. Archivar Lichtenberg, hat sich die Erinnerungen, die ihm wegen der vorigen Ausgaben bekannt geworden, zu Nutze gemacht und beträchtliche Zusätze beygefügt, von den hier was auszuzeichnen desto weniger nöthig ist, jemehr diese kleine lehrreiche Schrift selbst durchgelesen und befolgt zu werden verdient.

B.

J. A. de Luc Reise nach den Eisgebürgen von Faucigny in Savoyen. Aus dem Französischen. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 11 Bog. kl. 8. sauber gedruckt.

Die drey ersten hier beschriebenen Reisen sind aus dem großen Werke des Hrn. de Lüc über die Atmosphäre genommen. Die Absicht derselben war, das Gesetz zu entdecken, nach welchem die Hitze des siedenden Wassers abnimmt, je höher der Ort liegt. Hr. de L. hat gefunden, daß die Unterschiede der Hitze in harmonischer Progression fortgehen, wenn die Barometerhöhen in einer arithmetischen stehen. Die vierte Reise war den Versuchen mit dem Hygrometer, und zwar dem neuen von Hrn. de Lüc erfundenen gewidmet. Diese ist nicht von Hrn. de L. selbst, sondern von einem Reisegefährten desselben beschrieben. Alle sind sehr lehrreich, und ungemein unterhaltend abgefaßt. Die Uebersetzung, welche schon im Anfange

fange dieses Jahres in dem hannöv. Magazine von den drey ersten Reisen erschienen ist, läßt sich sehr gut lesen. Der Uebersetzer hat in der Vorrede den Zweck dieser Reisen gut erklärt, und, wofür wir ihm sehr danken, von dem Hrn. de Lüc verschiedene persönliche Umstände mitgetheilt, wodurch man diesen wackern Mann noch mehr lieb gewinnt. In dem Vorberichte zu der vierten Reise giebt er auch eine Beschreibung des von de L. erfundenen Hygrometers aus den Philos. Transactionen, und den Memoiren des Abbé' Rozier.

Betrachtungen von dem großen Nutzen und Schaden der vierfüßigen Thiere — Bunzlau, im Verlag des Waisenhauses, 1776. 5 Bog. 8.

Der Verf. ist Prediger zu Grünberg, und hat, wie er in der Vorrede erzählt, sich immer bemühet, seine Gemeinden durch Belehrung von dem Nutzen der Geschöpfe zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu ermuntern. Das ist, wenn es auf die rechte Art geschieht, sehr rühmlich, und es mögen auch diese Blätter für eine und die andere Klasse von Lesern nicht unnützlich seyn. Die Schreibart des Verf. ist sehr altfränkisch und sonderbar, am meisten, wenn eine theologische und erbauliche Betrachtung, oder gar ein witziger Einfall vorkömmt. Was er von dem Nutzen der Thiere beybringt, ist aus allen vier Welttheilen zusammengesucht, und daher zu weitläuftig, um hier geprüft zu werden. Nur können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die vierzehn Arten des medicinischen Gebrauchs der vierfüßigen Thiere fast in allen Stücken unkräftig, ja albern und auch schädlich sind, z. E. die Schaafforbeern zu Austreibung der Pocken. Es ist gefährlich, wenn ein Prediger solche Arzneymittel anführt, weil der gemeine Mann ohnedem zu sonderbaren Hülfsmitteln sehr geneigt ist. Die proceßmäßig abgefaßte Untersuchung des Schadens, welchen manche Thiere den Menschen zufügen, worinn der Verf. einen Sachwalter der Thiere abgiebt, wird uns auch zu weitläuftig. Den rechten Fleck dürfte er bey allem, was er vorbringt, nicht getroffen haben. Wir glauben nicht, daß Gott seine Freunde in der Gefahr, worinn sie unschuldig verfallen, nicht umkommen lasse, sollte er auch durch Engel der Löwen Rachen zuhalten, und der Schlange ihr nehmen. Auch können sich die reißenden Thiere,

sehr christlich anmerkt, nicht damit entschuldigen, daß sie mehr die mahumedanischen und heidnischen Einwohner eines durch den gerechten Zorn Gottes ziemlich entvölkerten Asia und Ostindien, und die Nachkommen Chams in Afrika, als die wohlgesitteten christlichen Einwohner von Europa fressen; denn wahrhaftig die Löwen und Tyger fräßen Lavatern mit seiner Frömmigkeit, Pfenningern mit seinem Bonsens, Gedeon Krallpfoten mit seiner Priesterwürde, Herdern mit seinen Geheimnissen, Goezen mit seiner Wachsamkeit, selbst unsern Verfasser mit seiner Weltschweifigkeit, und andere wohlgesittete Christen mehr, wenn sie ihnen nur in den Wurf kämen.

Jl.

Pitt. von Tourneforts Beschreibung einer Reise nach der Levante. Aus dem Franzöſ. mit vielen Kupfern. Nürnberg, bey Raspe, gr. 8. I. B. 1776. S. 503. II. B. 1777. S. 516. III. B. 1777. mit einem vollständigen Register. S. 641.

Tournefort ist unsern Lesern viel zu gut bekannt, als daß wir noch nöthig hätten, seine Schriften zu empfehlen, und den Entschluß des Verlegers zu billigen, der uns hier eine deutsche Uebersetzung seiner Reisen liefert. In der Beschreibung dieser Reisen hat er sich nicht nur als ein großer Kräuterkenner, sondern auch als Geschichts- und Alterthumsforscher, und als Geog aph ausgezeichnet. Sie mußte also in mehreren Rücksichten sehr willkommen seyn, und war es desto mehr, da sie in einer sehr angenehmen Schreibart abgefasset ist. Von der Uebersetzung müssen wir sagen, daß sie getreu und fließend ist; nur hätten wir gewünscht, daß, was folgende Naturforscher, Hasselquist, Forskal, Niebuhr, Kämpfer, Gmelin, u. a. m. in der natürlichen Geschichte dieser Gegenden geleistet haben, mehr genutzt, und die Bauhinische und Tournefortische Namen auf Linnäische zurückgebracht wären. Oefters hat es der Hr. Uebers. gethan, aber an mehrern Orten, B. I. S. 21. 30. 60. 70. 72. 358. 359. 372. 373. 377. 380. 398. 401. 438. B. II. S. 41. 156. 189. B. III. S. 96. 129. 151. 195. 242. 254. 329. 441. u. a. vermissen wir diese Bemühung, die die Brauchbarkeit dieser Uebersetzung sehr

ſehr vermehrten würde, bey Pflanzen; auch (B. I. S. 60. 67. denn die wilden Ziegen, von welchen hier die Rede iſt, ſind nichts anders als Ouis Shepſiceros beym Linné). S. 158. 227. 319. 349. 382. auch (B. III. S. 459.) wo unter dem Namen Kuhhornſchnecke oder Buccinum von dem Turbine peruerſo die Rede iſt, bey Thieren, und (B. I. 218.) und (B. III. S. 286.) auch bey Mineralien. Stachys cretica latifolia (B. I. S. 625.) iſt ſicherlich nicht Stachys cretica Linn. ſo wenig als Serpentin (B. I. S. 340.) grüner Marmor; jenes ſcheint eine Spielart der Sideritis cretica Linn. zu ſeyn, dieſer iſt eine eigene Steinart, und von dem Marmor ſehr verſchieden, allein der Ueberſ. ſcheint ſo wenig als Tournefort den Marmor recht zu kennen, denn B. II. S. 83. iſt von einem Bandjaſpis die Rede, der eine Art eines blaßrothen Marmors ſeyn ſoll. Zu vielen Pflanzen und Thieren, die wir in dieſen Reiſen beſchrieben finden, haben wir ſchon eingeführte deutſche Namen, und wir ſehen nicht ein, warum ſie der Ueberſetzer nicht genutzt hat. Mehrere Beyſpiele davon kommen B. I. S. 158. 319. u. a. vor: Cedrus lycia B. I. S. 337. ſoll vermuthlich Iuniperus lycia heißen, und ſtatt Leins B. III. S. 286. muß nothwendig Saamens ſtehen, wenn ein Zuſammenhang herauskommen ſoll. Statt Nägelein (B. I. S. 280.) einem Provinzialausdrucke, würden wir lieber Nelken, ſtatt Bocksdorn, (B. I. S. 70.) Tragant; ſtatt Geishaare (B. I. S. 330.) Ziegenhaar, ſtatt heimlich (B. II. S. 112.) lieber zahm, ſtatt Schlingbaum, (B. III. S. 102.) unter welchem andere Viburnum Lantana verſtehen, Gerberbaum, ſtatt Elephantenkopf (B. III. S. 139.) oder Elephantenfuß (B. III. S. 257.) Hahnenkamm, ſtatt Gerberkraut, (B. III. S. 144.) worunter man ſonſt Achillea Millefolium verſteht, Johanniskraut; ſtatt das Honig, (B. III. S. 144. und 158.) der Honig, ſtatt Rohm (B. III. S. 201.) Rahm, ſtatt blaue Stärke, (B. III. S. 383.) worunter viele die Smalte verſtehen, Lakmus, ſtatt der Butter (B. III. S. 393.) die Butter, ſtatt Sorten (B. III. S. 445.) Arten, ſtatt der Salbey (ebend.) die Salbey geſagt haben. An einigen wenigen Stellen dünkt uns die Ueberſetzung zu wörtlich, und wegen der vielen Zwiſchenſätze etwas ſteif; z. B. (Th. I. S. 311.) Mehrere Anmerkungen wären allerdings nöthig geweſen, vornehmlich da, wo Tournefort ſeine Lieblingshypotheſen auskramt, die durch das Anſehen eines ſo großen Mannes leicht zu ſehr gefallen können. Wir hätten ſie wenigſtens (B. I. S. 87.) wo

von dem Wachsthume der Steine die Rede ist, (B. I. S. 235. u. f.) wo er die Entstehung des unterirdischen Feuers zu erklären sucht, (B. II. S. 253.) wo von der Heilung der Pest gesprochen wird, (B. III. S. 133.) wo die Erde von Sinope mit einem Eisensafran verglichen, und (B. III. S. 231.) wo der Lasurstein für eine Art Grünspan oder corodirtes Gold, und seine Kiesadern für Goldfäden gehalten werden, recht sehr gewünscht. Alle hätten auch leicht aus den unzähligen Erfahrungen der Neuern widerlegt werden können und sollen. Die Kupferstiche sind gut.

Ok.

Der Kukuk, oder Lottingers Nachrichten über die Naturgeschichte dieses wunderbaren Vogels. Aus dem Franz. übersetzt. Strasburg, 1776. kl. 8. bey König. 80 Seit. nebst einem Vorber.

Die Geschichte eines Vogels, der, so gemein er auch ist, doch so viel besonderes in seiner Natur hat, verdiente allerdings durch genauere Beobachtungen in ein helleres Licht gesetzt zu werden, und das um so mehr, da sie auf der einen Seite selbst bis auf unsere Zeiten durch Fabeln und Widersprüche entstellt, auf der andern Seite Manchen ganz unglaublich war; und Rec. muß bekennen, daß der V. sehr vieles darinn geleistet hat. Seine genaue und anhaltende Aufmerksamkeit auf das ganze Betragen des Vogels belehrte ihn, daß der Kukuk wirklich sein Ey in das bereits gebauete und mit Eyern gefüllte Nest kleinerer Vögel legt, und ihnen die ganze Sorge für seine Brut überläßt, und daß diese, so eigen sie auch sonst sind, fremde Eyer, wenn sie auch den Eyern des Kukuks oder den ihrigen noch so sehr gleichen sollten, anzunehmen, und eher ihre eigenen Eyer und das ganze Nest verlassen, doch das Ey des Kukuks geduldig ausbrüten, und noch nachher den jungen entwickelten Vogel, wie ihre eigene Junge, so lange speisen, bis er sich seine Nahrung selbst anschaffen kann. So war eine Wahrheit bestätigt, die schon ältere Naturforscher lehrten.

Aber der V. zerstört auch Irrthümer, in welche der Naturforscher diese Wahrheit eingehüllt hatte. Er sah, daß der Kukuk nur selten die Eyer frißt, die er in dem Neste antrifft, in

in welches er sein eigenes legt, und niemals konnte er wahrnehmen, daß der junge Kukuk den Vogel verzehrte, der ihn in seinem Neste beherbergt, ausgebrütet und aufgezogen hatte.

Das folgte unmittelbar aus den vielen Bemerkungen, welche er mit großer Sorgfalt angestellt hat, und dafür verdient der V. den aufrichtigsten Dank und Beyfall seiner Mitbürger; aber wenn er und seine Freunde, mit welchen er Briefe wechselte, vornehmlich in dem zweyten Abschnitte, die Absichten der Vorsehung dabey ergründen, und sie gleichsam entschuldigen wollen, warum sie hier von ihrem allgemeinen Plane abweicht, so möchte ihm vielleicht Rec. seine Stimme versagen, wenigstens muß er gestehen, daß ihn dieser Theil der Abhandlung nicht so befriedigt hat, wie der erstere.

Der Uebersetzer, ein Liebhaber der Naturgeschichte zu Strasburg, rügt einige Fehler des V. und liefert einige Zusätze. Außer den Nestern der gemeinen und der kleinsten Grasmücke, (Motacilla Hypolais und Trochilus) wählt sich der Kukuk auch noch die Nester anderer Vögel, vornehmlich aus dem Geschlechte der Bachstelze, (Motacilla) der Lerche und des Buchfinken zu Beherbergung seiner Eyer. Ob, wie Pallas bemerkt haben will, der Kukuk sein Ey immer wieder in das Nest eines Vogels von der nemlichen Art lege, wie der war, von welchem er ausgebrütet wurde, müssen erst wiederholte Beobachtungen außer Zweifel setzen.

Pm.

D. Jacob Christian Schäffers fernere Versuche mit dem beständigen Electricitätsträger, nebst Beantwortung einiger dagegen gemachten Einwürfe. Mit einer Kupfertafel. Regensburg, bey J. L. Montag, 4. 1777.

Herr S. hat diese fernern Versuche in zween Abschnitte vertheilt. Der erstere enthält Versuche mit dem Electricitätsträger allein. Da die Materie, woraus der Electrophor besteht, ingleichen die Größe, wie auch die Form, eine sehr merkliche Verschiedenheit in den Wirkungen selbst hervorbringen; so hat Hr. S. sechs Electrophore, die alle in diesem Betracht von einander verschieden sind, zurichten lassen, und die

die Grade ihrer Wirksamkeit so viel möglich bestimmt. Die Resultate aller dieser äußerst mühsamen Untersuchungen lassen sich hier nicht anführen; bloß zur Probe des Verfahrens ziehen wir den Erfolg des 99sten Versuchs aus. Die Unterscheiben der sechs Electrophoren wurden anfänglich in einem kalten, nachher aber in einem geheizten Zimmer, 6. 25. 50. 100 und 200 mal mit einer Bürste von Hasenfell überfahren, und so lange Funken gezogen, bis sich weder helle noch sichtbare Funken mehr zeigten. Hr. S. gesteht ungerne, daß sich aus der Zahl der Funken nichts beständiges und sicheres angeben lasse, als bloß dieses zwiefach allgemeine: daß bey allen Electricitätsträgern in kalten Zimmern die Funken ungleich früher aufhören als in warmen; und daß die papiernen und staniolenen, länger als die messingenen und kupfernen, und diese wieder länger, als die drey- und viereckichten Oberscheiben, Funken geben. Der Electricitätsträger von Eisenblech gab nach sechsmaligem Reiben der Unterscheibe 984, nach zwölfmaligem 1093, nach 25maligem 1146, nach 50maligem 1326, nach 100maligem 1547, und endlich nach 200maligen Reiben 1751 Funken unausgesetzt fort und fort hintereinander. Diese Versuche machen von der Stärke der Schäfferischen Electrophore eben nicht den vortheilhaftesten Begriff. Der Rec. hat einen Electrophor von Zinn 1½ Fuß im Durchmesser und mit einem Gemische von Pech, Gummilack und Geigenharz ausgegossen in einem mäßig geheizten Zimmer, aber bey sehr feuchter Witterung, mit der flachen Hand 12mal im Kreise überfahren, und 2000 Funken gezogen, ohne noch den mindesten Unterschied zwischen dem erstern und letztern zu bemerken, jeder erschütterte die Hand, und war wenigstens 2 Zoll lang, auch hörte man bey dem letzten Aufheben des Obersatzes, das Knistern noch so wie bey dem erstern. Die Materie, womit man reibt, und die Art, wie gerieben wird, haben einen nicht geringen Einfluß in die Wirkung dieser Maschine. Der Recensent hat durch das Reiben mit der Hand immer eine starke Wirkung hervorgebracht, die eine Bürste oder ein anderer Körper, der sonst nicht unwirksam ist, sogleich wieder vernichtete. Der Fall ließe sich so gar umkehren, die Hand vernichtete in einem Augenblicke, was ein anderer Körper vorher gut gemacht hatte. Der 103te Versuch ist aus den Wirkungen der electrischen Atmosphäre erklärbar. Der zweete Abschnitt zeigt die Wirkung des Electrophors auf bewegliche Körper vermittelst gewisser Personen, in einer beträchtlichen Menge von Versuchen,

suchen, die denen ganz besonders angenehm seyn werden, die das Glück haben, sich unter die gewisse Personen zählen zu können. Die Beantwortungen der Einwürfe und das beygefügte Attestat des Herrn Professor Epp in München, hätten wegbleiben können; so lange jeder, der diese Versuche mit widrigem Erfolge anstellt, eben das Recht hat, das Hr. S. sich in der Vorrede anmaaßt: „so lange mir niemand einen „Irrthum zeigt, wird man mir die Freyheit lassen, meinen „und andern Augen zu trauen und dabey stehen zu bleiben.“ Der Recensente, der seinen Augen sicher trauen darf, muß sich, wiewohl ungerne, auf seine schon ehemal gethane Erklärung auch hier wieder beziehen, mit dem Zusatze, daß er diese sämmtlichen Versuche mit Electrophoren von 2. 4 und 6 Fuß im Durchmesser, und die noch dazu nach der neuern Verstärkungsart zu einer ungeheuern Wirkung erhoben waren, sorgfältig wiederholt hat; aber, wie er es durch Zeugnisse erfahrner Männer bewähren könnte, noch zur Zeit ohne allen Erfolg. Zum Beschluß noch eine Stelle aus der Beantwortung des siebenten Einwurfs. „Ich habe an dem Schlusse meiner „Schrift von dem Electricitätsträger, eine Geschichte aus der Erfahrung erwähnt, und ich nehme itzt keinen Anstand, mich selbst als denjenigen zu nennen, durch dessen Anrühren, jener Person ihre Gliederschmerzen augenblicklich erregt worden sind. — Diese Person leidet viele Jahre abwechselnd unerträgliche Schmerzen an einer Nervenkrankheit. Sie bat mich ihren Puls zu fühlen, ob sie gleich damals keine Schmerzen noch ihre Krankheit (Zufälle) hatte. Ich hatte ihre Hände kaum angefaßt, so spürte ich Zuckungen und widernatürliche Bewegungen, und in wenigen Augenblicken brachen die Zuckungen und Bewegungen so stark aus, daß der ganze Körper zitterte, und solche Stöße gab, daß ich nachlassen mußte. Selbst die Sprache wurde stammelnd, und in das ganze Gesicht trat eine ungewöhnliche Röthe. Als ich sie hierauf frey ließ, verlohr sie auch die Zuckungen, die Sprache wurde wieder ordentlich und die Röthe verlohr sich. Bey der zwoten Berührung fand sich alles eben wieder so, wie bey der erstern. Bey allem dem, fährt Herr S. fort, bleibt zwischen Schmerzen und Krankheiten regemachen, und zwischen Schmerzen und Krankheiten vertreiben, noch, wenigstens dermalen, ein großer Unterschied, und ich würde, wenn man mich fragte, nach hiesigen leidigen Exempeln und Erfahrungen, vor letztern jedermann mehr warnen, als rathen.“ U. d. v. N. W.

Neue

Neue electrische Versuche mit der von dem Herrn van Marum erfundenen Electrisirmaschine, und dem vom Hrn. Schäffer bekannt gemachten Electricitätsträger, in einem Schreiben an Hrn. Justizrath Gondela, bekannt gemacht von Joh. Georg Heinze. 4. 1½ Bogen.

Herr H. hat an der angezeigten Electrisirmaschine verschiedenes noch mangelhaft gefunden; seine dabey gemachten Beobachtungen haben ihm die Mittel gezeigt, dieser Maschine eine weit bequemere Einrichtung zu geben, die wir ehestens von ihm zu erwarten haben, und der wir mit Verlangen entgegen sehen. Der übrige und größte Theil dieses Schreibens enthält dreyßig Versuche mit dem Electrophor, welche theils die Körper, womit man reibt, theils die Materien, woraus Electrophore bestehen, und endlich auch das verschiedene Verhalten der entgegengesetzten Electricitäten dabey betreffen. Hr. H. sagt einmal von den Schäfferischen wunderbaren Versuchen: „sie sind, so viel der vorzüglichsten ich davon gemacht habe, alle von gleich glücklichem Erfolg und mit Verwunderung von mir und andern Kennern gesehen worden,“ nennt aber außer dem Einlenken schwebender Körper in die Mittagslinie keinen Versuch besonders. Sollte er seinen 23sten Versuch zu den gesetzmäßigen Schwankungen rechnen; so hätten wir dagegen verschiedenes noch einzuwenden: denn die Regensburger Stadtwage war weder isolirt noch electrisirt. Der am Ende beschriebene Versuch mit einer gläsernen Kugel ist nicht neu. Schon 1746 hat ihn Winkler mit Kugeln von allerley Materien gemacht, und in einer Einladungsschrift: de imagine motuum coelestium viribus electricis efficta beschrieben. Bekanntlich hat Rackstrow den Versuch mit der Glaskugel sehr verfeinert.

Anfangsgründe der Electricität, in acht Vorlesungen abgefaßt und mit einer Kupfertafel erläutert durch Abel Socin. Hanau, 1777. 8.

Wenn man sieht, daß der größte Theil des electrisirenden Haufens, aus Mangel einer guten Anweisung, nur Funken

ken zieht, Glöckchen läuten und Püppchen tanzen läßt, oder höchſtens Flaſchen ladet, nur ſpielt und nicht unterſucht: ſo muß man es dem Verfaſſer recht ſehr Dank wiſſen, daß er ſich durch ſeinen ehemaligen Lehrer, den Herrn Daniel Bernoulli, aufmuntern laſſen, eine Art von Schulbuch nach Franklins Syſtem über die Electricität zu ſchreiben. Franklins Briefe ſind zu dieſer Abſicht nicht geſchickt, da ſie die genaueſte Kenntniß der Anfangsgründe vorausſetzen. Die Werke des Pater Beccaria haben weder das Glück noch das Unglück gehabt, einem Ueberſetzer in die Hände zu gerathen, und Prieſtley Geſchichte der Electricität kann zu ſolchem Endzwecke nicht gebraucht werden. Es mußte ein Buch ſeyn, „in dem einer, der gar keine Kenntniß von der Electricität hat, findet, wie er es anfangen ſoll, um dazu zu gelangen, und wie er nach und nach von den erſten Anfangsgründen bis auf die Erfindungen der neueſten Zeiten fortſchreiten müſſe. Keine Lection ſollte etwas vorausgeſetztes enthalten. Nach der erſten ſollte man alles in der zwoten, und ſo ferner begreifen können;“ und dieſer Vorſchrift iſt der V. treulich nachgekommen. Die acht Vorleſungen, deren jeder am Ende ein Verzeichniß des dazu erforderlichen Apparats beygefügt iſt, ſind; 1) von den electriſchen und unelectriſchen Körpern, inſonderheit von der Anziehungskraft der erſtern. 2) In welcher die Zurückſtoßung, und hauptſächlich, daß es zweyerley Electricitäten giebt, bewieſen wird. 3) Die einige Erklärungen über die vorhergehenden enthält, und von der Electricität handelt, welche die electriſchen Körper andern mittheilen. 4) Fortſetzung der Electricität durch die Mittheilung. 5) Von dem Dunſtkreiſe electriſcher Körper. 6) Von den verſchiedenen Wirkungen, ſo durch das Reiben bey dünnen electriſchen Körpern hervorgebracht werden. 7) Fortſetzung über die Bänder und Symmers Verſuche mit ſeidenen Strümpfen. 8) Ueber den Electrophor des Herrn Volta und demſelben ähnliche Erfahrungen. Bey dieſer letztern Vorleſung können wir nicht umhin, einige Anmerkungen zu machen, um dem V. zu zeigen, daß wir ſeine Schrift mit Aufmerkſamkeit geleſen haben. S. 102. heißt es; „die Thatſache bleibt, daß der Kuchen und alle geriebene Flächen electriſcher Körper keine Funken gegen unelectriſirte geben, wie eine Siegellack- oder Glasſtange.“ Wenn das Wort unelectriſirte auf Flächen gezogen werden ſoll: ſo iſt der Satz in ſoferne wahr, als ſich zwo Flächen völlig eben und in völlig gleicher Entfernung aller ihrer Theile von einander denken

lassen. Die electrische Materie bleibt alsdenn zwischen ihnen gleich ausgetheilt, und kann durch Hinschießen auf einen Punct keinen Funken erregen. Geht aber das Wort unelectrisirte auf Körper: so verhält sich die Sache mit einer gewissen Einschränkung anders. Bleibt der Kuchen auf dem Teller und also einem ableitenden Körper liegen; so schlägt seine Oberfläche gegen einen entgegengebrachten nicht flachen Körper zwar eben so wenig einen Funken; wird er aber aus dem Teller genommen und frey gehalten, so schlägt jede seiner Flächen gegen ableitende Körper eben sowohl Funken, als eine Siegellack- oder Glasstange. S. 109 u. f. „dem Schlage kann man meistens ausweichen, und doch einen eben so starken Funken von der Trommel bekommen, wenn man erstlich oben die Trommel und hernach den Teller berührt.“ Dieses wünschten wir bestimmter ausgedrückt; denn wenn man die Trommel berührt und die Hand wegzieht, und hernach auch so den isolirten Teller berührt, so erstirbt die Electricität, und dieses um so viel eher, wenn man erst den Teller und dann die Trommel einzeln berührt. Den stechenden Funken kann man ganz vermeiden, wenn man erst den Finger an die Trommel bringt, ehe man sie auflegt, und wenn sie liegt, mit einem andern Finger den Teller anrührt. Die Fortsetzung soll folgen, wenn diese Vorlesungen Beyfall erhalten. Kann der unsrige etwas dazu beytragen: so sey er hiermit öffentlich gegeben.

Eri.

9) Geschichte.

Briefe den gegenwärtigen Zustand von Nordamerika betreffend. Erste Sammlung. Göttingen, bey Dieterich, 1777. Ohne die beygefügte Tabelle, 8 Bogen in 8.

Daß es vielen schwer fällt, über die Rechtmäßigkeit des jetzigen amerikanischen Kriegs, aller schwarmweise darüber herauskommenden Schriften ungeachtet, ein richtiges Urtheil zu fällen, ist kein Wunder. Die meisten Brochüren sind Ausgeburten des Partheygeistes; es wird darinn alles übertrieben,

trieben, und im falschen Lichte vorgestellt; aber über die Gründe des Gegentheils zu schnell hinweg geeilt. Und wer kann sie alle lesen? gleichwohl enthält fast jede einzeln brauchbare Bemerkungen, die in andern fehlen. Ueberdieß erfodert die Prüfung aller gegenseitigen Gründe eine eben nicht sehr gemeine Kenntniß der englischen Staatsverfassung, der amerikanischen Kolonien und deren Einrichtung.

Ein Mann, der Kenntniß, Belesenheit und historische Talente hat, kann hier viel Gutes stiften, wenn er theils Nachrichten von den neuesten Auftritten mit Anmerkungen über die Verfassung, Rechte und Geschichte der Kolonien; theils gute und erklärende Auszüge aus den besten neuesten englischen Staatsschriften über die jetzigen Streitigkeiten mittheilt, und so durch eine Zusammenstellung der Gründe und Gegengründe seine Leser in den Stand zu setzen sucht, ein richtiges Urtheil zu fällen. Das ist der Plan, welchen auszuführen der Verf. gegenwärtiger Briefe (dessen Namen wir zu nennen kein Bedenken tragen, Hr. Sprengel) sich vorgesetzet hat. Es wäre zu viel gefodert, wenn man schon in der ersten Sammlung das Versprechen ganz erfüllt zu sehen erwartete. Hier vertheidigt er in einer sehr unterhaltenden Schreibart bloß die Rechte und bisherigen Schritte des Parlaments, so daß allzu amerikanisch gesinnte Leser wohl in manchem Stücke gelindere Begriffe bekommen könnten. Nur möchten vielleicht eben solche den Verf. beschuldigen, daß er bereits Parthey ergriffen habe, zu ministerialisch gesinnt sey, und die Rechte und Foderungen der Kolonien zu gering achte. Unser Urtheil nicht zu übereilen, wollen wir erst die zwote Sammlung abwarten, in welcher er über die wichtigsten Puncte, nemlich über die Freybriefe (Charters, wir würden sie lieber Privilegien oder Freyheitsbriefe nennen) der Kolonien, und über das Taxationsrecht des Parlaments seine Gedanken mittheilen will. Wir vermuthen im Voraus, was er von dem letzten sagen wird; er nennt es jetzt schon gegründet. Wir wollen diesen Ausdruck nicht schlechthin tadeln; hoffen aber auch, daß der Verf. nach seinem Versprechen Gründe und Gegengründe zusammenstellen, prüfen, und denn erst einen Ausspruch thun werde. Bey dergleichen gegenseitigen Schriften muß vieles in Betracht kommen, was bey Privatstreitigkeiten keiner Erwägung bedarf. Selbst was Vorsicht und Klugheit befehlen, ist oft wichtiger, als ein unstreitiges Recht. Die Kolonien haben wirklich starke Gründe für sich,

und darunter ihre Freyheitsbriefe, deren einige kein Wort vom Schatzungsrechte des Königs oder Parlaments enthalten: andere erwähnen deſſelben, aber in etwas dunkeln, bald möchte man ſagen, ſich ſelbſt widerſprechenden, Ausdrücken. So kömmt z. B. in dem einem eine Stelle vor, wo nur von Gold- und Silbererzen der Fünfte gefodert wird, **für und in Anſehung aller und jeder Arten von Abgaben, Foderungen und Dienſten.** (Um der Kürze willen verweiſen wir Leſer, denen die Sache nicht bekannt iſt, auf **Ebelings** Amerik. Bibliothek S. 413 u. f.) Die Könige verſprechen aber in eben den Freyheitsbriefen, **daß alle dunkle Stellen zum Vortheil der Kolonien ſollen erklärt werden.** (Der Rec. erinnert ſich nicht, dieſe Anmerkung irgendwo geleſen zu haben; ſie ſcheint den engliſchen Schriftſtellern entwiſcht zu ſeyn, verdient aber Erwägung.) Hätten die Kolonien ſich jede dem Parlamente beliebige Auflage gefallen laſſen, wo wäre die Sicherheit ihres Eigenthums geblieben? — Das iſt doch auch wahr. Sie haben Vorſtellungen wider das Beſchatzungsrecht des Parlaments eingereicht, aber kein Gehör gefunden; welches der Verf. ſelbſt geſteht, aber S. 61 ſich äuſſert, als hätten ihre Vorſtellungen **keine Aufmerkſamkeit** verdient. Aber dieß kann ſchwerlich jemand glauben, der ſie geleſen hat. Warum hat man den Kolonien keine Repräſentanten im Parlamente zugeſtanden? Lord **Germaine** antwortet, ſie hätten keine verlangt. Das kann ſeyn. Schon die Beſtimmung ihrer Zahl würde unabſehliche Schwierigkeiten gemacht haben; und wer ſollte ſie beſtimmen? Und was ſollten ihnen die Repräſentanten nützen? damit ſie deſto dreiſter und gewiſſer beſchatzet würden! Geſetzt man hätte ihnen ihrer halb ſo viel als Schottland bewilliget; was hätten 23 Stimmen gegen einen großen Haufen können ausrichten? Der Einwurf, daß der gröſte Theil der engliſchen Nation (von 6 bis 8 Millionen wählen nicht völlig 300,000) bey den Wahlen der Parlamentsglieder keine Stimme, folglich auch keine Repräſentanten habe, und doch der Taxation des Parlaments unterworfen ſey, iſt ſcheinbar, aber auch weiter nichts. Das Parlamentsglied taxirt ſich bey jeder Bewilligung zugleich mit, oder, wie es D. **Price** ausdrückt, der repräſentirte Theil kann den nicht repräſentirten keiner willkührlichen Macht unterwerfen, ohne ſich mit einzuſchließen. Ganz anders iſt es mit den Kolonien, deren Abgaben kein Parlamentsglied mitträgt. Die Ausflucht, daß Cheſter, Durham und Lankaſter eine Zeitlang

auch

auch keine Repräsentanten im Parlamente gehabt haben, paßt folglich nicht hieher. Ueberhaupt fühlten sich die Kolonien schon zu stark, als daß sie sich des Parlaments Willkühr unterwerfen sollten, dem es einmal hätte einfallen können, zu Englands Erleichterung den Kolonien äußerst drückende Beschatzungen aufzulegen. Es war ja schon genug, daß der ausschließende Handel England vortheilhaft beschäfftigte und bereicherte. Die Vortheile aus den Taxationen waren geringe, giengen größtentheils zum Unterhalte der Zollbedienten auf, und dienten bloß zur demüthigenden Erinnerung der parlamentarischen Oberherrschaft, oder zum Mittel für die Minister, ihren Kreaturen Bedienungen in Amerika anzuweisen. — Doch wir müssen abbrechen; vermuthlich wird der Verf. diese Winke und mehrere andere Gründe, die wir übergehen, in der zwoten Sammlung einer Beherzigung würdigen. — Gelindigkeit, oder frühere ernstliche Maaßregeln, ehe die Kolonien sich stark genug fühlten, wären sichere Mittel gewesen, noch eine Zeitlang dem jetzigen Kriege zuvor zu kommen, der, er falle aus wie er wolle, den Engländern nachtheilig ist. Daß der Bruch schwerlich ganz hätte können vermieden werden, haben schon D. Tucker und andere vorher gesagt. — Uebrigens versichert der Rec. daß er ganz unpartheyisch ist. Er schätzt die englische Verfassung und Großmuth, er wünscht, daß Englands Macht keine merkliche Erschütterung erfahren möge: aber er hält sich auch verbunden die Gründe eines jeden Theils zu prüfen.

Völlig treffend schildert der Verf. S. 2 u. f. die Ursachen des jetzigen Kriegs; mit Recht beschuldigt er die sogenannten Patrioten oder die Oppositionspartey, daß sie durch ihr Geschrey und Machinationen viel zu dessen Ausbruch beygetragen haben, S. 43 u. f. Ein gewisser englischer Schriftsteller sagt von ihnen gar: „wünschen sie den Kolonien Glück, so sind „sie Verräther an England; wünschen sie ihnen Unglück, so „sind sie Verräther an Amerika!“ Von allen Patrioten möchte dieß wohl nicht gelten; wenigstens hat noch ein drittes statt. — Der Behauptung S. 72. u. f. als könne die Krone der Kolonien Freyheitsbriefe ändern, wird ein Engländer, der seine Freyheit liebt, nicht beystimmen. Was bey Georgien S. 81. und andern Provinzen geschehen ist, beweist noch nicht die Rechtmäßigkeit. Eben so hinkend ist es, wenn einige das Taxationsrecht des Parlaments daraus beweisen wollen, weil dasselbe den Kolonien während ihrer Schwäche, oder da sie

aus allerley Anlaß still zu schweigen für gut befanden, Schonung aufgelegt hat.

Die Zweifel S. 57 über den Verf. der Antwort auf die Declaration des Kongresses, werden wohl jetzt nicht leicht mehr erhoben. Und die Klagen S. 56 als habe der Kongreß unter unsern Schriftstellern so viel Freunde, daß daher viel gründliche Staatsschriften bey uns nicht übersetzt würden, fallen nun weg: die dort angeführte Schrift ist bereits übersetzt, und die Amerikanische Bibliothek nebst dem Amerikanischen Archiv werden uns vermuthlich alle gründliche Staatsschriften der Engländer in getreuen Uebersetzungen liefern.

Amerikanische Bibliothek, herausgegeben von C. D. Ebeling — Erstes Stück. Leipzig, in der Weygandischen Handlung. 1777. 9 Bogen in gr. 8.

— Zweytes Stück. 8 Bogen.

— Drittes Stück. 16 Bogen, mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Der Einfall, mehrere über den jetzigen amerikanischen Krieg, auch über andere amerikanische Gegenstände, in verschiedenen Ländern herauskommende Schriften, die bey uns wenig oder gar nicht bekannt, und doch lesenswerth sind, in einer richtigen Uebersetzung, oder auszugsweise, vermittelst einer amerikanischen Bibliothek unter uns bekannt zu machen, auch von neuen dahin gehörenden Büchern und Landkarten, Anzeigen mit beygefügten kurzen Urtheilen, einzurücken, verdient Ermunterung. Nur kommt es auf gute Wahl und Ausführung an. Die vor uns liegenden drey Stücke enthalten Aufsätze, mit welchen die Leser zufrieden seyn werden. Wir wollen sie kürzlich Liebhabern zur Nachricht anzeigen.

Das erste Stück enthält, außer der angehängten Anzeige etlicher neuen Karten von Amerika, blos des bekannten D. Price Schrift, die bey ihrer Erscheinung großes Aufsehen in England machte, und in kurzer Zeit vielmal aufgelegt wurde. Unter guten und reifen Gedanken, kommen darinn auch manche schielende vor; das Uebertriebene schimmert oft hindurch. Die in England herausgekommenen Widerlegungen

mögen

mögen wohl die erſten enthuſiaſtiſchen Aufwallungen vermindert haben. Deutſchen Leſern, die ſich zu viel von dieſer Schrift verſprechen, wollen wir blos ein paar Winke geben.

Price bildet ſich Begriffe, wie er ſie braucht. Aus ſeiner S. 8. vorgetragenen Beſchreibung der politiſchen Freyheit, bey welcher er unter andern vergißt, daß ſich Perſonen gedenken laſſen, die als beſtändige Bevollmächtigte des Staats, von Zeit zu Zeit die nöthigen Geſetze zu deſſelben Wohl abfaſſen, ſchließt er S. 15. daß durch eines Andern Willen gelenkt werden, das Kennzeichen der Sklaverey ſey. Aber ſo wäre ſelbſt in England ſehr wenig Freyheit. Unter mehr als 7 Millionen Inwohnern, hat nur ein kleiner Theil bey der Wahl der Parlamentsglieder eine Stimme. Und dieſer kleine Theil, ſelbſt viele Parlamentsglieder, ſehen ſich oft einem fremden Willen, alles Widerſetzens ungeachtet, unterworfen: die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Dieſe flickt der Verf. S. 9. aus Vorſicht in ſeinen Begriff. Aber können die Ueberſtimmten ſagen, daß ſie keinem fremden Willen unterworfen ſind? — Die nach Amerika ziehenden Pflanzer erbaten von den Königen Freyheitsbriefe (Charters); ihnen wurde darin die Pflicht auferlegt, gewiſſe Abgaben zu bezahlen (S. 182. 366. u. a. O.) die Könige behielten ſich vor, obrigkeitliche Perſonen hin zuſchicken, Beſchlüſſe zu beſtätigen oder zu verwerfen ꝛc. So wurden die Pflanzer dem Willen des Königs (und des Parlaments) unterworfen; gleichwohl nahmen ſie dergleichen Freyheitsbriefe als Wohlthaten mit Dank an, ohne ſich dadurch als Sklaven anzuſehen. Warum befinden ſie nun mit einemmal, daß ſie durch dergleichen Verpflichtungen Sklaven ſind? Liſtig ſucht Price den Freyheitsbriefen auszuweichen; er erklärt ſchlechthin, wenn ſo etwas darin ſtünde, ſo wären ſie geſetzwidrig, und daher null und nichtig. Solche Sprache führte keine Colonie während ihrer Kindheit und Schwäche: wenn man ſeine Stärke fühlt, läßt ſich leicht trotzen. — Auch den lächerlichen Wahn wärmt er auf, als wäre kein Menſch erhabner Ideen fähig, der eines Andern Willen für Geſetz achten muß. S. 21. Wie, wenn Jemand die Anwendung auf Price ſelbſt machte! Nach ſeinen willkührlichen Begriffen muß er alle Franzoſen für Sklaven erklären. Aber hat nicht Frankreich alle Arten von großen Männern hervorgebracht? Der Rath S. 61. die Colonien ſanft zu behandeln, iſt weiſe, und dennoch unnütz: er kommt etwas zu ſpät; und hat man denn engliſcher Seits niemals

Sanftmuth versucht? Aber die Versicherung S. 64. daß man sich in Boston zur Ersetzung des in die See geworfenen Thees bald würde verstanden haben, wenn man weiter nichts gefodert hätte, ist falsch. Warum boten die Bostonianer keine Ersetzung an? Der aufgewiegelte Pöbel hatte kein Vermögen, und die Anstifter, die mit Thee vortheilhaften Schleichhandel trieben, keine Neigung zum Ersatz. — Gewiß beschreibt er wider seine Ueberzeugung, blos den Pöbel in Schrecken und Wuth zu setzen, die Gefahr für England so nahe und so groß, daß man sich wundern muß, wie sich das Reich noch hat bisher erhalten, die erfoderlichen Summen aufbringen, und selbst nach Niederlagen, eine Stärke zeigen können. Hingegen hat er gewiß die meisten Stimmen auf seiner Seite, wenn er S. 93. es für unüberlegt erklärt, mit 30 bis 40000 Mann fast einen halben Welttheil erobern, und eine halbe Million entschlossener Leute, die für ihre Freyheit fechten (oder vielmehr, zu fechten glauben,) bezwingen wollen. — Was Price S. 13. zur Vereinigung aller europäischen Staaten und Abwendung alles Krieges vorschlägt, ist eine nähere Entwickelung des wohlgemeinten St. Pierrischen Traums; aber nichts weniger als neu. Der Rec. erinnert sich vor ungefähr 10 Jahren bey seinem Aufenthalt zu Leipzig in einem Buch das damals unter dem Titel: Neues Staatsgebäude v. L. die Presse verließ, aber auch gleich der Vergessenheit entgegen eilte, ähnliche Vorschläge gelesen zu haben, auf deren Ausführung kein kluger Mensch hoffen wird.

Im zweyten Stück findet man die Vertheidigung der Rechte Englands gegen die Colonien, die, wie zuverlässig versichert wird, nicht von D. Lind, sondern vom Lord Germaine herrühren soll. Außer etlichen Auszügen von Acten, darin die Oberherrschaft des Parlaments über Amerika festgesetzt wird, ist die Erklärung des Congresses, warum die Amerikaner die Waffen ergriffen haben, angehängt. Diese letzte wird eigentlich in der Vertheidigung widerlegt, von der wir blos anführen, daß sie mehr Thatsachen als Raisonnement enthält. Mancher wird sich sehr wundern, wenn er liest, daß Männer, die er für erhabene Patrioten hält, aus den niedrigsten Absichten handeln; z. B. daß sich der große Pitt einer Acte blos deswegen widersetzte, weil sie ein Lieblingsentwurf der Anverwandten seiner Gemahlin war, mit denen er sich entzweyet hatte, S. 167. u. f. ingleichen daß Lord Kamden und andre Glieder der Opposition sich oft selbst widerspre-

chen

chen haben S. 195. Ueberhaupt kann ein Ausländer manche Aufklärung bey den jetzigen Streitfragen, aus dieser Vertheidigung nehmen, als, daß das Parlament den Colonien schon oft Gesetze gegeben und sie durchgesetzt, auch Schatzung auferlegt hat, u. dgl. Nur ist eine andere Frage, ob was das Parlament that, und die Colonien während ihrer Schwäche und bey der Gefahr von benachbarten Feinden, zu leiden sich veranlaßt sahen, recht, mit ihren erhaltenen Freyheitsbriefen übereinstimmend; und ob es der Klugheit angemessen war, jetzt ihrer Stärke uneingedenk, sie einer Besteurung zu unterwerfen, der sie sich mit aller Macht entgegensetzten.

Im dritten Stück sind die ersten 3 Aufsätze, nemlich Washingtons Tagebuch von 1753.; Betrag des Handels von Großbrit. mit etlichen Colonien vom J. 1697. bis 1773.; und Ein- und Ausfuhrlisten von 3 Colonien nach und aus London vom J. 1773, die viele Seiten füllen, vielleicht für wenige Leser erheblich. Desto angenehmer werden ihnen die eingerückten Freyheitsbriefe von Virginien und Massachuset, seyn. Es kommen Dinge darin vor, die blinde Eiferer und vermeinte Patrioten zuweilen vergessen haben, als, das Recht zu besteuern, welches die Könige sich und ihren Nachfolgern vorbehalten haben; das Verbot gewisse Bäume, die den Königen vorbehalten werden, zu fällen u. s. w.

Daß der Herausgeber sich an keine Zeit und Bogenzahl bindet; sich in keine Streitigkeiten einlassen will; und etliche fremde Ausdrücke durch kurze Anmerkungen zu erklären sucht; billigen wir sehr.

Zugleich mit dieser Sammlung, ist eine andre ähnliche herausgekommen, nemlich das amerikanische Archiv, welches wir gleichfalls nächstens umständlicher anzeigen werden.

Edmund Burkes Jahrbücher der neuern Geschichte der Englischen Pflanzungen in Nordamerika — Aus dem Englischen. Des Zweyten Bandes Erste Abtheilung. Danzig bey Flörke 1777. Ueberhaupt 16 Bogen in 8.

Eben so unterhaltend als der erste Band, aber interessanter, weil hier die nähern Anlässe und Schritte zu dem jetzigen Kriege vorkommen. Wie angenehm ist es, was man vor

mehrern Jahren in den Zeitungen las, und ſchon halb vergeſſen hat, nach ſeiner Verkettung, dem geäußerten Einfluß, den verſchiedenen darüber gefällten Urtheilen, Gründen und Gegengründen der beyden Partheyen im Parlament, vollſtändig obgleich nur auszugsweiſe, hier mit einemmale gleichſam zu überſehen! Etliche den Miniſtern gemachte bittre Vorwürfe hat der Ueberſetzer in Anmerkungen widerlegt; doch iſt gröſtentheils alles mit ziemlicher Mäßigung abgefaßt. Das gegenwärtige Stück begreift die Jahre 1765. bis 1772. Voran ſteht Wesley's ſanfte Anrede an die amerikaniſchen Coloniſten. Sie enthält lauter bekannte Sachen, und iſt ohnehin ſchon gedruckt, hätte alſo füglich können wegbleiben. Wären dafür lieber die Druckfehler gehörig angezeigt und verbeſſert worden!

Die vorkommende Hauptfrage iſt, ob das Parlament die Colonien beſteuern könne. Die Gründe, die dafür und dawider ſind vorgebracht worden, müſſen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, zum eignen Nachleſen und Beprüfen überlaſſen. Auch was S. 4. u. f. von den Maaßregeln zur Hemmung des Schleichhandels; und S. 196. u. f. wider den Theezoll, der das Feuer in volle Flammen brachte, geſagt wird, verdient eine Erwägung. Mehrere Nachſicht gegen die Colonien, hätte dieſe wenigſtens noch etliche Jahre hindurch in der äußerlichen Ergebenheit gegen die Mutterinſel erhalten. Inzwiſchen mochten die Engländer dieſen oder jenen Weg einſchlagen, die Amerikaner hätten gewiß das Joch des eingeſchränkten Handels in die Länge nicht ertragen.

Ph.

Géographie univerſelle de *Mr. Büſching* — — traduite de l'Allemand avec des Augmentations et Corrections nouvelles fournies par l'Auteur. Tome Neuvieme contenant — — — les Cercles de Baviere, de Franconie, et de celui de la Haute-Saxe les Electorats de Saxe et de Brandebourg. Tome X. contenant la ſuite du Cercle de la Haute-Saxe, et de la Baſſe-Saxe les Duchés de Magdebourg, de Brounſvic et de Lunebourg, la Prin-

Principauté de Halberſtadt et le Duché de Meclenbourg. à Strasbourg 1776. chez Bauer et Treuttel 8.

Der Titel überhebt uns der Mühe, den Inhalt dieſer Bände anzuzeigen. Die Ueberſetzung, welche wir in verſchiedenen Stellen mit der fünften Auflage des Originals verglichen haben, ſcheint mit Fleiß gemacht zu ſeyn. Zuſätze ſind uns nur wenige vorgekommen.

Johann Matthias Schröckhs — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeſchichte zum Gebrauche bey dem erſten Unterrichte der Jugend. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1777. 557 S. 8.

Jeder Patriot muß ſich freuen, daß in kurzer Zeit drey Auflagen dieſes vortrefflichen Buchs nothwendig geworden ſind. In der gegenwärtigen hat es verſchiedene Verbeſſerungen und Zuſätze erhalten. Der wichtigſte unter den letztern ſind wohl die hinzugekommenen Zeittafeln, welche wir zur Ueberſicht und Wiederholung der Geſchichte ſehr brauchbar gefunden haben. Die ganze Einrichtung des Werkes dürfen wir nicht erſt hier beſchreiben, da ſolches bereits im XXVIIIten Bande dieſer Bibliothek S. 25. folg. hinlänglich geſchehen iſt.

Lb.

Die Allgemeine Welthiſtorie durch eine Geſellſchaft von Gelehrten in Deutſchland und England ausgefertiget. In einem vollſtändigen und pragmatiſchen Auszuge. Verfaſſet von Ludwig Albrecht Gebhardi. Neue Hiſtorie, dreyzehnter Band. Halle, Gebauer 1774. 2 Alph. 1½ B. in gr. 8. nebſt einer Landkarte.

Vier-

— — Vierzehnter Band, von L. A. Gebhardi. 1774. 2 Alph. 4¼ Bogen.

— — Funfzehnter Band, von M. E. Tozen. 1775. 2 Alph. 8 Bogen, nebst drey Landkarten.

— — Sechzehnter Band, von Joh. Georg Meusel. 1777. 2 Alph. 6 Bogen, nebst zwey Landkarten, und 4 Geneal. Tabellen.

Noch immer gehen beyderley Auszüge aus der großen Universalhistorie, der Leipziger und dieser Hällische, mit ziemlich gleichen Schritten, und auch dergestalt fort, daß jeder seinen eigenen Weg und Vorzug behauptet. Da eben dieselben Gelehrten, welche in den hier anzuzeigenden vier Bänden der Fortsetzung, einen Theil der neuern Europäischen Geschichte von ihnen selbst ausgearbeitet liefern, denselben schon in ausführlichen Werken, welche die Folgereihe der großen Universalhistorie ausmachen, bearbeitet hatten; so kann von dem Auszuge, den sie selbst davon verfertigt haben, eine kurze Nachricht desto hinlänglicher seyn; wiewohl sie auch, zu ihrer Ehre, mehr als einen bloßen Auszug ihrer Arbeiten geliefert haben.

So hat Hr. Gebhardi, welcher im 13ten und 14ten Bande die Geschichte der Reiche Norwegen und Dänemark beschreibt, theils eine vortheilhafte Aenderung in dem Plane, der in seiner größern Geschichte derselben herrscht, angebracht, theils merkwürdige Zusätze beygefügt. Jene besteht darinne, daß, anstatt daß ehemals die Statistik der gedachten Reiche zerstreuet bey jedem Zeitraume angegeben worden, dieselbe jetzt sogleich den ersten Abschnitt, mit der natürlichen Beschaffenheit derselben verbunden, ausmacht. Diese begreifen sowohl die wichtigen Staatsveränderungen in sich, welche seit dem Abdrucke des größern Werkes vorgefallen sind, als auch verschiedenes, was durch neuere historische Untersuchungen, Abhandlungen, Urkunden und Nachrichten genauer entdeckt und aufgeklärt worden ist. In der langen gelehrten Vorrede zum 13ten Bande bestätigt Hr. G. seine Meinung vom Othin, nemlich daß derselbe wirklich in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehöre, und rettet insonderheit die Glaub-

Glaubwürdigkeit der Nachrichten des Snorro Sturläson von demselben. Ohne Zweifel wird diese Untersuchung künftig eine Hauptstelle unter denen von gleichem Gehalte einnehmen. — In der Vorrede zum 14ten Bande theilet H. S. aus neuern Schriften besonders Dänischer Gelehrten, eine Anzahl Verbesserungen zum vorhergehenden Bande mit. — Die Geschichte endiget er mit Friedrich V. nennt aber auch die Hülfsmittel zur Regierungsgeschichte des jetzigen Königs. Eine Karte der Länder, welche ehemals zu Norwegen und Dänemark gehört haben, Stammtafeln und ein ausführliches Register, vermehren die Brauchbarkeit des Buches.

Im funfzehnten Bande beschreibt Hr. Toz die Geschichte der vereinigten Niederlande bis zum Jahr 1774. Statt der vierzehn Bücher, in welche sie in dem größern Werke abgetheilt war, hat sie hier deren nur zwölf, deren jedem ein ausführlicher Inhalt vorgesetzt ist. Die Quellen der Erzählungen sind weit häufiger genannt, als es Hr. Gebhardi gethan hat. In der Vorrede findet man einige ausgesuchte Anmerkungen über die vereinigten Niederlande überhaupt. Von den Landkarten stellt die erste die alten Niederlande und die angrenzenden Länder, die zweyte die nunmehro vereinigten Niederlande in den mittlern Zeiten, und die dritte eben dieselben zur Zeit der Utrechtischen Union vor. Hr. T. beschließt damit, daß er behauptet, in dem vorigen Zustande dieses Staats sey mehr Geräusche und blendender Glanz gewesen; in dem gegenwärtigen aber sey mehr Ruhe und wahre Glückseeligkeit.

Der sechszehnte Band hat den Hrn. Meusel zum Verfasser. Er hat darinne die Geschichte von Frankreich, vom Ursprunge des Reichs bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, oder bis auf den Tod Philipps IV. im J. 1315 beschrieben. Die vorangehende Einleitung oder allgemeine Vorstellung der französischen Geschichte, vom Ursprunge des Staats bis auf gegenwärtige Zeit, S. 1 — 10. ist in diesem Auszuge ganz neu hinzugekommen. Wir halten sie in Ansehung der politischen Veränderungen Frankreichs für wohlgerathen; aber was Religion und Wissenschaften eben daselbst für wirksamen Einfluß gezeigt haben, ist zu wenig berührt worden. Nächstdem hat Hr. M. vergessen, daß der Name des Landes Ungarn für Carl des Großen Zeiten zu früh sey. Neu ist besonders auch die Eintheilung dieser Geschichte in Epochen oder Perioden nach den Hauptveränderungen in derselben,

ſelben, anſtatt der willkührlichen Abtheilung nach den Regierungen der Könige, die er in ſeiner ausführlichen Geſchichte beobachtet hatte. Weil man mit dieſer nicht zufrieden geweſen war: ſo ſieht man es Hrn. M. etwas zu merklich an, daß er die neue Eintheilung halb gezwungen ergriffen hat, und er drückt ſich ſogar darüber etwas ſpöttiſch aus: „wir könnten nach „dem Beyſpiele ſo vieler wackern Geſchichtſchreiber alter und „neuer Zeiten die Begebenheiten ununterbrochen nach der Reihe „hin erzählen, bey jeder Regierung eines neuen Königs ſtehen „bleiben, oder auch Paragraphen und andere Abſätze, Ab„ſchnitte, Kapitel, Bücher ꝛc. machen, wenn wir nur die we„ſentlichen Pflichten des Geſchichtſchreibers dabey möglichſt treu „befolgen: unterdeſſen die Mode will es ſo: laßt uns alſo, „da ſie nichts unſchickliches mit ſich führt, ihr nicht ent„gegen ſchwimmen. Folgende zehn Epochen mögen demnach „unſerer Arbeit die Modegeſtalt ertheilen.“ Gewiß, wenn es weiter nichts als eine nicht unſchickliche Mode wäre: ſo hätte Hr. M. bey ſeiner ältern Art der Eintheilung, die jetzt außer der Mode zu kommen anfängt, bleiben können. Denn wer kann einen Geſchichtſchreiber nöthigen, ſich nach bloßen Moden zu richten? Oder kehren ſich etwa unſere beſten Schriftſteller von einem lange gegründeten Ruhme und Anſehen an den vermeinten kraftvollen deutſchen Modeausdruck, in welchem jetzt ſo manche unſerer jungen Genies emporflattern? Aber Hr. M. muß ja wiſſen, daß dasjenige, was er eine bloße Mode nennt, eine wirkliche Verbeſſerung der hiſtoriſchen Methode iſt; daß dieſe Realabtheilungen recht eigentlich hiſtoriſch, oder auf die Natur der Begebenheiten gegründet ſind; daß ſie eben ſo ſehr dem Gedächtniſſe, als der beurtheilenden Ueberſicht einer großen Geſchichte zu ſtatten kommen, u. ſ. w. Wackere und treffliche Männer haben freylich in alten und neuen Zeiten viel gethan, das man ihnen nicht mehr nachthut; z. E. große Bücher ohne irgend eine Abtheilung oder Abſatz zu ſchreiben, u. d. m. Uebrigens halten wir die Epochen ſelbſt, welche der Verfaſſer feſtgeſetzt hat, für ſehr wohl getroffen. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß er die vierte, welche bis 1328 geht, noch in dieſem Bande zu Ende gebracht hätte; vermuthlich mußte er wegen der verhältnißmäßigen Stärke deſſelben gegen die andern, beym J. 1315 abbrechen. Die Geſchichtbeſchreibung iſt ſonſt in dem guten Geſchmacke abgefaßt, den man von Hrn. M. ſchon gewohnt iſt. Daß er die Quellen derſelben gar nicht angeführt

hat,

hat, kann zwar, wie er auch gethan hat, bey einem ſolchen Auszuge entſchuldigt werden; doch iſt daraus eine etwas unangenehme Unähnlichkeit mit den übrigen Bänden des Werks entſtanden. Die Karte der verſchiedenen Herrſchaften, denen die Gallier unterworfen waren, als Klodwig ſie mit Krieg überzog, und ſich des gröſten Theils des Landes bemächtigte, iſt ganz, und wirklich etwas zu ſehr, nach einer franzöſiſchen copirt. Die Geſchlechtstafeln ſind Früchte eines nützlichen Fleißes.

Mit Vergnügen ſehen wir auch deswegen auf dieſe Werke noch zurück, weil dadurch die Anzahl urſprünglich deutſch und wohlgeſchriebener Geſchichten für Leſer von mancherley Gattungen anſehnlich vermehret wird.

Ml.

10) Gelehrtengeſchichte.

Das gelehrte Teutſchland, oder Lexikon der iztlebenden teutſchen Schriftſteller. Angefangen von — *Hamberger* — fortgeſezt von *Johann Georg Meuſel*, Quedlinb. Hofr. Prof. zu Erfurt. Dritte Auflage. Lemgo, Meyer. 1776. 2 Bog. über 4 Alph. in 8.

Herr M. der zu dieſem gemeinnützigen Werke des ſel. Hambergers 1774 einen Nachtrag herausgab, liefert hier eine völlig umgearbeitete, durchaus vermehrte und verbeſſerte (wie der Titel mit Recht ſagt) Ausgabe, wo alle Supplemente am gehörigen Orte eingetragen ſind. — Es iſt lobenswürdige Dankbarkeit und Beſcheidenheit, daß er Hambergers Namen noch auf dem Titel beybehalten hat. — Die Vorrede enthält ſonderbare und faſt unglaubliche Wunderlichkeiten mancher Gelehrten, die nicht in dieſem Buche haben wollen genannt ſeyn. Zugleich auch Verſprechen eines Verzeichniſſes von Künſtlern, Bibliotheken, Naturalien- und Bilderkabinettern. Herzlich wünſchen wir den Fortgang dieſer Unternehmung, und dem Verf. daß er ſich nicht durch die vielen, und hier noch weit größern, als bey einem

Schrift-

Schriftſtellerverzeichniſſe, ſich findenden Schwierigkeiten abſchrecken laſſe. — Namen derer, die Beyträge geliefert haben. (Es iſt ein verdienſtliches Werk, wenn jeder, dem Zeit und Gelegenheit es nicht verbieten, ſich beſtrebt hier einen Platz zu gewinnen.)

Das Werk ſelbſt. Wir wollen unſerer Gewohnheit nach, einige Beyträge liefern.

S. 1 Achard, F. K. iſt Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin.

— 6 fehlt Affſprung, Joh. Mich. eine Zeitlang Informator in Amſterdam, jetzt wieder in Wien, geb. zu Ulm. 17 .. §§. Patriotiſche Vorſtellung an ſeine liebe Obrigkeit, die Nothwendigk. einer Verbeſſerung des Schulweſens betreffend. Amſt. 1775. 8.

— 12 Amelang, J. C. Poſtſecretär beym Generalpoſtamte in Berlin.

— 13 fehlt Ammon, D. der Arzneygel. zu Schaffhauſen. §§. Diſp.

— 14 Andre, J. ſeit 1777 in Berlin, Muſikdirector bey der Döbblinſchen Schauſpielergeſellſchaft.

— 16 d'Annone, J. J. iſt auch I. V. D.

— 19 fehlt Baron von Aſch, ruſſ. kaiſerl. Staatsrath und Mitglied des med. Colleg. zu St. Petersburg. §§. Diſp. Aufſätze im Magazin für Aerzte.

— 22 fehlt Bach, Friedemann, älterer Bruder Emanuels wohnt in Berlin, hat verſchiedene muſikaliſche Werke herausgegeben.

Bachmann Kaufmann zu Petersb. todt ſeit 1776.

— 24 Bahrdt, K. F. Direktor des Philanthropin zu Heidesheim.

— 42 Baumann, Ch. J. 2ter Theil vom Süſſmilch, 1775. 3ter Th. oder Anmerk. zum 1ſten und 2ten Th. 1776. 8.

— 46 fehlt Baylies, Med. D. kön. Preuß. geh. Rath, Leibmedicus, Mitgl. des K. Kolleg. d. Aerzte in Lond. und Edinb. u. Practicus der Med. in Berlin. §§. Aphoriſms on the ſmall-pox. 1768. 8. franzöſ. und deutſch von Kölpin. Inoculation of the ſmall-pox. 68. 8. franz. und deutſch. Nachrichten über die Pockeninoculation in Berlin, überſ. (aus des B. Handſchrift) von D. Krünitz. 76. 8. wo auch ein Verzeichniß aller frühern Schriften des B. iſt.

S. 54

S. 54 **Behmer**, J. L. war geheimer Tribunalsrath zu Berlin; ward als Präſident nach St. Petersburg gerufen, wo er 1776. ſtarb.
Behn, F. D. fehlt: zwölf Oden des Horaz in dieſelben Versmaaſſe. 1773. Lübeck. 8.

— 62 fehlt: **Berger**, Chriſt. Gottl. Med. D. u. Praktikus erſt zu Berlin, hernach in Weſtpreußen, hat einen deutſchen Traktat von der Drepeinigkeit, und einen franzöſiſchen von der Schiffart geſchrieben.
auch: **Berghofer**, Ignaz. lebt zu Wien, geboren zu Paſſau 1750. §§. Empfindungen aus meinem Leben. Wien. 1774. 8. Briefe vom Verf. der Empfindungen aus ſeinem Leben. eod.

— 67 **Bertram**, Ph. L. ſtarb 1777.

— 73 der preuſſ. geheime Finanzrath **Beyer** hat die Vornamen: **Johann Auguſt.**

— 77 Biſchoff zu Stettin iſt längſt todt.

— 77 **Bitaube** iſt auch markgräfl. Anſpachiſcher Reſident am Preuß. Hofe.

— 89 fehlt **Bödeker**, J. L. Candidat der Rechte, hält ſich zu Wien auf, geb. zu Nürnberg 17 .. §§. Gründlicher Unterricht in Wechſelſachen. Frkfurt. 1775. 8. Graf Althaus, ein Luſtſpiel. Offenbach. 1775. 8. Der Lohn der Rechtſchaffenheit, ein Luſtſpiel. Hamburg. 1775. 8.

— 95 fehlt **Börner**, **Chriſtian Friedrich**, ein Bruder Georg Gottliebs, D. der Arzneykunſt zu Leipzig. §§. Der Arzt bey der Selbſtbefleckung, praktiſches Werk von der Onanie, 8. 1776.

— 100 **Borelli** hat die Vornamen: **Johann Alexis.**

— 101 **Borowsky**, G. H. iſt am Philanthropin zu Heidesheim.

— 102 fehlt **Bourdet**, Major u. kgl. preuſſ. Inſpektor der Waſſerbaue. Traité des digues le long des fleuves. à Berlin. 1771. 8.

— 111 fehlt **von Breitenbach**, Churhannöverſcher Lieutenant von der Garde, auf Werbung zu Wezlar, geb. in der Wetterau 17 .. Er (nicht Goue) iſt der V. der Berichtigung der Leiden Werthers.
Breitinger, J. J. geſtorben 1776.

— 112 fehlt **Breitkopf**, Mag. Phil. zu Leipzig, Verfaſſer

des deutschen Textes zu der Hassischen Oper Piramo, und verschiedener Uebersetzungen.

Breitsprecher, E. Ph. ist Tribunalsassessor zu Wismar.

S. 115 v. Bretschneider, H. G. war bis 1777. kaiserl. königl. Vicekreißhauptmann im Bannat Temeswar, zu Werschez; lebt nach Vereinigung dieses Bannats mit Ungarn, in Wien.

— 121 Brückners, E. Th. J. Pfarrdorf heißt Grossen-Wichlen, nicht Wiehlen.

fehlt von Brühl, A. F. Graf, Generalfeldzeugmeister der Krone Pohlen, zu Warschau. §§. Die Ankunft des Herrn, ein Lustspiel. Warsch. 1775. 8. Verschiedene andere Lustspiele.

— 122 von Brunk, Richard Fr. Phil. Die Anthologie heißt: Analecta veterum poetarum graecorum. Argentor. 1772 – 1776. 3 Tom. 4.

— 129 von Bünau, R. lebt zu Berlin.

Büneckau, Herm. Georg, D. Iur. Rathsherr zu Lübeck, geb. daselbst §. Bibliotheca iuris lubecensis, Lub. 1776. 4.

Bürger, G. A. wohnt im Dorfe Wölmershausen.

— 136 Büttner, Ch. G. starb 1776.

— 141 fehlt Burkhard, ... Dokt. d. A. G. zu Homburg vor der Höhe, geb. zu Basel 17 . . §§. hat die Gedichte der Fr. Elis. Rowe aus dem Engl. übersetzt, die schweitzerische Ausg. gr. 8.

— 144 fehlt Calmar, reform. Geistl. aus Ungarn, daselbst geboren, lebt zu Wien. §§. Grammatik einer allgem. Gelehrtensprache. Wien. 1774. 8.

fehlt von Campagne, Alexand. Aug. königl. preuss. Geh. und Revisionsrath, auch franz. Oberkonsistorialrath zu Berlin. §§. Code-Frederic traduit de l'allemand. 1752. 8. le Gouvernement. 8.

Cange, J. H. stand am Philanthropin zu Dessau, itzt in Altona.

— 146 fehlt Carl Friederich reg. Markgraf zu Baden. §§. Abrégé des principes de l'économie politique, Carlsruhe (Paris) 1772. 8.

— 149 Cartheuser, J. E. starb 1777.

— 153 statt le Cat lies: von Cat.

— 157 Christgau, M. G. todt.

S. 164 Claudius, Matth. geboren zu Rheinfeld in Holſtein.
— 172 fehlt Coſte, K. Pr. Penſionarchirurgus zu Berlin; hat viele mediciniſche Werke in franz. Sprache geſchrieben.
— 174 Cramer, C. F. Johann Andreas Cr's Sohn, geboren zu Quedlinburg.
— 176 Cramer, J. A. Es heißt: ſoll ſich itzt zu Berlin aufhalten. Allein er iſt niemals da geweſen. Im Jahr 1776. war er in Freyberg in Bergwerksangelegenheiten, und ſtarb 1777.
— 177 Cranz, D. geſtorben 1777.
fehlt Cranz in Weſtfalen. §§. Gallerie der Teufel. Niederrheiniſches Wochenblatt.
— 178 fehlt Creſpel, Kaufmann zu Frankfurt a. M. §§. Voyage du P. Eman. Creſpel par Creſpel ſon frere. Francf. 1752. 8.
— 183 Curts, G. E. geſtorben 1777.
— 190 fehlt Degen, Subconrector in Anſpach. geb. 17.. §§. Ueber den Homer. Erlang. 1775. 8. Mehrere kleine Abhandlungen.
— 191 fehlt Deinet, Hofrath zu Frankfurt a. M.
— 197 F. W. Dieterich heißt: Dieterichs, lebt auf ſeinem Guthe Orpensdorf, bey Stendal.
— 203 Döhler, J. F. iſt itzt gräfl. Paſſenheimiſcher Hofrath zu Wezlar.
— 206 Dohm, Profeſſor in Kaſſel. Beſorgt auch die Herausgabe des deutſchen Muſeum.
— 207 Doppelmayer, iſt Stadtphyſikus zu Hof im Voigtlande, geboren zu Anſpach.
— 211 fehlt Dürr, welcher den Süßmilch fortgeſetzt hat.
— 214 Ebeling, Ch. D. iſt ein Sohn des folgenden J. J. E.
— 222 Eckhel, J. Sein vornehmſtes Werk iſt ausgelaſſen: Numi veteres anecdoti ex muſeis Caeſareo-Vindobon. etc. Vien. Auſtr. 1775. 2 tom. 4.
— 227 Eichmann, G. T. iſt itzt Burgrichter der Kommenthurey Schiebelbein in der Mark.
— 230 Eiſenhart, A. W. ſchon 1770. geſtorben.
— 232 fehlt Eliſabeth, Königinn von Preuſſen. §§. Sages Reflexions.
— 235 Engel, J. J. Profeſſor am Joachimsthal. Gymnaſ. zu Berlin. Unter ſeinen Schriften fehlen noch: Abhandlungen in der N. Bibl. d. ſch. W. Herausgabe

der 1sten Ausgabe von Homes Grundſ. der Krit. Ueberſ. des 2ten Th. der Euleriſchen Briefe an e. d. Prinzeſſinn. Antheil an der Ueberſ. der Sulzerſchen verm. Schriften. — In den Unterhaltungen hat er nie poetiſche Aufſätze geliefert.

S. 242 Erxleben, J. Ch. P. 1777. geſtorben.

— 248 Ewald, Heſſ. Darmſt. Hofrath, geb. zu Spandau, lebt vielleicht noch in Italien, wo er ſchon vor vielen Jahren hingieng.

— 250 fehlt Faber, A. M. Weltgeiſtlicher und Hofprediger zu Bamberg, geb. daſelſt. §§. Eſſai de l'eloquence ſacrée. 1777. 8.
Faber, J. G. itzt als Prof. der Theologie nach Duisburg berufen.

— 253 Fabricius, J. Ch. Prof. d. Oek. zu Kiel.

— 255 Falcke, E. F. H. iſt der Sohn des folgenden J. Ph. A. F.

— 257 fehlt Falk, J. J. Adminiſtrationsrath zu Heidelberg.

— 258 Faul ſchon 1775. todt.

— 262 Feldman 1776. geſtorben.

— 266 Le Fevre lange todt.
Fidler, F. A. zwiſchen Hamburg und Bützow war er Hofprediger in Ludwigsluſt. Itzt iſt er aus Dobberan fortgegangen, man weis nicht wohin.

— 268 Findeiſen, Hofm. zu Ludenhof in Liefland, geboren zu Leipzig.
Es fehlt noch ein Fiſcher, Hohenloh. Regier. und Conſiſtor. Rath zu Oehringen.

— 277 fehlt Moſes Fließ, ein Jude, Dokt. der A. G. zu Berlin, geb. daſelbſt. §§. Diſp.

— 279, 280 Die beyden Förſter, itzt in England, heißen Forſter.

— 288 Franke, J. M. todt.

— 295 fehlt Freytag.

— 296 Friderici, J. Ch. 1777. geſtorben.

— 298 Friederich, J. G. nicht mehr Hofprediger, ſondern Superintendent zu Sternberg. Geboren in Halle.

— 305 Füeſſli, H. ſteht als Hofmeiſter in Riga.

— 321 fehlt Gedike, Friedrich, Lehrer am Friedrichswerderſchen Gymn. zu Berlin. §§. Pindars olympiſche Siegshymnen. 1777. Berlin. 8.

S. 326 fehlt Georgi, Joh. Gottl. Apotheker und Adjunkt der Akad. zu St. Petersburg. §§. Bemerkungen einer Reise im russischen Reich in d. J. 1772 — 1774. St. Pet. 1775. 2 B. 4.

— 328 Gercken, Ph. W. lebt zu Frankfurt a. M.

— 331 fehlt Gerlach, Rector in Potsdam. §§. Verschiedene kleine Schriften, besonders über die Geschichte von Potsdam.

— 332 Gerling, Ch. A. darauf Prof. der Theol. und Pastor zu Rostock, itzt Pastor zu Hamburg.
von Gerstenberg, H. W. ist königl. dän. Resident und Consul in Lübeck.

— 333 Gerz, J. ist: Canonicus Eccles. Collegiat. B. M. V. Prumiensis, Linguar. Orient. Prof., Subregens Seminarii Clementini ad S. Ioh. Bapt. zu Trier seit 1775.

— 334 Gesner, J. G. billig sollte Hr. M. von einem lübekischen Schullehrer die einzelnen Trauer- und Glückwünschungsbogen nicht vorerzählen, die er von Amts wegen um die Gebühr hat schreiben müssen? Dieß gilt auch von Overbek, S. 840.

— 337 fehlt Geuß, Joach. Michael, Rector der Realschule zu Kopenhagen. §§. Ausführl. Abhandlung der Minirkunst. Kopenh. 1776. 8. Aufsätze in die Einleit. zur mathemat. Bücherkenntniß.

— 338 Gillet, Consistorialrath zu Halberst. geb. zu Berlin.

— 340 fehlt Glave, Hofgerichtsrath zu Königsberg in Preußen §§. Jurist. Disp. zu Halle gehalten.

— 349 Göthe, J. W. Sächs. Weimarscher Geh. Legationsrath, zu Weimar.

— 356 Götze, J. M. Sein Bildniß stehet vor seinen Todesbetrachtungen und Sammlungen.
Goldhagen, E. M. darauf Pfarrer zu Nora; itzt Superintendent zu Minden.

— 358 Gondela, Ch. A. 1777. gestorben.

— 359 Göue, A. E. muß heißen: von Goue. Die Berichtigung der Leiden Werthers ist nicht von ihm sondern von Hr. von Breitenbach, s. oben. — Unter G's Schriften fehlt: der höhere Ruf. Wezlar. 12. Einige Heilswahrheiten. Offenbach. 1774. 8.

— 364 Statt von Grebin, lies: von Gröben, Oberster außer Diensten.

S. 390 von Hän, A. todt.
— 394 Hagen, J. Ph. iſt Amtschirurgus zu Berlin.
— 398 von Haller, A. 1777. geſtorben.
— 404 Hanisch, G. D. iſt itzt Feldprediger zu Rathenow.
— 408 Harschers, J. H. angeführtes Werk ſteht auch im 23ſten Stück der Merkwürdigkeiten von Baſel.
— 411 Hartwig, C. L. iſt Prediger zu Buchholz bey Treuenbrizen.
— 415 fehlt Hauffe, Chriſt. Gottl. Buchhändler in Nürnberg. geb. 1725. §§. Begebenheiten einiger Kaufmannsdiener. Nürnb. 1769. 8.
— 427 von Heinecke, K. H. geboren in Lübek.
— 428 Heinius, J. Ph. ſtatt Prorector, lies Rector.
— 437 fehlt Hemman, K. Penſionarchirurgus in Berlin. §§. Verſchiedene mediciniſche Diſputationen zu Jena. 8.
— 439 Henisch, K. Fr. 1776. zu Potsdam geſtorben.
— 441 Hennert, K. fehlt: Abhandl. von der Kavallerie in den älteſten Zeiten, nach Erzählung Homers (ohne Namen.) Berlin. 1774. 8. Beſchreibung von Reinsberg. 1778. Berlin. 8.
— 444 Herder, J. G. Conſ. Rath zu Weimar.
— 450 Herold, J. M. geb. im Meklenb. Strelitziſchen.
— 452 Hertel, J. W. ſtatt Kapellmeiſter, lies: Hofrath.
— 456 von Heſſ, L. itzt in oder bey Hamburg.
— 457 Heſſe, P. F. iſt Schreib- und Rechenmeiſter in Berlin.
— 473 Hölty, C. Ch. H. 1776. geſtorben.
— 476 Hafer, J. hinzu zu ſetzen; und in den Beſchreib. d. Merkwürdigk. von Baſel.
— 482 fehlt Hofmann, Joh. Gottlob, dritter Lehrer an der Thomasſchule zu Leipzig. §§. herausgegeben: Gottſchobs Sprachkunſt, 6te Auflage. Leipz. 1776. 8.
— 486 Holland, G. J. in Potsdam.
— 492 Hoppe, P. todt.
— 493 Hoppe. Statt Zinſemeiſter, lies: Zieſemeiſter.
— 508 Jacobſon, J. K. G. geboren zu Elbingen 1726. der Schauplatz u. ſ. w. hat 4 Bände.
— 509 Jäger, H. F. iſt Prof. der Geſchichte, nicht der Rechte, zu Mitau.
— 513 fehlt Ibel, geweſ. königl. preuſſ. Lieutenant bey der Artillerie, geb. zu Idſtein. Itzt in Spanien, hat ein

ein Buch von der Kriegskunst ins Deutsche übersetzt. Rhenus und Lahna. Frankfurt. 1775. 4.
Frherr von Ickstatt ist todt.

S. 516 Jester. Statt Sekretär, lies: Kriegsrath.
— 527 fehlt von Junk, Erbherr auf Falkenhagen, bey Frankfurt an der Oder. §§. Verschiedene kleine Schriften das Theater betreffend.
— 528 fehlt Jung, Joh. Heinr. Augenarzt zu Elberfelde. §§. Die Schleuder eines Hirtenknaben. Frankf. 1775. 8. Die große Panacee. 1776. Theodicee des Hirtenknaben. 1776. Stillings Jugend. 1777.
— 531 Kämpf. Ist seit 1770. nicht mehr in Homburg, sondern Stadt- und Landphysikus in Diez; hat auch geschrieben: Peter Squenz, eine Farce. Frkfurt. 8.
— 539 Karsten, W. J. G. auch Hofrath. Itzt Prof. der Mathem. und Physik zu Halle, geb. im Strelitzischen.
fehlt: Karsten, Franz Christian Lorenz, Bruder des vorigen. M. Phil. und Lehrer am Pädagogium zu Bützow. §§. Rechenkunst. Wism. und Büz. 1775. 8.
— 561 Klockenbring ist geheimer Canzleysekretär. Geboren nicht in Schweden, sondern im Lüneburgischen.
Klopstock, L. G. auch Markgr. Badenscher Hofrath.
— 572 Koch, K. Hofmeister zu Semlow bey Stralsund, geb. zu Wismar.
— 578 Köppe, Karl Friedrich. Es fehlt: Wichtige Correspondenzen mit der strikten Observanz oder der sogenannten rectificirten Loge. I. Th. 1771. 4. Crata Repoa oder Einweihung der egypt. Priester. 8.
— 581 Kohlbrenner, Churbairischer wirkl. Hofkammerrath. Der KK. Akademie zu Roveredo Mitglied.
— 599 Krubsacius, F. A. ist Oberlandbaumeister.
— 600 Der Krüger, Uebersetzer des Harwood, schreibt sich Crüger.
— 607 fehlt Rybiriz, reform. Pfarrer in der Schweiz. §§. Kinderbibel. Augsp. 1756.
— 609 Lambert, J. H. 1777. gestorben.
— 611 Landi, Antonio, Abt, und Hofpoet. Es fehlt: Poesie, in Firenze 1766.
— 631 fehlt Leichsenring, Darmstädtischer Rath in Paris. Journal de Lecture. Paris 1776. 8.

Leiſewitz, geb. in Hannover. Sekretär der Landſchaft in Wolfenbüttel. §§. Julius v. Tarent.

S. 634 Lenz, J. M. R. kürzlich z. Weimar, jetzt anderswo.

— 635 fehlt Leonhardi, in oder bey Hamburg. §§. Freymäurerlieder.
und Lerch, ruſſ. kaiſerl. Collegienrath und Stadtphyſikus in St. Petersburg. §§. Perſiſche Reiſen, in Büſchings Magazin.

— 637 Leſſing, G. E. iſt in Camenz in der Lauſitz geboren. Sein Bildniß auch von Bauſe geſtochen.

— 653 fehlt Liſt, G. H. C. zu Einbeck. §§. Verſchied. Aufſätze in den Götting. Abhandl. 1774. und dem Hannöverſch. Magazin 1776.

— 654 Lobſtein, J. M. itzt Prediger.

— 660 Lohmann, J. C. Ch. geſtorben 1777.

— 668 fehlt Ignaz de Luca, k. k. Rath und Prof. der Politik am Lyceum zu Linz. §§. das gelehrte Oeſterreich. 1777.

— 668 fehlt Lucius Jungfer, jetzt verheyrathete Schlegel geb. in Dresden. §§. Briefwechſel mit Gellert.

— 669 Lüdecke, Ch. W. ſchreibt ſich: Lüdeke. Iſt 9 Jahre in Kleinaſien, vornämlich in Smyrna geweſen. Itzt D. der Theol. Predigt der deutſchen Kirche, Aſſeſor des Conſiſtor. und Scholarche zu Stockholm.

— 674 Luger, Th. Ch. ſchon ſeit 1770. todt.

— 680 Majer, J. Ch. itzt in Kiel.

— 681 Mangelsdorf, K. E. lebt itzt in Deſſau. Lexicon latinae linguae.

— 684 Marcard, H. M. iſt zu Hannover.

— 685 Maria Thereſia hat das Buch franzöſ. geſchrieben: Sentimens et pratiques de piété pour les jours de l'Avent. Vienne, 1773. 12. Es iſt von einem andern überſ. worden.

— 686 Markart iſt todt.

— 687 fehlt Marſchall, D. d. A. G. zu Offenbach, geb. zu Frankfurt a. M. §§. Abhandl. von der Schädlichkeit der Ailhaudiſchen Pulver. Frkft. 1774. 8. Mehr mediciniſche Schriften.
Martini, Fr. auch Conſiſtorialrath.

— 689 Martini, G. H. itzt in Leipzig.

— 690 Martini, Joh. Chrph. lies: Pfarrer zu Kerkhofen.

ſen, in der Grafſchaft Wallſtein bey Nürnberg. §§. Verordnung der Republik Venedig in Anſehung ihrer Ordens- und Weltgeiſtlichen 1768. Gedichte eines Sclavoniers des Freyherrn von Petrasch herausgegeben, 1 Th. 1767. Muſarum Remiſſio eine lateiniſche Wochenſchrift 1766. Fueßlins Kirchen- und Ketzerhiſtorie 3 Th. Deſſen Lebensbeſchreib. Caſtalio, 1775. deſſen Lebensbeſchreib. Carlſtadt 1776. Gerſteweri Sylloge Opp. Exeget. T. I. p. 1. 2. (die vier letztern hat er herausgegeben.)

S. 694 Maſcho, Fr. W. Rector in Ruppin.

— 695 Matthäi, Ch. Fr. Prof. der Univerſität zu Moskau. Unter ſeinen Schriften fehlen: Gregorii Theſſalonicenſis X. Oratt. Moſq. 1776. Iſocratis, Demetrii Cidone, et Michaelis Glycae aliquot epiſtolae. 1776. 8.

— 699 Mayer, A. fehlt: Beobachtungen von der nützlichſten Anwendung des Bauholzes. 1776.
fehlt Mayer, Chriſtian Gottlob, ein jüdiſcher Proſelyt im Brandenburgiſchen, D. der A. G. §§. Ueberſetzung des Buches Maſſoreth Hammaſſoreth, von Semler mit Anmerkungen herausgegeben, Halle, 1772. 8.

— 700 Mayer, J. Ch. A. Sohn des A. M. S. 699. itzt Prof. der Medicin zu Frankfurt an d. O. geboren in Greifswalde 1747. Von ſeinen Schriften fehlen: Diſſ. de calore in febribus vel aucto vel imminuto. 1771. Die Macht der Heilkunſt. Eine Ode. 1771. Obſ. de variis cataractam extrahendi methodis. c. fig. aen. 1772. Von den Blutgefäßen, m. K. Berlin, 1777. 8.

— 706 Meier, G. F. 1777. geſtorben.

— 708 fehlt Meierotto, Heinr. Ludwig, Rector und Prof. des Joachimsthal. Gymnaſ. zu Berlin. §§. Ueber die Sitten und Lebensart der Römer. Berlin. 1776. 2 Theile 8.

— 714 Mellmann, J. D. geboren im Meklenb. Schwerinſchen.

— 721 fehlt Meſmer, reform. Pfarrer in Dresden. §§. Predigten. Baſel. 17..

— 722 fehlt der berühmte Abt Peter Metaſtaſio (hieß eigentl. Trapaſſo, bekam den itzigen Namen von

Vine. Gravina, der ihn als einen armen Jungen annahm,) kaiſ. Hofpoet zu Wien.

S. 723 Metzger, J. D. itzt Prof. der Medicin zu Königsberg. Geboren zu Strasburg, 1739. Seine erſte Schrift fehlt: Diſſ. de primo pare neruorum. Argentor. 1766. Die Aduerſaria medica ſind nicht Vltrai. (zu Utrecht,) ſondern Trai. ad Moſam (Maaſtricht) gedruckt. Phyſiologie. Königsberg. 1777. 8.

— 725 Mey lies: Meyen.

— 728 Meyer, Lieutenant zu Göttingen, nicht Nordheim. Von ſeinen Schriften fehlen: Erläuterung der Freymäurerey. Lucille und Cleon oder die geprüfte Treue, eine Operette. 8. Gedichte, 8.

fehlt von Meyern, Herz. Braunſchweigſcher. Landdroſt zu Brſchw. §§. Erörterung ob die Klagen über den Geldmangel gegründet ſind. 8.

fehlt Mezburg, K. K. Geſandſchaftsſekretär in Kopenhagen. Ueberſ. von Bianchi Gedanken.

Michaelis, Ch. F. ein Sohn von Joh. Dav. M. §. Ueberſetzung von Wood über den Homer.

— 733 fehlt Miller, Heinrich, Buchdrucker zu Philadelphia in Nordamerika. Ein gebohrner Deutſcher. Er verlegt und ſchreibt ſeit 1762 eine ungemein verſtändig deutlich und kraftvoll geſchriebene deutſche Zeitung: „Der wöchentliche philadelphiſche „Staatsbote, mit den neueſten fremden und „einheimiſchen politiſchen Nachrichten, ſammt „den von Zeit zu Zeit in der Kirche und gelehrten Welt ſich ereignenden Merkwürdigkeiten.“ Folio in drey Kolumnen gedruckt.

Miller, Joh. Mart. in Ulm, gebohren daſelbſt. §§ Gedichte in den Muſenalmanachen. Siegwart.

— 737 In den Verbeſſerungen ſteht hier der Artikel Mirow, Prediger in Wandsbeck einzurücken; allein Mirow iſt ſchon einige Jahre todt.

— 739 Mittelſtedt, M. Th. Ch. 1776 geſtorben.

— 742 Möller, H. F. Schauſpieler bey der Sellerſchen Geſellſchaft.

— 743 Möller, V. Ch. Mag. Phil., nicht mehr Director des Pädagogium. Bruder von J. G. P. M. S. 742.

S. 749 fehlt Monsperger, Joſeph Julian, Exjeſuit, Prof. der or. Sprachen zu Wien. §§ Inſtitutiones hermeneut. ſacrae. Vindobon. 1776. 8.
fehlt Morgenſtern in Potsdam: Mad. de Montreal loiſirs d'une jeune Dame. 1776.

— 753 Moſer, Fr. K. Nicht er, ſondern F. A. Sorge, hat das buntſcheckichte Gemälde eines Biedermanns geſchrieben.

— 766 Moſes Mendelsſohn ſchreibt er ſich ſelbſt.

— 767 fehlt Moulines, Wilhelm, ref. franz. Prediger an der Dorotheenſtädterkirche, u. Mitgl. d. K. Akad. d. W. in Berlin. §§. Ammian Marcellin, traduit du latin.

— 770 Müller, J. H. 1776 geſtorben.

— 774 Müller, J. P. A. iſt Prof. der Theol. u. Director des Pädagogiums zu Büzow.
Es fehlt noch ein Müller, nemlich der V. des Preuß. Kriegsrechts.

— 775 Müller, K. W. Statt Stadtrichter, lies: Proconſul. Das Stadtrichteramt iſt in Leipzig nur ein herumgehendes Amt.

— 776 Münter, B. gebohren zu Lübeck.

— 783 Muſäus, J. D. H. Prof. zu Kiel.

— 784 fehlt Nack, Joh. Bernh. Kaufmann zu Frankfurt a. M. geb. daſelbſt 1722. §§. Le Beau's Reiſen nach Canada, aus dem Franz. überſ. Frkf.

— 799 Neubauer, J. E. 1777 geſtorben.

— 809 fehlt Niemeyer, Aug. Herm. Mag. Philoſ. zu Halle, gebohren daſelbſt. §§. Charakteriſtik der Bibel. Abraham auf Moria. Diſſ. de ſimilitudine Homerica. Gedichte. Verſpricht eine Ausgabe Homers.

— 812 Nudow iſt Doctor der A. G.

— 826 Oesfeld, Karl Ludw. (ein Bruder des Potsdamſchen) K. Pr. Hofrath und Einnehmer des Teltowſchen Kreiſes. Hat verſchiedene Karten gezeichnet. Unter andern die Karte in Büſchings Reiſe nach Rekahn. Läßt eine Topographie des Herzogthums Magdeburg drucken.

— 827 Oeſterreich, M. geſtorben 1778.

— 833 Ohlenroth, J. G. iſt geheimer Rath.
von Olenſchlager, 1778 geſtorben.

S. 839 Ott, J. J. iſt ſchon ſeit 1769 todt.
fehlt Ott, Med. D. zu Schafhauſen. Diſſ.
Otto, F. W. iſt Sekretär beym Generalpoſtamte zu Berlin. Zweeter Sekretär der Geſ. der naturforſchenden Freunde. Von ihm ſind die verm. Beyträge zur phyſikal. Erdbeſchreibung. Brandenb.

— 851 fehlt Paſſavant, ehemal. Akademiſt in Berlin. Lebt in Baſel.

— 852 Paske, J. S. iſt geboren zu Selow bey Frkf. 1731.

— 855 Pauli, A. L. 1778. geſtorben.

— 859 Penzel, A. J. geboren zu Jeſnitz im Deſſauiſchen, lebt jetzt in Curland.

— 862 fehlt Peterſen, Hofdiakonus zu Darmſtadt. §§. Einige einzelne Predigten.

— 871 Pfennigk, J. S. G. iſt nicht mehr in Brandenburg.

— 873 Philippi, J. A. iſt gewiß nicht Verf. des Buchs: über die Ehe.

— 876 Pilati, A. A. lebte eine Zeitlang mit einer Penſion des Königs v. Preußen in Berlin, iſt itzt in Holland.

— 886 Polchow, Ch. P. ſchon ſeit mehrern Jahren todt.

— 887 Ponter, nicht Ponter.

— 888 Pott, J. H. 1777. geſtorben.

— 904 Quarin, J. fehlt Tr. de morbis oculorum.

— 919 fehlt von Reck, Phil. Georg Friedr. kgl. dän. Regierungsrath zu Nanzow. §§. Nachricht von dem Etabliſſement der Salzburger Emigranten zu Ebenezer in Georgien. Hamburg. 1776. 8.
Reckert, A. Ch. Commiſſionsſekretär und Actuarius der Juſtizämter Spandau, Bötzow, und Fehlefanz, wohnt in Spandau.

— 928 Reichardt, J. H. K. Preuß. Kapellmeiſter in Berlin.

— 929 Reiche, A. Ch. privatiſirt itzt in Halle.
Noch fehlt ein Reichel, Pfarrer zu Neukirchen bey Bauzen, Verf. des gemeiniglich, aber irrig dem Grafen Zinzendorf zugeſchriebnen Buches: der Prophet Jeſaias. 1750. 8.

— 948 fehlt Richier de Louvain.

— 954 fehlt Rieder, J. J. der Gottesgel. Licentiat und Beneficiat in Roſenheim. §§. Wohlriechende Roſen,

d. i.

d. i. kurze auserleſene Andachten u. ſ. w. Augſpurg. 1775. 12.

Kiedt, F. W. wohnt zu Berlin.

S. 956 Kiem, J. iſt nicht zu Berlin, ſondern in Schleſien.

— 969 fehlt Roques, ref. franz. Prediger zu Homburg v. d. H. geb. daſelbſt. §§. Qu'en dira-t-on? eine Predigt. Moſers Herr und Diener ins franzöſ. überſ. Iſt nun todt.

fehlt Roſalino, Franz, weltl. Prieſter in Wien. geb. daſelbſt 1740. §§. Auszüge aus den beſten Monatsſchriften. Wien 1770. 8. Warnung der im J. 1773. verſammelten franzöſ. Geiſtlichkeit an die Gläubigen; aus dem Franz. überſ. Wien 1776. Geſammelte Fragmente, eine Wochenſchrift. 1776. 8. Mehr Ueberſetzungen aus dem Franzöſ.

— 976 Rudlof, Friedr. Auguſt, Bruder des vorhergehenden. Legationsrath zu Schwerin. Ueber Vereinigung des Stift Schwerins, 1775. 4. — Der angeführte Verſuch ꝛc. iſt auch in 4.

— 978 fehlt von Rüdinger, Andr. Chſtph. kgl. däniſcher Infanteriehauptmann und Legationsſekretär am preuſſ. Hofe, in Berlin. §§. Beattie von der Wahrheit, aus d. Engl. überſ.

— 985 Maria Antonia, Churfürſtinn zu Sachſen. Ihr arkadiſcher Namen, der auf den Titeln einiger ihrer Werke ſteht: Ermelinda Talia.

— 986 Sack, Sohn des vorigen, itzt Dom- und Hofprediger zu Berlin.

— 990 von Salis, Ba. fehlt: le Régent Corſe. 1768. 8.

— 992 San-Severino, Robert, fehlt Vita di Bianca Capello. Berlin. 1776. 8.

— 1011 Scherer, Ch. A. 1777. geſtorben.

— 1013 Schetelig, J. A. C. Prediger zu Zelle, geb. im Hannöverſchen.

— 1017 Schimmelmann iſt geſtorben.

— 1018 Schink in Berlin. Verfaſſer von allerhand Tractätchen und Schauſpielen.

— 1026 Schlettwein, J. A. Prof. zu Gieſſen.

— 1032 Schmahling, L. Ch. Prediger und Inſpector zu Trebra in der Grafſchaft Hohenſtein.

— 1044 Schmidt, G. K. ſtatt Hofmeiſter, lies: Sekretär.

tär. Itzt expedirender Sekretär und Buchhalter bey der Städtekasse.

S. 1050 Schmitt, Friedr. schreibt sich Schmit.

— 1058 fehlt Schönemann, Joh. Friedr. Rüstmeister bey dem Prinzen Ludwig von Meklenburg-Schwerin, zu Schwerin. §§. Schönemannische Schaubühne. Neue Schönemannische Schaubühne. (Sind mehrere Bände.)

— 1060 Schöpfel, J. W. A. Sekretär beym Oberforstamt zu Neustadt a. d. A.

— 1062 Scholz, Ch. 1777. gestorben.

— 1070 fehlt Schreger, Odilo, Pater, Abt zu Ensburg, hat vieles geschrieben, z. E. Studiosus iouialis. Dictionarium pauperum studiosorum.

— 1075 Schubart, Ch. F. D. itzt gefangen zu Hohen Asperg. Die deutsche Chronik ist keine bloß politische Zeitung; wird zwar itzt noch fortgesetzt, aber von andern.

— 1104 Scriba, D. P. starb im Octobr. 1774. zu Hamburg.

— 1107 von Segner, J. A. 1777. gestorben.

— 1112 Seip, A. L. in Strelitz; lange nicht mehr Prof. in Rostock; und kann es bey seinem jetzigen Amte auch wohl nicht seyn.

— 1115 Selle, Ch. G. Praktikus zu Berlin.

— 1116 Semerau, D. heißt Semrau.

— 1121 fehlt Sennenzwickel, P. Fr. Franziskaner zu Regenspurg. §§. Ernstliche Kurzweil für die Zenonische Gesellschaft. Augspurg. 1756. gr. 8.
Serionne, lies: Serianne. fehlt: sur la liberté de penser, ohne Namen.

— 1129 Silberschlag, J. E. Bruder des vorigen.

— 1133 fehlt Sinapius, Faktor. §§. Abhandl. in den Breslauer. Samml.
fehlt Sinclair, Hessen Homburgischer Geh. Rath. geb. 1708. §§. Vermischte Abhandlungen. Frkft. 1754. 8.

— 1138 Sorge, Fr. A. zuletzt Regierungsadvokat in Wisbaden. Von ihm ist das buntschäckichte Gemälde u. s. w. — S. oben bey Moser. Er ist aber schon seit 1772. todt.
Sorge, G. A. auch todt.

S. 1142

S. 1142 Spengler, J. S. geboren zu Schafhauſen.
— 1147 Sprengel, M. C. geboren zu Roſtock.
— 1150 fehlt Sprögel, Joh. Theodor, D. Med. Prof. der Phyſiologie, Sekretär und Archivar des kgl. Colleg. Medico-Chirurg. zu Berlin.
— 1151 fehlt Stadler, Joh. Mich. Kameralmedicus zu Werſchez im Bannat Temeswar, geb. zu Wertheim 1734. §§. Verſuch über die uralten römiſchen Herkulsbäder. Wien. 1776. 8.
— 1155 Stark, J. A. Doct. d. Theol. Prof. derſ. in Mitau.
— 1163 Dieſe Schriften ſind nicht Trattneriſche Nachdrücke, ſondern Stücke von Bodmer.
— 1166 Stenzler, L. 1778. geſtorben.
— 1169 fehlt Steudel, Joh. Gottlieb, zu Berlin, Toaldi Witterungslehre überſetzt, Berl. 1777.
— 1186 Struenſee, K. A. lebte nach ſeiner Rückkunft aus Dänemark auf ſeinem Gute Alzenau bey Hanau in Schleſien. Iſt jetzt Director des k. Preuß. Bankokomtors zu Elbing.
— 1199 fehlt Tauber von Tauberfurt, k. k. Gouvernialrath in Grätz. §§. der Tempel in Gnidus. Fragmente. Antilucian.
— 1200 Teller, J. F. iſt in Zelz, nicht Zerbſt.
— 1203 Tempelhoff, G. F. ſtand in Berlin in Garniſon. Tesdorpf, P. H. Warum nicht Kaufmann, ſtatt: Kauf- und Handelsherr? geb. in Lübek. Die angeführte Schrift iſt in Verſen, das Format folio.
— 1205 Thalemann, Ch. W. 1778. geſtorben.
— 1206 Theden, J. Ch. A. in Berlin.
— 1208 Thierbach, J. G. Auch Antheil an Lipperts Daktyliothek.
— 1213 Tiedemann, itzt Prof. in Kaſſel.
Tiefenſee, Ch. F. 1777. geſtorben.
— 1216 von Tirigale, Ricaud, todt.
— 1221 Tode, H. J. Statt Prizier, lies: Prizier.
— 1225 Trapp, E. Ch. am Philanthropin zu Deſſau, ſeit 1776.
— 1227 Trendelenburg, A. F. Bruder des folgenden. Auch Etatsrath. geb. zu Neuſtrelitz.
— 1237 du Troſſel, Carl Stephan, Oberſter beym dritten Feldartilleriecorps in Berlin. §§. 6 und 7ter Theil

des

des Polybius von Folard ins Deutsche übersetzt, Berlin. 1769. gr. 4. starb 1778. im May.

S. 1241 Tychsen, O. G. auch Hofrath. Geboren in Norwegen.

— 1245 Ulber, Ch. S. todt.

— 1250 Unzer, J. Ch. ist nicht des vorigen Sohn, sondern Brudersohn; geboren, nicht in Altona, sondern in Wernigerode.

— 1252 fehlt Ursinus, A. F. geboren zu Berlin. Kammersekretär daselbst. §§. Altenglische Balladen. Berl. 1777. 8.

— 1253 de Valenti, J. vor Lieutenant muß wohl stehen: gewesener.

— 1254 Vangrow, W. G. muß heißen: Vangerow.

— 1255 Velthusen, J. P. Bruder des vorigen, Sekretär im Adreßcomtoir zu Hannover, geboren zu Wismar. Verpooterte, muß heissen: Verpoorten.

— 1256 Vetter, J. F. itzt in Bützow.

— 1265 von Waasbergh, J. A. J. todt.

— 1268 Wagner, H. L. lebt in Frkft. a. M. fehlt: Leben und Tod Sebast. Sillig. Frkft. 1775. Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel.

— 1271 Walch, B. G. ist Hofmeister des Hrn. v. Behr zu Berlin.

— 1279 Walter, J. G. ist derselbe der S. 1281. J. G. W. wieder vorkömmt. Hier steht sein Namen recht geschrieben, und S. 1281. sein Titel recht, nur hinzu zu setzen, daß er auch Prof. der Entbindungskunst ist, und Mitglied d. kgl. Akad. der W. zu Berlin. geboren zu . . . in Preussen. Von seinen Werken fehlt an beyden Stellen: Abhandl. von den Geburtstheilen des weibl. Körpers. Berl. 1776. 4. Myologie. Berl. 1777. 8.

— 1280 Walthard, Bert Ludwig, Buchdrucker zu Bern.

— 1284 fehlt von Warner, k. preuss. Generalmajor. §§. Commentaires sur les Commentaires de Montecuculi. Bresl. 1777. 8. und verschiedene andre Kriegsbücher.

fehlt von Wartensleben Frau Gräfin, geb. Wild- und Rheingräfin, lebt in Mainz, wo ihr Gemal Holländ. Gesandter ist. §§. Der Philosoph ohne es zu wissen. Mainz. 1766. 8. Schreiben an Wieland 1770. 4.

S. 1288

S. 1288 Weber, G. H. Sohn von Andreas W.
— 1291 fehlt: von Wedell in Schlesien, G. M. L. §§. Beurtheil. der Brockenschen Schrift von Vermehrung d. Wachsthums der Bäume. Breslau. 1775.
— 1292 Wegener, K. E. ist nicht Professor, nur Lehrer.
— 1294 Weidmann, P. Schauspieler.
— 1306 Wenzel, K. E. ist in Dresden.
— 1308 Wernicke, J. C. B. Auszustreichen die poetischen Versuche u. s. w., deren Verf. längst todt ist.
— 1314 Wezel, J. K. itzt in Lenz, nicht mehr Hofmeister. Eins seiner Bücher heißt: Belphegor, nicht Belphegon.
— 1330 Willamov, J. G. 1777. gestorben.
— 1331 Willebrand, J. N. muß wegbleiben: Agent der Städte Lübek — bis Petersburg; indem nicht dieser junge Mann, sondern sein Onkel diese Stelle hat.
— 1345 fehlt Wolf, Martin Luther, Prediger an der Peterskirche zu St. Petersburg, geb. in Thorn. §§. Einige einzelne Predigten.
— 1346 Wolleb, E. geboren 1706.
Woltär, J. Ch. geboren zu Werder in der Mittelmark, 1744.
— 1351 Zacharias, F. W. 1777. gestorben.
— 1352 Zacharia, G. S. 1777. gestorben.
— 1357 fehlt Freyherr von Zedliz, Karl Abraham, kgl. preuss. wirkl. Geheimer Staats- und Justizminister, Mitglied der Akademie d. W. zu Berlin; gebor. zu Schwarzwald bey Landshut in Schlesien, 1731. §§. Sur le patriotisme, comme objet d'éducation; discours de réception dans l'académie. Berlin. 1776. 4.
— 1364 fehlt Ziegler, Dominikus, Benediktiner in Ettal. §§. Karl-Emanuels Königs von Sardinien Gesetze und Verordnungen übersetzt. Augsp. 1777. 8.
— 1365 Ziegra, Ch. 1777. gestorben.
— 1369 Zollikofer, G. J. geboren zu St. Gallen.

Am Ende dieses Werks ist noch vorhanden:
I. Topographisches Register; sehr nützlich, Hamberger hatte es auch schon. Nur ist es nicht mit genugsamer Sorgfalt gemacht, es stehen Namen hier anders als im Werke selbst. Wir wollen nur einige Exempel geben:

des Polybius von Folard ins Deutsche übersetzt, Berlin. 1769. gr. 4. starb 1778. im May.

S. 1241 Tychsen, O. G. auch Hofrath. Geboren in Norwegen.

— 1245 Ulber, Ch. S. todt.

— 1250 Unzer, J. Ch. ist nicht des vorigen Sohn, sondern Brudersohn; geboren, nicht in Altona, sondern in Wernigerode.

— 1252 fehlt Ursinus, A. F. geboren zu Berlin. Kammersekretär daselbst. §§. Altenglische Balladen. Berl. 1777. 8.

— 1253 de Valenti, J. vor Lieutenant muß wohl stehen: gewesener.

— 1254 Vangrow, W. G. muß heißen: Vangerow.

— 1255 Velthusen, J. P. Bruder des vorigen, Sekretär im Adreßcomtoir zu Hannover, geboren zu Wismar. Verpooterte, muß heissen: Verpoorten.

— 1256 Vetter, J. F. itzt in Büzow.

— 1265 von Waasbergh, J. A. J. todt.

— 1268 Wagner, H. L. lebt in Frkft. a. M. fehlt: Leben und Tod Sebast. Sillig. Frkft. 1775. Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel.

— 1271 Walch, B. G. ist Hofmeister des Hrn. v. Behr zu Berlin.

— 1279 Walter, J. G. ist derselbe der S. 1281. J. G. W. wieder vorkömmt. Hier steht sein Namen recht geschrieben, und S. 1281. sein Titel recht, nur hinzu zu setzen, daß er auch Prof. der Entbindungskunst ist, und Mitglied d. kgl. Akad. der W. zu Berlin. geboren zu ... in Preussen. Von seinen Werken fehlt an beyden Stellen: Abhandl. von den Geburtstheilen des weibl. Körpers. Berl. 1776. 4. Myologie. Berl. 1777. 8.

— 1280 Walthard, Bert Ludwig, Buchdrucker zu Bern.

— 1284 fehlt von Warner, k. preuss. Generalmajor. §§. Commentaires sur les Commentaires de Montecuculi. Bresl. 1777. 8. und verschiedene andre Kriegsbücher.

fehlt von Wartensleben Frau Gräfin, geb. Wild- und Rheingräfin, lebt in Mainz, wo ihr Genial Holländ. Gesandter ist. §§. Der Philosoph ohne es zu wissen. Mainz. 1766. 8. Schreiben an Wieland 1770. 4.

S. 1288

S. 1288 Weber, G. H. Sohn von Andreas W.
— 1291 fehlt: von Wedell in Schlesien, G. M. L. §§. Beurtheil. der Brockenschen Schrift von Vermehrung d. Wachsthums der Bäume. Breslau. 1775.
— 1292 Wegener, A. E. ist nicht Professor, nur Lehrer.
— 1294 Weidmann, P. Schauspieler.
— 1306 Wenzel, A. E. ist in Dresden.
— 1308 Wernicke, J. C. B. Auszustreichen die poetischen Versuche u. s. w., deren Verf. längst todt ist.
— 1314 Wezel, J. K. itzt in Lenz, nicht mehr Hofmeister. Eins seiner Bücher heißt: Belphegor, nicht Belphegon.
— 1330 Willamov, J. G. 1777. gestorben.
— 1331 Willebrand, J. N. muß wegbleiben: Agent der Städte Lübek — bis Petersburg; indem nicht dieser junge Mann, sondern sein Onkel diese Stelle hat.
— 1345 fehlt Wolf, Martin Luther, Prediger an der Peterskirche zu St. Petersburg, geb. in Thorn. §§. Einige einzelne Predigten.
— 1346 Wolleb, E. geboren 1706.
Woltär, J. Ch. geboren zu Werder in der Mittelmark, 1744.
— 1351 Zacharia, J. W. 1777. gestorben.
— 1352 Zachariä, G. S. 1777. gestorben.
— 1357 fehlt Freyherr von Zedlitz, Karl Abraham, kgl. preuss. wirkl. Geheimer Staats- und Justizminister, Mitglied der Akademie d. W. zu Berlin; gebor. zu Schwarzwald bey Landshut in Schlesien, 1731. §§. Sur le patriotisme, comme objet d'éducation; discours de réception dans l'académie. Berlin. 1776. 4.
— 1364 fehlt Ziegler, Dominikus, Benediktiner in Ettal. §§. Karl-Emanuels Königs von Sardinien Gesetze und Verordnungen übersetzt. Augsp. 1777. 8.
— 1365 Ziegra, Ch. 1777. gestorben.
— 1369 Zollikofer, G. J. geboren zu St. Gallen.

Am Ende dieses Werks ist noch vorhanden:
I. Topographisches Register; sehr nützlich, Hamberger hatte es auch schon. Nur ist es nicht mit genugsamer Sorgfalt gemacht, es stehen Namen hier anders als im Werke selbst. Wir wollen nur einige Exempel geben:

S. 1390 Zweybrücken: Weymann; falsch, W. ist in Königsberg. Jostein: Stiehl, er ist nur im Jostei-nischen.

— 1410 Brandenburg: Hasen, falsch. Töllner, steht gar nicht im Werk. Walther, steht im Werke S. 1282. in Neubrandenburg, nemlich im Strelitzischen, nicht in Brandenburg in der Kurmark, wo er auch nicht ist.

Alsdann II. Klassifikation der Schriftsteller nach den Wissenschaften. Eine sehr gute Idee, von Herrn Meusel erst angefangen. Nur fehlen einige wichtige Fächer, z. E. das von Erziehungsschriften.

III. Verzeichniß der in der ältern Ausgabe noch befindlichen indessen verstorbenen Schriftsteller.

Me.

Briefe Pabst Clemens XIV. (Ganganelli.) Nebst verschiedenen Bullen, Breven und der zu Freyburg in der Schweitz von einem ehemaligen Mitgliede der Gesellschaft Jesu auf denselben gehaltenen Leichenrede. Nach der zweyten verbesserten Pariserausgabe aus dem Französischen übersetzt. Zwey Theile. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1777. Zusammen 41½ Bogen, in 8.

Sind diese Briefe wirklich aus Ganganalli's Feder geflossen: so ist der Wunsch desto gerechter, daß von jeher Männer von solchem Geist und von solchem Herzen auf dem päbstlichen Stuhl gesessen haben möchten. Wieviel würde die Kirche und die Welt dabey gewonnen haben! Der große Mann — denn das war er in jeder Hinsicht — handelte als Pabst nicht etwa blos nach den Regeln der Politik, oder nach den Gesetzen einer unvermeidlichen Nothwendigkeit; sondern seine Handlungen flossen in der That mit aus seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen. Er würde, nach diesen Briefen zu urtheilen, gewiß durch noch mehrere große und eines Haupts der Kirche würdige Thaten seinen Ruhm verewigt haben, wenn ein Pabst immer nach eignen Einsichten handeln, und alles, was er wünscht, ausführen könnte. Aber freylich kommt

alle

alles auf die Frage an, ob die Briefe, wenigſtens ihrem weſentlichen Inhalt nach, ächt ſind. Gründe dafür und dagegen findet man in folgender kleinen Schrift:

Schreiben an den Herausgeber der Briefe Clemens XIV. über den gefaßten Zweifel, daß dieſer Pabſt nicht der Verfaſſer bemeldter Briefe ſey, nebſt einer Antwort auf dieſes Schreiben. Aus dem franzöſiſchen überſetzt. Frankfurt und Leipzig. 1777. 3 Bogen in 8.

Das erſte dieſer Schreiben enthält Zweifel gegen die Aechtheit. In der Antwort bemühet ſich der Herausgeber der Briefe Clemens XIV. die Einwürfe zu heben, und die Authenticität der von ihm bekannt gemachten Briefe darzuthun. Wenn die in dem Antwortsſchreiben enthaltene Angaben ſämmtlich richtig ſind: ſo möchte der Streit ziemlich zum Vortheil der Briefe entſchieden ſeyn. Da die Frage lediglich ein ausländiſches Produkt betrifft, ſo iſt unſre deutſche Bibliothek der Ort nicht, wo man eine Unterſuchung dieſer Sache erwarten könnte. Indeſſen ſcheinen doch mehrere Gründe zu beſtätigen, daß die Briefe nicht ächt ſind.

Cz.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Briani Waltoni in Biblia Polyglotta prolegomena. Praefatus eſt D. *Ioh. Aug. Dathe*, Prof. Linguae Hebrae. Ordin. Lipſiae ſumtibus Weygandianis MDCCLXXVII. 696 Seiten in 8. ohne die 52 Seiten lange Vorrede.

Ein neuer, unveränderter Abdruck der längſt bekannten Waltonſchen Prolegomenen. Wir brauchen alſo nicht erſt ihren Inhalt zu ſkeletiren, und bleiben blos bey der Vorrede ſtehen.

Walton's Prolegomena haben viele Fehler; die aber meiſtens zu der Zeit, da der berühmte Mann ſchrieb, nicht zu vermeiden waren; ſie ſind überdies itzt ſehr unvollſtändig, da die meiſten Materien, die darinn behandelt werden, in den neuern Zeiten wichtige Aufklärungen erhalten haben. — Alſo hätte man ſie nicht ſo friſch weg ſollen abdrucken laſſen. Aber ſie ſollten wahrſcheinlich ein Verlagsartikel werden, bey dem man dem Autor für ſeine geringe Mühe nichts zu bezahlen hätte: und ohne daran zu denken, daß ein Buch, das bereits ſein 120jähriges Jubiläum gefeyert hat, Zuſätze und Verbeſſerungen bedürfen könnte, wurde die erſte Hälfte deſſelben abgedruckt — und dann ſah man ſich erſt nach einem Gelehrten um, der auf dem Titel ſeinen Namen ſetzen, und in einer Vorrede lehren ſollte, daß das Unternehmen ſelbſt nicht unnütz ſey; allenfalls auch einige Verbeſſerungen am Ende zuſetzen möchte. Und das Loos traf unſern Vorredner „Dimidia fere libri parte typis exſcripta, heißt es S. 4. der Vorrede, rogabat bibliopola, vt libro in lucem publicam mox emittendo praefarer," — und weiter unten „Sed cum vereretur bibliopola, *neque id ſine cauſa*, ne repetitio huius libri inutilis videretur quibusdam; qui noua tantum cupiunt, antiqua contemnunt, niſi commendatio accederet, quae eius vtilitatem probaret, conceſſi tamen illius precibus—" Armes Publikum, was mußt du für alberne Repräſentanten haben, wenn erſt der Vorredner ihnen die Binde wegnehmen muß, auf daß ſie ſehen und urtheilen können!

Wir bleiben dabey, das Buch hätte durch und durch ſollen entweder umgearbeitet oder berichtigt werden; itzt iſt es wenig brauchbar, zumal, da wir es ſchon zweymal beſonders gedruckt haben, einmal in folio, und einmal in duodez. (Von der letztern Ausgabe ſcheint nach S. 4. der Vorredner nichts zu wiſſen). Nun, da der Gedanke ein 120jähriges Buch im Jahre 1777. verbeſſern zu laſſen, dem Verleger ſo ſpät beyfiel; ſo hatte der Verf. der Vorrede nicht Muße genug, das ganze Buch kritiſch zu muſtern; alſo ſtreute er nur in der Vorrede einzelne Berichtigungen hin, die aber, wie uns dünkt, neue Berichtigungen brauchen. Wir wollen unſer Urtheil durch Beyſpiele rechtfertigen.

Beym Urſprung der menſchlichen Sprache tritt der Verf. S. 6 – 8. Herdern bey. Wir wiſſen aber nicht, ob er Herdern recht verſtanden habe, wenn er behauptet, es ſey von ihm im zweyten Theil ſeiner Preisſchrift gezeigt worden,

„qua

„qua ratione homo linguam inuenire potuerit *atque adeo debuerit.*“ Selbst Herder gesteht, daß er blos die Möglichkeit der Spracherfindung von Menschen selbst erwiesen habe. Eben so unbegreiflich ist uns, wie er bemeldte Preisschrift „a stili elegantia quam maxime commendabilem“ nennen könne.

Die gewöhnlichen Träumereien von der Sprachverwirrung sind S. 9 — 17 berührt worden. 1 B. Mose XI, 4. will der Verf. mit dem Perizonius übersetzen: „Laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen — **und uns ein Zeichen machen, damit wir uns nicht auf der ganzen Erde zerstreuen mögen.**“ Nur ist weder vom Perizonius noch vom Verf., der bey den Gründen des Periz. stehen bleibt, streng genug erwiesen worden, daß שם, signum bedeute. Denn Jes. LVI. 5. heißt שם **Nachruhm**, und daß im griechischen ein mit dem Hebräischen verwandtes Wort σῆμα signum, monumentum bedeutet, kann blos zufällig seyn. — Wie man sich noch bey Mosis Worten Schwierigkeit machen könne, begreifen wir nicht. Wenn die Hebräer nach rhetorischen Gesetzen geschrieben hätten, so müßte wohl hinter שמים sogleich פן נפוץ folgen. Aber wie häufig findet man die unordentliche Art zu Erzählen in den historischen Büchern, da die Sätze, welche in einer nach einer strengen Ordnung verfaßten Erzählung auf einander würden folgen müssen, durch Zwischensätze getrennt sind. Wir tragen also kein Bedenken, den letzten Satz פן נפוץ mit dem erstern zu verbinden: **Laßt uns eine Stadt und Pyramide bauen, damit wir nicht zerstreuet werden.** Gegen den Verfasser und Perizonius ist auch מגדל, das ja schon eben das sagt, was sie in שם finden wollen. — Faber's Erklärung in seiner Archäologie ist mit vieler Animosität erwähnt, und doch der Hauptgrund, warum פן נפוץ nicht auf eine **neue Ueberschwemmung** zielen kann, gar nicht bemerkt worden. Der Mann ist nun todt; und wenn gleich Faber ein Bischen zu eingenommen von sich war, so hatte er doch Genie, das manchem andern, der sich über ihn lustig machen mag, fehlt; eben daher gefällt es uns nicht, daß ihm der Verf. multas verborum φλυαρίας, insignem loquacitatem und iactantiam vix tolerandam vorwirft.

Die Sprachverwirrung selbst erklärt unser Vorredner auf eine ihm zuverläßig eigene Art S. 15 — 17. Er nimmt eine wahre Sprachverwirrung an; aber blos eine vorübergehende. Aus einer wunderbaren Sprachverwirrung, die auf einmal unter ihnen entstand, schlossen die Menschen, daß ihr Vorhaben Gott mißfällig sey; und unterließen es. Sobald sie es aufgaben, hörte auch die Verwirrung selbst wieder auf. „Quod si, sagt er S. 23., bey einer andern Gelegenheit ganz kurz, miraculum illud, labii confusio cessauit, cum homines a consilio desisterent, vsum linguae suae receperunt.“ — Keine Erklärung kann unglücklicher seyn! Aber man höre auch den Beweis S. 15. Dicitur linguam illam *vnicam*, quae tunc fuerit, esse *confusam*. Quod confunditur iam exiſtit: exiſtebat vero vna modo lingua. *Confundi* dicitur id, quod turbatur et miſcetur in ordine et conſtitutione ſua, non vero quod esse incipit aut oritur. Pugnat igitur cum vſu loquendi, *confuſionem* linguae de origine plurium linguarum explicare. — Wie subtil auf der einen Seite, und auf der andern, wie gespielt mit dem unschuldigen lateinischen Wörtchen confundere.! — Es ist zu verwundern, mit wie wenig hellen Blicken Moses gelesen wird! — Die übrigen Argumente beweisen höchstens nur so viel, daß die Sprache, die Noah in die junge, aus der Fluth hervorgetretene Welt gebracht hat, durch die sogenannte Sprachverwirrung nicht ausgerottet worden sey, welches doch hoffentlich heut zu Tage ohnehin niemand mehr annehmen wird! — Falsch ist auch, was S. 16. behauptet wird, daß in Mesopotamien hebräisch gesprochen worden. 1 Buch Mose. XXXI. 47. redet Laban Aramäisch.

Von den Gründen, womit Walton Adam zum Erfinder einer Buchstabenschrift machen will, heißt es S. 18. „non carent omni probabilitate.“ Uns kommen sie ganz erbärmlich vor. — So soll auch aus Geneſ. XVIII. 19. folgen, wenigstens soll sich ein argumentum non prorſus contemnendum daraus ableiten lassen, daß Abraham manches möge schriftlich aufgezeichnet haben, weil es heiße: er werde seinem Hause nach ihm, seinen Nachkommen, befehlen, dem einzigen Gott zugethan zu bleiben. — So was hätten wir von unserm Vorredner nicht erwartet!

Sehr gut wird S. 20. gegen Walton erwiesen, daß aus dem Begriffe der Theokratie noch nicht folge, daß Mose

ſich der Aegyptiſchen Buchſtaben nicht könne bedient haben. Uns iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß Moſe mit der Aegyptiſchen Buchſtabenſchrift ſeine Geſetzbücher niedergeſchrieben habe. Und aus dieſem Punkt, dünkt uns, läßt ſich mit Zuziehung der älteſten Denkmäler nicht unglücklich die Schrift beſtimmen, deren ſich die H. Schriftſteller der Hebräer bedient haben. — Die allgemeine Sage, daß Eſra die alte Schrift, deren ſich die Hebräiſchen Schriftſteller bedienten, mit der Chaldäiſchen Quadratſchrift vertauſcht habe, erklärt er S. 28. für eine traditio a Iudaeis mendacibus profecta. Damit können wir aber nicht vereinigen, wie er S. 50. die Hypotheſe annehmen kann, daß von den Alexandrinſchen Juden der Pentateuchus aus dem Codice Samaritano überſetzt worden ſey. Denn ohne der Vorausſetzung, daß Eſra die Chaldäiſche Quadratſchrift eingeführt habe, läßt ſie ſich gar nicht vertheidigen.

Die Hebräer ſollen von einem Manne, Namens Eber, und nicht von ihrer Aufenthaltsgegend, wie andre glauben, ihren Namen nach S. 21. haben. Dies können wir zugeben, ob wir gleich glauben, daß beyde Meinungen auf eine ſehr natürliche Weiſe können vereinigt werden.

Daß die hebräiſche Sprache die älteſte Sprache der Welt ſey, wird mit Walton S. 22. angenommen, und daraus bewieſen, weil die älteſten Nomina propria von hebräiſchen Stammwörtern abgeleitet werden. — Uns dünkt der Beweis noch immer ſchwach, wenn ihm nicht noch andre zur Seite gegeben werden. Und wir glauben, es giebt ihrer mehr als einen. Moſes rückt z. B. Urkunden in ſein erſtes Buch ein, die gewiß älter ſind, als die Noachiſche Fluth. Aus der Kindheit der Sprache, und der Denkungsart, aus der ungemein großen Sinnlichkeit aller Vorſtellungen läßt es ſich gewiß mehr als wahrſcheinlich machen, daß ſie aus der antediluviſchen Welt ſind. Aber eben daher ſind ſie ſchwer zu erklären; und wer ſich nicht ganz in jenes ſinnliche Zeitalter verſetzen kann, der muß ſich nie an die Erklärung dieſer Erſtlinge der Schriftſtellerwelt wagen.

Die jüdiſche Grille von der Heiligkeit der hebräiſchen Sprache wird aus den nach Waltons Zeit herausgekommenen Schriften eines Schultens und Frommanns in ihrer Blöße dargeſtellt. — So auch werden die Schriften angeführt, die nach ſeiner Zeit über das Alter der hebräiſchen Vokalzeichen erſchienen ſind. Sonderbar iſt das Verſehen eines Du-

puy und Michaelis, die glauben, daß Schultens Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Punkte sey. Aber der große Mann war dieser Meinung nicht fähig, und er hat sich nach den S. 31. und 32. abgedruckten Stellen deutlich genug, und sehr vernünftig, gerade so, wie es selbst Michaelis thut, darüber erklärt. — Auffallend ist es, daß unser Vorredner in dem Streite über das Alter des Samaritanischen und Chaldäischen Quadratalphabets, die uralte Samaritanische Schrift (wie man sich in diesem Streite sehr unglücklich ausdrückt,) mit der neuern Samaritanischen hat verwechseln können, womit der Samarit. Pentateuchus geschrieben ist.

S. 34. lernen wir die erste Bibelausgabe, der eine Variantensammlung beygefügt war, kennen, die Sebast. Münster 1536. in 4. besorgt hat.

Von der Misselischen Bibel findet man eine kurze, noch sehr unvollständige Nachricht S. 34. 35. Michaelis hatte in seiner orientalischen Bibliothek Th. X. S. 214. in Zweifel gezogen, ob auch wirklich Misselius bey seiner Bibelausgabe sich einer Handschrift bedient habe, wie Hr. Tychsen in seinem Tentamen anführt. Hrn. Michaelis Ausgabe der Misselischen Bibel hatte den hebräischen Titel nicht, auf dem ausdrücklich angemerkt wird, daß sie aus einer Handschrift gemacht sey, und um dieser Ursache willen hat der Verf. den ganzen hebr. Titel abdrucken lassen. Aber der Abdruck ist für den Leser nicht bequem. Denn in der 3ten Zeile sollte אום entweder ganz ausgelassen seyn, oder wenigstens in einer Parenthese stehen, weil diese 4 Consonanten blos der Anfang des folgenden Wortes, אתוניה sind; das aber nicht ganz auf die Zeile gieng, daher man es in die folgende Zeile nachmals setzen mußte. — Am Ende auf der letzten Zeile ist כיביתי abgedruckt, als wenn es lauter Zahlbuchstaben wären, da doch nur כבת die Zahlbuchstaben sind, und כי ביתי wie zwey Worte gelesen werden müssen. Denselben Fehler hatte aber schon Baumgarten in seiner Nachricht von merkwürdigen Büchern B. II. S. 106. begangen. — Dies ist alles, was wir hier von dieser Ausgabe finden.

Allein ob wir gleich kaum 8 Wochen später, als diese Vorrede geschrieben ist, diese Anzeige verfertigen, so sind wir doch schon im Stande, weit wichtigere, und für die Kritik brauchba-

brauchbarere Nachrichten von dieser Ausgabe zu geben. Wir sollten fast Bedenken tragen, sie hier mitzutheilen, weil uns unsre Anzeige ohnehin schon unter der Hand gewachsen ist: aber wir glauben es den Wissenschaften schuldig zu seyn.

Schon im Julius 1776. hat Hr. Tychsen in eine berüchtigte Zeitung, in das 45ste Stück der freywilligen Hamb. Beyträge, eine weitläuftige Beschreibung dieser Bibel einrücken lassen; aber wenigen kam sie zu Gesichte: denn wer wird solche antikritische Blätter lesen? Auch dem Recensenten fiel sie durch einen Zufall in die Hand. Und erst vor wenigen Monathen, im Anfange dieses Jahres, ist zu Erlangen eine kleine akademische Schrift erschienen, unter dem Titel: Variarum lectionum e Bibliis a Nisselio curatis excerptarum specimen editum a Guilielmo Friderico Hufnagel; sumtu et typis Wolfgangi Waltheri. 1777. 20 S. 4. Letztere Schrift ist auf die Messe gekommen, und wir können Bücherliebhaber und Kritiker darauf verweisen. Aber aus der erstern wollen wir die Hauptdata kürzlich angeben, damit die darinn enthaltenen Nachrichten fürs Publikum wenigstens nicht ganz verloren gehen. 1) Nisselius heißt auf dem hebräischen Titel Jüngling. Er muß also jung gestorben seyn. Vergl. Michaelis Orient. Bibl. Theil X. p. 216. — 2) Die Handschrift scheint blos bey den Punkten zu Rathe gezogen zu seyn. S. 1. König. V, 10. Genes. III, 6. 21. Jes. X, 23. Wenigstens hat Tychsen jede Variante in den Konsonanten und ganzen Wörtern in den dabey gebrauchten gedruckten Ausgaben gefunden. --- 3) Der Text ist nach Stephani Ausgabe in 4. abgedruckt; dabey sind folgende Ausgaben, als die 2te Bombergische in 4, wie auch die beyden Menasseischen Ausgaben in 4. und 8. in einigen Stellen, wo sie von der Stephanischen sowohl in Buchstaben und ganzen Wörtern, als in Punkten abweichen, verglichen worden. Was abweicht, ist mit einem Circello versehen, z. E. Pred. Sal. II, 20 --- 4) Ueber jedes wegen einer Variante in Consonanten oder Punkten merkwürdige Wort ist ein Cirkelchen, bisweilen auch mehrere gesetzt worden, dabey man oft die etwanige Ursache errathen muß. Z. E. Ps. LXXVIII, 8. נֹ. Vielleicht hat man anzeigen wollen, daß in der 2ten Bombergischen und der aus ihr geflossenen Stephanschen in 4. לֹא stehe. --- 5) Das Keri ist wohl oft im Text angezeiget; aber findet sich dann am Rande nicht, z. E. Ps. XVI, 10. 6) Hr. Tychsen

besitzt 2 Exemplare von dieser Ausgabe; aber sie differiren. In einem hat der Setzer Blatt 253. b. in Kap. VII. u. VIII. verwirrt gesetzt; in dem 2ten aber ist die Verwirrung gehoben. Sie scheint also nur in den ersten Abdrücken anzutreffen zu seyn. So viel von dieser Ausgabe!

Wir wollen nur noch bemerken, daß unser Vorredner in der Kritik des A. T. eben dieselben Regeln will beobachtet wissen, die man im N. T. bisher angenommen hat. Eine sehr voreilige Vorschrift! Es ist wahr, in gewissen Punkten bleiben in der Kritik immer dieselben Regeln; sie mag nun die Profan-Schriftsteller oder das N. T. bearbeiten. Aber bey jedem Schriftsteller kommen gewisse eigene Umstände in Betrachtung, die allgemeinen Regeln bald eine eigene Richtung oder Einschränkung geben, bald werden ganz neue Regeln nothwendig. Der Fall ist offenbar beym N. T. — Ja auch da muß die Kritik eine andere Wendung in den Evangelisten, eine andere in den Episteln bekommen. Und, mit Erlaubniß, die bisherigen Regeln, die man in der Kritik des N. T. beobachtet hat, taugen nichts — wenigstens sind sie viel zu schwankend. — Und nun erst beym A. T. — Was wird beym A. T. für ein Ungeheuer aus der Kritik werden, wenn man beym System anfangen, und bey einzelnen Beobachtungen aufhören will. Nur erst einen vollständigen apparatus criticus zusammengeschleppt; dann lauter Observationen gesammelt. Aus diesen Materialien müsse erst das Gebäude entstehen, das Wind und Wellen trotzen kann!

Das Kapitel von den alten Versionen, das bey Walton ungemein mangelhaft ist, hat so gut als gar keine Zusätze und Verbesserungen erhalten. Denn was geschehen ist, ist eine wahre Kleinigkeit, — eigentlich ein Kompliment, das Hrn. Hassenkamp gemacht wird. — Aber der Raum der Vorrede war viel zu enge dazu.

Den Abdruck des Buches selbst haben wir, wo wir ihn nachgesehen haben, noch so ziemlich korrekt gefunden.

Z.

Briefe die neueste hebräische Litteratur betreffend, an Hrn. M. Klugen, neuberufenen Pastor zu St. Afra in Meißen, von Christian Gotthelf Hauck, Pf.

Pf. u. J. Leipzig, bey Sommer. 1776. 156. S. in 8. — Zweite Fortsetzung.

Wir wollen aufrichtig gestehen — zweymal sind wir beym Durchlesen dieser Briefe eingeschlafen! Und doch enthalten sie lauter Polemik, bey der doch sonst ein schon halb träumender Leser wieder zu erwachen pflegt. Darneben darf auch der Recensent von sich versichern, daß er nicht zu den phlegmatischen Seelen gehört, welche bey jeder Arbeit gähnen, daß vielmehr sein Naturfehler ist, daß er jede neue Schrift heißhungrig, selbst mit oft unökonomischer Aufopferung seiner besten Stunden, verschlingt.

Aus diesem aufrichtigen Geständnisse mögen unsre Leser auf den Inhalt dieser Schrift schließen. Alte, abgedroschene Sachen, werden in dem langweiligsten Tone, und mit einer ermüdenden Weltschweifigkeit vorgetragen — und vorgekneert, daß man selbst die jungen Hebräer, (die Schüler des Hrn. M. Klugen) bedauert, denen in diesen Briefen vordocirt wird. Wir wollen keinen Menschen in seiner Ruhe stören; aber als ein Theil des Publikums dürfen wir doch wohl den Verfasser bitten, es hinführo mit seinen Leckerbissen zu verschonen — widrigenfalls müssen wir den Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek bitten, uns mit der Recension eines solchen Büchleins zu verschonen.

Kennicott ist der Held, an dem unser Verf. zum Ritter werden will. Aber mit welchem Glück? wollen wir nicht erst sagen. Unsre Leser mögen aus einer Stelle, die wir nicht einmal erst sorgfältig wählen wollen, selbst urtheilen: „Lieben „Alumni, heißt es S. 21, meine Bemühung soll heute dahin gehen, euch zu überzeugen, daß der so genannte Masoretische Text der Bibel des A. T. wie er von den Urkunden „Mosis und der Propheten auf das allersorgfältigste durch die „Juden oder so genannten Sopherim ist abgeschrieben worden, noch in unsern Bibeln und Exemplarien befindlich ist, „ohne daß eine merkliche Hauptveränderung oder Verderbniß „darinn vorgegangen wäre. (Das wollen wir eben durch Vergleichung der kritischen Hülfsmittel erst erfahren.) — Ihr „verstehet mich schon, ohne meine Erinnerung, wie ichs meyne. Schreibefehler und Druckfehler trefft ihr in allen euren in Händen habenden griechischen und lateinischen Auctoren

„ren

„ren an, und eine Ausgabe iſt vor der andern immer correc„ter und brauchbarer. Solche Fehler findet ihr auch in eurem „hebräiſchen Codex, welche aber die ächte Ueberlieferung der „göttlichen Schriften im Ganzen genommen, nicht verdächtig „machen, ſo wenig als man einem lateiniſchen, oder andern „Schriftſteller die Uebereinſtimmung mit des Verfaſſers Ur„kunden abſpricht, wenn er gleich Druckfehler hat. Ich ha„be in meinem hebräiſchen Codex ſchon viele Druckfehler ver„beſſert“ — (ey, da müſſen Sie eine vitiöſe Ausgabe haben, — oder wenn das nicht iſt: ſo bitten wir um die Mittheilung des Kennzeichens, wie man einer Abweichung gleich an der Stirne anſehen kann, daß ſie ein Schreib- oder Druckfehler ſey, dieſes Geheimniß wiſſen wir übrigen ehrlichen Leute noch nicht,) — „ohne daß ich bey einem jeden gedacht hätte: „wieder ein Beweis, daß die ganze hebräiſche Bibel überall „ein verſchmiertes und unzuverläſſiges Buch ſey, wie dieje„nigen ſtrafbar zu reden pflegen, welche ihre Variantenſamm„lung theuer an den Mann bringen wollen. — (Aber wie heißt denn der Mann, der ſo redet? Wir kennen keinen!) — „Faſſet mich wohl, meine Schüler, ich ſage, daß meine he„bräiſche Bibel und andere mehrere fehlerhaft geſchrieben oder „gedruckt ſeyn können, ohne daß daraus ein Schluß gemacht „werden kann, daß wir den richtigen Text der Schriften des „A. T. nicht mehr hätten: denn ſo wenig ich den gedruckten „Bibeln nach dem Begriffe des gemeinen Mannes eine Un„fehlbarkeit beylege, ſo gewiß glaube ich, daß der Text, wel„cher in unſrer und der Juden gedruckten Bibeln, mit allen „unter und über den Conſonanten geſchriebenen Vocalen, Ac„centen, und übrigen Punkten, aufgenommen iſt, bereits vor„längſt mit den allerälteſten und beſten mit dem Original „übereinſtimmenden Exemplarien iſt verglichen und berichtigt „worden, und daß heut zu Tage die Gelehrten lange ſuchen „ſollten, ehe ſie ältere und beſſere Handſchriften vorfinden, als „diejenigen ſind, worauf ſich der maſoretiſche Text gründet — (— Da haben wirs! Wenn man uns aber doch einmal ſagte, wo der reine Maſoretſche Text anzutreffen wäre, — und bewieſe, daß wir nicht einen antemaſorethiſchen Text nöthig hätten, wenn wir den richtigen erhalten wollen) — Hoffent„lich verſteht ihr nun lieben Schüler meine Meynung, welche „behauptet“ — Doch es verlohnt ſich nicht der Mühe, weiter abzuſchreiben. Kein Unpartheyiſcher wird nach dieſer klei-

nen

nen Probe, die noch nicht einmal eine der schlechtesten Stellen enthält, an der Richtigkeit unsers Urtheils zweifeln können.

X.

Chr. Frid. Loesneri obseruationes ad Nouum Testamentum e Philone Alexandrino. Lipsi. Boehm. 1777. 8. 35 pl.

Man kennt den V. schon aus einigen kleinern Proben als einen guten Philologen aus der Ernestischen Schule, und als einen solchen zeigt er sich auch in diesem Buche. Es ist nicht seine Meynung, durch Vergleichung des Philo die Scribenten des N. T. zu griechischen Puristen zu machen, sondern er erkennt ihren hebräischartigen Styl, und läßt den griechischen Uebersetzern des A. T. den Vorzug vor allen andern zur Erklärung desselben. Allein wie dies nicht allen Gebrauch anderer und rein griechischer Scribenten zur Erläuterung mancher Worte und Ausdrücke aufhebt, wenn er mit der nöthigen Sprachkunde und Vorsicht gemacht wird, so verdiente zu dieser Absicht ein Philo vorzüglich angewandt zu werden, da er ein gleichzeitiger Schriftsteller ist, und über biblische Materien schreibt. Man weiß, wie vortheilhaft er vom Carpzov bey den Briefen an die Römer, und vornehmlich an die Ebräer, verglichen worden. Unser Verf. ist indessen nicht so weit gegangen, als derselbe; sondern hat sich meist nur auf Sprache und Phraseologie eingeschränkt, ohne von den Sachen, den Ideen und Vorstellungsarten, den Raisonnements und Allegorien seines Autors zur Erläuterung des N. T. sonderlichen Gebrauch zu machen. Dies wäre aber in der That wichtiger und von größern Nutzen gewesen, als jenes: und da Ernesti, auf welchen sich Hr. L. in der Vorrede beruft, hierzu vornehmlich den Philo empfohlen hatte, so wissen wir nicht, warum er sich darauf nicht eingelassen hat. Bey dem, was er jetzt geleistet, kömmt, die Wahrheit zu sagen, nicht viel heraus. Das meiste ist Ueberfluß, freylich kein schädlicher und besteht aus Erläuterungen oder Bestätigungen von Redarten und Bedeutungen, worüber kein gegründeter Zweifel oder Ungewißheit mehr seyn kann. Wozu nützte es z. E. alle die genug bekannten Bedeutungen von ἀπαλλάσσω mit Stellen aus dem Philo zu belegen, wie hier bey Matth. 5, 47. vier Seiten hindurch geschehen ist? Was brauchte es einer Erläuterung und Bestätigung aus dem

Philo

Philo, daß ἰδεῖν für εἰδέναι, ſehen, für merken und verſtehen, geſagt werde, da dies in allen Sprachen geſchieht; daß συγκλεισαι, includere, παραδοξα, mirabilia, mira, inuſitata, ἀναβλεψαι, reſpicere, rationem habere, u. ſ. w. heiſſe? Wozu diente es, anzumerken, daß auch Philo Gott δικαιον κριτην, und einen den Sünder und Lüſten ergebenen, wie die Griechen überhaupt und auch der Lateiner δουλον, und ſeruum cupiditatum, genannt; daß auch er und andre zu drey vorhergenannten Gegenſtänden τα τρια ταυτα, wie Paulus 1 Kor. 13, 13. hinzugeſetzt, daß Philo in eben dem Verſtande διαμενειν geſagt, wie Ebr. 12, 26. στειν ſteht? Oft iſt auch bey Gelegenheit des Wortes im Texte ein anderweitiger Verſtand oder Gebrauch deſſelben aus dem Philo erläutert, welches nicht hieher, ſondern in ein Lexicon gehörte; zuweilen wird die Erläuterung mehr aus andern Schriftſtellern als aus dem Philo genommen. Z. E. bey dem καλον ἐργον τροιεσθαι, wo wir wohl den Demoſthenem, Athenäum, Polybium, Dionyſium von Halik. aber keinen Philo angeführt gefunden. Ferner begegnet es dem Hrn. L. nicht ſelten, was mehrern begegnet iſt, wenn ſie auch ſchon wie er an die hebräiſche Mundart des N. T. glaubten, daß er Ebraismen verkennt, und mit dem reinen griechiſchen Stile vergleicht, was nur mit jener zu vergleichen war. Z. E. ὁ διδασκων, für ἰδιδασκε, παντες ἀπο μικρου ἑως μεγαλου, wo auch nicht einmal in einem der angeführten Exempel dieſelbe Form des Ausdrucks iſt. ὁ μη τιλειστης τας πολεις, welche Redart nach einer unbemerkten Ellipſe ſo viel als τιλειν την ὁδον δια τας πολεις, und τιλειν mit dem griechiſchen ἀγειν zu vergleichen ſey. Sicherer iſt es unſers Bedünkens, das τιλειν hier aus dem hebräiſchen DDN zu erklären. Die von wenigen bemerkte Stelle des Philo, darum das Wort βιαστης, Matth. 11, 12. vorkommt, wovon Stephanus und Alberti kein Exempel wußten, iſt unſerm B. nicht entgangen; aber gezwungen kömmt es heraus, wenn er eben daſelbſt βιαζεται, wie Luc. 16, 16. active nimmt. Doch das iſt nicht die einzige unrichtige Erklärung, die wir gefunden haben; bey Matth. 12, 7. heißt es, wenn man die Stelle, wo die Worte, ich habe Luſt an Barmherzigkeit und nicht am Opfer, hergenommen, vergleiche; ſo erhelle, daß der Sinn ſey: ich will lieber Jemanden Gutes erweiſen, als mit Opfern geehret ſeyn. Wie konnte Hr. L. auf den Einfall kommen, der durch das gleich folgende beym Propheten, und an Erkenntniß

niß Gottes und nicht an Brandopfer, klar widerlegt wird. Eben so sonderbar ist der Einfall, daß v. 12. ἐκλάβειν, aggredi, heißen soll, Luc. 3, 14. will er das συκοφαντήσητε in der Bedeutung des falschen Angebens und Verläumdens verstanden haben, wobey er des Scultets Einwendung, die jedem gleich beyfallen muß, es sey nämlich das nicht der eigene und gewöhnliche Soldatenfehler, schlecht widerlegt. Es konnte doch dem V. nicht wohl unbekannt seyn, daß Aquila, Symmachus, Theodotion das hebr. פּשׁע, welches auf Beraubung, Unterdrückung und Gewalt geht, oft durch συκοφαντεῖν geben. Gal. 6, 12. soll ὅσοι θέλουσιν εὐπροσωπῆσαι ἐν σαρκὶ heißen: qui volunt corpore decori esse, eine Erklärung, die sich gar nicht herschickt und ins Lächerliche fällt. Es sind offenbar, wie es schon Theodoretus und Chrysostomus erklärt haben, τὴν παρὰ ἀνθρώποις δόξαν θηρεύοντες ἐνδοκιμεῖν παρ' ἀνθρώποις. Kol. 2, 15. will er ἀπεκδυσάμενος nicht active genommen und mit dem folgenden verbunden, sondern gegeben haben: *paratus et instructus*, vt luctator, qui depositis vestimentis nudo corpore colluctatur. Uns kömmt diese Erklärung gezwungen vor, und ohne das zu wiederholen, was Wolf schon dagegen, und für die gewöhnliche Perizonius gesagt haben, wollen wir nur erinnern, daß sie dadurch wegfällt, weil nach dem Zusammenhange das Subject der Rede, nicht Christus, sondern Gott der Vater ist. Was die bey 1 Tim. 1, 19. angeführte Stelle helfe, sehen wir nicht, da in derselben das περὶ (ναυαγήσαντες περὶ τὴν πίστιν ἄλλοι etc.) offenbar so viel heißt als per, welches es in der Schriftstelle nicht heißen kann. 1 Petr. 3, 6. μὴ φοβούμεναι μηδεμίαν πτόησιν; damit soll der Apostel den Weibern befehlen, ihre Pflicht nicht gezwungen und aus Furcht zu thun. Uns scheint er zu sagen, daß sie denn, wenn sie ihre Pflicht thäten, sich vor nichts zu fürchten, vor Niemands Drohungen zu erschrecken haben würden, also nicht die Art und Weise, sondern den Vortheil der Pflichtübung zu bezeichnen. Die Bedeutung von ἐπίλυσις und ἐπιλύειν, daß es so viel als Auslegung heiße, ist ausgemacht genug. Aber der V. irrt sich wohl, wenn er glaubt, daß damit aller Schwierigkeit in dem Verstande der Stelle 2 Petr. 1, 20. abgeholfen sey. Der hinzugefügte Grund v. 21. läßt sich schwerlich damit reimen, oder man muß die Auslegung so nehmen, der Apostel selbst habe nicht seine eigenen Gedanken ausgelegt oder erklärt, das heißt,

vorge-

vorgebracht, welches wohl die richtige Erklärung, vielleicht auch nach des Verf., nur nicht deutlich genug geäußerten, Meynung iſt, zu deren Beſtätigung aber die hier angeführten Stellen aus ſeinem Autor nichts beytragen Doch wir wollen aufhören zu tadeln, und auch von dem vielen Guten, wenn gleich nicht neuen, einige Proben geben. Bey Matth. 6, 2. iſt die bisweilen verkannte Bedeutung von ἀπέχειν, das Seine weg haben, mit tüchtigen Exempeln beſtätigt, obwohl die aus dem Callimachus angeführten Wetſtein ſchon hat. Rec. pflegt ſich auf die LXX 4 Moſ. 32, 19. zu berufen. Marc. 7, 4. iſt der von Krebs gemachte Zweifel wider die gewöhnliche Erklärung von ἀπ' ἀγορᾶς hinlänglich gehoben. Ap. Geſch. 6, 9. iſt von den Libertinern eine Stelle aus Philo beygebracht, die keine Ungewißheit weiter übrig läßt, was es für Leute geweſen. Recenſ. hatte ſie ſich ſchon aus einer Anführung des Erneſti ad Tacit. Ann. II. 85. gemerkt. 2 Petr. 1, 3. 4. iſt die active Bedeutung von δεδωρημένης und δεδωρημένα, mit ſo vielen Beyſpielen bewieſen, daß billig künftig ſich niemand es mehr einfallen laſſen muß, die Worte anders zu nehmen.

Cs.

12. Erziehungsſchriften.

Gegenwärtige auf aller höchſten königl. Befehl bekanntgemachte Einrichtung des akademiſchen Gymnaſiums zu Alten-Stettin. Gedruckt bey Struck, 1777. 7 Bogen in 8.

Man glaube nicht, daß die Bekanntmachung neuer Schuleinrichtungen und Schulgeſetze bloß für den Ort und ſeinen nächſten Umkreis gehöre. Zu einer Zeit, wo jedermann, oft mit ſehr weniger Jugend- und Schulkenntniß von Schulverbeſſerungen ſpricht und ſchreibt, ſind dergleichen wirkliche Einrichtungen blühender Schulen, gleichſam die Reſultate der Prüfung, was ſich von den Schulvorſchlägen mancherley Art als brauchbar anwenden und in Ausübung bringen läßt. Sie verdienen daher unter den Erziehungsſchriften eben ſo gut ihre Stelle als bloße Speculationen über die Verbeſſerung des öffentlichen

sentlichen Unterrichts. Aus diesem Gesichtspuncte wollen wir die Schrift, die wir vor uns haben, unsern Lesern bekannt machen.

1) Historische Nachricht von dem königl. akademischen Gymnasium zu Alten-Stettin. Es wurde 1543 von den Herzogen Barnim IX und Philippen aus ehemaligen Kanonikaten gestiftet, 1572 verbessert, 1667 von König Carl dem IX aus einem Pädagogium zu einem akademischen Gymnasium erhoben, bey welchem, außer den Zeichen- Sprach- und Tanzmeistern 7 Professoren stehen, nemlich der Gottesgelahrheit, der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneygelahrheit und Naturgeschichte, der heiligen Sprachen, der Geschichtkunde, Dichtkunst und Beredsamkeit, der Weltweisheit und des lateinischen Styls, und der Mathematik und Naturlehre. Der Hauptprediger ist zugleich jedesmaliger Lehrer der Gottesgelahrheit, und der Archidiakonus Lehrer der heiligen Sprachen und Bibliothekarius. (Sollte sich ein Geistlicher besser zum Vorsteher einer Schulbibliothek schicken, als ein eigentlicher Schulmann?) Der Professor der Philosophie war sonst beständiger Rector, seit 1757 aber wechselt das Rectorat unter sämmtlichen Lehrern jährlich ab. (Ein abwechselndes Rectorat bey einer Schule hat seine guten und bösen Seiten: nur alsdann ist es zu wünschen, wenn es dem beständigen Rektor an Ansehen, Klugheit und Gelehrsamkeit fehlt. Weit eher aber ist es zu vermuthen, daß ein Mann diese Eigenschaften beysammen besitzen werde, als daß jeder bey einer Schule angestellter Lehrer einen Rektor sollte abgeben können.) Zu Erhaltung der Bibliothek wird von den neuankommenden Gymnasiasten etwas zum Antritte bezahlt. Eine Instrumentensammlung wird itzt veranstaltet. Die von 1747. bis 1750. neuerbauten Gymnasiengebäude fassen die Bibliothek, Hörsäle, anatomisches Theater und einige Wohnungen der Professoren in sich. Der Lectionsplan ist auf 3 Jahre eingerichtet, und ist unabänderlich; doch wird jedem ankommenden Gymnasiasten nach Unterschied seiner Kenntnisse und seines künftigen Berufs die Ordnung und Folgen der von ihm zu hörenden Stunden von dem Concilium vorgeschrieben. Die theologischen Lectionen müssen von allen besucht werden, und das mit gutem Recht, weil die Nichttheologen außer ihren Schuljahren ohnedies keinen weitern Religionsunterricht zu haben pflegen. Doch ist derselbe hier etwas undeutlich angegeben: Die Geschichte der Religionspartheien und Lin-

leitung in die heilige Schrift, wobey die Religionswahrheiten vorgetragen und begründet werden, in 6 halben Jahren. Sind Geschichte der Religionspartheyen, Einleitung in die Schrift und Vortrag der Religionswahrheiten, drey verschiedene oder separate theologische Vorlesungen, oder machen sie ein zusammenhängendes Ganzes aus, in dem diese drey Gegenstände zusammengewebt sind? Sollen sie in einem, oder in verschiedenen Anfängen, in 6 halben Jahren geendiget werden? Das letzte vermuthen wir fast daher, weil sie der Jurist nur die 3 ersten halben Jahre hören soll. Der Unterricht in der alten Litteratur wird so ausgedrückt: Die griechische und lateinische Sprache, jede durch 6 halbe Jahre. Das soll vermuthlich ein Cyclus von griechischen und römischen Schriftstellern seyn, der in 6 halben Jahren zu beendigen ist, denn Grammatik wird vorausgesetzt. Aber für Leute, die zur Akademie reif sind, muß doch wohl die Erklärung des Horaz und der philosophischen Schriften des Cicero einen andern Gesichtspunkt, als blos die lateinische Sprache haben. Recht sehr billigen wir es, daß der Prof. der Rechtsgelehrsamkeit nicht die Institutionen, sondern blos das Recht der Natur, und in dem dritten Jahre eine Encyclopädie der Rechtsgelahrheit vorträgt. Jene werden auf Schulen allemal mit Schaden gelesen. Da giebt sich auf manchem akademischen Gymnasium ein 16jähriger Knabe zum Bürger desselben an: stolz, daß er nun akademische Collegia hören kann, läuft er in die Institutionen, da er doch erst so viel Latein lernen sollte, um den Text derselben zu verstehen. Darüber versäumt er denn, was er zuförderst von der Schule mit wegnehmen sollte, und muß sodann, wenn er auf die Universität kommt, doch mit den Institutionen wieder anfangen. Warum aber der angehende Jurist von den griechischen Lectionen ausgeschlossen wird, sehen wir nicht ein. Man sollte auf Schulen die Dispensationen von Erlernung der griechischen Sprache so sehr erschweren, als nur möglich ist. Wenigstens ist sie jedem Gelehrten zur Kenntniß und Rechtschreibung so vieler tausend Kunstwörter in beynahe allen menschlichen Wissenschaften, nöthig.

II) Rede, welche der zeitige Rektor des Gymnasiums an die in demselben Studierende bey der Bekanntmachung der Gesetze gehalten hat. Sehr nachdrücklich und von Herzen gesprochen.

III)

III) **Gesetze für die im Gymnasium Studierenden.** Von der Aufnahme der Gymnasiasten; von Abwartung des Gottesdienstes; vom Studieren; vom Verhalten gegen die Lehrer und gegen andere; von den Sitten; vom Verhalten der Convictoristen; von Strafen und Belohnungen. Wir wollen ein und das andere daraus ausziehen. Die Gymnasiasten werden bey ihrer Ankunft von allen Lehrern geprüft, sollen bey einem Lehrer oder in dessen Nähe wohnen, und ihre Wohnung ohne dessen Vorbewust nicht ändern. Die beygegebenen schriftlichen Ausarbeitungen sollen dem jährlichen Bericht an das Curatorium, Regierung und das geistl. Departement beygefügt werden. (Das hat aber doch wohl nur bey Landeskindern oder Beneficiarien seinen Zweck?) Die Gymnasiasten sollen jährlich einmal öffentliche Reden halten. (Sollen diese Redeübungen mit Einladungsschriften begleitet werden: so muß zuvor den Schwierigkeiten abgeholfen seyn, die man auf andern Gymnasien empfindet, wenn die Kosten öffentlicher Redeübungen den Redenden nicht zur Last fallen sollen.) Keiner soll etwas von seinen Kleidern und Büchern vertauschen. Herumgänge mit Musik, gemeinschaftliches Ausreiten und Schlittenfahren, wie auch Gastereyen, sind verboten. Den Freytisch erhält niemand länger, als auf ein Jahr, und er soll bloß eine Belohnung des Fleißes seyn. Oeffentlichen Widerspruch kann jeder Lehrer sogleich mit dem Carcer und Entziehung des Tisches auf einige Tage bestrafen. (Zur Erhaltung der Autorität sehr zuträglich; außerdem müßte es doch wohl rathsamer seyn, daß nur Einer, der Rector, über den Tisch und dessen Entziehung zu disponiren habe.)

IV) **Von der Verwaltung des Rectorats.** Unter andern hat der Rector auch die Censur, wenn jemand bey dem Gymnasium etwas drucken lassen will.

V) **Von der Lehrart, wie auch den Pflichten der Professoren und anderer Lehrer.** Der Unterricht wird ohnentgeldlich ertheilt. Der Lehrer trägt zuerst den Inhalt eines jeden Vortrags in möglichster Kürze vor, und unterredet sich darnach davon mit seinen Zuhörern in einem freundlichen Tone. Der Lehrer bleibt nach geendigter Vorlesung in dem Hörsaale, bis zur Ankunft des folgenden; kann sich aber auch, wenn dieser zu lange ausbleibt, darüber beschweren. Er muß zuweilen das Dictirte nachsehen, damit nichts verworten und fehlerhaft aufgeschrieben werde. Sämmtliche Lehrer müssen abwechselnd, des dazu bestellten besondern Aufsehers

ohngeachtet, die Communität, und zuweilen den Gottesdienst besuchen. Jeder Lehrer führt über eine gleiche Anzahl von Gymnasiasten die besondere Aufsicht, die, wo nicht besondere Verhältnisse darzwischen treten, alljährlich durchs Loos vertheilt werden. Sie sollen ihre Jugend zuförderst gewöhnen, gegen wahre Ehre und Schande, eigentliches Verdienst und eingebildete Vorzüge, Tadel und Beyfall, nie unempfindsam zu seyn. Ueber die Erklärungsart der alten Schriftsteller werden sehr richtige Vorschriften gegeben. Um das Lateinreden geläufig zu machen, so soll entweder die letzte Lection im Anfange jeder Stunde lateinisch wiederholt, und zuweilen der ganze Unterricht darinn ertheilt werden. (Dieß hat der Rec. längst als das einzige ihm möglich gewesene Mittel, das Lateinreden unter jungen Leuten zu befördern, in Ausübung gebracht. Der Unterricht in dieser Sprache muß aber nur bey leichten und faßlichen Materien geschehen, oder der deutsche Vortrag vorausgehen: auch kann das Examiniren eines geendigten Vortrags sehr nützlich in lateinischer Sprache geschehen.) Zur Uebung des lateinischen Styls werden die gehaltenen Lectionen (eines lat. Schriftstellers) ins Deutsche, und nach einiger Zeit wieder in die Ursprache übersetzt, und mit der Schreibart des Schriftstellers verglichen. Ein bekannter Vorschlag zur lateinischen Sprachübung — aber mehr beym häuslichen Unterricht, oder zum Privatfleiß eines jungen Menschen, als in einer öffentlichen Schulstunde, zumal bey einer zahlreichen Classe, brauchbar. Wie will der Lehrer verhüten, daß bey der Zurücktragung der gemachten deutschen Uebersetzung in das Lateinische, nicht zuweilen ein Blick in den Autor geworfen, und das Latein aus ihm entlehnt werde? Das kann ein Lehrer wohl bey einem oder wenigen, die er vor sich an seinem Tische sitzen hat, verwehren, aber nicht bey dreyßigen. Ein anderer, der sich die Ausdrücke des Originals zu diesem Gebrauche gemerkt hat, wird zuweilen mit Willen anders Latein schreiben müssen, um nicht in den Verdacht des Abschreibens zu kommen. Und wenn nun auch jeder Schüler seine Uebersetzung aus eigenem Kopfe gemacht hat: wie soll es der Lehrer anfangen, um sie mit dem Schriftsteller zu vergleichen? Soll er das sogleich in der Stunde thun: wie viel Zeit würde er bey einer starken Classe nöthig haben! Will er einen nach dem andern seine Arbeit herlesen lassen: so werden alle nachfolgenden die Vergleichungen und Verbesserungen der erstern zur Aenderung ihrer eigenen nutzen: und so weiß der Lehrer

immer

kommer nicht, ob sein Zögling, aus eigenem Gedächtniß oder auf fremde Veranlassung, die Worte des Texts getroffen habe. Wollte der Lehrer die Correkturen solcher Uebersetzungen, wie von andern lateinischen Ausarbeitungen, zu Hause besorgen: so ist es theils der Mühe nicht werth, weil sie nicht nach eignem Geschmack des Lehrers, sondern nach den bestimmten Worten des Originals geschehen sollen; und das kann der Schüler selbst. Theils kann er seine Arbeit, ehe sie der Lehrer ins Haus bekömmt, ändern. Es folgt also immer so viel daraus, daß man dergleichen Uebungen seinen Schülern, als höchst nützlich zum Privatfleiß, zwar empfehlen, aber nicht wohl in öffentlichen Stunden Gebrauch davon machen könne.

VI) Von dem Concilium der Professoren. Es versammlet sich ordentlich alle Mittewochen unter Vorsitz der Visitatoren, verfertiget Protocolle über den Fleiß und das Verhalten ihrer Zuhörer, und schicket solche vierteljährlich an die Curatores; untersucht Klagen, erinnert, wo es nöthig ist, einen Lehrer, ordnet Feyerlichkeiten, Redeübungen, Zuerkennungen von Prämien an, u. s. w.; und bey einem unverbesserlichen jungen Menschen trägt es bey den Curatoren auf dessen Entlassung an — vermuthlich damit diese Entlassung — eine ehrbare Benennung, mehr die Folgen einer Strafe haben möge; denn außerdem sollten Rector und Concilium, die einen jungen Menschen aufnehmen, auch die Macht haben, ihn, wenn er sich nicht will ziehen lassen, wieder zu verabschieden.

VII) Anweisung für den Bibliothekarius. Er soll zuförderst ein Verzeichniß der vorhandenen Bücher verfertigen. Das gilt doch vermuthlich nur einmal, und nicht für jeden Bibliothekar — Ueberdem sollte derselbe bereits den Catalogus vorfinden, und die Bibliothek nach demselben übernehmen.

VIII) Anweisung für den Aufseher über die Studierenden bey dem Gottesdienste und Freytische. Es ist dazu ein Candidat verordnet, der gegen den Genuß des freyen Tisches diese doppelte Aufsicht führen soll; wirksamer aber würde sie nun wohl mit der Person eines Lehrers verbunden gewesen seyn.

IX) Anweisung für den Famulus des Gymnasiums.

Nachricht von dem Königl. Joachimsthalischen Gymnasium zum Gebrauch der Alumnen und derselben Eltern und Angehörigen. Berlin, bey Nicolai. 1778. 6 Bogen in 4.

Der Rec. hofft sich viele Leser der A. d. B. durch eine nähere Bekanntmachung dieser lesenswürdigen Nachricht zu verpflichten: sie lernen hier eine vortreffliche Schuleinrichtung aus der wirklichen Welt kennen. Es stehen an dem Joachimsthalischen Gymnasium, außer zween außerordentlichen, sieben ordentliche Professoren, der Theologie nemlich, (wozu das Ebräische und der Dialekt des N. T. gehört,) der Rechtsgelahrheit, (der aber nicht in die akademischen Lectionen eingreift, sondern nur das Recht der Natur, Reichshistorie, Staatenkenntniß und Römische Alterthümer lehret,) der Mathematik und Naturlehre, Beredsamkeit, griechischen und lateinischen Sprache. Die Lectionen sind nach Klassen eingetheilt; und wird die Theologie und Rhetorik in 2, Philosophie, Mathematik und deutsche Sprache in 3, das Rechnen in 4, das Lateinische und Griechische in 5 Klassen gelehrt. In der Theologie wird theils auf Veranlassung biblischer Stellen, theils nach einem dictirten Entwurfe Unterricht gegeben. (Daß es noch einen Fall geben könne, der das Dictiren nothwendig mache, wundert uns; auch halten wir, in der obersten Klasse wenigstens, eine systematische Theologie für zweckmäßiger als eine bloß biblische. Das Griechische, da diese Sprache den Gelehrten nothwendig ist, und jeder Mann von Geschmack sich das Griechische muß empfohlen seyn lassen, wird als eine allgemeine Lection angesehen. Die Gymnasiasten bestehen theils aus 120 Königl. Alumnen, die auf dem Gymnasium wohnen und den Freytisch genießen, theils aus solchen, die in der Stadt wohnen, und nur zu den Lectionen kommen. Beyde werden ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, doch nicht vor dem 13ten Jahre, angenommen. Unter den ersten sind 2 Evangelischreformirte aus Großpolen, 2 aus Litthauen, 2 aus Kleinpolen. Der Expectant muß die regulairen Declinationen und Conjugationen, auch 3 — 400 Vocabeln wissen. Was zur Reinlichkeit und Anständigkeit des Anzugs gehört, eine doppelte ganze Kleidung, sechs Oberhemden, so viel Unterhemden ꝛc. nebst Betten, muß der Alumnus mitbringen, und das Verzeichniß darüber von den

Seinigen

Seinigen unterschrieben seyn: Kostbarkeiten, selbst silberne Löffel, alle unnöthige Effecten, als Stock und Degen werden nicht angenommen. Alle entbehrliche, und sonderlich den Geschmack und die Sitten verderbende Bücher müssen zurück bleiben, weil die Gymnasienbibliothek den obern Klassen zum Gebrauch offen ist, und außerdem auch noch aus einer besondern Lesebibliothek gegen 12 Gr. vierteljährlichen Beytrag, Bücher, die den Bedürfnissen und dem Alter der Studirenden am angemessensten sind, zum Gebrauch geliehen werden. Sehr gut! da die Bücherſucht manchen jungen Menschen verdirbt und in Schulden setzt. Gelder, so den Alumnen zu eigner Disposition mitgegeben oder unmittelbar zugeschickt worden, werden confiscirt und zur Unterstützung der Armen verwandt; sondern alles muß an die Inspectoren geschickt werden, die darüber durch einen Rendanten Rechnung führen lassen. In vielem Betracht sehr heilsam: aber hier finden wir doch eine Unbequemlichkeit. Soll denn der junge Mensch auf der Universität zum erstenmale sich Herr über sein Geld sehen, und nicht vorher nach und nach dazu gewöhnt werden? Die Privatgelder werden nicht an den Lehrer, sondern an die Lehrcasse, bey der Reception an die 6 Thlr. und dann vierteljährig für Stube, Holz, Inspection, Wäsche, Aufwartung, ohngefähr 10 Thlr. voraus bezahlt. Vom Lehrgelde können die Armen, von Erlegung der Stubenmiethe und des Holzgeldes aber niemand dispensirt werden; und der Rector ist angewiesen, keinen Alumnen anzunehmen, bey dem nicht abzunehmen ist, wie der bestimmte Abtrag der vierteljährigen Ausgaben erfolgen werde. Wirklich ist auch die Entfernung ganz armer Jünglinge von der Erlaubniß zu studiren, wo nicht etwa ein außerordentliches Genie eine Ausnahme anrathen sollte, keine Ungerechtigkeit, da sie in dem Verfolge ihres Studirens mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und andere Wege genug zu einem anständigen Fortkommen übrig sind. Die festgesetzten Ferien betragen im Jahre ohngefähr 9 Wochen. In den kürzern Ferien werden die, so über fünf Meilen zu reisen haben, gar nicht entlassen; auch müssen die Eltern vorher schriftlich darum bey dem Rector ansuchen, die Art der Abholung und die Länge der Abwesenheit bestimmen. Wer über die Zeit ausbleibt, muß den versäumten Tisch noch oben drein bezahlen. Eltern müssen bey Ueberbringung der Alumnen, ihre Verwandten in Berlin oder die Häuser, die sie besuchen sollen, angeben; diejenigen aber, so ihre Eltern in Berlin haben, müssen, wenn sie sie,

auf erbetene Erlaubniß besucht haben, ein Zeugniß in das Gymnasium zurück bringen, wenn sie bey denselben angekommen und wieder abgegangen sind. Erkundigungen und Attestatgesuche sollen nur bey dem Rector geschehen: wer vor der Zeit und ohne Befragung der Vorgesetzten zur Universität abgeht, bekömmt weder Empfehlungen noch Stipendien: den künftigen Studiosis medicinae wird nur alsdenn erlaubt, Anatomie außer dem Gymnasium zu hören, wenn sie bereits die nöthigen Schulkenntnisse erlangt haben. Alumnen von denen keine Hoffnung zur Besserung übrig ist, werden nach halbjähriger Frist zurück geschickt, und wer Schulden hinterläßt, dessen Meubles werden zurückbehalten, und nach 5 Wochen verkauft. Das Gymnasium hat 6 bis 8 Inspectoren, unter welche sämmtliche Alumnen vertheilt sind, 2 bis 3 wohnen auf einer Stube, die täglich vom Inspector visitirt wird. Außer den Lehrstunden sind täglich 2 Stunden zum Vergnügen und 3 zum repetiren angesetzt; sie werden an Sommerabenden spatzieren, und mit der Eltern Erlaubniß, auch zuweilen zu guten Schauspielen geführt: auch ist zu ihrer Erholung ein eigener Garten gemiethet, wo sie sich gegen jährliche 12 Gr. in Gegenwart der Inspectoren vergnügen, auch speisen können. Auch ist zum Vergnügen der besten Alumnen der höhern Klassen eine eigene Stube eingerichtet, mit Meublen, einigen Naturalien, Instrumenten und Kupfern versehen, in welcher die von dem Rector ernannten im Winter wöchentlich dreymal zusammen kommen, und mit dessen Vorbewußt, Verwandte und Freunde dazu einladen können; der Besuch der Inspectoren, Lehrer, auch auswärtiger Jugendfreunde dienet dabey zur guten Unterhaltung. Ein nachahmungswürdiges Mittel, durch eine rühmliche Ehrliebe zum Fleiße und Wohlverhalten anzuspornen! Jeder Alumnus muß gewöhnt seyn, sich selbst reinlegen und fristren zu können, und nicht jedem Friseur, sondern nur bekanntlich guten Leuten wird der Zutritt erlaubt. Man wünscht, daß die jungen Leute nicht zum Frühstück mit warmen Getränken gewöhnt seyn; sondern solches mit Wasser oder Milch und Semmel halten möchten. (Doch daß hierinne kein Zwang sey, sehen wir daher, weil nach dem Kostverzeichnisse 6 Gr. vierteljährig für tägliche Reichung des Theewassers gezahlt wird.) Gesetze für die Alumnen. Sie sollen vor und nach den Schulstunden nicht in den Gängen oder vor den Thüren stehen bleiben: das Herausrufen anderer ist verbotten. Beschädigungen an Schlössern, Meublen oder Tischgeräthe, wie

auch

auch allgemeines Geräusch, deren Urheber nicht herauszubringen ist, können an einer ganzen Klasse oder einem ganzen Tische bestraft werden. Der bey dem Tische gegenwärtige Inspector kann nach Befinden der Umstände befehlen, daß mehr Essen aufgetragen werde. Dem Inspector muß jeder ohne Widerrede sogleich gehorchen, auch was er zu sehen verlangt, aufschließen und vorzeigen. Tabakrauchen, Karten und Würfel sind ohne Ausnahme verbothen. Niemand darf was verkaufen oder borgen, noch bey einem Handwerksmanne mehr bestellen, als was er von dem Taschengelde einer Woche bezahlen kann. Nach 10 Uhr darf keiner ein Licht mehr brennen lassen. Die Strafen werden in gemeine, scharfe, harte und härtesten Strafen eingetheilt und bestehen in den verschiedenen Stufen des Carirens, des Stuben- und Hausarrestes oder Gefängniß, in der Herabsetzung, im consilio abeundi, und in der Relegation. Geldstrafen sind abgeschafft, und körperlicher Züchtigungen wird nicht gedacht. Fleiß und gesetzmäßiges Verhalten wird durch öffentlichen Beyfall, mehrere Freyheiten, Distinction und Prämien, darzu ein ansehnliches Capital ausgesetzt ist, durch Exemtion von der besondern Inspection, Wahl der Wohnung und des Stubenpurschen, und Empfehlungen zu fernern Beneficien belohnt.

Es sind noch 2 Bogen Tabellen beygefügt, deren eine anzeigt, was jeder Schüler in jedem Schuljahre lernen kann, die andere aber, was die Woche hindurch in allen Klassen docirt wird. Wir wollen zur Probe aus der ersten die Reihe der Lectionen, die zur lateinischen Sprache gehören, hieher setzen. Im 1 Jahre, 200 leichte Stellen oder Sentenzen auswendig — diese und noch 200 andere verstehen, bey deren Veranlaßung die regulairen Declinationen und Conjugationen. Im zweyten doppelt so viel Stellen als im ersten Jahre — Construiren — anomal. declin. et coniug. latinismi, so häufig vorkommen. Im dritten, doppelt so viel als im zweyten Schuljahre — Redarten — latinismi — syntaxis, prosodia. Im vierten, cursorisch Lesen des Cicero und Virgil. Nachahmung des Ciceron. Styls. Im fünften, kritisch lesen Ciceron. orat. Horat. Plin. Hist. nat. Römische Alterthümer, lateinischer Styl, lateinische Sprechen. Im sechsten, Fortsetzung. Dem Rec. fiel hierbey auf, daß Virgil nur in dem vierten Jahre, und zwar nur cursorisch gelesen wird, den man doch um so viel brauchbarer erklärt, je reifer die Zuhörer sind; und daß sowohl hier als unter dem Verzeichnisse der Schulbü-

cher, die Briefe des Cicero übergangen werden, eins der schätzbarsten Bücher, die jungen Leuten in die Hände gegeben werden können. Der Anordner der Lectionen, dessen Klugheit man sonst bemerkt, muß einige Ursachen dazu gehabt haben. Wir wünschten bey Gelegenheit davon unterrichtet zu seyn. Im Griechischen werden in den 2 letzten Jahren Gesners Chrestomathie und Homer, und Euripidis Alcestis, gelesen. In der Geographie sind die Klassen, Geographie des Vaterlandes, Geographie von Europa, Statistik; in der Philosophie, Psychologie und Vernunftlehre, Metaphysik, philosophische Geschichte, Encyclopädie der Wissenschaften, und endlich Moral und Recht der Natur. Die Oratorie wird bey lateinischen Mustern durch Zergliederung der Reden getrieben — vortrefflich und gewiß nutzbarer, als alle initia rhetorices. Beym Gebrauche des griechischen N. T. bemerken wir einen sehr vernünftigen Mittelweg. Es ist nicht, wie es auf andern Schulen geschehen, gar von den griechischen Lectionen ausgeschlossen, sondern wird unter dem Namen eines Dialects mit zu der Theologie gerechnet, die vom vierten Jahre an gehört wird.

Js.

Kurzer Inbegriff der Christkatholischen Lehre zum Gebrauch der Realschulen in Bayern. Landshut, gedruckt und verlegt bey Maximilian Hagen, Stadt- und Landschaftsbuchdrucker, 1774.

Folgender Auszug eines Schreibens von einem römisch-catholischen Gelehrten mag die Stelle einer Anzeige dieses, in Betracht der Gegend, wo es erschienen ist, wirklich merkwürdigen Werkchen vertreten. Sowohl der Brief, als auch das Büchelchen sind uns ein angenehmer Beweis, daß Wahrheit und Duldung auch in solchen Gegenden um sich greifen, wo der noch nicht so sehr geschwächte Arm des Fanatismus noch sein äußerstes versucht, sie in Schranken zu halten. Hier ist er:

„Dieser Inbegriff ist ein wichtiger Beytrag zur Aufklärungsgeschichte des Bayerlandes, und ein neuer Beweis der traurigen Erfahrung, daß in ebenderselben Menschenfamilie Weisheit und Finsterniß, Sanftmuth, und

„Menschen-

„Menschenhaß beysammen wohnen können, und daß mancher „redliche Mann, der seine von Felsen eingeschlossene Aussicht „erweitern will, fruchtlos wieder abgehen, und erst mancher „verschüttet werden müsse, ehe man Hoffnung hat, Licht und „Wärme in gewisse Gegenden eindringen zu sehen. Wir ver„wundern uns hier, von der Geschichte dieser Schrift, welche „in den Churbairischen Landen einen allgemeinen Lerm erregte, „so lange nichts ausführliches gehört zu haben, und wir wis„sen nicht, ob wir das gänzliche Stillschweigen derer, die dar„an Theil nehmen mußten, für einen ruhigen, verachtenden „Stolz, oder für eine allgemeine Muthlosigkeit des Geistes „zu halten haben.“

„Der Verfasser dieses Inbegriffs ist Herr Professor „Westenrieder in München. Er verfertigte ihn auf Be„fehl, und legte ihn ordentlich der Censur vor. Diese ward „vom Herrn Kanonikus und Schulcommissar der baierischen „Landen Kohlmann übernommen. Da er gesunde Augen „hat, so sahe er nichts anstößiges, wo nichts zu sehen ist, „und überließ mithin das Werk dem Druck. Schon ward es „in allen Schulen des Landes ausgetheilet, und von jeder„mann mit Vergnügen gelesen, als ein fanatischer Unverstand, „oder irgend ein feindseliger Dämon es wagte, einzelne Fun„ken von entdeckten unkatholischen Gesinnungen hinzusprühen, „und da man sie nicht sogleich unterdrückte, dieselben in helle „Flammen anfachte, deistische, kezerische Gesinnungen ent„deckte, und in der Eile einen Befehl, die ganze Ausgabe „schleunigst einzuziehen, auswirkte. Der Inbegriff ward ein„gezogen, und der Verfasser, und der Censor vom Volke „verflucht.

„Der Plan dieses Inbegriffs, falls er Ihnen noch nicht „sollte zu Gesicht gekommen seyn, ist dieser: der Mensch er„kennet, empfindet in sein Herz geschrieben die Naturpflichten, „als Mittel zur wahren Glückseligkeit, die Pflichten der Lie„be Gottes, seiner selbst, und des Nächsten. Aber er erken„net sie nur dunkel, erkläret sie oft unrichtig, empfindet sie, „besonders, wenn er auf Abwegen ist, nur schwach; er weis, „sich selbst überlassen, keine wahre höhere Absicht, keine wah„ren Hülfsmittel, worauf er sich stützen könnte. Gott schickte „von Zeit zu Zeit außerordentliche Menschen, schickte Prophe„ten, welche die Stimme der Wahrheit erneuern sollten. Aber „nachdem Gott vor Zeiten manchmal, und auf mancherley „Weise zu uns geredet, so hat er auch am letzten in diesen Ta-

„gen

„gen geredet durch seinen Sohn. Das katholische Dogma, „welches diesem Inbegriff mit einverleibet worden ist, ist von „Sylbe zu Sylbe aus dem Petrus Canisius, und Abt Fel„binger abgeschrieben, und die Zusätze, welche allgemeine „Wahrheiten aller Christlichen Religionen enthalten, sind „theils von dem Verfasser, theils aus einem bekannten Plane „geflossen.

„Wir erstaunen, daß man in keiner Angelegenheit einen „gröſsern Mangel an guten Lehrbüchern hat, als gerade in „der wichtigsten, in der Religion. Zwar hat jedes Land sein „Buch, welches das Dogma, und die Widerlegung der Geg„ner enthält; aber die Jugend soll nicht blos wissen, nicht „blos widerlegen lernen; sie soll sich bessern, ihren Sinn um„ändern, Gott und Menschen lieben lernen: und nicht der „theologische Beweis, die scholastische Erklärung, sondern „das, was das Dogma veranlaßt hat, was es auf das In„nere des Menschen wirket, soll die erste Schule des Kindes „seyn.

„Wie viele Menschen vielleicht nicht wissen, sich nicht „bekümmern würden, ob sie eine unsterbliche Seele haben, „wenn man es ihnen nicht gesagt hätte: so werden viele aus „dem Volk Christen, ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen. „Sie mußten die Frage, die erste, die man, sobald sie spre„chen konnten, an sie stellte, was Glaubens bist du, „und zugleich die Antwort, ich bin ein katholischer „Christ, auswendig, mit eben der Gleichgültigkeit auswen„dig lernen, mit der sie jede andere Antwort, die Antwort: „ich bin ein Türk: gelernt haben würden. Und wie sie „dann das, was sie seyn sollten, geworden sind, ohne zu wis„sen, warum: so fahren sie fort es zu bleiben, ohne sich je„mals, ob sie's seyn sollen, zu fragen. Daher kommts, daß, „wenn solche Leute unglücklicher Weise anfangen, über ihr „Glaubenssystem zu zweifeln, denselben sogleich die ganze Re„ligion verdächtig wird: daher kommen die heutigen stummen „Uebel, welche jeden Staat untergraben, der gröſste Aber„glauben auf der einen, und auf der andern Seite die gröſste „Kälte und Gleichgültigkeit.

„Sind die Pflichten der Natur, welche in den zehn Ge„boten enthalten sind, nicht älter als alle Religion? Gehen „sie nicht jeder Religion voraus? Was würde Europa zusam„menhalten, wenn es keine ersten Grundsätze gäbe, die allen „Menschen ins Herz geschrieben, allen Staaten nothwendig „sind?

„sind? Eben daraus, weil es solche Pflichten giebt, und weil „wir selbst keine Kräfte haben, wenn wir bloße Naturmen„schen bleiben, sie zu erfüllen, folgt die Nothwendigkeit der „Religion. So fiengen es selbst die Apostel mit den Heyden „an, und so muß es heute zu Tage jeder vernünftige Christen„lehrer mit Kindern, und erwachsenen Unwissenden anfangen, „wenn er keinen Sprung machen, und die natürliche Ordnung „der Sache umkehren will; sonst läuft er Gefahr, Menschen „zu erziehen, denen nachher in den Jahren des Leichtsinns und „der Leidenschaften, die Religion zum Eckel und das Natur„gesetz zum Aergerniß wird.

„Ich für mein Theil finde in diesem Inbegriffe nichts „Lutherisches, es müßte denn die Art des Ausdrucks seyn: „und wenn dieses der Wahrheit schadet, so muß man diejeni„gen Kirchenväter für Heyden erklären, welche heydnische „Schriftsteller in der Schreibart nachgeahmt, und ausgeschrie„ben haben. Aber ich möchte wohl wissen, ob es denn über„haupt einen Ausdruck giebt, den man, wenn er allgemei„ne Christliche Wahrheiten anzeiget, einer gewissen Sekte „beylegen müsse? Was gut, was schön, und recht ist, gehört „allen Sekten und Confessionen zu, die es annehmen wollen.

„Indeß wunderts mich nicht, wenn man manche Aus„drücke, weil sie deutsch sind, hier bey uns nicht verstanden, „und andern eine falsche Wendung gegeben hat. Da dergleichen Lehrbücher von jeher nichts enthielten, als die Erzähl„lung der Glaubensartikel und Geheimnisse, höchstens die „Beweise dazu, und die Strafen für diejenigen, welche davon „abweichen würden: so ist man durchgehends an eine mysti„sche theologische Schulsprache gewöhnt, und die simple, er„habne, durchdringende Sprache der Religion ist äußerst „fremd, und die Bibelsprache? — — Aber, was weis da „das Volk von der Bibel, wo ihm die simple Sprache seiner „eignen Lehrsätze verdächtig gemacht wird!

„Ich weis nicht, welche Stellen katholischen Eiferern „eigentlich ärgerlich gewesen seyn mögen; ganz gewiß muß ih„nen die schöne Stelle von der Duldung, dessen Gegentheil „die ganze Menschheit zu ihrer Ausrottung aufruft, gewaltig „aufgefallen seyn. — Diejenigen, welche eines anders Glau„bens sind, lieben sollen, niemand seiner Meinungen wegen „kränken, und verfolgen sollen, wie schwer ist das für Pre„diger, welche das Gesetz der Sanftmuth schon erfüllt zu ha„ben glauben, wenn sie Sanftmuth im Allgemeinen gepre„digt,

„digt, und in jedem besondern Fall (den einzigen ausgenom„men, da sie selbst oder ihre Parthey der Gegenstand derselben sind) als eine Folge indifferentistischer Gesinnungen, „wieder verworfen haben. Warum predigt man weit lieber, „weit herzlicher über den Text: **Gott ist Richter**, als über „den: **Gott ist Vater**? Ich weis die Antwort wohl, aber „ich möchte sie hier nicht laut sagen. Wie glücklich sind **Sie** „in ihrem Lande, daß man sie wissen und sagen darf! —“ u. s. w.

Die Stelle von der Duldung, welche unser Correspondent für die Veranlassung des Lermens hält, den man wider dieses kleine Buch erregt hat, ist folgende:

„Es kann nur eine Kirche die wahre seyn; aber wenn „du Irrende siehst, die du nicht zurecht bringen kannst: so „lasse dir ja niemals einkommen, sie mit Gewalt aus ihrem „Irrthum zu reissen, zu hassen, oder zu verdammen. Du „bist deine Liebe nicht allein den Christen, sondern allen Menschen schuldig; du mußt nicht nur den, der dir gutes thut, „du mußt auch deine Feinde lieben. **Liebet eure Feinde** „2c. **Wer vorsetzlich in einem erkannten Irrthum ver**„harret, und unbußfertig darin stirbt, wird es wohl verant„worten müssen. Jesus gründete hierauf das größte Gesetz „seiner Religion, alle Menschen zu lieben. Er ward selbst „darin, daß er sein Leben für alle Menschen zum Opfer hin„gab, das göttliche Beyspiel der unumschränktesten Liebe. Er „machte diese Liebe zum allgemeinen Zeichen, wornach er sei„ne Jünger erkennen, wornach er sie richten wird. So wie „Gott ein härter Urtheil über Capernaum, als über Tyrus „und Sidon gesprochen hat: so wird er einen jeden mit Wahr„heit und Liebe nach dem Maaße der ihm ertheilten Fähigkei„ten und Kräfte richten. — Er wird von dem, der nur ein „Pfund erhalten hat, auch nur ein Pfund fodern. **Lernet** „**von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig** „**von Herzen!**“

Um noch einen zweyten Beweis von der aufgeklärten und richtigen Denkungsart des Verfasse-s zu geben, welche überall durchschimmert, wo er nicht die Lehrsätze seiner Kirche aus andern Lehrbüchern abschreibt, sondern eigene Erklärungen über einzelne Artikel giebt, theilen wir noch folgende Beschreibung des **natürlichen Verderbniß** der Menschen mit:

Aber wie groß und mannigfaltig sind die Mängel, und Unvollkommenheiten bey den Menschen! So wie ein unmün-

digeS

diges Kind da liegt, und sich selbst aus eigner Kraft nicht helfen und retten kann, gehoben und getragen werden muß, ehe es gehen kann: so, und nicht besser, steht es mit seiner (nemlich des Kindes, nicht des Menschen überhaupt) Seele aus. Wie schwer ist der Mensch dahin zu bringen, daß er einmal recht gründlich und ernstlich nachfraget: welches ist mein wahres Beste? Unser Wille ist voll Partheylichkeit. Wer auf seine Empfindungen und die Erfahrungen seines Lebens acht giebt, wird wissen, wie bald und voreilig er oft zugreift, und seine Schwäche gestehen. Unser Verstand geht nicht weit, und wird noch dazu durch Leidenschaften verdunkelt. Unser Gedächtniß ist mehrentheils mit schlechten und unnützen Dingen beschäftiget. Die heilige Schrift hat schon den Menschen durch den Sündenfall Adams ihr Verderben und Abweichung und Verführung zu Gemüthe führen wollen. u. s. w.“ In dieser letzten Stelle (der einzigen, worin von dem sogenannten Sündenfalle Erwähnung geschieht) und in einigen andern dieser Art, haben wir den weisen Lehrer erkannt, der auf der einen Seite schwache Gemüther durch gänzliche Auslassung oder ausdrückliche Verwerfung gewisser beygebrachter Lehrformeln nicht verwirren; auf der andern aber auch nicht wider sein besser Wissen und Gewissen verjährten Vorurtheilen das Wort reden will. Denn was auch immer einige gar zu reformationssüchtige Feuerköpfe (welche das Kind mit dem Bade ausschütten wollen,) von der Pflicht der gänzlichen Offenherzigkeit beym Vortrage der Religionswahrheiten herdeclamiren mögen: so ists und bleibt es doch für denjenigen, welcher finstere Gegenden mit glücklichem Fortgange erleuchten will, schlechterdings nothwendig, in der Vertheilung des Lichts und Schattens eine weise Oekonomie zu beobachten. Der Augenarzt läßt denjenigen, dem er den Staar gestochen hat, nicht auf einmal das helle Sonnenlicht erblicken; denn er würde es nicht ertragen können; und Fontenelle hat recht, wenn er sagt: si j'avois toutes les verités dans ma main, je me garderois bien de l'ouvrir.

Ml.

Nachricht von der bey dem Königl. theol. Seminarium zu Halle neuerrichteten Erziehungsanstalt, und den dabey

dabey zur Bildung geſchickter Schullehrer und Hofmeiſter getroffenen Einrichtungen. Herausgegeben von Ch. G. Schütze, Halle, bey Händel. 1778. 3 Bogen in 8.

Dieſe kleine Schrift enthält die in den Halliſchen Intelligenzblättern vor einiger Zeit eingerückte Nachricht; allein wir zeigen ſie hier etwas umſtändlicher an, da die mehreſten unſerer Leſer die Intelligenzblätter wohl nicht geſehen, da die Sache eine der wichtigſten iſt, und wir im Stande ſind, etwas ausführlichere Nachricht davon zu geben.

Es iſt ſchon lange (ſeit 1691) in Halle ein Seminarium, wo Studenten nähere Anleitung haben ſich auf Humaniora und Litteratur zu legen; dieſe Seminariſten genießen mancherley Emolumente; der Director des Seminariums iſt der vortreffliche D. Semler, der Inſpector der Prof. Schütz. Das Seminarium beſitzt Güter, woraus es einen anſehnlichen Fonds hat; der Director und Inſpector ziehen etwas Beſoldung davon; die Seminariſten bekommen auch daraus. Es giebt ihrer zweyerley; Seniores und Alumni. Die letztern genießen ihr Beneficium, vier Groſchen wöchentlich, nur ein Jahr; die erſtern ſind 1) *ordinarii*, oder domeſtici, haben im Hauſe des Directors freye Wohnung; es ſind ihrer 6, der älteſte bekömmt wöchentlich 1 Thlr. die andern 16 Gr. 2) *extraordinarii*, 3 bis 4, wöchentlich 8 Gr. Zuſammen ſind nie über 100 Seminariſten. Sie müſſen collegia biblica und horas canonicas halten. Der verdiente D. Semler that auch hier Vorſchläge zu beſſerer und gemeinnützigerer Einrichtung. (Man ſehe Dreyhaupts Beſchreibung des Saalkreiſes im 2ten Theile.) Itzt iſt dieſes Inſtitut von neuen, und zwar mehr zu pädagogiſchem Zwecke eingerichtet, die Seminariſten bekommen Anleitung zur Erziehungskunſt, und üben ſie zugleich practiſch aus. Und dieß durch die Thätigkeit eines der würdigſten Miniſter unſerer Zeit, des Freyherrn von Zedlitz, der, außer der allgemeinen Anordnung, auch einzeln tief ins Detail gehende Ideen, Vorſchläge, Einrichtungen gegeben hat, die dieſe Erziehungsanſtalt, unpartheyiſch geſprochen, vor den meiſten andern auszeichnen.

Itzt giebt es alſo hierbey dreyerley zu unterſcheiden: 1) die Directores des Seminariums, 2) die Seminariſten,

(Studen-

(Studenten, die schon völlig, oder fast absolvirt haben, und von den Directoren gewählt werden), 3) die Schuljugend. Die Seminaristen, die auch noch andere nützliche Kollegia besuchen können, erhalten von den Directoren Unterricht in allem, was zur Erziehungskunst wichtig ist, als, um nur einige Materien zu nennen: „über den Unterschied von Erziehung und Information; über die wichtigsten neuen Projecte und Ideen in der Erziehung; über die Association der Ideen; Gedächtniß und Art es zu üben; tabellarische Methode; Leidenschaften und Neigungen; Mittel zur Aufmerksamkeit; Entwickelung des Verstandes; Unterschied zwischen Gelehrsamkeit und gesunden schlechten Menschenverstand; Strafen und Belohnungen der Jugend. Ueber die Verbindungen aller Wissenschaften untereinander; Nutzen derselben, und Einfluß auf die Nation, Nutzen jeder einzelnen. Ueber den Nutzen der Religion; Unterschied von Religion und Theologie; Tugend, wahrer Werth derselben, natürliche Kräfte dazu. Tugend im Verhältniß gegen Religion; Religion im Verhältniß gegen Vernunft; Toleranz. Ueber die Nothwendigkeit, daß alle Bürger in etwas den Staat, wozu sie gehören, kennen, weil sie einst in Verhältnisse dagegen kommen werden, und weil sie Vaterlandsliebe haben müssen. (*Zedlitz* Discours sur le patriotisme. A. d. B. XXX, 1.) Ueber die Grenzen des Schul- und Universitätsunterrichts; Vorzug des öffentlichen vor dem Privatunterricht; sokratische Methode; Betragen der Lehrer gegen die Jugend und die Eltern; u. s. w.“ — Man hat an vielen Orten so laut und oft gewünscht, daß auf Universitäten eine eigne Facultät der Pädagogik errichtet würde; hier kann man diesen Wunsch, obgleich ohne den Namen, ausgeführt finden. Hier werden also alle, die sich künftig zu irgend einer Art von Jugendunterricht widmen wollen, die wichtigsten und nöthigsten Anleitungen bekommen, welches mit der Zeit (wie aller Anfang schwer ist) immer vollkommner werden wird.

Allein, was ist alle Theorie ohne Ausübung? darum ist hier zugleich eine Erziehungsanstalt errichtet, die wir nun näher unsern Lesern anzeigen müssen. Jeder Knabe bezahlt 200 Thaler; davon wird alles (die Wäsche ausgenommen) bestritten, nemlich: Mittags- und Abendtisch, Frühstück und Vesperbrod, Oberaufsicht, Stubenmiethe, Holz und Licht; Information und Specialaufsicht, Kleidung, Reinigung der Wäsche, Aufwartung, und wöchentliches Taschengeld der Kin-

der. Es ist für Rekreationen, für Besorgung des Körpers, praktisch und nützlich eingerichteten Unterricht, für gehörige Vertheilung der Stunden, für Sammlung von Bibliothek, Modellen, Naturalien u. s. w. hinlänglich gesorgt. Der Klassen sind 8, nebst einer Selekta. Es wird Nachdenken, Verstand, Begriffe von Religion, Moral, Naturhistorie, Geographie u. s. w. auf die allereinfachste und einzig wahre Art den Kindern Anfangs beygebracht, und so mit natürlicher Folge gestiegen, daß sie am Ende in Philosophie, Geschichte, Mathematik, Griechischen und andrer Sprachkenntniß die möglichst größten Fortschritte machen. Aber hier müssen wir unsern Lesern dieses Büchlein selbst empfehlen, weil wir es sonst ganz excerpiren müßten. Man wird mit Vergnügen bemerken, wie stufenweise alles fortgeht, wie nie mehr als zwo Stunden Unterricht unmittelbar auf einander folgen, und wie in Ansehung der Schwere und Leichtigkeit der Materien auf die Morgen- und Nachmittagsstunden Rücksicht genommen worden. Vornemlich, wird man überall sehen, leuchtet das Bestreben hervor, die Kinder zu einst glücklichen und guten Menschen zu bilden.

Die Adresse ist: An Hrn. Prof. Schütz, Inspekt. des kgl. Semin. zu Halle, frankirt.

Ta.

Pädagogische Unterhandlungen herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungs-Institut. Fünftes, sechstes und siebentes Stück.

Das fünfte Stück enthält 1) **Erklärung des Landesvaters.** Da sie nothwendig viele unserer Leser und alle Freunde des Dessauischen Instituts interessirt: so wollen wir sie hier ganz einrücken: „Da die itzige Verfassung des „Instituts binnen kurzer Zeit einen ansehnlichen Kostenaufwand zu seiner Gründung und Vervollkommnung erfordert: „so werd ich, um meine Liebe und mein Vertrauen zu dieser „gemeinnützigen Anstalt dem Publiko zu zeigen, und um von „meiner Seite nichts zu unterlassen, wodurch das Beste derselben befördert werden kann, die von mir noch binnen vier „Jahren versprochene 8000 Rthl. vielleicht in den beyden ersten Jahren, vielleicht in noch kürzerer Zeit, zum Gebrauch

des

„des Instituts auszahlen lassen. Ich muß aber zugleich dem „Publico bekannt machen, daß dieses und das versprochene „Gebäude Alles sey, wozu ich mich verbinde, und was ich thun „kann. Es wird daher vom Publico abhängen, ob es durch „fortgesetzte Beyträge dieses auf die allgemeine Schulverbes„serung abzielende Unternehmen unterstützen, und desselben „Dauer versichern will, oder nicht. Dessau den 12 Jenner, „1778. Leopold Friedrich Franz, Fürst zu Anhalt.“ 2) Vom Fürsten genehmigte Bestimmung der Direktion. Basedow ist Direktor der Lehre. Es hängt also von ihm allein die Methode und die Ordnung ab, in der die Wissenschaften, Sprachen und Künste gelehret werden sollen. Jeder Lehrer ist verbunden, in solchen Dingen, die allein die Lehre betreffen, Basedows Rath und Anordnungen zu folgen, so wie Basedow alle Verantwortung, die aus diesen von ihm allein gemachten Anordnungen und Einrichtungen entsteht, allein übernimmt. Basedow verfertigt die nöthigen Bücher entweder selbst, oder läßt sie durch andere nach seiner Vorschrift verfertigen. — Die Besuche der Fremden, die Correspondenz und die Oberaufsicht in allen Stücken, die in den vorhergehenden Punkten nicht bestimmt werden, und nicht unmittelbar die Lehre betreffen, besorgt Wolke, als Vicekurator mit einem von ihm gewählten Gehülfen, der noch gesucht wird. — Die größere Rechnung des Instituts führt Wolke, die kleinere ein von ihm erwählter Lehrer. Die größere wird vierteljährig geschlossen, mit den dazu gehörigen Belegen versehen, von dem fürstlichen Commissarius, Hofrath Herrmann untersucht, und die Richtigkeit derselben bescheinigt. Die kleinere wird jeden Monat geschlossen, und von Herrmann und Wolke untersucht. Aus diesen beyden Rechnungen formirt der Hofrath Herrmann jährlich eine Hauptrechnung, und macht solche öffentlich durch den Druck bekannt. Ihre Einrichtung kann man aus derjenigen sehen, welche diesem Stück der Unterhandlungen eingerückt ist unter No. 3) Hauptrechnung über die Einnahme und Ausgabe des Edukationsinstituts zu Dessau, vom 11ten Nov. 1776, bis zum 1sten October 1777. Laut dieser Rechnung war das ganze Vermögen des Instituts am 12ten Jenner 1778, 2528 Rthl. 4) Fortgesetztes Verzeichniß der neuen Wohlthäter des Instituts. 5) Briefe, a) an den Vater eines ältern Philanthropisten von Basedow. b) an das Institut von der Gräfin von Wartensleben, nebst

einem Auszug eines Schreibens dieſer Dame an den Fürſten. c) an das Inſtitut. d) an einen Lehrer des Inſtituts von einem Kenner deſſelben, man kann hinzuſetzen, von einem Manne, der die Nothwendigkeit der Schulreformation einſieht, denn das beweiſt ſein Brief. 6) **Baſedows Vorrede vor einem zuſammenhängenden Auszuge aus Youngs Nachtgedanken, gerichtet an der Fürſtinn von Deſſau Königliche Hoheit, und auch den Inſtand des Inſtituts betreffend.** Dieſer Auszug aus Young iſt eine Chreſtomathie von der Art, wie Baſedow ſie aus den alten lateiniſchen Auctoren theils bisher gemacht hat, theils ferner noch machen will. In dem Inſtitute werden dieſe Youngiſch-Ebertſchen Erbauungen den Lehrern und den erwachſenen Zuhörern erſtlich **zweymal ganz erklärt:** einmal der Sachen, das iſt der Moral und der natürlichen Religion wegen, und hernach um nöthige Anmerkungen über die poetiſche Schreibart zu machen. Wenn nun dieſes geſchehen iſt, ſo wird **täglich, nach dem kurzen Morgengebete,** und nach oft zu wiederholenden Vorſtellungen **aus der heiligen Schrift,** ein Stück aus dieſem Auszuge **den erwachſenen Pflegeſöhnen** wechſelsweiſe bald von dieſem bald von jenem Mitbruder vorgeleſen, welcher **des Abends vorher** von B. oder einem andern Lehrer **geübt** iſt, die Lection des folgenden Tages, den Sachen und der Schreibart gemäß, richtig und kräftig auszuſprechen, und **vorzuleſen.** — Das übrige dieſes Abſchnitts ſind Klagen über die Mühſeligkeit der Schulverbeſſerung, über die verzögerte oder ausgebliebene Hülfe des Publicums u. ſ. w.

7) **Von geſuchten Arbeitern an der Vervollkommnung des Inſtituts.** Das Inſtitut bedarf **eines Bandes meiſterhafter deutſcher Ueberſetzungen aus** dem Lateiniſchen und Franzöſiſchen, und ſucht zu dieſer Arbeit unbeförderte ledige Männer, welche ſich dort aufhalten können. Ferner bedarf es ſeiner Abſicht halber noch **einige kleine deutſche Schriften oder Theile derſelben, beſonders ſolche, deren Inhalt und vertraute Schreibart für die Kindheit und erſte Jugend am nützlichſten ſind, meiſterhaft ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen;** wozu es gleichfalls ſolche Männer ſucht. Ferner wird geſucht ein Gehülfe Baſedows, deſſen Eigenſchaften, Kenntniſſe u. ſ. w. S. 445, 446. beſchrieben werden. Dieſer ſoll auch mit der Zeit ſein Nachfolger werden. Ferner, ein beſonderer Gehülfe

und

und Substitute des Professors Wolke, dessen Beschaffenheit S. 447 ff. beschrieben wird. Ferner werden eingeladen junge Gelehrte, welche die Universität mit Ruhm und Empfehlung zum Schulstande, schon verlassen haben; welche lateinisch reden können und wollen, und besonders solche, welche auf zweyerley Art gebraucht werden können, entweder im Institut Lehre oder Aufsicht auszuüben; oder nach einem vorgeschriebenen Zwecke Bücher theils zu lesen, theils durchzusehen; Bericht von dem Gefundenen gewisser Art abzustatten; nach Anweisung Stellen gewisser Art zu bezeichnen u. s. w. Irgend einen dieser jungen Männer bestimmt B. auf eigne Kosten und mit guter Bedingung zum Hofmeister seines itzund vierjährigen Sohnes, und zu seinem persönlichen Gehülfen in anständigen Geschäfften u. s. w. Ferner wird nach einem Menschen gefragt, der von einem vernünftigen Schulmeister gemeiner Stände gerühmt wird, vorzügliche Anlage zu einem solchen Schulmeisterstande zu haben. Er muß über 22 Jahr alt seyn, und nach Gewohnheit das nöthige wissen, was Andere zu einer solchen Bestimmung erfodern. Von B. oder Wolke kann derselbe außerordentlich neue, obgleich natürliche Lehrarten, besonders in der Lesekunst vernehmen, und an dasigen Waisenknaben, oder andern armen Kindern ausüben, u. s. w. Es muß aber Jemand drey Jahre lang jährlich 300 Rthl. für ihn bezahlen. — Drey Sprachen, die deutsche, französische und lateinische, gelten im Institut als Muttersprachen.

8) Fortsetzung des Vorigen, und von Sachen des Instituts, die man allzubald (soll vielleicht heißen: alsobald) zu wissen braucht. Enthält größtentheils schon bekannte Dinge, als, unter welchen Bedingungen Pensionisten angenommen werden, u. dgl. Von dem Famulantenwesen in Dessau, wie es ist und seyn sollte, und wodurch es werden müßte, was es seyn soll, wird ausführlich geredt. Am Ende erkundigt sich das Institut öffentlich nach einem Famulanteninspektor und nach seinem Gehülfen, der vorhin beschrieben ist. Der Inspektor muß etwa ein wohldenkender und geübter Schulmann seyn. Der lateinischen Schulstudien bedarf er gar nicht. Aber destomehr moralischer Geschmack, wahres Christenthum, Menschenfreundschaft, Vereinigung von Güte und Strenge, und sorgfältige Treue in seinen Pflichten, muß an ihm erfunden werden. Hier ladet Herr B. einen Mann ein, Namens H.. r (so ist er bezeichnet)

zeichnet) der vermuthlich ein solcher Schulmann ist, als eben beschrieben worden. Wenn niemand die Unkosten bestreiten will, so will B. es thun, und zwar auf eine solche Art, daß die Sicherheit dieses Mannes und seines Hauses befördert werde. Dieser Mann hatte ehemals sein ganzes Vermögen dem Institute geschenkt.

9) **Nöthige Erinnerung für die Leser dieser Monatsschrift, wegen eines wahren oder scheinbaren Widerspruchs einiger darin vorgestellten Meinungen.** Dieser Aufsatz ist von Herrn Campe, und enthält hauptsächlich seine Rechtfertigung wegen geänderter Meinung in zweyen Stücken, **einmal**, ob man in den Seelen der Kinder den Trieb der Ehrliebe in Bewegung setzen müsse; **zweytens**, ob es gut sey, die Uebungen der öffentlichen Andacht mit Anwendung absichtsvoller Ceremonien anzustellen. Beydes hatte Herr C. anfänglich bejahet. Nachher aber hat er schon im dritten Stück der p. U. wider das erste Zweifel erregt, und wider das zweyte wird er das nemliche thun in einer Abhandlung **über den ersten Religionsunterricht**, die folgen soll, und welcher wir mit Verlangen entgegensehn, aber in diesen Unterhandlungen wohl nicht lesen werden, wie eine Anmerkung S. 483. vermuthen läßt. Herr B. hat eine Nacherinnerung hinzugefügt, die besonders den Ehetrieb betrifft, und worin er Herrn C. Meinung über diesen Punkt widerlegt.

10) **Liebe um Liebe**, ein artiges Gedichtchen auf den neunten Geburtstag des Prinzen Friedrichs.

11) **Basedows Gottesverehrung und Gewissensübung im Institute, den 21sten December 1777, im Beyseyn der Hochfürstl. Herrschaft.**

Uebrigens steht auf der zweyten Seite des Titelblattes noch folgendes, das wir um derentwillen, die unsere Bibliothek, aber nicht die Unterhandlungen lesen, und doch gern von dem gegenwärtigen Zustande des Dessauischen Instituts unterrichtet seyn mögten, abschreiben wollen. „Unser Institut, welches „seit dem August des vorigen Jahres Einigen sehr erschüttert „schien, stehet fester, als vor diesem Anscheine. Es hat theils „durch bleibende Verschiedenheit der Meynungen, theils durch „Mangel an gewissen Bestimmungen der Pflichten und Rechte „für einzelne Personen, größtentheils durch Zufall, zwar einige „Männer verloren, andere aber wieder bekommen, und erwartet mehr, mit denen Abrede genommen ist. Die thun nöthi-

„gen

„gen Geschäfte und Arbeiten sind besetzt. Das Wesen wächst „am innern Werthe, und bey denen, die es anschauen, an Beyfall, welcher Hoffnung zur auswärtigen Hülfe giebt. Itzund „wird nichts von dem verzögert, was schon itzt geschehen kann, „und was von Basedow nach Berathschlagung mit Andern, „für nothwendig gehalten wird, die schulverbessernde Lehrform „durch Anschaffung der Hülfsmittel und durch Beruf der Hülfspersonen zu ergänzen und fest zu gründen.“

Das sechste Stück füllen größtentheils eine Abhandlung und ein Gespräch über einerley Materie, nehmlich über das schädliche Frühwissen der Kinder, nützlich zu lesen für alle, die die Polyhistorei lieb haben, die verwerfliche Polyhistorei nämlich, und den unseligen Wörterkram, und was dahin gehört. Denn in einer andern Hinsicht kann man gewissermaßen sagen, daß Kinder nicht zu viel lernen können, von sinnlichen Kenntnissen nämlich; von diesen lasse man sie einsammeln, so viel sie können und mögen; diese sind der Stoff des künftigen Denkens, und ihre Erwerbung macht den Kindern keine Qual, sondern Vergnügen, wenn mans recht anfängt. — Das Uebrige dieses Stücks ist ebenfalls sehr lesenswürdig. Es sind Artikel aus der Kinderzeitung, Gespräch eines Vaters mit seinem dreyjährigen Kinde, und Poesien.

Das siebente Stück liefert 1) **Von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Einrichtung des Instituts, von den gegenwärtigen Lehrern und dem Plane, nach welchem die Lectionen und Stunden für dieses halbe Jahr bis Johannis vertheilt sind.** Es sind im Institute 33 Pensionisten und 7 Famulanten. — Künftig werden eher keine angenommen, als wenn die Aeltern von ihren eignen Absichten mit den Zöglingen, von deren Alter, Kenntniß und moralischer Beschaffenheit Nachricht gegeben haben. — Die abgegangenen Lehrer sind der Zahl nach bisher nur unvollkommen ersetzt. Indessen haben verschiedene verdienstvolle Männer Neigung geäußert, sich der philanthropischen Jugend zu widmen. Einige sind auch wirklich berufen. Zwey neue Lehrer sind seit einiger Zeit da, beyde Schulmänner. In allem sind sechs ordentliche Lehrer. Außerdem geben noch Unterricht sechs andere mit dem Institute verbundene Männer, und noch sieben andere außer dem Institute. Von S. 598 bis 624 beschreiben sechs der Lehrenden ihre Methode und die Gegenstände des Unterrichts umständlich. Dann folgt ein Verzeichniß aller Stunden des Tages von 5. Uhr Morgens

an bis 10. Uhr Abends, und lehrt, wie die größern und kleinern Philanthropisten, auch die Famulanten, jede Stunde beschäfftigt sind. Es wird hier gelehrt das Lateinische, Griechische, Französische, Englische, Deutsche; die natürliche Religion und Moral, die Philosophie, Mathematik, Algebra, Physik; Historie, Geographie; Rechnen, Schreiben, orthographische und Stilübungen; Reiten, Tanzen, Zeichnen, Musik, Hobeln, Drechseln.

2) **Das gegenwärtige Gute des Instituts.** Dieser Abschnitt enthält in vierzehn Nummern die Vortheile und Vorzüge des Instituts für Lehrer, Candidaten und Zöglinge.

3) **Basedows Einleitung zu einer biblischen Vorlesung von der Auferstehung Jesu.**

4) Zeugnisse von einem lutherschen und einem reformirten Geistlichen, daß verschiedene Philanthropisten bey ihnen Unterricht in ihrer väterlichen Religion genossen, und von ihnen confirmirt worden.

5) Anrede an zwey Philanthropisten, an ihrem Geburtstage.

6) **Von der Methode, spielend zu unterrichten.** Ist eine umständliche Beschreibung der **Wolkischen Methode**, die ein wesentliches Stück der Schulverbesserung ausmacht.

7) **Fortsetzung von der Geographie, Prosodie, Schreibekunst, und einer historischen und biographischen Karte.** Enthält sehr nützliche Vorschläge, wovon wir nur folgende, zur Erleichterung der lateinischen Prosodie auszeichnen. **Der Lehrer spreche von dem allerersten Unterricht an, den er seinen Schülern in der lateinischen Sprache giebt, jede lange Sylbe eines Wortes lang, und jede kurze Sylbe kurz aus.** In dieser Absicht muß er jedem Vokal zweyerley Töne geben, einen langen, wie in **Maaß, haack, Wahl, wahr**, so in vas (vasis) lāc, sāl, pār; einen kurzen, wie in **Narr, naß, rann**, so in căr, văs (vadis) ăn; und so mit den übrigen Vokalen.

8) **Briefe.** Der erste beschreibt die Abreise einiger Lehrer, sehr umständlich und rührend. Man liest dies um desto begieriger, da man in allen dreyen Stücken vergebens einige Nachricht von der Trennung der abgegangenen Lehrer hat, die so viel Aufsehen erregte. Zwar findet man auch

auch hier weiter nichts als den Abschied, und von den Ursachen des Abgangs kein Wort. Diese wünscht man aber desto eifriger zu wissen, je mehr man durch jene rührende Scene bewegt worden ist. Es ist traurig, daß, wie man aus dem Briefe sieht, solche unglückliche Misverständnisse entstehen konnten, die eine Trennung so geliebter Lehrer nothwendig machten.

9) An die sämmtlichen Pränumeranten und Beförderer der pädagogischen Unterhandlungen. Betrifft die Art und Weise, wie dieselben theils bisher bezahlt und versendet worden, theils wie es künftig damit gehalten werden soll.

Wir wünschen den Unterhandlungen, zum Besten des Instituts, recht viele Käufer und Leser. Sie bleiben immer eine der lehrreichsten pädagogischen Schriften unserer Zeit, wenn sie so fortfahren, wie bisher. Noch lehrreicher würden sie werden, wenn, wie in dem Plan versprochen ward, auch die Zweifel und abweichenden Meinungen anderer Erzieher oder Erziehungsphilosophen eingerückt und beleuchtet würden. Die Wahrheit, sie sey auf welcher Seite sie wolle, wird immer anschaulicher, wenn sie dem Irrthum gegenüber gestellt wird, und manche Wahrheiten sind von der Art, daß sie erst lange durchdisputirt werden müssen, ehe sie Land gewinnen und Eingang in die Seelen finden können.

Ar.

Ueber die Hofmeister, ein Nachtrag zu den Erinnerungen von einem Böhmen. Prag, bey Gerle, 1776. 100 S. in 8.

Jedem, der gern gute Erziehungsschriften liest, müssen die hier im Titel bemerkten Erinnerungen, die S. 857 im Anhange zum 13ten bis 24sten Bande von uns angezeigt sind, über einen wichtigen Gegenstand schon bekannt seyn. Der gegenwärtige Nachtrag ist des an Geist so sehr als an Geburt edlen Verfassers, welcher der Graf Kinsky ist, völlig würdig. Allenthalben findet man den hellen und tiefeindringenden Blick eines denkenden Geistes, und den anmuthigen und freyen Gang in Gedanken und Sprachwendungen, wodurch sonst Personen von hoher Geburt im körperlichen Anstande und in äußerlichen Sitten sich so vortheilhaft gewöhnlich unterscheiden.

Er hat bey dieſer Schrift auf die gewöhnlichen Vorwürfe, die man den Hofmeiſtern zu machen pflegt, geſehen, und darnach ſeine Gedanken eingetheilt. Er redet daher von Mangel der Aufmerkſamkeit auf den Character der Zöglinge: von dem geringen Beſtreben, ſich der Zöglinge Liebe zu gewinnen; vom Wunſche, nur gute Kinder haben zu wollen; vom kalten Unterrichte in Religion und Sittenlehre; von übel angebrachten Strafen und Belohnungen; von mehr beſtärkten als benommenen Vorurtheilen; vom Ehreneifer und Ruhmbegierde, im falſchen Lichte betrachtet; von der Gewohnheit, mehr auf Schimmer, als auf Gründlichkeit zu ſehen, und endlich von der Sitte, da man den Aeltern die Kinder nicht leicht nach ihrer wahren Beſchaffenheit ſchildert. Allenthalben ſtellt der V. die gewöhnlichen Mängel der Hofmeiſter in ihr gehöriges Licht, und zeigt es einleuchtend, was ſie für Vollkommenheiten haben ſollen. Aber wir müſſen doch wünſchen, daß dieſe Schrift überhaupt mehr von den Hofmeiſtern ſelbſt und denen, welche einmal Hofmeiſter zu werden gedenken, als von Aeltern geleſen werden möge. Das Leſen der Erziehungsſchriften iſt freylich für weiſe Aeltern ſehr nützlich; ſieht man aber auf die Folgen, welche dieſes Leſen überhaupt hat, ſo ſcheint man faſt wünſchen zu müſſen, daß ſie ſich darum nicht bekümmern möchten. Sehr klein iſt die Anzahl derer, die zu gründlichen Kenntniſſen über alles das, was bey der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu beobachten iſt, gelangen, und dadurch geſchickt gemacht werden, in ihrem Betragen gegen ihre Kinder und deren Lehrer oder Hofmeiſter einen weiſen Gebrauch von ihrem Leſen zu machen. Faſt alle ohne Unterſchied nehmen ſich aber es heraus, über die Anführer ihrer Kinder zu klagen, und den Lehrer über tauſend Dinge zu tadeln, worinn er nicht zu tadeln iſt. Vorzüglich erfolgt daher eine gewiſſe Kraftloſigkeit in Anſehung der Diſciplin, und eine Weichlichkeit, Zügelloſigkeit und Freyheit der Kinder in Abſicht auf Arbeit und Sitten. Und wir fürchten faſt, daß der V., in deſſen Gegend noch vielleicht eine ſolche Erſchlaffung in den Erziehungsmaaßregeln nicht herrſcht, durch die Forderung, welche man S. 57 und 59 findet, und nach welcher dem in übler Laune ſich befindenden Kinde keine Verweiſe gegeben und dem Zorne des Kindes immer nur Gelaſſenheit entgegen geſetzt werden ſoll, gar viele Mißdeutungen und üble Erfolge veranlaſſen werde. Strenge Mittel und ſelbſt körperliche Strafen erwecken in der Seele

des

des Zöglings, wenn dieser nur nicht Unterstützung und Recht bey den Aeltern findet, und wenn der Lehrer mit weiser Mäßigung nur selten und bey den beseyten Vergehungen dazu schreitet, nicht Haß und Widerwillen, sondern vielmehr Liebe und Zuneigung. Und höchst heilsam ist es oft, daß der Wille des Kindes gebrochen, und ihm sein Unvermögen, etwas mit Gewalt durchzusetzen, empfindbar gemacht werde. Der Prinz des größten Monarchen sollte nicht davon ausgeschlossen seyn. Recensent hat darüber gar viele Erfahrungen, und ist noch nie bey irgend einem in den Verdacht gerathen, daß er hart oder strenge handle, und kann also über das alles mit unbefangner Seele urtheilen. Mancher Lehrer oder Hofmeister, der mit einem einigermaßen menschlichen Eleven zu thun hat, und doch glaubt gezwungen zu seyn, wohl gar wöchentlich sich harter Mittel zu bedienen, versteht seine Sache freylich nicht genug. Bey den schlimmsten Kindern müßte es kaum in jedem Monathe oder selbst Vierteljahre dazu kommen. Bey allem dem aber möchten wir den Aeltern nicht rathen, darinn dem Hofmeister strenge Vorschriften zu geben. Denn es giebt gewiß sehr wenige Menschen, die recht große Meister in der practischen Erziehungskunst zu werden fähig sind; und so wird besser für die Kinder gesorgt, wenn sie auf eine nicht unvernünftige Weise etwas oft gestrafet, als wenn sie bey der entgegengesetzten Methode ungehorsam und böse werden. Auch wünschten wir, daß der V. nicht so sehr wider das befehlsweise Corrigiren S. 44. geredet hätte. Man muß sich freylich bemühen alles, gleichsam in genetischen Erklärungen darzustellen, was man der Jugend beybringt; allein es ist eben so nöthig, daß man dieselbe gewöhne, nicht alles, was gelehrt und verlangt wird, begreifen und die Ursache davon wissen zu wollen. In vielen Fällen leidet das die Fähigkeit und die gegenwärtige Lage der Erkenntniß nicht: und dann macht das gar zu leicht eingebildete Klüglinge. Endlich hätten wir gewünscht, daß der V. mehr sich bestrebt hätte, das Gemälde eines guten Hofmeisters, als eines schlechten und mangelhaften zu liefern, und daß er nicht sogleich im Anfange den Hofmeister zu den Nothübeln gerechnet hätte. Aeltern, und besonders vornehme Aeltern, die nicht alles aufmerksam genug zusammen vergleichen, was hier geschrieben ist, und welche nur zu häufig dem Hofmeister mit Verachtung begegnen, werden im Durchschnitt zu sehr an dergleichen Vorstellen kleben. Uebrigens weiß der V. den Werth eines vortrefflichen Hofmeisters so sehr

als einer zu schätzen. Das zeiget er besonders S. 21. und 22. Doch wir wollen kurz nach der Folge der Seitenzahl anmerken, was uns vorzüglich beym Lesen anmerkungswerth zu seyn schien, ohne über das, was vortrefflich gedacht und gesagt ist, uns verbreiten zu wollen. Denn so hätte sich auf allen Seiten vieles gefunden, das abzuschreiben gewesen wäre. S. 8. heißt es: Grundsätze, nach den. Wir hätten dieß den anstatt denen zu den Druckfehlern gerechnet, wenn nicht dieses den auf der 45 und 64 Seite eben so wieder vorkäme. Dennoch möchten wir diesen Fehler lieber auf des Setzers Rechnung setzen, da überall die Schreibart so grammatisch richtig und rein ist. Was S. 17. wider ausländische Hofmeister und S. 20. über das Unbedeutende, welches man darinn finden sollte, ob man eine fremde Sprache nach dem Landesaccent rede oder nicht, gesagt wird, verdient von allen vornehmen Personen gehörig erwogen zu werden. S. 30. erklärt sich der V. wider den in der That thörichten Einfall derer, die für die Vornehmen nur Hofmeister von Adel haben wollen. Hofmeister sind, sagt er, in jeder Klasse von Menschen zu suchen, welche gute Sitten, Erfahrungen und Wissenschaften besitzen, und sich dem Erziehungsgeschäffte zu widmen genug Menschenfreunde sind. S. 36. kommen starke und sehr gegründete Warnungen gegen Lob und Schmeicheley in Ansehung der Eleven vor. Wie viel Kinder auch leisten, wie gut sie auch sind: so muß man zwar billigen, und zur Erhaltung des Muths im Arbeiten und im Fortstreben zum Guten seine Zufriedenheit zwar äußern; aber geschieht mehr: so ist es das böseste Gift für die menschliche Seele. Die menschliche Gesellschaft hat darüber gar viele brauchbare Mitglieder verlohren. S. 41. kann das: „ich „kann nicht glauben, daß böse Leute schon böse gebohren wer„den," leicht eine Misdeutung veranlassen. Das müssen wir auch von den S. 52. vorkommenden ähnlichen Gedanken sagen. Recensent rechnet den Satz, daß die von den Aeltern den Kindern mitgetheilten Anlagen und physischen Dispositionen bey jedem Menschen sehr verschieden und oft den Keim zu vielen Mängeln in sich enthalten, zu den gewissesten Wahrheiten der Vernunft. Was darauf §. 28. vom atrabilairen Temperament zugegeben wird, gilt von allen Temperamentsdispositionen und allen Nüancen derselben. Von der auf eine kurze Zeit erzwungenen Unterdrückung der Lieblingsfehler bey einem Hofmanne, Schmähsüchtigen u. s. w. wird der Beweis S. 55. nicht gut hergenommen, um darzuthun, daß man seine Lieb-

lings-

lingsneigungen unterdrücken könne. Bey erstern ist es lauter Heucheley, und ein jähzorniger Hofmann, der sich beym Fürsten zurückhält, läßt sich hernach gegen Untergeordnete gewöhnlich desto mehr den Zügel schießen. Uebrigens sind wir ganz einig mit dem Verf. in der Sache selbst, und glauben, daß ein Mensch vermittelst des Verstandes und Willens jede Leidenschaft zu besiegen Kräfte von der Vorsehung erhalten habe. Was S. 66. 73 und 74. von dem Werthe der Tugend und der Nothwendigkeit, den Menschen bloß nach dem Maaße, als er tugendhaft handelt, zu loben, gesagt wird, giebt uns große Begriffe von des Verf. Denkungsart und Gesinnungen. S. 68. äußert der Verf. gewiß zu vielen Unglauben in Ansehung des Daseyns eines so vortrefflichen Hofmeisters, als wovon da die Rede ist. Wenn S. 69. gesagt wird: „die Ehre besteht in einer gegründeten Selbstschätzung, dem berechtigten Anspruche, „den wir auf die Hochachtung anderer machen;“ und wenn ferner hinzugesetzt wird: „Selbstschätzung aber entspringt aus „dem Bewußtseyn guter Thaten und erfüllter Pflichten:“ so haben wir wider die Richtigkeit dieser Erklärungen zwar nichts; finden es aber doch nicht zuträglich, daß der große Haufen der Menschen nichts mehr unter dem Namen Ehre begreife. Wohlthätiger, nicht unrichtiger und mehr dem Sprachgebrauche angemessen ist wohl die, welche Ehlers S. 258. in seiner Schrift von den Erfordernissen zur Verbesserung der Schulen auf eine ähnliche Veranlassung giebt, wo es heißt: „Ehre ist „die Achtung der Menschen, welche aus einer richtigen Schätzung unserer Vollkommenheiten und unserer Verdienste um „anderer Wohl entspringt.“ Wenn man im Begriffe von der Ehre bey der Selbstschätzung stehen bleibt: so entsteht daraus bey den meisten Menschen gar zu leicht innerlicher Hochmuth, Verachtung fremder Urtheile, und eine falsche Selbstgenügsamkeit, weil sie nur zu gern glauben, daß alles das aus gegründeter Selbstschätzung entstehe. Der S. 73. 74. von einem solchen Manne gegebene Wink wider Duelle, o möchte der auch genug verstanden und erwogen werden!

Wr.

Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lectüre der alten classischen Autoren erhält. Geschrieben in Baiern,

ern, mit Genehmhaltung des hochlöbl. Churbair. Büchercenſurcollegiums. 1774. 40 S. 8.

Der Recenſent erröthete faſt, da er dieſes kleine Schriftchen las, in ſeinem und ſeiner Mitarbeiter Namen, daß dieſer Aufſatz unſrer Aufmerkſamkeit ſo lange hat entwiſchen können. So überaus viel Gutes iſt darinn enthalten, und das in ſo beſcheidener Kürze! Schade, daß die Sprache, worinn der Verf. ſo viel richtige und fruchtbare Gedanken eingekleidet hat, dem Inhalte ſo wenig angemeſſen iſt! Faſt möchte ich wünſchen, daß es jemanden einfiele, ſie aus dem Baierſchen ins Deutſche zu überſetzen, und zugleich die oft bis zur Dunkelheit verſchlungenen ſchwerfälligen Perioden, in einfachere aufzulöſen.

Um den Fehler der ſpäten Anzeige dieſer kleinen Schrift einigermaaßen wieder gut zu machen, und ſo mancher trefflichen Bemerkung, welche darinn mitgetheilt wird, die verdiente Aufmerkſamkeit zu erwecken, werde ich mich etwas länger, als gewöhnlich, dabey verweilen. Kleine Hefte dieſer Art pflegen bald wieder verloren zu gehen; es iſt daher gut, den vorzüglichſten Inhalt derſelben in einem kritiſchen Werke, wie das unſrige iſt, Auszugsweiſe aufzubewahren.

Daß der Nutzen, den man in Schulen aus der Leſung der Alten zu ziehen pflegt, ſehr geringe ſey, ſetzt der Verf. mit eben dem Rechte als bekannt voraus, mit welchem er für ausgemacht hält, daß dieſe Leſung, wenn ſie auf die rechte Weiſe angeſtellt würde, eine merkliche Veränderung in unſerer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu handeln hervorbringen müſte. Er geht daher gleich zu den Fragen über:

„Warum leſen wir die Bücher der Alten, und glühen vom edlem Feuer nicht, werden nicht größer? Warum geht die Empfindung, der Geiſt, der in ſelben lebet, nicht in unſern über? Warum ſind wir mit dem Gefühle der Menſchlichkeit überhaupt noch ſo gar unbekannt? Wenn es unmöglich iſt, lange in dem Umgange großer Männer zu ſeyn, ihre Geſinnungen zu vernehmen, ihren Handlungen mit beyzuwohnen, und doch ungerührt, ungebeſſert zu bleiben; warum ändert ſich unſere Denkungsart im Ganzen nicht? Warum erwacht bey uns der Geiſt der Eintracht und freundlichen Liebe, der Heldenmuth für das Vaterland, das edle Ruhmfeuer und der Stolz nach großen Thaten nicht — der Character der Alten?“

Die

Die erste und vornehmste Ursache des Ausbleibens dieser Wirkung findet er mit Recht darinn, daß die Bücher der Alten gemeiniglich blos zur Erlernung der Sprachen gelesen werden. Und weil so viele, sagt er, diese Sprachen blos deswegen lernen, um sie erlernt zu haben, ohne oft zu wissen, warum; sie in sich zwingen, weil es so Mode ist, weil es ihr Stand, ihr Glück, so mit sich bringt: so legen sie alles, — Bücher und Sprachen — darnieder, so bald sie in diesem Stücke der Gewohnheit genug gethan, und hinterlassen diese Plage, froh, sie überstanden zu haben, der folgenden Jugend.

Nur leyder allzu wahr!

Nach des Verfassers Wunsche hingegen, welchen jeder vernünftige Leser gern unterschreiben wird, sollte man bey Lesung der Alten, von Anfang an, ohne die bloße Sprache der Jugend zum Hauptzweck zu machen, und gleichsam ohne sie es wissen zu lassen, daß sie dieselbe dennoch erlerne, sie gleich unmittelbar auf den Inhalt des Buchs, das man vorlegt, hinführen, um nicht bloß ihr Gedächtniß durch todte Worterkenntniß, sondern auch die übrigen Fähigkeiten ihrer Seele durch gute Empfindungen und Sacherkenntniß zu üben.

Aber, wird man sagen, wie ist diese Methode bey Anfängern möglich, welche von der alten Sprache, worin das Buch geschrieben ist, noch wenig oder gar nichts wissen? Wie kann man diese gleich auf den Inhalt aufmerksam machen, ohne erst die Worte grammatikalisch von ihnen übersetzen zu lassen?

Die Antwort ist, man gebe solchen Anfängern die Werke der Alten, die für kleine Knaben doch in der That nicht geschrieben wurden, nicht in die Hände, und lasse sie erst, theils durch Plaudern, theils durch eigentliche Kinderbücher, soviel Sprachkenntniß erlangen, daß der bloße Wortverstand der classischen Schriftsteller, wenn sie ihnen mit der Zeit vorgelegt werden, ihnen keine große Schwierigkeiten mehr machen kann.

„Denn, sagt unser Verf. abermals sehr richtig, die besten Bücher der Alten sind gemeiniglich nichts minder, als die besten Bücher der Schulen. Die allzuvoreilige Erklärung der schwersten Autoren (er hätte sagen sollen, aller alten Autoren,) ist daher wieder eine Ursache, warum uns die tiefsten Schätze derselben verborgen, und oft auf einmal (auf immer) ungenossen bleiben. Wie man nicht mehr Speisen

ſen zu ſich nimmt, als man Hunger fühlt, und man ſich im Falle des Ueberfluſſes überladen und untüchtig zum weitern Genuſſe derſelben, und krank machen würde: ſo läßt ſich der Verſtand der Jugend nicht weiter dehnen, als ſeine Faſſung reicht, und über die Kratte, die er jetzt in ſich faßt, gezwungen, arten ſeine Bemühungen in ein gedankenloſes Staunen aus, und verlieren ſich unnütz in der ſchwachen Haltung ſeiner dunkeln Begriffe. Wenn ſelbſt der Alte auf das, was er ſchrieb, nach langen Erfahrungen und fortgeſetztem Fleiſſe und erſt durch Jahre und beſondere Umſtände gefallen iſt, und man ihn alſo niemals richtig nachverſtehen, und gehörig einnehmen kann, man verſtehe dann vollkommen ſeine Faſſung und befinde ſich in ſeinen Umſtänden: wie kann ein Anfänger dieſe Größe zum Muſter nehmen? und wie, wenn in einem Lande, dem Bildung und Geſchmack fehlt, eine Schrift plötzlich allgemeinen Beyfall erhält, es für die Güte derſelben ein ſchlechtes Zeichen und ein gegründeter Argwohn weniges und ſeichter Schönheiten iſt: ſo läßt ſich im voraus ſchlieſſen, daß ein Buch, von deſſen Werth die tiefſinnigſten Köpfe aller Zeiten zeugen, wenig in den Jahren gefallen könne, wo die Empfindung noch unentwickelt, der Geſchmack noch ſchüchtern iſt, und die Seele bey jeder zu ſtrengen Miene mit Scham der zurücktritt.“

Dieſer Grund erhält noch mehr Gewicht, wenn man überlegt, welch eine Summe von litterariſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Kenntniſſen erfordert werde, um ein Buch des Alterthums, man nehme welches man wolle, nur einigermaaßen mit Verſtande und Empfindung zu leſen. Unſer Verf. ſetzt daher hinzu:

„Wenn man es wirklich ſelbſt erfahren hätte, welche außerordentliche Vorbereitungen das Studium vieler Bücher der Alten erfodert, daß man manchmal eine vollſtändige Einſicht in ihre Rechte und Verfaſſung, in ihre Gewohnheiten und Denkungsart, in die wahre Lage der Sache und die Umſtände, in die ſie gerathen, beſitzen müſſe, und bereits ſelbſt weit gekommen, viel geleſen haben, ausgeleſen, und gleichſam durchgedacht ſeyn müſſe, um ſie verſtehen, um den männlichen ernſthaften Gang, das Gepräge der Ausdrücke, und die ſtille Sprache der Wendungen einnehmen zu können; wenn man, ſage ich, ſelbſt dies erfahren hätte, ſo würde man manche Bücher, die man in gewiſſen Gattungen der Wiſſenſchaften zum Muſter nimmt, der Zeit heimſtellen, oder

dieſe

diese Gattungen selbst auf reifere Jahre zurücklegen. — Studien, zu früh vorgenommen, unterdrücken, wie Lasten zu früh aufgelegt, die zarten Keime der Seele.“

Daher leitet unser Verfasser die verkehrten Begriffe her, die sich viele vom Studiren machen, indem sie sich dasselbe als eine Beschäfftigung vorstellen, die mit dem Leben nichts gemein habe, als ein bloßes Hülfsmittel, die ungestümen Jahre der Jugend etwas sanfter hinzubringen. „Daher, fährt er fort, treten auch die meisten von Schulen unter Menschen, wie in eine neue Welt, wo sie, um brauchbar zu seyn, erst manchmal sich bemühen müssen, ihre Schulsachen zu vergessen, und sich von Fuß auf zu bilden; daher arten die gutartigsten Köpfe, unbekannt mit Geist und Menschheit, in kalte Streiche der Politik und in verborgene Winkeleyen der Verschlagenheit aus u. s. w.“

Wie soll nun aber diesem Schaden gewehrt werden? Die klassischen Autoren der Jugend so lange, bis sie zum Verständniß derselben völlig reif wäre, gänzlich vorzuenthalten, würde aus einer doppelten Ursache auch nicht rathsam seyn. Denn da müßten die Kinder einer der wohlthätigsten Nahrungen des Geistes bis ins 16te oder 18te Jahr entbehren, und für wie viele, die zum geschäftigen Leben bestimmt sind und nur bis ins 14te Jahr zur Schule gehalten werden können, würde sie alsdenn nicht ganz verlohren gehen! Unser Verfasser tröstet uns in dieser Verlegenheit auf ein Genie, welches erst noch kommen soll:

„Die Abstellung dieses so allgemeinen und wichtigen Fehlers wartet freylich auf ein künftiges Genie, welches sich vielleicht im Ganzen noch nirgends gefunden hat, welches die wahre Geschichte der jugendlichen Jahre verstünde, uns in einem Auszuge simple und thätige Stellen, die sich stufenweise folgten, aus den Büchern der Alten vorlegte, und durch Beybringung einer bescheidenen Hochachtung für selbe, die Jugend dahin brächte, sie einst, wenn Zeit kömmt, ganz vorzunehmen.“

Man muß gestehen, daß eine solche Chrestomathie noch nicht vorhanden sey, und daß derjenige, der die Verfertigung derselben unternehmen wollte, nicht nur die Schriften der Alten sehr fleißig studirt und vollkommen inne haben müsse, (um seine Arbeit nicht auf das Gerathewohl anzufangen); sondern daß er auch ein großer Seelenkenner seyn, und die natürliche Weite des Horizonts der Kinderseelen in jedem Alter aus viel-

jährigen Beobachtungen genau kennen müsse, um in der Auswahl der auszuziehenden Stellen die nöthige Stufenfolge zu beobachten; — zwey Vollkommenheiten, welche in einem Gelehrten selten zusammen gefunden werden!

Ueber die Art, wie man bey Lesung der Alten mehr den Inhalt, als die Worte für die Jugend nützen müsse, erklärt sich unser Verfasser, und zwar zuerst in Ansehung der historischen Schriftsteller, folgendergestalt:

„Man muß daher der Jugend unaufhörlich den Unterschied zwischen der schönen Schilderung einer Handlung und der sittlichen Schönheit derselben, zwischen den malerischen Blumen des Curtius und den Bubenstücken eines unbändigen Alexanders, den Abstand des wahren Heldenmuths von einer vernunftlosen Verwegenheit zeigen; die Alten bis in das Innere verfolgen, die geheimen Triebfedern und Veranlassungen aufsuchen; nicht bloß fragen, was geschehen ist, sondern mit welchen Begriffen, in welcher Fassung und Empfindung es geschehen können, und die Alten als Staatsmänner, als Philosophen und als Menschen, als Menschen in ihrem Leben ohne Zeugen, in ihren Häusern studiren.“

Bey Werken des Geistes empfiehlt er eine noch größere Sorgfalt, wenn sie der Jugend vorgelegt werden sollen:

„Die Alten, sagt er, arbeiteten äußerst langsam, und so soll man sie auch lesen. Ein großer Geist ist nicht immer in der Fassung, in der er groß ist. Dies wußten die Alten, darum schrieben sie nur in den Augenblicken, wo sie sich außerordentlich gefühlt, wo sie die Bewegungen ihrer glücklichen Fassung empfunden, und ihre Größe bemerkt haben.“

Und in solchen Augenblicken nur soll daher auch der Leser ihre Schriften zur Hand nehmen. Wer fühlt nicht, wie wahr und wichtig diese Vorschrift sey? Was nützt alles Lesen der Dichter, wenn man ihnen nicht nachempfindet? Und wie kann man ihnen nachempfinden, wenn unsere Seele sich nicht gerade in eben der Lage befindet, in welcher die Seele des arbeitenden Dichters war? Was kann daher wichtiger seyn, als vor der Lesung eines poetischen Stücks der Seele des Jünglings eine sich darauf beziehende harmonische Stimmung zu geben, und während des Lesens diejenigen Gefühle in ihr zu erwecken, welche das Herz des Dichters schwellen machten! Wird diese Erweckung der Empfindungen verabsäumt, und die Aufmerksamkeit der Kinder mehr auf Wörter, Phrasen und grammatikalische Regeln gerichtet: so ist nichts gewisser, als daß man

solche Gelehrte aus ihnen bildet, wie unser Verfasser in folgenden Worten beschreibt:

„Menschen, deren Empfindung roh und starr, deren Begriffe von Gelehrsamkeit im Vielwissen, in einem bloßen Wörterbuche gelehrter Namen, und in lauter steifem, systematischem Geschwätze und betäubenden Räthseln bestehen, solche Menschen, verunglückt in Schulen und im Umgange vernachläßigt, sind nicht im Stande ein Buch des Geistes jemals über die Oberfläche zu verstehen, die Schönheiten desselben zu bemerken und andern vorzulegen. Wer es selbst niemals empfunden hat, was das ist, das man edlen Schwung der Seele, ein heldenmäßiges Feuer derselben, und einen über das Schicksal erhabenen Stolz seiner wahren Vorzüge nennt; wer selbst die Regungen der Zärtlichkeit, die Freude oder das Mitleid über des Menschen gute oder widrige Begebenheiten, das allgemeine Wohlwollen niemals gefühlt hat; — kurz, wer niemals aus sich selbst herausgedacht, oder nach einem elenden Zwange und übel verstandenen Regeln gedacht hat, wird den wahren Verstand der schönsten Stellen niemals einsehen, wird die nervollsten Bedeutungen vorübergehen, niemals errathen, was Geist ist, wird alles, wie es sein Herz und Fassung ist, todt, unbedeutend und kalt finden. — Die Ausdrücke der Alten kamen aus der Völle ihres Herzens, sie leben und bewegen sich, geben Feuer und Muth, malen die Sache, und reisen jede Seele mit sich fort, die mit gleichem Gefühle begabt ist. Aber die schönsten, die unsterblichen Stellen liegen ganz einfach in einer schaudervollen Majestät unheiligern Augen verborgen da. Manchmal ist es eine bloße Wendung, die den Wink zum Gefühl angiebt, ein einziger Zug, der die Sache beseelt; und wie bey dem Schlage einer Sehne nur diejenigen antworten, welche eine gleiche Richtung in sich halten, (welche eben so gestimmt sind): so bemerken, so genießen sie nur diejenigen Seelen, welche die edlen Vorrechte des Menschen und seine Vorzüge besitzen.“

Um durch ein Beyspiel zu zeigen, wie der Lehrer seinen Schüler, wenn er etwas poetisches mit ihm lesen will, erst in die ganze Situation des Dichters oder der von ihm dargestellten Person versetzen müsse, wählt der Verfasser die Anrede des Aeneas an seine noch gerettete Mannschaft auf der Küste von Lybien, worinn er mit Recht die große Natur und Einfalt der Darstellung bewundert. Die Art, wie u[illegible]r sie die ganze Lage des Aeneas schildert, und

angemessen und beziehungsvoll jedes Wort sey, welches Virgil ihm in den Mund legt, verdient unsern ganzen Beyfall. Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie abschreiben könnte.

Beym abermaligen Durchlesen dieser schönen Stelle im ersten Buche der Aeneide, erinnerte ich mich an eine darüber gemachte Kritik in den Homischen Grundsätzen, die, wie viele andere in eben diesem Buche, mehr von dem systematischen Scharfsinne, als von dem richtigen poetischen Gefühle dieses Schriftstellers zeuget. Nachdem nemlich Aeneas seine kurze, affectvolle Rede mit den Worten geendiget hat:

Durate et vosmet rebus seruate secundis;

überläßt ihn der Dichter seinem stillen Kummer und der Bemühung den tiefen Schmerz seiner Seele in sich selbst zu verschließen, und sich äußerlich hoffnungsvoller zu zeigen, als er war:

Talia voce refert, curisque ingentibus aeger
Spem vultu simulat, premit altum corde dolorem.

Und nun fährt Virgil fort, die Zurüstungen zu beschreiben, welche die Gefährten des Aeneas zu der gemeinschaftlich zu haltenden Mahlzeit machen:

Illi se praedae accingunt dapibusque futuris,
Tergora diripiunt costis et viscera nudant.
Pars in frusta secant, verubusque trementia figunt,
Littore ahena locant alii, flammasque ministrant, etc.

Und diese Beschreibung ist es nun, an welcher Homo anstoßen findet, daß sie zu sehr ausgemalt sey, und daß der Dichter so kleine und geringfügige Gegenstände zu sehr ins Licht gestellt habe. Aber wenn er nicht als Kritikus, sondern mit der ganzen Theilnehmung an Aeneas traurigem Schicksale gelesen hätte, mit welcher Virgil schrieb: so würde dieses Licht, in welches der Dichter die kleine Geschäfftigkeit der Gefährten des Aeneas stellt, einen ganz andern Effect auf ihn gemacht haben. Gerade dieser kleine Umstand nämlich, daß Aeneas nun da steht und schweigt; seine Gefährten hingegen, durch seine Rede und durch seine verstellte Heiterkeit ermuntert, an Essen und Trinken denken können und die Küche beschicken, vergrößert unser Mitleid und unsere Hochachtung gegen den stillleidenden Helden. Wir schließen daraus, wie wohl es ihm müsse gelungen seyn, den innern Schmerz seiner Seele unter einem muthvollen heiterem Gesichte zu verbergen, um seinem

Gefährten

Gefährten Hoffnung einzuflößen; und sehen ihn nun die ganze Last des Kummers, die er den übrigen großmüthig abgenommen hatte, allein tragen. Hätte Virgil diese Gefährten, statt sie auf die vorbeschriebene Weise mit Kleinigkeiten zu beschäfftigen, gleichfalls mit ihrem Anführer trauern lassen: würde da nicht unser Mitleid unter alle vertheilt, und also gegen jeden insbesondere viel schwächer gewesen seyn, als es nun gegen den stilldulden Aeneas allein ist? Um dieses zu vermeiden, mußte der Dichter die kleinen Geschäffte dieser beruhigten Gefährten ausmalen, und den Aeneas unterdeß in den Hintergrund stellen, um unserer Einbildungskraft Raum zu lassen, den ganzen Umfang seines stillen Kummers, welcher durch Worte nicht ausgedrückt werden konnte, nach eigenen Empfindungen auszumessen. Wie sorgfältig beobachtet auch nachher der Dichter, um eben dieser Ursache willen, einen fühlbaren Unterschied in der Art, wie Aeneas auf der einen Seite und seine Gefährten auf der andern, den Verlust ihrer im Sturm verunglückten Freunde bejammern! Diejenigen, welche durch Aeneas Anrede ermuntert, ruhig genug waren, um die Zubereitung des Essens zu besorgen, können nachher auch über den Verlust ihrer Freunde ein Langes und Breites schwatzen:

Amissos *longo* socios *sermone* requirunt.

Der gefühlvollere Aeneas hingegen hat keine Worte davon zu sehen; nur durch Seufzer bricht sein Gram hervor:

Nunc Amyci casum *gemit* et crudelia secum
Fata Lyci, fortemque Gyan, fortemque Cloanthum.

Schade, daß nun kein anderer Kritikus kömmt und es übel bemerkt, daß Virgil die Gefährten des Aeneas lauter, als ihn selbst, über die verunglückten Freunde klagen läßt!

Man verzeihe mir diese kleine Ausschweifung; ich kehre nun wieder zu unserm Verfasser zurück; und stimme gern in den Wunsch mit ein, mit welchem er die Schilderung der Lage des Aeneas in der jetzt angeführten Stelle schließt:

„Ich gebe nur von weiten den Ton an, wie man zu den Werken der Dichter sich vorbereiten, und wie man sie lesen soll. Welchen Dank wären wir den Männern schuldig, welche sich um die Schulen und Litteratur manchmal so große Aussichten auflegen, wenn sie statt ihren bestgemeinten Vorschlägen, mit denen sie die Schulen gekünstelter, aber nicht gebildeter, machen, sich die Mühe nähmen, uns einzelne Vorbereitungen zu schönen Stellen zu liefern, uns practisch und

einleuchtend in die wahre Lage zu setzen, und vollends zu überzeugen, daß in wenigen Zeilen Virgils, und der meisten aus den Alten, mehr Regel und Anleitung vorhanden sey, als in allen den neuern ästhetischen Gebäuden und ganzen Bibliotheken von Artikeln. Freylich können dergleichen Erklärungen, indem man nicht bloß lesen, sondern die Empfindungen deutlich machen soll, nur sehr langsam vor sich gehen; manchmal würde man seine glänzende Schulweisheit bey Seite legen und sich selbst erst studiren müssen. — Aber es ist besser, etwas weniges gefühlt, als vieles anberührt, vieles durchgeeilt, als nichts verstanden, noch weniger empfunden, und nicht das mindeste in sich genommen zu haben. **Die wahre Empfindung, und der einfache stille Ausdruck derselben ist die Kritik der Künstlers; die hervorzufinden und sinnlich zu machen, ist die Arbeit des Lehrers.**"

Man sieht, die guten Gedanken unsers Verfassers sind in der verworrenen Sprache, worinn er sie vorträgt, rohe Bruchstücke, die erst von den Schlacken gereiniget und polirt werden müssen, wenn sie gefallen sollen. Der Sinn der letzten Periode, der durch Verwechselung der Worte etwas dunkel geworden ist, sollte dieser seyn: die wahre Empfindung zu treffen und durch den einfachsten und anpassendsten Ausdruck darzustellen, ist das Werk des Künstlers; beyde in seinen Werken zu finden und bemerken zu lassen, ist das Geschäfft des Lehrers.

Eben so dunkel durch verwechselte Worte fängt sich folgende Vorschrift an:

„Um der Jugend die gehörigen Ausdrücke der Alten zu entwickeln (statt: um der Jugend die Ausdrücke der Alten gehörig zu entwickeln) soll man sie dahin gewöhnen, sich selbe in Bildern vorzuhalten und auf der Leinwand zu denken."

Noch besser, in der Natur selbst, durch Hülfe einer lebhaft gewordenen Einbildungskraft! — Unser Verfasser fährt fort:

„Ich kann mich hier einer Anmerkung nicht erwehren, die ich in unsern Gegenden so allgemein zu machen Gelegenheit habe. Man ahndet bey der Jugend gemeiniglich die Lesung der Dichter in deutscher Sprache. Deutsch sind die unschuldigsten Dichter, die dem Gefühl rufen, verdächtig, und der Jugend und den Sitten gefährlich; aber lateinisch lieset man die Heldenbriefe des Ovids, spricht von verliebten Oden des Horaz, und erklärt öffentlich das 4te Buch des Virgils, jenes

nes unausdenkliche Wunder von den Wünschen und Schwachheiten der Liebe. Ich nehme dies zu einem Beweise im Vorbeygehen, wie unbedeutend man die Muster der Alten in die Hände nehmen, welchen elenden Gebrauch man davon machen, und wie nüchtern und unwissend man überhaupt von den Werken wegkommen müsse, die so viele Helden erzeugten und Nationen aus dem Schatten hervorzogen."

Eine artige Bemerkung! Und eine wahre zugleich. Denn wie könnte man die genannten lateinischen Stücke für unschädlich, und die Lesung weit ehrbarerer deutscher Gedichte für schädlich halten, wenn man sich nicht bewußt wäre, daß die Jugend bey der Art, wie man ihr jene erklärt, bloß auf Wörter ohne Geist, auf die Hülle ohne Körper aufmerksam gemacht werde?

Noch tadelt unser Verfasser mit Recht, daß man in unsern kritikreichen Zeiten überhaupt, und auch in den Schulen mehr die wirklichen oder vermeinten Fehler der alten Schriftsteller, als ihre Schönheiten auszuspähen bemüht sey. Es sollte umgekehrt seyn. Denn so wie ein Ohr, das an Wohlklang und Harmonie gewohnt ist, die Härte des Mißtons von selbst empfindet: so würde auch der Geschmack eines Jünglings, wenn er bloß nach guten Mustern gebildet wäre, bey allem, was häßlich und widrig ist, von selbst zurückfahren.

„Endlich, sagt unser Verfasser, sollte man wenig, und dieses oft und unzähligemale lesen (nach Quintilians Regel, wenn ich nicht irre, non multa, sed multum —). Es mag wahr seyn, daß es kein so schlechtes Buch gebe, welches nicht hie und da etwas Gutes enthalte, daß auch seichte Gedanken einem guten Kopfe zu richtigen Beobachtungen und Entdeckungen Anlaß geben können; — es mag auch die Pflicht eines Gelehrten seyn, auch in solchen Büchern, die nicht seines Fachs sind, sich umzusehen, um die Verbreitung seiner Sache auf fremde Gegenstände, und die Beziehung anderer Künste auf die Seine zu wissen: allein —"

Der Nachsatz ist nicht passend; er sollte, dünkt mich folgender seyn: „allein erst muß der Geschmack der Jünglinge an guten, so viel möglich fehlerlosen Mustern gebildet werden, ehe man ihn ohne Schaden alles durch einander, Gutes und Schlechtes lesen lassen kann."

Er fährt fort:

„Wie die Erlernung so vieler Sprachen, die man jetzt allgemein für den nothwendigen Antheil eines jeden Gelehrten

hält, eine übertriebene und unglückliche Mode ist, so ist auch die Gewohnheit so vieler unserer Gelehrten, sich auf alle Gattungen der Wissenschaften mit gleich großem Fleiße zu verlegen, ein höchst schädlicher und unglaublicher Fehler unsers Jahrhunderts." (Sehr wahr! Aber wie darf der arme Jüngling sich weigern, ein mit seichten und folglich unnützen Kenntnissen aus allen Wissenschaften vollgepfropfter Vielwisser zu werden, so lange seine künftige Examinatoren, die das Ueberflüßige, was sie gelernt haben, wenigstens bey solchen Gelegenheiten, einmal auszukramen wünschen, und die große Welt solche Vielwisser verlangen?) So wie die Alten in den Werken, die sie uns geschrieben, unsere Meister geblieben: so sollten sie auch in der Art des Studirens unsere Lehrmeister seyn. Sie legten sich größtentheils nur auf eine Sache." (So wie die klügern Engländer es noch jetzt zu machen pflegen.) „Viele der Heutigen scheinen sich in ihren Augen für alles gemacht zu seyn, und bleiben deswegen in allem zurück. Diese Vermessenheit fließt im Voraus aus der Geringschätzung derselben (welcher?). Wer selbst nie ein Gebirge erstiegen hat, kann sich von den Fernen und Umfange derselben keinen Begriff machen. Sein Kopf schwindelt an dem Fuße eines Hügels, hält jede Anhöhe für Alpen, und jede unter sich gelassene Wolke für die Grenzen des Himmels. Je tiefer man in das Innere der Künste, und in das Eigenthümliche seines Fachs gedrungen, je gelehrter man geworden ist: desto weniger wird man es möglich finden, durchzueilen und Ansprüche auf alle Künste zu machen.

Ich hoffe, daß diese ausgezogenen Stellen der Mühe des Abschreibens, die ich mir gegeben habe, nicht unwerth scheinen, und mein zu Anfange geäußertes Urtheil über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit so manchen Gedankens, und über das Fehlerhafte der verworrenen, oft undeutschen Schreibart dieser kleinen Schrift hinlänglich bestätigen werden.

Mt.

12. Kriegswissenschaft.

Neue Kriegsbibliothek, oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Fünftes Stück. Breßlau, 1777. 1 Alph. 2½ Bogen und 2 Kupfer.

Dieses

Dieſer Band enthält eilf Artikel. Der erſte iſt eine Fortſetzung über die Verpflegung, und hat die Kleidung der Soldaten zum Gegenſtande. Dieſelbe ſo einzurichten, daß ſie anſtändig, einförmig, bequem, dauerhaft und wohlfeil ſey, iſt allerdings der Aufmerkſamkeit jedes Militairs um ſo mehr werth, da man ſelten in neuern Zeiten dieſen Gegenſtand aus dem rechten Geſichtspunkte zu betrachten pfleget. Der Verfaſſer hat bey Ausarbeitung ſeiner Abhandlung Rückſicht auf oben erwähnte Bedingungen genommen. Er bemühet ſich das Unanſtändige der Moden, lächerlich zu machen, er will, daß der Soldat nicht ſo geputzt auftreten ſoll, als vor dem Venerabile am Fronleichnahmsfeſte, denn ſagt er: nur die Lichtputzer ſo zu dem Schauplatz des gemeinen Weſens gehören können ſich tragen wie ſie wollen; aber es bleibet doch ſeiner Meinung nach allezeit ein Unterſchied zwiſchen einem Reutermantel und der Nachttiſchkleidung eines heutigen Stutzers, wenn er a la Diable geht. Nachdem der V. ſich alſo in obigem Ton über die Stutzer und heutigen Moden recht luſtig gemacht zu haben glaubet: ſo fähret er fort, und zeiget, daß eine anſtändige Montirung müſſe reinlich, wohl angemeſſen und bequem ſeyn; es gehöre ferner dazu, daß ſie nicht weitſchweifig, nicht zu leicht und luftig, und von friſchen Anſehen ſey, jedoch nicht faſelnd oder unnütz koſtbar, ſie muß die Tracht der Vornehmſten im Lande ſeyn. Die Einförmigkeit der Montour, ſaget er, beſtehe darin, daß eine Nationaltracht bey der Armee erwählet werde, welche ſich durch Form oder Farbe vom Feinde deutlich und im Dunklen auch leichter als gewöhnlich unterſcheiden laſſe. Jeder muß die ihm zugetheilte Montour tragen, um dadurch den Befehlenden von dem Gemeinen zu unterſcheiden. Der V. thut den Vorſchlag, die Soldatenkleidung ſo einzurichten, daß ſie zugleich zu einer Schutzwaffe für das kleine Gewehr dienen könne. Jedermann wird hierbey der Torakomachus einfallen, welcher ein ausgeſtopfter und durchnäheter Bruſtharniſch von Leinenzeug war. Rec. erinnert ſich irgendwo geleſen zu haben, daß, als das Fußvolk noch Mäntel trug, um ſich vor das kleine Gewehrfeuer zu ſchützen, die Soldaten die zuſammengewickelten Mäntel über die Bruſt gehangen haben. Der V. eifert ſehr über das Färben der Montour, und über den unnützen Putz, an Schnüren und dergleichen, worin er wohl nicht unrecht hat, denn man würde durch Weglaſſung dieſer unnützen Pracht, ohne die Unkoſten zu vergrößern,

den Soldaten die Kleidung bequemer, und so daß sie dieselben mehr vor dem Wetter decke, machen können. Nach den Vorschlägen des V. die Soldaten zu kleiden, müßte jeder zur Bedeckung des Kopfes einen Heim tragen. Die Haare sollte man rund abschneiden, den Hals nicht mit einer Halsbinde zuschnieren, sondern er soll ein Tuch, welches zweymal um den Hals herumgeschlagen werden kann, umbinden. Ein Hemde soll er an, und zwey im Tornister haben, über dem Hemde zieht er ein wollenes Brustuch an, welches so gemacht wird, daß es über den Kopf angezogen werden kann, über das Brusttuch hänget das Degengehenke über die rechte Schulter, man giebt ihm ferner ein paar leinene Unterhosen, welche bis auf die Fußknöchel reichen, auf die Füße zieht er ein paar geschnürte leinene Socken in die Schuhe, die Ueberhosen sollen von Tuch seyn und bis über die Knie reichen, die Strümpfe aber gestrickt von Wolle, unterhalb sollen sie einen Riem haben, der unter die Schuhe durchgeht, wie bey den Stiefeletten. Ueber das Brusttuch wird eine Weste mit Ermel, Klappen, Aufschlägen und langen Schößen gezogen, und über die Weste ein Mantel wie das Sagum der Römer, hinten mit einer Kappe und Ermel, welche oben weit und unten spitz geschnieret sind. Zur Ersparung des Aufwandes räth der V. Officier zu bestellen, welche die gelieferten Materialien zur Montour untersuchen müssen, auch müsse man suchen Handwerker bey dem Corps zu haben, welche das Tuch, Lederzeug u. dgl. selbst machen. So eifert auch der V. mit Recht über das unerlaubte recken des Tuches.

Der 2te Artikel enthält eine Uebersetzung aus des Oberstlieutenant Gulschards 1sten Theil der Cretischen und Historischen Bemerkungen über einige militairische Alterthümer, vom Gepäck der Römer.

3ter Artikel. Des Markis von Cüland Cire Abhandlung über die Reuterey. Eine Abhandlung, die anfänglich durch sehr gute und wichtige Sätze die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht; zuletzt aber mit sehr unerheblichen Raisonnements, und ganz bekannten Manoeuvers endiget.

Der 4te Artikel ist aus der Yverdoner Encyklopedie, und handelt vom Kriege. Es werden darinne die rechtmäßigen und unrechtmäßigen Ursachen eines Krieges, auf eine gutherzige Art erwogen, und nach der Moral des gemeinen Lebens geprüfet.

Der 5te Artikel enthält Nachrichten von verſchiedenen Schriftſtellern über das griechiſche Feuer, beſonders eine Abhandlung welche der Hr. v. Maizeroy ſeiner Ueberſetzung der Tactik des Kayſers Leo, beygefügt hat.

Im 6ten Artikel iſt die dritte Fortſetzung von beweglichem Schanzzeug: es werden darin hölzerne Böcke zum Vorwerfen gegen die Cavallerie, und ein Pfahlwerk, welches mit Ketten zuſammengehangen wird, beſchrieben.

7ter Artikel. Vermiſchte Beyträge Militairiſcher Alterthümer, als 1) Nachrichten vom Beſchlagen der Kriegspferde der Alten. Der V. iſt nicht ſehr tief in dieſer Materie eingedrungen. 2) Nachrichten von zwey in Irrland ausgegrabenen Schwerdern von Ertz. 3) Beſchreibung eines Heerwagens mit Piken zur Beſchützung vor die Cavallerie. 4) Zuſatz zur Lebensbeſchreibung und Lobrede des Marſchall von Catinat. Es wird darin eine Vergleichung zwiſchen dem Feldzug des Catulus, und dem Feldzuge des Marſch. 1701. gegen den Prinzen Eugenius gemacht, auch wird darin behauptet, daß Vauban in ſeinen Befeſtigungsarten, nur die von den Italienern vorher erfundene Manieren verbeſſert habe. 5) Eine Stelle aus dem Journal Encyklopedique, daß es ſchädlich ſey, wenn man eiſerne Canonen abdrehet, weil das ſtärkeſte, und was dem Eiſen die mehreſte Feſtigkeit giebt, auf der Oberfläche ſeyn ſoll, auch glaubt Hr. v. Büffon (der der V. dieſer Stelle iſt) daß die Materie des Guſſes keine Federkraft habe, daher auch die Canonen durch das Probiren mit ganz kugelſchwerer Ladung ſo leicht ſchadhaft werden, und ſpringen, wenn ſie nachher auch mit ſchwächerer Ladung beſchoſſen werden.

Der 8te Artikel enthält einen Entwurf des Ritters Querille, von militairiſchen Einrichtungen. Die ganze Abhandlung läuft darauf hinaus. Der V. beweiſet, daß zu ſtarke Armeen dem Staate nachtheilig ſind, und es vortheilhafter ſey, weniger Truppen von bewehrter Tapferkeit zu halten, und dieſe gut zu bezahlen. Er räth es erſt mit kleinen Corps zu probiren. Und nun bietet ſich der Hr. Ritter bey den Mächten zum Anführer dieſes 3 bis 4000 Mann ſtarken Corps an. Er iſt ſo gewiß von dem guten Erfolg ſeiner Meinung, daß er mit ſeiner Ehre und ſeinem Kopf dafür haften will. Zu wünſchen wäre es wohl, daß der V. nicht den Kopf verlöre, um den Leſer von ſeiner Meinung zu überzeugen.

Im 9ten Artikel findet man vermiſchte Beyträge, als 1) von einer Veränderung, welche neuerlich in Schweden mit dem

Sold

Sold vorgenommen worden. 2) Unter dem Titel Lebensmittel eine Abhandlung, daß es schädlich sey, wenn viele Kleye unter das Brod gemischet wird. 3) Von verschiedenen Rüstungen, als von gezogenem Gewehr, einer Rüstung über Bande zu schießen, von gewissen Wurfschlangen, welcher sich die Wilden gegen ihre Feinde bedienen, und eine Beschreibung von einer Maschine, welche bey Belagerung von Delium gebraucht wurde, aus dem Thucydides. 4) Historische Bemerkungen über die Ehrenaufnahme zum Sohne. 5) Eine Anekdote vom Grafen von Sachsen. 6) Schreiben den Feldzug der Spanier nach Algier betreffend aus dem deutschen Muſeo.

Der 10te Artikel ist eine Abhandlung über die Verstärkung der Reuterey mit Geschütz. Der V. erwähnet darin gewisser Karren-Büchsen, welche der verstorbene Feldmarschall Schwerin anstatt der Amüsetten des Marschall von Sachsen, in einer noch ungedruckten Schrift, bey der Cavallerie einführen will. Der V. thut Vorschläge zur Verbesserung des Geschützes, welches die Cavallerie mit sich führen soll, ohne doch tief in dieser Materie einzudringen, von der Stellung und dem Gebrauch der Artillerie führt er gute Regeln an, welches alles diese Abhandlung von einer noch so unbearbeiteten Materie lesenswerth machet.

Der 11te Artikel enthält Beyträge zur Geschichte der Befestigungskunst, und zwar einen Discours des Machiavelli, worin er beweiset, daß es wider die Staatskunst gehandelt sey, zu viele Festungen in einem Lande anzulegen. Viele Gründe des Florentiners richten sich nach den damaligen Zeitumständen, und würden jetzt von ihrem Werth verlieren.

Ab.

Ausführlicher Bericht, wie die merkwürdige Schlacht bey Siptitz ohnweit Torgau am 3ten Nov. 1760. geschehen ist, zur Erläuterung des beygefügten davon sehr genau gefertigten Grundrisses. Leipzig, 4. 2½ Bogen.

Dieser deutliche und unpartheyische Bericht zeichnet sich vor vielen andern dieser Art aus, und machet dem V., welcher sich in dem Grundrisse F. B. Aster nennet, und Ingenieur-Lieutenant in Churfürstl. Sächsischen Diensten ist, viel Ehre.

Der

Der Verf. erzählt zuſammenhängend und bündig die verſchiedenen Angriffe der Preuſſen, und die Bewegungen der Oeſterreicher bey jedem dieſer Angriffe. Alles, was zur Erläuterung derſelben dienen kann, wenn es den Faden ſeiner Erzählung unterbricht, hat er außer dem Text in Noten beygefügt. Er bemerkt darinn jedesmal die Zeit des Vorrückens der verſchiedenen Colonnen, wodurch der Leſer in den Stand geſetzt wird, von der Entfernung der Armee des Königs von Preuſſen und dem Corps des General Zithen zu urtheilen. Der Beſchreibung iſt ein großer Plan beygefügt, worinn die Gegend zwey Meilen um Torgau auf der linken Seite der Elbe aufgenommen iſt, und durch 6 kleine Plans erklärt der Verf. die verſchiedenen Stellungen beyder Armeen in der Schlacht; auf zwey andern aber findet man die Preuſſiſche und Kayſerliche Ordres de Batailles mit den Namen der Regimenter, welche bey dieſer Schlacht gefochten haben.

Alles dieſes macht die Beſchreibung des Verf. ungemein lehrreich, und allen Officiers, welche die Kriegskunſt ſtudiren, als einen nützlichen Beytrag zur Geſchichte des letztern Kriegs ſehr empfehlungswerth.

Eine aufrichtige und umſtändliche Beſchreibung von einer Schlacht iſt nicht die leichteſte Sache. Wenn man auch damit zufrieden iſt, daß der Geſchichtſchreiber nur die Hauptbewegungen, welche den Handel entſchieden haben, getreu angiebt; ſo hängen doch dieſe oftmals mit einer Reihe anderer Evolutions zuſammen, welche beſonders in zwey Armeen, für einen einzelnen Mann ohnmöglich zu überſehen ſind, und welche jedoch viel lehrreiches für ein forſchendes militairiſches Genie enthalten können, daher dergleichen Beſchreibungen glaubwürdiger Nachrichten jederzeit einen größern Grad der Vollſtändigkeit erhalten. In dieſer Abſicht wollen wir auch, dieſer an ſich ſchon ſchönen Beſchreibung, von der Schlacht bey Sptitz einige Nachrichten Preuſſiſcher Seits beyfügen.

Das Lager, welches der König von Preußen den 1ten Nov. bey Schilda nahm, ſtand nicht ſo, wie man es auf dem erſten Plane dieſes Berichts gezeichnet findet, ſondern die Armee war an Potence gelagert. Der rechte Flügel der Infanterie, auf welchem zu äußerſt das Reg. Siburg (itzt Braun) ſtand, war hinter der Anhöhe, auf welcher die Windmühle vor Schilda iſt, geſtellt. Von hier lief das Lager von beyden Treffen in gerader Linie bis zur Windmühle von Probſthayn, welches Dorf hinter dem rechten Flügel der Preuſſ. Infanterie

ſanterie lag. Von gedachter Windmühle brach ſich die Linke, und das Reg. Alt-Braunſchweig im erſten, und Direcke im zweyten Treffen, waren die erſten, welche das Alignement veränderten, wonach der linke Flügel der Preuſſiſchen Infanterie die Direction gegen Mittel-Audenhayn bekam. In Mittel-Audenhayn ſtand das Huſaren-Regiment Möhring, welches dieſe Flanke deckte. Die ganze übrige Preuſſiſche Cavallerie ſtand in zwey Treffen, hinter den Teichen von Probſthayn, und hinter der Infanterie. Die 10 Grenadier-Bataillons von der Avantgarde nahmen das Lager vor Langen-Reichenbach, mit dem linken Flügel gegen Klitſch, und mit dem rechten gegen Schilda. In Klitſch ſtand das Huſaren Regiment von Ziethen, und Schilda war beſetzt mit 1 Freybataill. Salomon, 10 Schwad. Huſaren von Kleiſt, 4 Schwad. grüne Dragoner, und 1 Schwad. Freyhuſaren. Das Hauptquartier war in Langen-Reichenbach. Man kann noch bemerken, daß in Leipzig der Oberſtlieut. Quintus, in Eulenburg der Oberſt Röbel, und in Düben, wo die Beckerey ſtand, der General Sydow die Beſatzung commandirten.

S. 4. Unter das Corps des Gen. Ziethen gehört ſowohl das erſte Bataillon Forcade, als auch aus dem zweyten Treffen das erſte Bataillon Markgraf Carl. Das ganze Corps des Gen. Ziethen beſtand aus 20 Bataillons und 63 Schwadrons. Wir finden in der Preuſſ. Ordre de Bataille, welche der Verf. ſeinem Berichte beygefüget hat, die Nummern bey den Namen der Regimenter nicht bemerket, womit ihre Stellen auf dem Schlachtfelde bezeichnet ſind, wie ſolches der V. bey der Kayſerl. Ordre de Bataille gethan hat.

S. 6. Anhalt war kein Regiment in der Preuſſ. Armee, ſondern ein Grenadier-Bataillon, welches die Grenadier-Compagnien der Garde und des Reg. Prinz v. Preuſſen formirten. Es wurde von dem Königl. Flügeladjutanten, dem Grafen Wilhelm von Anhalt angeführt, der in dieſer Schlacht blieb. — Die Grenadier, welche das Huſaren Regiment von Ziethen unterſtützten, als es in das Oeſterreichiſche Regiment St. Ignon einhieb, zogen ſich nicht um den Wald herum, ſondern marſchirten nur in ſelbigen zum Soutien auf. Der Major von Zetmar, von Ziethſchen Huſaren, welcher bey dieſem Angriffe blieb, wurde durch einen Reuter, dem er Pardon gegeben und ihn gefangen genommen, hinterliſtiger Weiſe getödtet. Die Preuſſen bekamen von dieſem Regiment den Gen. St. Ignon, 4 Majors, 25 Officiers und 500 Mann gefangen.

S. 11.

§. 11. kann man noch bemerken, daß es die Ursach war, weshalb der Chec der Oesterreichischen Cavallerie auf die Preussische Infanterie gelung, weil durch das Rechtsziehen der Preuss. Infanterie große Intervallen zwischen den Bataillons entstanden, so drang die Oesterreichische Cavallerie in selbige, und griff die Bat. in die Flanken und im Rücken an. Das zweyte Treffen rückte vor, um diese Intervallen zu schliessen. Selbst das Regiment Prinz Heinrich und Ranunin rückten bis über das erste Treffen heraus, und nahmen den Kayserl. eine Batterie von 10 Canons wieder ab; wurden aber auch in ihren Flanken von der Kayserl. Cavallerie angegriffen, und gezwungen, sich zurückzuziehen.

§. 13. Das Preussische Dragoner Regiment von Bayreuth, welches sich so brav hielt, wurde von dem General Meyer angeführt. Es hieb in 2 Kayserl. Infanterie Reg. ein, und eroberte 16 Fahnen; das Kayserl. Kürassir-Regim. von Spaen aber führte der Oberste Dalwig an.

§. 16. Der General Ziethen ließ sein Corps, als er aus dem Wald debouchirte, unter Bedeckung der Avantgarde, welche der Gen. Kleist führte, aufmarchiren.

§. 17. Es waren 6 Bataillons von dem Corps des Gen. Ziethen, welche Siptitz angriffen, sie wurden von dem Gen. Saldern angeführt, 3 machten die Tete des Angriffes, und 3 folgten zur Unterstützung. Als die ersten 3 nicht durchbrechen konnten, so zogen sie sich links, und die hintersten drey rückten vor. Als aber auch diesen der Angriff nicht gelung: so zogen sie sich auch links, und schlossen sich an erstere. Durch diese Bewegung geschahe es, daß sämmtliche 6 Bataillons auf der Anhöhe von Großwitz zu stehen kamen, und also dadurch in der Nähe waren, den glücklichen Angriff über die Schafdämme bey Siptitz zu unternehmen. Der Vers. schreibt zwar die Entdeckung der Paßage über den Schafdämmen einem bloßen Zufalle zu; es läßt sich aber aus den Gründen, welche den Gen. Ziethen bewogen, diesen Angriff zu unternehmen, leicht urtheilen, daß der Gen. diesen Weg gekannt haben muß, zumahl da er das Jahr vorher eine geraume Zeit unter der Armee des Prinzen Heinrichs daselbst im Lager gestanden hatte. Dieser Angriff über die gedachten Dämme gelung so gut, daß sich die Preussen in kurzer Zeit einer Redoute von 24 Canons auf den Höhen von Siptitz bemächtigten, und da die Preuss. Artillerie nicht folgen konnte, so feuerte man aus dem feindlichen Geschütz.

Wir

Wir glauben, daß in dem, was der V. S. 12. ſagt, und im Plane No. 6. gezeichnet hat, ein Druckfehler vorgefallen iſt: denn er läſſet das Corps des Gen. Ziethen ſich mit der Brigade von der Armee des Königs unter Anführung des Gen. Leſtewitz vereinigen, und gemeinſchaftlich die Kayſerl. angreifen. Das Reg. Leſtewitz war zwar in der Schlacht, aber bey dem Corps des Gen. Ziethen; der General aber war nicht dabey. Dieſes Regiment ſtand unter der Brigade des Gen. von Tettenborn, und als dieſer verwundet wurde, ſo führte ſie der damalige Oberſt Möllendorf an. Dieſe Brigade war mit bey dem erſten Angriffe, und ſie wurde von den Regimentern des Ziethenſchen Corps, ſo die Schafdämme nach und nach paſſirten, unterſtützet. Auch das Dragoner Regiment von Zaſtrow wurde herbeygezogen; konnte aber in den Bergen nicht agiren, und zog ſich nach der Skläferey zurück. Nach 10 Uhr Abends paſſirten ſämmtliche Cavallerie-Regimenter des Ziethenſchen Corps die Schafdämme, und alignirten ſich, ſo gut als es die Finſterniß erlaubte, mit der Armee des Königs, mit welcher ſie die Communication machten. Wir könnten noch manches, welches zur Vollſtändigkeit der Erzählung von dieſem Angriffe etwas beytragen könnte, und das wir im gegenwärtigen Berichte vermißt haben, anführen, wenn ſolches der Raum erlauben wollte. Wir bemerken nur noch mit wenigen, daß die Zeichnungen, welche der Verf. dieſem Berichte von der Schlacht bey Siptitz beygefügt hat, mit vielem Fleiß geſtochen ſind. Der Abdruck, welchen wir vor uns haben, iſt etwas blaß ausgefallen, woraus aber nicht auf alle zu ſchlieſſen iſt. Wir haben dieſen Plan mit andern von dieſer Gegend verglichen, und manches darinn aufgezeichnet gefunden. Etwas größer hätten wir wohl den Maaßſtab zu ſeyn gewünſcht.

O.

Memoires pour ſervir à l'art et l'hiſtoire de la guerre de 1756. jusqu' a 1763. avec les Plans et Cartes requiſes par *I. G. Tielke* Capitaine de l'Artillerie Saxonne. Freyberg 1777. 4to 15¼ Bogen. 5 Plans.

Die Stellen dieſer Ueberſetzung, welche wir mit der deutſchen Ueberſchrift verglichen haben, ſind ganz getreu überſetzt.

ſche, ſo daß ſie zuweilen noch die deutſche Wendung im Franzöſiſchen beybehalten haben, welches dann aber wohl die Hrn. Franzoſen überſehen werden, weil ihnen die darin enthaltenen Nachrichten ganz willkommen ſeyn müſſen. Im übrigen haben wir keine Zuſätze oder Abänderungen des Originals in dieſer Ueberſetzung gefunden. Der Verleger hat an der äußern Zierde des Buches nichts erſparet. Druck und Papier ſind ſehr ſchön, und übertreffen die deutſche Ausgabe. Beſonders geben dem Werke einige Vignetten von D. Chodowiecki geſtochen, eine vorzügliche Schönheit. Die Plans ſind denen, welche der zweyten deutſchen Auflage beygefüget ſind, völlig gleich. Unſer Urtheil über dieſes Werk haben wir bereits in d. A. D. Bibliothek 29 Band. 1 Stück S. 261. gefället.

Ab.

Beyträge zur Ingenieurwiſſenſchaft von F. G. Kinsky, K. K. G. F. W. Erſtes Stück.

Eine Beſtimmung des Drucks, den die Futtermauern von der Erde auszuhalten haben, worinnen Belidors Methode verbeſſert wird. Der Hr. V. zeigt in dieſem kurzen Aufſatz viel Kenntniß der höhern Geometrie, und wir erwarten daher die Fortſetzung mit Verlangen.

Ez.

14. Haushaltungswiſſenſchaft.

Bemerkungen der Kuhrpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1773. 8. Lautern 1775. 23 Bogen und 2 Kupferplatten. Desgleichen vom Jahr 1774. Lautern 1776. 1 Alph. 2 Bogen mit einer Kupferplatte.

Die vortreffliche Churpfälziſche ökonomiſche Geſellſchaft liefert hier zwey Jahrgänge ihrer Bemerkungen, welche wegen ihrer Gründlichkeit und der vielen neuen Entdeckungen die Achtung des Publikums und jeden Kenners verdienen.

Der Inhalt derſelben iſt 1) die Geſchichte der Geſellſchaft vom Jahr 1773. 2) Praktiſcher Beweis der Unfruchtbarkeit jeder Erdart und ihrer Verbeſſerungen. von Stephan Gugenmus S. 3. 3) Unterſuchung und Berechnung, welche Bauart für den gemeinen Mann die nützlichſte ſey? von eben dieſem V. S. 61. Dieſe beyden Abhandlungen ſind vorzüglich gründlich, und der praktiſche Landwirth, ſo erfahren er immer ſeyn mag, wird vielleicht hier noch manches neue und nützliche finden. 4) Ueber eine beſſere Methode das Queckſilber mit geringern Koſten aus ſeinen Minern zu ſcheiden, ohne daß ſo viel von demſelben wie bisher verloren gehe von Johann Conrad Schümper S. 109. 5) Beſchreibung der auf dem Churpfälziſchen und Zweybrückiſchen Bergwerken bisher gebräuchlichen Arten die Queckſilbererzte zu behandeln, nebſt einer neuen Methode zu Laborirung des Queckſilbers von Burkard Jacobi S. 147. 6) Ueber die bloß praktiſchen Beyſpiele von F. K. Medicus S. 210. Der geſchickte V. zeiget hier ſehr deutlich, daß bloße Erfahrung ohne Theorie zur Aufnahme der Landwirthſchaft eben ſo wenig nutze, als bloße Theorie ohne Erfahrung. 7) Ausführliche Nachricht, wie eine zahlreiche Baumſchule von guten Obſtbäumen anzulegen ſey — von Caſimir Hanop S. 259. iſt durchaus praktiſch.

Bemerkungen vom Jahr 1774. 1) Geſchichte der Geſellſchaft S. 13. 2) Suckow von vortheilhafterer Einrichtung das Queckſilber aus ſeiner Miner zu gewinnen S. 3. 3) Stork von Pflanzung und Zurichtung des Flachſes auf dem Hunnsrick S. 50. Der Hunnsrick, Regio ſ. tractus Hunnorum, iſt eine Gegend am Ausfluß der Moſel in den Rhein bey Coblenz, wo vorzüglich guter Flachs gebauet wird. 4) Stork vom Kalchdüngen auf dem Hunnsrick S. 84. 5) Medicus von ausländiſchen Bäumen, welche zu Mannheim im freyen überwintern S. 123. 6) Beckmann vom Verkohlen des Holzes S. 299. 7) Schmid vom Beſchneiden der Zwergbäume S. 318.

Wenigſtens kann der Leſer aus dieſer bloßen Anzeige ſehen, daß der Inhalt dieſer Bemerkungen mannigfaltige, wohlgewählte Gegenſtände betrift, und er wird bey näherer Einſicht derſelben finden, daß ſie durchgängig ſehr gut ausgeführet ſind. Druck und Papier ſind vorzüglich ſchön.

Sd.

Geſotte-

Geſottenes Zuckerwaſſer, als ein Einguß ſtatt des Honigs ins Brod ſich zu bedienen. Zur Bienenfütterung vom Verfaſſer der Anmerkungen der Bienenzucht in Sachſen. 8¼ Bogen.

Unter dieſer Rubrique hat ſich der Verf. einer Schuldigkeit entlediget, deren Bekanntwerdung wir dem Hrn. Amtsrath Riem zu danken haben; welchem ſich der Verf unter dem Namen Magnus Heinrich von Lüttichau, Churſächſiſcher Prov. Kriegscommiſſarius, offenbaret hat. Dieſe Bienenfütterung ſoll nach dem Zeugniß des H. R. ganz gut ſeyn, und er hat uns verſprochen, das Umſtändliche davon in ſeiner Bienenbibliothek bekannt zu machen.

Johann Riem's, Königl. P. Oberinſpectors der ſchleſiſchen Bienenplantagen. ꝛc. phyſikaliſch-ökonomiſche Bienenbibliothek. Dritte Lieferung. Breßlau bey Gottlieb Löwe. 1777. 8. 13½ Bogen.

Der Verf. ſagt uns, daß dieſe dritte Lieferung Schleſien, Cleve, Sachſen, Pfalz und die Schweitz betreffe. Für die aufmerkſamen Leſer, die bereits die vorigen Stücke kennen, wird dieſes ſchon genug geſagt ſeyn: und wir können dreiſt hinzufügen, daß dieſe eingeſtreute Lehren allen Gegenden nutzbar ſeyn.

Der wahre Urſprung des Bienenwachſes ——— von M. J. Torkos, Oberpfarrern zu Oedemburg in Ungarn. 8. 1776. Oedemburg bey J. J. Süß.

Iſt mit ganz guten Beobachtungen erwieſen, daß das Blumenmehl nicht die Wachsmaterie ſey. Unſern Beyfall habe der V. zum voraus hinweg: vielleicht wird er denſelben auch von der K. K. ökon. Geſellſchaft in Wien, der Oberlauſitziſchen Bienengeſellſchaft, und der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, welchen allen er ſeine Schrift zugeeignet hat, zu erwarten haben. Zs.

12. Vermiſchte Nachrichten.

Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde. Erſter Theil, mit einigen Zuſätzen und litterariſchen Anmerkungen herausgegeben von Karl Wilhelm Daßdorf, Churfürſtlichem Bibliothekar. Dresden, 1777. in der Waltherſchen Hofbuchhandlung. 288 Seiten in gr. 8.

Der verſtorbene Bibliothekar Franke zu Dresden, der einige Jahre mit Winkelmann in der Bünauiſchen Bibliothek, die jetzt, wie die Brühliſche, ein Theil der Churfürſtlichen iſt, gelebt hatte, war Willens, eine Sammlung von Briefen ſeines Freundes herauszugeben, und ihnen eine Lebensbeſchreibung deſſelben beyzufügen; er ſtarb aber, ehe er die Sammlung geendigt, und an der Biographie ſeines Winkelmanns gearbeitet hatte. Nach ſeinem Tode hat nun Hr. Daßdorf den Abdruck beſorgt, und verdient den Dank unſrer Nation, daß er dieſe Ueberreſte eines unſrer erſten Schriftſteller erhalten hat. Man lernet aus ihnen den immer geſchäftigen, unermüdeten, lebhaften Mann näher kennen; und ſie geben auch wegen mancher litterariſchen Nachrichten und des edlen ungeſchmückten Ausdrucks eine ſehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Dem zweyten Theil und in demſelben Winkelmanns Leben ſehen wir mit Verlangen entgegen. Wir wollen aber noch einiges Merkwürdige aus den vor uns liegenden Briefen, obgleich wir ſie ſchon in den Händen vieler von unſern Leſern vermuthen, auszeichnen.

Zuerſt ſtehen Winkelmanns Briefe, die er in den Jahren 1748. bis 1751. an den ſel. Grafen von Bünau, den Urheber ſeines nachmaligen Glücks, ſchrieb. Der erſte iſt von Seehauſen in der alten Mark, wo W. fünf Jahre der Schule vorſtund, franzöſiſch geſchrieben. Die damals verachteten Schulſtudien, Winkelmanns Liebe zur griechiſchen Litteratur, der er bey dem Mangel an Büchern nicht genug thun konnte, und ſein Wunſch, größere gelehrte Beſchäftigungen übernehmen zu können, bewegten ihn, aus dieſer Sphäre herauszugehen, und dem Grafen ſeine Dienſte anzubieten.

Nach

Nach erhaltner Antwort giebt er ihm lateinisch eine Nachricht von seinen bisherigen Beschäftigungen und Studien; und darauf tritt er in die Dienste des Grafen, meldet ihm deutsch seine nun angesetzte Abreise, und legt drey Zeugnisse bey von seinem in Seehausen ins sechste Jahr redlich und wohl geführten Amts. Der folgende Brief giebt Nachricht von seinem Fleiße in der Bünauischen Bibliothek, außer seiner Lieblingsbeschäftigung. Der fünfte Brief enthält die Nachricht von seiner Religionsveränderung: man sieht, daß ein immer kränkelnder Körper, Mangel an vertraulichem Umgang und aller Glücksaussicht, da er schon das 36ste Jahr zurückgelegt hatte, der Wunsch einer Reise nach Rom, und die freundschaftliche Aufnahme, die er beym römischen Nuntius, Archinto, fand, ihn zu dem Entschlusse, seine Religion und seinen Dienst bey der Bünauischen Bibliothek zu verlassen, vermocht habe. Er kam im November 1755. nach Rom. Wir verbinden nun mit den Briefen an den Grafen die darauf folgenden an den Bibliothekar Franke, von den Jahren 1755. bis 1768. Voran steht eine kurze Nachricht von dem Leben dieses würdigen und gelehrten Mannes, der im Junius 1775. gestorben ist, und dessen Katalog der Bünauischen Bibliothek Hr. D. einmal zu ergänzen und fortzusetzen Hoffnung macht. Zu Rom machte nun W., ehe er an seine Geschichte der Kunst dachte, verschiedene andere Plane zu Schriften. Zuerst entwarf er mit Hrn. Mengs ein großes Werk vom Geschmack der griechischen Künstler; hernach schrieb er von Ergänzung der alten Statüen, und arbeitete zugleich an einer Beschreibung der Statüen im Belvedere: einige andre Vorsätze, deren er noch gedenkt, als eine Ausgabe der ungedruckten Reden des Libanius aus zween Handschriften der vatikanischen und barberinischen Bibliothek, und Coniectanea in Graecos Auctores et Monumenta, scheint er nie auszuführen unternommen zu haben. An mehr als einem Orte klagt er über den elenden Zustand der griechischen Litteratur in Italien. Männer von großen Gaben und Geist, sagt er, finde man zu Rom mehr als an einem Orte der Welt; aber sie seyn nicht gemacht, sich den Kopf zu zerbrechen. Doch fand er am Domherrn Giacomelli einen feinen Kenner der griechischen Litteratur. Die Bibliothek des Kardinals Passionei fand er fast so zahlreich und eben so eingerichtet, wie die Bünauische, und hatte von ihr eben den freyen Gebrauch. Anfangs genoß er aus Dresden eine königliche Pension; aber die Hülfe aus Zion

hatte bald ein Ende. Darauf trat er als Bibliothekar und Aufſeher der Zeichnungen und Alterthümer in die Dienſte des Kardinals Aleſſandro Albani, und lebte gut und geſund. Nach dem Tode des Abbate Venuti, 1763. erhielt er die Stelle eines Oberaufſehers der Alterthümer in Rom, die ihm ohne alle Arbeit jährlich 160 Scudi eintrug; (ohngefähr 300 Gulden) und ſein Herr gab ihm eben ſoviel, ohne die Bequemlichkeiten, die er genoß. Bey dieſem doch nicht großen Einkommen war W. ſehr vergnügt. Ich habe, ſchreibt er ſeinem Freunde, mehr erlangt, als ich verdiene, und als ich im Traume mir bilden können. Unter den zehn Aufſehern erſchien auch W. alle Morgen, des Sonntags und Donnerſtags ausgenommen, in der Vatikaniſchen Bibliothek. Die Ferien in der Vatikana währen vom Junius bis in den November. Sehen Sie, ſagt er, wie menſchlich hier die Arbeit eingerichtet iſt. Den bekannten Brief, der eine kurze Lebensgeſchichte W. enthält, im 16ten Theil der Litteraturbriefe, erklärt er hier für untergeſchoben; er hatte ihn aber ſelbſt nicht geſehen, und glaubte, er ſey ihm angedichtet unter dem Titel: **Leben und Wunder Joh. Winkelmanns, aus Stendal in der Altmark**; Hr. D. hat ihn gleichwohl auch hier, weil er ihn für ächt hält, und meinet, W. habe ſich nur nicht mehr ſeiner Ausdrücke am Ende des Briefs erinnert, abdrucken laſſen. Er iſt auch wirklich ächt. Der König von Preuſſen ließ W. durch den kürzlich verſtorbenen General **Quintus Icilius** die durch den Tod des G. R. **la Croze** erledigte Stelle eines Bibliothekars und Aufſehers des Münzen- und Antiken-Kabinets antragen; aber W. konnte ſich wegen der großen Achtung, die man gegen ihn zeigte, und der vortheilhaften Vorſchläge, die ihm geſchahen, von ſeinem geliebten Rom nicht trennen. So ſagt er wenigſtens hier. „Der Fürſt von Anhalt, ſchreibt er S. 24., kam das erſtemal des Abends unvermuthet mit einem Stabe in der Hand, mein Zimmer getreten, von Niemand, auch ſogar von ſeinem Bedienten begleitet, um nicht erkannt zu ſeyn. Ich bin von Deſſau, ſagte er, mein lieber **Winkelmann**; ich komme nach Rom, um zu lernen, und ich habe Sie nöthig. Er blieb bis Mitternacht bey mir, und ich habe Freudenthränen vergeſſen, ſtolz über unſre Nation, über ein ſo würdiges Menſchenkind!“ Hr. D. hat dieſem würdigen Fürſten die Sammlung von Briefen ſeines römiſchen Freundes zugeeignet. Von Hrn. **Leſſings** Laokoon ſchreibt er: „Die Schrift iſt

iſt ſchön und ſcharfſinnig geſchrieben; aber über ſeine Zweifel und Entdeckungen hat er viel Unterricht nöthig. Er komme nach Rom, um auf dem Orte mit ihm zu ſprechen.“ Jeder Freund der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ſieht jetzt nach der letzten italiäniſchen Reiſe des Hrn. **Leſſings**, einer neuen Ausgabe dieſes vortrefflichen Buchs mit Verlangen entgegen. Als er ſeine letzte Reiſe nach Sachſen, auf der er ermordet wurde, vorhatte, 1767. im December, ſchreibt er an ſeinen Freund: „Endlich wird die Ruhe kommen an dem Orte, wo wir uns zu ſehen und zu genieſſen hoffen, woran ich ohne die innigſte Bewegung und ohne Freudenthränen nicht denken kann. Dahin will ich, wie ein leichter Fußgänger, ſo wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen. Ich weihe dieſe Thränen, die ich hier vergieſſe, der hohen Freundſchaft, die aus dem Schooße der ewigen Liebe kömmt, die ich errungen und in Ihnen gefunden habe.

Aus den folgenden Briefen an den Hrn. Hofr. **Heyne** von den Jahren 1764 bis 1768. wollen wir nichts auszeichnen; obwohl ſie uns unter allen die intereſſanteſten zu ſeyn ſcheinen, weil ſie auch ſchon beſonders im deutſchen Muſeum gedruckt ſind.

Den Beſchluß dieſes Bändchens machen Briefe an den Hrn. **Baron von Riedeſel**, den Verfaſſer der Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland, und jetzigen K. Preuſſ. Geſandten in Wien, von den Jahren 1763 bis 1767. Auch dieſe Briefe an einen ſehr vertrauten Freund des Verf. wird man mit Vergnügen leſen. Sie enthalten verſchiedene Stellen, die dienen können, W. Privatcharakter und Lieblingsneigungen näher zu erkennen. S. 217. giebt Hr. D. in einer Anmerkung von den Due Trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' Orificeria; l'altro in materia dell' Arte della Scultura des **Benvenuto Cellini**, von den beyden Ausgaben zu Florenz 1568 und 1731. in Quart, und von dem großen Künſtler ſelbſt einige Nachricht.

Cl.

Auguſt Ludwig Schlötzers Briefwechſel, meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Erſter Theil. Heft I—VI. 1776.

— Zweyter Theil. Heft VI—XII. 1777. Göttingen, im Verlage der Vandenhoeckſchen Buchh. 1777.

Da das Publikum ſchon längſt den Werth dieſer vortreffl. chen Sammlung entſchieden, und die große Menge und Mannigfaltigkeit der darinn enthaltenen Materien uns nicht erlauben, einen weitläuftigen Auszug zu machen: ſo müſſen wir uns hier bloß mit der Anzeige derſelben begnügen.

Ir.

Nachrichten.

Hr. Prof. Clodius in Leipzig, will ſeine neuen noch ungedruckten Werke in vier Bänden in 8. herausgeben.

* * *

In Mannheim wird eine neue Ausgabe der claſſiſchen Schriftſteller *) in 8. auf Schreibepapier angekündigt. Sie ſoll ſauber, wohlfeil, und der Abdruck ſo genau ſeyn, daß die letzten Korrekturbogen öffentlich ausgehängt, und auf die Entdeckung eines jeden Druckfehlers eine Belohnung geſetzt werden ſoll. Mit dem Livius nach Drakenborchs Ausgabe ſoll der Anfang gemacht werden.

* * *

Eine andere Geſellſchaft in Zweybrücken verſpricht eine andere vollſtändige Sammlung der lateiniſchen Schriftſteller des Alterthums, in gr. 8. auf dem feinſten weiſſen Druckpapiere. Der Text ſoll nach den beſten Ausgaben gewählt werden. Der Anfang des Drucks wird mit dem Tacitus in zwey Bänden, und dem Horaz in Einem Bande gemacht.

* * *

Herr Hofrath Meuſel in Erfurt kündigt eine Kunſtzeitung an, ſo ſich über alle ſchöne Künſte, Muſik, Malerey, Bildhauerey, Kupferſtecherey, Baukunſt, Gartenkunſt

*) Ob bloß der lateiniſchen oder auch der griechiſchen, iſt nicht angezeigt

kunſt und Steinſchneidekunſt erſtrecken ſoll. Sie ſoll nicht bloß auf Deutſchland eingeſchränkt ſeyn; ſondern von den Kunſtneuigkeiten anderer Länder ſo viele Nachrichten, als man erlangen kann, ertheilen. Im Oktober dieſes Jahrs ſoll der Anfang gemacht werden, und wöchentlich ein Stück herauskommen.

* * *

In Wien bey Kraus wird des Hrn. Abbé Eckels Katalogus des Kaiſerl. Kabinets von antiken Medaillen abgedruckt. Er wird einen Folioband von etwa 18 Alphabeten ausmachen. In ebenderſelben Handlung ſoll des Hrn. Ignaz von Born Verzeichniß der im K. K. Naturalienkabinette zu Wien befindlichen natürlichen Seltenheiten herauskommen. Es wird aus drey Bänden beſtehen, und mit illuminirten Kupferſtichen verſehen ſeyn.

* * *

Zu Kaſſel ſoll ein Journal unter dem Titel: Tableau de la Litterature allemande, à l'uſage des Etrangers, herauskommen. Es ſoll monathlich Ein Stück von 6 Bogen erſcheinen. Die Gottesgelahrheit, die Rechte, die Medicin und Chirurgie bleiben davon ausgeſchloſſen; dagegen ſollen auch Abhandlungen über die deutſche Litteratur geliefert werden.

* * *

Zu Venedig bey Antonio Zatta iſt des Hrn. Jagemann italiäniſche Ueberſetzung der Erdbeſchreibung des Hrn. Oberkonſiſtorialrath Buſching 1773 — 1777. in zwanzig Bänden in groß Octav nachgedruckt worden.

* * *

Da in dieſer Bibliothek in des XXXII. Bandes 2 Stück gemeldet worden, daß die beyden Bücher, Tromleri Diatribe de Polonis latine doctis und Ianociana Vol. I. nicht anders als zuſammen verkauft würden: ſo wird auf Verlangen des Verlegers des Hrn. M. Gröll in Warſchau, bekannt gemacht, daß dies ein Irrthum ſey, und beyde Bücher einzeln verkauft werden.

* * *

Der auch als Dichter bekannte Maler **Müller** zu Mannheim wird auf Kosten des Churfürsten von der Pfalz ehestens eine Reise nach Italien thun.

* * *

Es hat ein ungenannter Gelehrter unterm 18ten April dieses Jahrs dem Herausgeber der **allgemeinen deutschen Bibliothek** einen Aufsatz über einen gewissen wichtigen Vorfall zugesendet. Da aber, aus wichtigen Ursachen, überhaupt anonymische Schriften in die Bibliothek nicht können eingerückt werden: so kann auch von diesem, sonst wohlgeschriebenen Aufsatze, kein Gebrauch gemacht werden, wenn es dem Verfasser nicht gefällig ist, sich näher zu erkennen zu geben.

Beförderungen.

Der außerordentliche Lehrer der Philosophie zu **Strasburg**, Hr. **Koch**, ist kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser in den Adelstand erhoben worden.

Herr **Werner** aus Darmstadt ist als Lehrer der **practischen Geometrie** bey der Universität zu **Giessen** mit dem Charakter eines H. Darmst. **Ingenieurlieutenants** angesetzt worden.

Hr. Prof. **Link** zu Giessen hat den Ruf zur Pfarrey **Bischofsheim am Mayn**, etliche Stunden von **Darmstadt**, erhalten und angenommen.

Hr. Prof. **Höpfner** zu Giessen hat den Charakter eines Hessendarmstädtischen **Regierungsraths** erhalten.

Hr. **Chr. Gottl. Gmelin**, der Verf. der Ordnung der Gläubiger, ist zu **Tübingen** ordentlicher Lehrer der Rechte geworden. Herr D. **Ploucquet** ist daselbst Prof. der Arzneygelahrheit geworden.

Hr. Prof. **Maier** in Kiel gehet auch als Prof. der Geschichte nach Tübingen.

Todesfälle.

Zu Lobenſtein ſtarb den 4ten Aprill 1778. Hr. **Georg Andreas Sorge**, Gräfl. Reuſſ. Plauiſcher Hof- und Stadtorganiſt im 76ſten Jahre ſeines Alters. Er hat ſich durch viele theoretiſch-muſikaliſche Schriften bekannt gemacht.

Am 9ten May d. J. ſtarb zu **Straßburg** der bekannte Philologe, Hr. **Elias Stöber**, außerordentl. Prof. der Theol. auf daſiger Univerſität und Freyprediger, in ſeinem 59ſten Jahre. Bey längerem Leben würde das Publikum aus ſeiner Hand eine neue Ausgabe des **Aulus Gellius** erhalten haben, zu welcher er verſchiedenes bereits geſammelt hatte.

Auch hat die Univerſität **Straßburg** einige Monate vorher ihren ordentlichen Prof. der morgenländiſchen Sprachen, den Hrn. **Joh. Fr. Scherer** durch den Tod verloren

---

Druckfehler.

In des XXVIII. Bandes II. Stück.

S. 526. Z. 6. von unten, lies — zerſetzt.

In des XXXI. Bandes I. Stück.

S. 251. Z. 13. l. Joh. Dee.

In des XXXI. Bandes II. Stück.

S. 438. Z. 7. von unten: leichelich, l. kirchlich. S. 439. Z. 10. maxime, l. maxima. S. 445. Z. 25. ſeckam, l. ſecare. S. 447. Z. 23. Lehrern, l. Leſern. S. 564. Z. 13. von unten: die, l. dies. S. 565. Z. 12. Michaelis, l. Reichels.

In des XXXII. B. I. St.

S. 62. Z. 21. nur, l. nur von. S. 146. Z. 2. von unten, l. ausgeſucht worden ſeyn?

In des XXXII. B. II. St.

S. 544. Z. 8. Mailes, l. Makkas. Z. 24. 25. die Complimenten, l. den Complimententon.

In des XXXIV. B. I. St.

S. 14. Z. 12 13 l. So wie er nun dieſe Schriften zur Ausrottung der Waſſerreiſer von der Wurzel eines faulen Baumes

wes angeſehen wiſſen will, ſo ꝛc. S. 33. Z. . 1660, l. 1600. S. 76. Z 9. Keeling, l Reeling. S. 43. Z. 19. Alvamhiz, l. Avanchiz. Z. 4. v. E. ein andrer, l. ein anderes. S. 85. l. Z. finden, l. fanden. S. 89. Z. 5. v. E. gemindert würde, l. gemindert werde. S. 91. Z. 18. ertheilt, l. vertheilt. S. 97. Z. 25. als ihr gewiſſe günſtige Umſtände oder Unwiſſenheit den Völkern, von und zu welchen der Handel geſchieht, verſchloſſen halten, l. als gewiſſe günſtige Umſtände oder Unwiſſenheit, den Völkern, von und zu welchen dieſer Handel geſchieht, die Augen verſchloſſen halten. S. 103. Z. 13. der nur, l. der uns. S. 104. Z. 16. den Ausländern, l. den Ausländern, die uns Stoff bringen. Z. 18. zu einer hinlänglichen Menge, l. zur Gewinnung einer hinlänglichen Menge. S. 106 Z. 8. Frachtwaaren, l. Prachtwaaren. S. 107. Z. 25. dem Ausländer, l. den Ausländer. S. 108. Z. 25. die weder wirklich, l. d. i. weder wirklich. S. 111. Z. 12. allgemein wichtige, l. allgemein richtige. S. 114. Z. 11. begünſtigt er nicht, l. begünſtigt nicht. S. 117. Z. 17. Renticrer, l. Renntierer. S. 119. Z. 1. l. Magazinirungen. S. 298. Z. 1. Bruchſtnring. l. Leuchſenring. Z. 11. Anlegung, l. Anregung. Z. 16. könnet, l. könne.

In des XXXIV. Bandes II. Stück.

S. 338. Z. 28. Gelehrten, l. Geſchlechtern. S. 339. Z. 2. Aladſchaheb, l. Aladſchajeb, und ebend. ſtatt die bewundernswürdige Probe, l. die bewunderuswürdige Perle. Z. 5. der Abulfeda, l. des Abulfeda. Z. 11. l. Almakrizi. S. 352. Z. 2. v. E. l. Ibn Jahza Altelenſani. S. 353. Z. 6. des Bordah, l. das Bordah. S. 354. Z. 7. v. E. l. البشر بانت S. 355. Z. 9. tremulam, l. tremulum. Z. 13. ὑπὲρ σοῦ, l. ὑπὲρ τοῦ ὀφθ. S. 358. Z. 1. μάτι, l. μάτι. Z. 7. l. λιπαρεχέως. Z. 9. l. μὴ. Z. 25. l. Salſebil. S. 359. Z. 20. l. illum regem. S. 369. Z. 9. der ſtarb, l. er ſtarb. S. 362. ſollte eine Stelle, die auch der Verf. nicht deutlich ausgedruckt, vielleicht beſſer ſo überſetzt ſeyn: Thäte ich gleich ſiebenhundert Schläge mit meiner Keule, doch, dachte ich, würde ich mein Heer nicht in ihr Land führen. S. 363. Z. 6. v. E. auf dem Hauptplatz, l. auf dem Kampfplatz. S. 365. Z. 21. مغلول l. مغلول. S. 366. Z. 11. befeuchtenden Regens, l. befruchtenden Regens.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des fünf und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai, 1778.

Verzeichniß

der in des fünf und dreyßigſten Bandes zweytem Stücke recenſirten Bücher.

V. G. H. Martini Abhandl. von den Sonnenuhren der Alten 312
VI. Lehrbegriff ſämmtlicher ökon. und Cameralwiſſenſchaften, 2ter B. 2ter Th. 321
VII. J. J. Engels Philoſoph für die Welt, 2ter Th. 330
VIII. I. R. et Ge. *Forſter* characteres generum plantarum 336
IX. J. H. Rolle Saul
Ebend. Davids Sieg im Eichgrunde, 344
X. D. J. G. Krünitz ökonom. Encyclopädie, 9r. 10r. Th. 359
XI. Die Isländiſche Edda, in die hochdeutſche Sprache überſetzt, von J. Schimmelmann 369

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freygeiſter wider die Offenbarung, 2r, 3r. Th. 386
D. C. A. Döderleins theolog. Abhandl. über den ganzen Umfang der Religion, 1ſter Th. 1ſtes St. 391
Unterthänigſter Vorſchlag den Krieg der Proteſtanten mit den Verbeſſerern ihres Lehrbegriffs zu endigen 409
W. Bowyers Conjecturen über das N. T. aus dem Engl. überſ. 2 Th. 414
D. H. Purgold Rechtgläubigk. der h. griech. Kirche 418
Balmont, 3 Th. 418
D. J. F. Tellers Abhandl. über den Selbſtmord 419
Ebend. Anecdoten für Prediger und Prieſter, 2ter B. 422
Bew. und Geb. für die chriſtl. Religion, 2ter B. 425
J. J. Lachmanns Samml. von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heil. Abendmals, 3ter Th.
Predigten für chriſtl. Ehegatten, 1ſter B. 426
F. D. Schmidts Pred. nach dem Vorbilde der heilſ. Lehre 427
Biblia ſacra, von Ignaz. Weitenauer 428
D. G. F. Seilers Hnd. der Kirchengeſch des N. T. 3te Aufl.
D. J. G. Roſenmüllers Kirchengeſch. des 18ten Jahrh. in 5 Tabellen
Die Kirchengeſchichte des N. T. in 5 Tabellen 431

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

I. H. Reuteri exercitatt. academicae 433
D. F. F. Schroetteri ratio ſtudii iuridici in vniu. Vindobon. 434
L. Spittlers Beobacht. üb. die Grundgeſ. eines Staats 436
D. J. L. Schmidts öffentliche Rechtsſprüche 437
D. G. Struben rechtliche Bedenken, 5r Th.
Ebend. gründlicher Unterricht von Regierungs- und Juſtizſachen, 2te Aufl. 438
D. A. Ph. Frickii libellus, de reuocandis tam rebus alienatis, quam nummis ſolutis, imminenti aut motu concurſus iudicio 439
N. H. Gundling de emtione vxorum, dote et morgengaba 442
I. C. Koch inſtitutiones iuris criminalis, edit. IV. 442
I. F. Helm repraeſentatio iuris vniuerſi, P. I. 442
Auswahl der wichtigſten in den Landes- und Stadtgerichten Eſthlands, auch noch jetzt geltender königl. ſchwediſcher Verordnungen 443
P. Cypraei farrago legum antiquarum Daniae municipalium 444
G. *S. Madihn* exercitationes academicae Halenſes 445
D. Ph. I. Heiſleri exercitt. academ. ad diuerſas materias iuris pertinentium faſc. 447
J. C. von der Becke von der allgemeinen Brauchbarkeit mehrerer Theile der poſitiven Jurisprudenz 449
C. Thomaſii diſſertt. acad, T. III. 450
K. von Zalheim von der Vermiſchung der Obrigkeiten 451
D. A. F. Schorers juriſtiſches Wochenblatt 4ter Jahrgang
Magazin für Rechtsgelehrte, 1ſter B. 452
Kberh. Habermikkel inſtitutiones iuris romani, edit. III. 456

3. Arzneygelahrheit.

M. A. Nicolai Pathologie, 3ter B. 457
Arzneykundige Abhandl. aus dem Engl. überſetzt von C. C. Krauſen, 3ter B. 458
J. F. Gmelins allgem. Geſchichte der Pflanzengifte 460
H. I. I Plenk pharmacia chirurgica,
Ebend. in das deutſche überſetzt von J. P. Pflug.
Ebend. Lehrſätze der practiſchen Wundarzneywiſſenſch. 2 Th.
Eiusd. primae lineae anatomes
Eiusd. ſelectus materiae chirurgicae
Ebend. ins deutſche überſetzt 463
Schilderung der Aerzte, aus dem Franz. 2 Th. 465
J. C. Lettſom Nachricht von dem allgemeinen Diſpenſatorio in London, aus dem Engl. 465
I. Lang diſſ. de paſſione hyſterica, 466
I. C. G. Ackermann de dyſenteriae antiquitatibus liber. 467
C. Strak med. Beobacht. von der Peteſchenkrankheit, aus dem Lat. überſ. von J. Z. de Meza 470
J. A. Gaab practiſche Pferdearzneykunſt 471
Abhandl. von der wahren Urſache der Krankheiten, herausgegeben von J. C. von Ailhaud 472

Th.

Th. Bayford, von den Wirkungen des Einſpritzens in die Harnröhre 474
N. D. Falk von dem Queckſilber, aus dem Engl. überſ. 475
Fabre Abhandl. von der Erkenntniß und Kur der veneriſchen Krankheiten, überſ. von C. F. Schröder 478
D. H. A. Wrisbergii obſerv. anat. de quinto pare neruorum encephali, 478
D. A. Schaarſchmidt tabulae anatomicae, in lat. ſrad. a F. X. de Waſſerberg 479
J. Aikin Beobachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Bleymittel, aus dem Engl. überſ. 479
J. C. Tode nöthige Erinnerung für Aerzte und Kranke, die den Tripper heilen wollen 481
C. F. Börner von der Quanie, 2 Th. 486
Stolpertus 487

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Sammlung neuer Originalſtücke für das deutſche Theater 490
Litterariſche Monate 1ſter B. 492
Der Bürger, ein Trauerſpiel 494
J. C. L. Freſenius empfindſame Launen 495
Halladat, oder das rothe Buch, von Gleim 496
Melancholien 499
Die Henriade, 2 Geſ. aus dem Franz. 500
Siegwart 501
Die Waiſe, ein Schauſpiel, 502
Dormont und Julie, ein Schauſpiel 502
Fr. v. Runkel Samml. freundſchaftlicher Originalbriefe 503
Samml. theatraliſcher Gedichte 503
G. Lillo dramat. Werke, 2 B. 504
Liſe, ein kleines Luſtſpiel 504
Osmann und Bella, ein Drama,
Emilie Waldegrau, ein Drama von v. Kreutzin
Die Aderlaß, ein Schauſpiel aus dem Franz.
Die Engländerin in Berlin 504
C. F. Weiſſe komiſche Opern 505
S. Geſſners Schriften, 1 B. 505
Baſui i ſkazki — Gellerts 506
Magazin für Frauenzimmer, 1 B. 3 Th. 506
C. Gozzi theatraliſche Werke, 2 Th. 508
Briefe von Hrn. J. G. Jacobi
Briefe von den Herren Gleim und Jacobi 508
Gellerts Fabel vom Hute, in polniſchen Verſen 508

5. Schöne Künſte, Muſik.

J. A. Hillers 2 Samml. von Arien und Duetten des deutſchen Theaters 509
J. G. Fiſcher Oden und Lieder mit Melodien 1ſter Th.
Lieder, nach dem Anakreon in Muſik geſetzt von J. H. Rolle
Samml. geiſtl. Lieder, herausgegeben von J. H. Rolle 511

C. G. Meese, 6 Claviersonaten mit einer Violine 512
Die Amerikanerinn, in Musik gesetzt von J. C. F. Bach 513
Die Israeliten in der Wüste, in Musik gesetzt, von C. P. E. Bach 513
Variirte Chorāle für die Orgel, von J. C. Oley 513
VI Sonatines pour le Clavecin, par E. Eichner 515
L'année Musicale, 515
Eduard und seine Mutter 515
Robert und Kolliste, eine Operette nach dem Italiän. und der Compos. der Sposa fidele von Eschenburg 516
M. Bugl Fundamenta particurae in compendio data 517
Sechs Senaten für das Clavier mit einer Violine von C. P. Uber 518
Sechs Claviersuiten von G. W. Burmann 518
Kleine Lieder für kleine Jünglinge, von G. W. Burmann 519
Lieder mit Melodien von J. G. Krebs 520
Kurze Anweisung, das Trommelspielen auf die leichteste Art zu erlernen 520
Ein Divertimento für den Flügel ꝛc. von C. P. Uber 521
Quartetto da E. G. Wolf 522
Concerto I per il Violino Concertato etc. da A. Veichtner 522
Gesänge mit Begleitung des Claviers 523
Spiel ohne Karten von J. D. Holland 523
Text mit Noten und Noten ohne Text von J. D. Holland 524

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

J. A. Grüsners diplomatische Beyträge, 4tes St. 525
C. F. Sattlers Geschichte des Herzogthums Würtenberg 525
Ueber den Aufstand der englischen Kolonien in Amerika
Tagebuch der Seereise von Stade nach Quebec
Briefe über die jetzige Uneinigkeit zwischen den amerikanischen Kolonien und dem englischen Parlamente 527
J. C. de Lolme Staatsverfassung von England 527
Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich England und Holland, in Briefen, 3 Th. 529
Historisch-statist. Notiz der Großbritten Colonien von Amerika 538
E. Burkes Jahrbücher der neuern Geschichte der engl. Pflanzungen in Nordamerika, aus dem Engl. 1ster B. 539
Allgem. Geschichte der neuesten Entdeckungen, welche von verschiedenen gelehrten Reisenden in vielen Gegenden des russischen Reichs und Persien sind gemacht worden, 1 Th. 541
Merkwürdigk. der Nordauen, Kosaken, Kalmücken,
— — der Baschkiren, Mestscheracken, Wogulen
— — der obischen Ostiaken. Samojeden, daurischen Tungusen, Auszüge aus Pallas Reisen
— — verschiedener unbekannten Völker des russischen Reichs, Auszüge aus Georgis Reisen 542
Materialien zu der russischen Geschichte seit dem Tode Peters des Großen 543
Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, in einem ausführlichen Auszuge, 1ster B. 546

Beſchreibungen aller Nationen des ruſſiſchen Reichs, 2te Ausgabe. Nationen vom Finniſchen Stamme
— — 2te Ausgabe Tatariſche Nationen 542
P. G. J. Breitkopf über den Druck der geographiſchen Charten 556
Ebend. Beſchreibung des Reichs der Liebe mit beygefügter Landcharte 554
Hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung der 12 vereinigten Kolonien von Nordamerika 565
J. W. von Bergens Beſchreibung von Corſika in altern Zeiten 556

7. Gelehrte Geſchichte.

Beytrag zur Oettingiſchen Geſchichte, 2ter Th. 2ſte Samml. 557
Litterariſches Muſeum, 1ſtes und 2tes St. 560

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Virgils Eklogen 563
J. B. Bolla griechiſche Alterthümer 568
Ignatices in Tertulliani opera 568
Richard Simons kritiſche Hiſtorie des Textes des N. T. überſ. von H. M. A. Cramer 570
Lucani opera, cura F. P. Schmid. T. III. 572

9. Erziehungsſchriften.

Etwas vom Liefländiſchen Schulunterrichte 573
Der Dorfſchulmeiſter, 4 St. 573
Fritzens Reiſe nach Deſſau 574
Erdbeſchreibung für die Churbaieriſche Realſchule
Fortſetzung der Erdbeſchreibung 575
Schulverordnung für die Churbaieriſchen Lyceen und Gymnaſien
Entwurf einer ſyſtematiſchen Lehrart in der katholiſchen Theologie 577
Kurze Erdbeſchreibung europäiſcher Staaten 581

10. Kriegswiſſenſchaft.

Neue Kriegsbibliothek, 6tes St. 585
F. C. Müller, vom Gebrauche der Taſchenuhren — zur Aufnahme militäriſcher Situationsplane 588
v. D. S. G. kurze Abhandlung der militäriſchen Theorie 588
Millot von den Kriegsbegebenheiten unter Ludwig dem XIV. 591
A. Böhm gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunſt 595
J. D. C. Pirſchers kurzer Unterricht in der Kriegsbaukunſt 597
Fr. W. von Zanthiers Auszug aus dem S. Cruz von Kriegs- und Staatsgeſchäften 601

Militairetat des ruſſiſchen Reichs 606
F. C. Jetze Gemeinnützige Praxis auf dem Felde und Papiere 607

11. Haushaltungswiſſenſchaft.

M. J. E. Spitzner Anweiſung vorliegende Bienenſchwärme abzutreiben 608
Anleitung zur Seidenzucht 608
Vitet's Unterricht in der Viehartzneykunſt 608
Oekonomiſche Betrachtungen über die Leibeigenſchaft 609
D. A. F. Büſchings Gründe der allgemeinen Haushaltungswiſſenſchaft 609
J. G. Pietſch Abhandlung von Anziehung und Pflanzung der Caſtanienbäume 609
Wittenbergiſches Wochenblatt, 7ter, 8ter, 9ter B. 610
J. Wiegands Handbuch zum Unterrichte für die öſterreichiſchen Schaafmeiſter 610
Ebend. ökonomiſche Betrachtung von der Roboth 610
Schriften der Leipziger ökonomiſchen Societät, 3ter B. 611

12. Vermiſchte Nachrichten.

Der neue Diogenes 611
Gothaiſches Magazin, 1ſten B. 3tes St. 612
— — — 1ſten B. 4tes St. 613
— — — 2ten B. 1ſtes St. 613
Odilo Schregers vorſichtiger und wohlerfahrner Speiſemeiſter 614
Grundriß einer ſchönen Stadt, 2r und 3r Th. 616
Sprüche der Weiſen alter und neuer Zeit 617
Etwas vor Liebhaberinnen der Reiterey 618
Kurzgefaßte Geſchichte des zum (rivaliſchen) Dome gehörigen Waiſenhauſes 619
Anweiſung wie alle große und kleine Feuerſpritzen in der Pflege zu erhalten 619
Todesfälle. Druckfehler 620

V.

Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten. Aufgesetzt und durch Denkmale des Alterthums erläutert, von Georg Heinr. Martini, der Weltweisheit Magister. — Mit Kupfern. Leipzig, bey Crusius. 1777. 8. (10 Bogen Text, 2 Kupfert.)

Wir haben diese Abhandlung mit Vergnügen und Nutzen gelesen. Sie zeuget von vieler Gelehrsamkeit, Belesenheit, Sprachkenntniß und Scharfsinn in Erklärungen und Muthmaßungen. Freylich werden letztere, wie es nicht fehlen kann, manchmal ein bischen weit hergeholt und weit getrieben; aber wir tadeln dieses da, wo den Ausleger alle andere Hülfe verläßt, weniger, als die grämlichen Kritiker, die alles mit Stellen belegt wissen wollen, und nichts ex ingenio vortragen können, weil es ihnen etwa selbst daran fehlt. Unter vielen gewagten Gedanken kann oft unerwiesen, ja unvermuthet, auch die Wahrheit stecken: ein anderer erkennt sie dafür, der sie ohne uns nicht entdeckt hätte.

Mit Abtheilung des Tages und der Nacht, in kürzern Längen, scheint es nicht schnell hergegangen zu seyn. Man war lange mit Morgen, Mittag und Abend zufrieden. Die Juden nach der Rückkehr aus Babel, und die Griechen etliche Jahrhunderte nach den Trojanischen Zeiten, scheinen noch keine weitere Eintheilung gekannt zu haben. Die Römer bemerk-

ten erſt etliche Jahrhunderte nach Roms Erbauung, den Mittag. Einige Zeit ſpäter wurde der Tag in Viertel, und die Nacht in vier Wachen getheilt. Wer es noch genauer wiſſen wollte, muſte die Längen der Schatten beobachten: ſein eigener zehenſchuhiger Schatten erinnerte ihn ans Abendeſſen. Auf die willkührliche Eintheilung des Tages in zwölf Stunden, können weder die Römer noch die Griechen Anſpruch machen. Die letzten hatten ſie von den Babyloniern, und dieſe ſcheinen die Erfinder davon zu ſeyn. Denn eine mathematiſche Kenntniß des Kreyſes war der Grund dieſer Abtheilung; und ſie trieben die Mathematik frühzeitig genug. Sie haben zwar ſtarke Mitcompetenten an den Aegyptiern: denn bey dieſen ſoll Hermes Trismegiſtus wahrgenommen haben, daß der Kynokephalus den Tag über zwölfmal, in immer gleichen Zeitlängen, ſein Waſſer laſſe, und daraus den Schluß (wir wiſſen nicht in welcher Figur,) gemacht haben, der Tag könne in zwölf gleiche Theile getheilet werden. (Wie, wenn der piſſende Kynokephalus ſchon eine Waſſeruhr geweſen wäre? Auch die zwölfmal miauende Katze kann eine wirkliche Uhr geweſen ſeyn, wie unſere Gugucks-Uhren. Solch Spielwerk hatten ja die Alten in Menge, und vermuthlich ſehr frühzeitig.) Die Wahl traf die Zahl zwölf, wie Galen behauptet, deswegen, weil ſie ſich auf vielerley Art theilen läßt. Der Verf. hält dieſes für allzu künſtlich, als daß die erſten Erfinder darauf gerathen ſeyn könnten; aber ſeine eigene Erklärung kömmt uns noch gekünſtelter vor. Nemlich: Man hatte bereits einen Baum, Brunnen, zugeſpitzten Stein, der den Mittag andeutete. — In Babylon, wo das Land eben war, vielleicht auf des Belus Tempel, durfte man nur den Schatten mit Puncten,

eten, oder mit einer Linie anzeichnen: ſo hatte man für das Maaß des ganzen Tages einen halben Zirkel, den der Mittagspunct ſchon in gleiche Hälften theilte; — und außerdem noch der halbe Durchmeſſer darinn herumgetragen, (aber wer hieß ſie den darinn herumtragen? Das iſt es eben, was man gern wüßte,) in drey gleiche Bogen. Der mittlere war ſchon halbirt, alſo, um alles gleich zu machen, halbirten ſie die andern auch. Eine neue Theilung dieſer (aber was bewog ſie zu dieſer neuen Theilung? Und warum wieder in zwey?) gab ihnen zwölf Theile des Schattenbogens. (Dieſe Erklärung wäre gut für den Künſtler, der da fragte, Wie? aber ſie iſt es nicht für uns, die wir fragen, Warum? Nun machte dieſe Eintheilung des Tages ein Werkzeug nothwendig. Die Ehre der Erfindung giebt der V. unter den drey Völkern, die Anſpruch darauf machen können, Babylonier, Phönizier und Aegyptier, proviſoriſch den erſtern, bis die Sachwalter der andern Beweiſe für ihre Partheyen führen werden. Vorläufig wird eine Stelle im Homer, und der angebliche älteſte Sonnenweiſer des Hiskias beleuchtet. Letztern hält der Verf. für eine blos zufällige Beſonderheit des königlichen Pallaſtes, und für keine eigentliche Sonnenuhr. Vielleicht hatte der Pallaſt eine gewiſſe Anzahl Stufen: dieſe mochte der Baumeiſter, ein in der Sternkunde und Gnomonik wohlgeübter Mann, ſo angelegt haben, daß von einem Pfeiler, — der ganz oben oder davor ſtund, Schatten auf ſie fallen konnte, welcher am Mittag nur eine, beym Auf- und Untergang aber deſto mehr Stuffen beſchattete, je weiter die Sonne vom Mittagsſtand entfernt war — (Nun, das war ja eine Sonnenuhr!) Denkt man ſich dieſe Begebenheit ſo: ſo begreift man

deutlich, daß die Stuffen blos zufällig eine Art von Sonnenweiſer waren. (Indeſſen war doch der Baumeiſter ein in der Gnomonik wohlgeübter Mann. Wir vermuthen alſo eher, daß er abſichtlich eine Sonnenuhr gemacht habe. Der Verf. bringt zwar zwanzig Tagsſtunden auf ihr heraus; dieſer Umſtand drückt aber nur ſeinen eigenen, nicht den königlichen Sonnenzeiger, wo man die 10 oder 12 Stuffen vielleicht nicht zweymal zählen durfte.)

Wir kennen keinen ältern Erfinder eigentlicher Sonnenweiſer, als den Vitruv angiebt, Beroſus den Chaldäer, welcher (wie hier angezeigt wird,) vom Hiſtoriker verſchieden iſt, und über zweyhundert Jahre früher gelebt haben muß. Er war der Lehrer der Griechen im eigentlichen Verſtande. Von ſeiner Sonnenuhr würden wir uns ſchwerlich einen Begriff machen können, wenn uns nicht ein günſtiges Schickſal etliche alte Sonnenuhren, die der Vitruvianiſchen Schilderung gänzlich entſprechen, aufbehalten hätte. Die eine wurde (1741) auf dem Tuskulaniſchen Berge ausgegraben; und wird hier (nach Zuzzeri, Venedig 1746. 4.) in Kupfer vorgeſtellt und beſchrieben. Nicht auf, wie der Verf. ſagt, ſondern aus einem etwas erhabenen Orte erſcheint ſie ſo: ſonſt könnte man ja ihre obere, wagrechte Fläche nicht ſehen. Ein ſcheinbares Viereck, ein augenſcheinlicher rechter Winkel, ſagen das nicht, was der Verf. damit ausdrücken wollte: dem Auge nach. Warum ſoll ſich kein Halbkreis in einem Quaderſtein aushölen laſſen? Und warum findet der Verf. es nöthig, den Vitruv zu entſchuldigen, daß er ſeine Worte nicht in mathematiſcher Schärfe genommen habe, ſondern nur in ſo ferne es möglich iſt, einen richtigen Halbkreis in einem gevierten Stein auszuhauen?

Die

Die ſphäriſche Aushölung iſt, wenn die Flächen des Steins rechte Winkel machen, und auf jeder ein halber Zirkel ausgeſchnitten iſt, offenbar keine halbe, ſondern nur eine Viertels Kugel; ja ſie iſt noch weniger, weil obige Flächen einen dem Enclima gemäſſen ſpitzigen Winkel machen, und noch über dieſes der Kugel Mittelpunkt außerhalb dieſem Kugelſtücke liegt. Alſo läßt ſich freylich keine Halbkugel, Hemiſphärium; (von der ſagt auch Vitruv nichts,) aber wohl ein Halbkreis, Hemicyclium, aushauen; und ſo hat alles, was Vitruv ſagt, ſeine genaue Richtigkeit. Aus einem Buckel, den der Künſtler in dieſer Aushölung übrig gelaſſen hat, und daß er die Zirkel nun nicht mehr in gleiche Bogen theilte, daraus erkennen wir weder eine meiſterhafte Hand, noch einen beſondern Kunſtgriff und wahrhaftig ſinnreichen Gedanken. Er durfte nur anfänglich den Stein etwas dicker nehmen, denn es iſt kein Grund abzuſehen, warum er ſo hoch als dick ſeyn müßte; ſo war da kein Loch zu befürchten, wenn er die Aushölung genau ſphäriſch gemacht hätte: ja, auch ſo kam die dünneſte Stelle nicht gegen den Aequator zu, ſondern zunächſt am Pol. Und in der That iſt auch da ein Hügel, aber nicht der, wovon die Rede iſt, ſondern ein anderer, zur Befeſtigung des Gnomons dienender. Da der Hügel am Aequator einmal da war: ſo konnte der Künſtler, ohne alle theoretiſche Einſichten, mit den Stundenlinien, leicht über ihn hinfahren, er brauchte nur auf den Schatten Achtung zu geben. Wie wir denn überhaupt überzeugt ſind, daß die Künſtler dieſe Linien nicht, mit Hülfe geometriſcher Conſtructionen, im voraus beſtimmt, ſondern durch Beobachtung den Schatten nachgezogen haben werden; ſobald ſie es mit einer unordentlichen, unebe-

nen Fläche, oder auch mit abweichenden Lagen ebener Flächen zu thun hatten. War hingegen die Aushölung genau sphärisch, und die Spitze des Gnomons, deren Schatten die Stunden zeigte, genau im Mittelpunct der Kugel: so brauchte man die, durch die Horizontfläche abgeschnittene, unähnliche Bogen der Parallelkreise nur immer in 12 gleiche Theile zu theilen.

Eine ähnliche Sonnenuhr wurde zu Tastelnuovo ausgegraben, und eine dritte nicht weit davon. Eine etwas verschiedene zu Pompeji (Herkulanische Gemälde); deren Polhöhe schickt sich ziemlich zu Memphis. Eine ähnliche hat le Roy zu Athen angetroffen; es erhellet aber aus seiner Beschreibung, daß er ziemlich unrichtige Begriffe von des Berosus Uhr gehabt habe.

Berosus hatte an seiner Sonnenuhr wahrscheinlich keinen eigentlichen Gnomon; sondern im Steine selbst eine Spitze stehen lassen. Anaximander that den Gnomon oder Zeiger hinzu. (Das scheint uns Plinius nicht zu sagen; es war auch kaum der Mühe werth, einer so geringen Veränderung zu gedenken.) Anaximenes scheint der Gnomonik eine wissenschaftliche Gestalt gegeben zu haben. Beyde blieben bey des Berosus sphärisch ausgehöhltem Quader.

Die nachfolgenden Künstler haben ihren Uhren andere Gestalten gegeben. Vitruv führet die Namen an; aber ohne Zeitordnung und ohne Erklärung.

Eudoxus erfann die Arachne, d. i. die Spinnenwebegestaltete. Der Verf. hält auch dieses bloß für Zusätze zur Berosischen, da man durch hinzugefügte Parallelkreise für jeden Monat, den Linien die Gestalt einer Spinnenwebe gab, (aber freylich haben die rechten Spinnenweben gerade in einer Ebene liegende Fäden.)

den.) Apollonius, der Pergäer, erfand die köcherförmige (Pharetram), nach einigen auch die Arachne. Vielleicht war die ganze Erfindung ein bloßer Einfall, worauf ihn der zur Zeichnung vorhandene Raum brachte. (Das sollten wir nicht denken; es wäre eben so viel, als wenn man erzählte, ein großer Meßkünstler habe einen Transporteur erfunden, nicht rund, nicht drey- oder viereckicht, wie wir sie schon haben; sondern im Umriß wie ein Hufeisen, eine Hand, oder gar eine Silhouette.) Skopas erfand das Plinthium oder Lacunar, welches der V. für eine länglichtviereckichte Vertiefung hält, und uns ganz genau erzählet, wie es mit der Erfindung zugieng, oder zugehen konnte. Das Pelecinon des Patrokles erklärt er durch eine Zeichnung aus dem Lambecius. Des Dionysidons Kegel konnte bloß gemalt, oder aus Stein gehauen seyn, und im letztern Falle entweder von außen oder von innen zur Sonnenuhr dienen. Der Samische Aristarch erfand die Skaphe oder das Hemisphärium, auch den Teller. Von beyden erstern glaubte Salmasius, sie seyen von einerley Gestalt gewesen, nur das eine concav, das andere convex, (etwa Plinthium und Lacunar auch so? —); wird aber vom Verf. widerlegt. Des Parmenions Erfindung, die προς τα ισορεμενα hieß, hält er für eine Sonnenuhr, die man für gewisse darauf ausgedruckte Polhöhen gebrauchen konnte; und diejenige alte Sonnenuhr von Bronze, die der P. Gianfrancesko Baldini beschrieben hat, und die hier nachgezeichnet ist, und weiter hin erklärt wird, für eine Sonnenuhr dieser Art. Endlich erfanden Theodosius und Andreas Sonnenuhren, die für jede Polhöhen, προς παν κλιμα, gestellt werden konnten. Was Vitruv mit Gonarche, Engonaton und Antiboreum für Sonnen-

uhren meynet, davon läßt ſich wenig befriedigendes muthmaßen. Z. E. daß das zweyte etwa den Herkules auf den Knien, mit einer verticalen Sonnenuhr auf den Schultern bedeute. (Vielleicht war Engonaton auf einem einwärtsgehenden, Gonarche auf einem auswärtsgehenden Winkel.)

Rom erhielt, faſt 500 Jahre nach ſeiner Erbauung erſt eine Sonnenuhr, und 99 Jahre lang richtete es ſich nach einer falſchen, die für eine ſicilianiſche Stadt gemacht war. Nach und nach bekamen die Landſtädte, die Landhäuſer, aber wie es ſcheint nicht Flecken oder Dörfer, ihre Sonnenuhren. Privatleute hielten einen eigenen Bedienten, oder bezahlten ſonſt jemanden dafür, daß er nach der öffentlichen Uhr ſehen und ihnen die Stunden melden mußte.

Alle bisher erzählten Uhren hatten den Fehler, daß ſie die Nachtſtunden nicht zeigten, und auf Reiſen zu ſchwer waren. Plato erfand eine Nachtuhr, Kteſibius die Waſſeruhr, und andere erfanden die Reiſeuhr zum Anhängen. Man iſt ſo glücklich geweſen, einige davon wieder zu finden. Die erſte zwiſchen 1730 und 1740, im Römiſchen Gebiete; ſie iſt vom Baldini, wie oben geſagt, und auch hier abgezeichnet und beſchrieben. Aus der Beſchreibung kann der Recenſent ſich keine deutliche Vorſtellung von ihrem Gebrauche machen; am wenigſten wie ſie für eine jegliche dem Römiſchen Reiche unterworfene Provinz, (oder auch nur für die ſechzehn auf ihrem Rücken angezeigten Polhöhen,) geſtellet werden konnte. Auch begreifen wir nicht, wie die ſechs Abtheilungen auf der gekrümmten Hypotenuſe, die den Schatten auffängt, die Vormittags- und Nachmittagsſtunden anzeigen konnten, nachdem man dieſe Hypotenuſe links oder rechts drehete; da ſich dieſe Theile nicht

nach

nach dem Mittelpuncte der Bewegung richten, sondern ein Paar dieſſeits, die übrigen jenſeits liegen.

Zum Beſchluß wird ein Schinken aufgetragen, den man 1755 zu Portici ausgegraben hat, und auf deſſen Schwarte eine Sonnenuhr verzeichnet iſt, zu welcher der Schwanz den Gnomon abgiebt. Es ſind ſieben Stundenlinien, deren Zwiſchenräume immer für zween correſpondirende Monate gehören. Wollte man die Uhr brauchen, ſo müßte man ſie an ihrem Ringe aufhängen. Auch dieſes Stück halten wir nicht für ſo künſtlich, wie der Verfaſſer, da wir glauben, daß die Puncte durch Beobachtungen darauf beſtimmet worden ſind. Man brauchte ihrer 49. In der Zeichnung ſind die Abtheilungen ohne alle Proportion. Das bewies eine ſo unordentliche Fläche, auf der ſich keine geometriſche Conſtruction hätte anwenden laſſen. Der Schatten ſagt aber nichts davon, ſondern ſtellt ſie eben vor.

Die Waſſeruhren der Alten vergleicht man gemeiniglich mit unſern Sanduhren. Der Verf. vermuthet, daß ſie wenig Aehnlichkeit damit gehabt haben, und auch an ſich ſehr mannichfaltig geweſen. Er verſucht es, die von den Winterwaſſeruhren handelnde Stelle des Vitruvs zu überſetzen. Durch das Analemma wurden, unſern Gedanken nach, nicht die Polhöhe und Mittagslinie gefunden, ſondern aus der bekannten Polhöhe und aus der Schiefe der Ecliptik, die veränderlichen Längen des mittägigen Schattens. Die Deformatio Analemmatis wäre alſo eine darnach eingerichtete Zeichnung oder geometriſche Conſtruction, aus der ſich dieſe Längen von Monat zu Monat, auch für jeden Tag von Stunde zu Stunde, nehmen laſſen. Die vorhin gedachte Scheibe des Baldini hat viel ähnliches mit der Zeichnung des Analemma,

nach Vitruv, (vielleicht kann der V. dieſen Gedanken nutzen); aber nun hieße AEQ eigentlich nicht Aequator, ſondern äquinoctialis radius, und der ihn rechtwinklicht durchſchneidende Durchmeſſer wäre Axon, (nicht Meridianus): bey dem Solis radio äſtivo ſtünde VIII. K. IVL, und bey dem Hyberno VIII. K. IAN. Die Sehne des zwiſchen beyden liegenden Bogens, (der nach Vitruv $\frac{1}{17}$ der Peripherie, alſo 24 Grade betrüge,) hieße Lacotomus; und der Zirkel, ſo dieſe Sehne zum Durchmeſſer hätte, wäre der Manacus, müßte in 12 Theile getheilet werden, und die, durch dieſe Theilungspuncte, gegen den Diameter ſenkrecht gezogene Linien, würden den Bogen, der in der fig. X. in zwölf gleiche Theile getheilet iſt, in ſechs ungleiche Theile theilen, wie ſichs eigentlich gehöret. Der Horizont iſt auf der gefundenen Scheibe nicht ausgedrückt, weil er nämlich veränderlich iſt, und nach den verſchiedenen Polhöhen ſich richten müßte. Zeigte ſich irgendwo an dieſer Scheibe etwas zum Aufhängen, und zwar etwas, das man zugleich um ihren Mittelpunct drehen könnte: ſo würden wir ſie lieber wie unſere Univerſalſonnenringe behandeln, als horizontal ſtellen. Wir kommen noch einmal auf die überſetzte Stelle. Die Worte: ſo hilft er zugleich den Lauf des fortrollenden Monats vollenden, geben einen falſchen Sinn. Der Stift mit der Kuppe hilft nichts zum Lauf des Monats; ſondern er verrichtet ſeinen Lauf ſo, daß er dabey aus einem eingebohrten Loche des laufenden Monats in das andere fortgeſteckt wird.

Pi.

VI.

Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Des zweyten Bandes zweyter Theil. 4. Mannheim, 1777. 1 Alphab. 11 Bogen.

Von dem vollkommensten Buche in seiner Art kündigen wir unsern Lesern jetzt den zweyten Theil des zweyten Bandes an, darinn alle und jede zu diesem Fache gehörige Materien, mit der dem würdigen Herrn V. eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit abgehandelt werden. Da es ihm noch immer beliebt, dem Publicum unbekannt zu bleiben: so wagen wir es auch jetzt nicht ihn zu nennen, ob wir gleich den Namen des großen Cameralisten nunmehr wissen, der mit diesem vortrefflichen Werke sein deutsches Vaterland beschenkt hat. Der wahre schätzbare Werth desselben, der uns bey Beurtheilung des ersten Theils zu seinem Lobe die Feder geführt, erhält sich noch immer in gleicher Stärke, und würde auch den Neid selbst zwingen, mit Kenntniß der Sache sehr viel Gutes davon zu sagen. Wir wiederholen es, daß der Cameralist keines weitern Unterrichts bedarf, um ein großer Mann in seinem Beruf zu werden, wenn er dies Buch im Kopfe hat und die darinne gelehrten Wahrheiten sich practisch eigen macht. Große Kenner des Cameralwesens haben zu unserm nicht geringem Vergnügen nicht nur unserm vortheilhaften Urtheile in dieser Bibliothek beygepflichtet; sondern dies Buch jedermann empfohlen, dessen Amt es ist, in diesem Fache zu arbeiten. Wir wollen jetzt den Inhalt dieses zweyten Theils näher betrachten.

Sechstes

Sechſtes Hauptſtück: Von der Bevölkerung.

Erſtes Capitel. Von der Bevölkerung überhaupt. §. 279. Menſchen und liegende Gründe allein ſind ein wahres, ein dauerhaftes Vermögen des Staats. §. 280. Spanien und Portugall ſind aller ihrer Gold- und Silberbergwerke ohnerachtet nicht reich, weil es daſelbſt vorzüglich an arbeitſamen Menſchen fehlt.

Zweytes Capitel. Von der Entvölkerung und deren nachtheiligen Folgen. §. 285. Ein mittelmäßig bevölkertes Land muß ſo viele Menſchen ernähren, als oft es anderthalb Morgen Acker enthält. Dieſer Satz iſt hier durch eine gründliche Berechnung ſehr richtig erwieſen, daraus §. 286. gefolgert wird, daß Deutſchland noch nicht gehörig bevölkert ſey, wenn man auch das doppelte, nämlich drey Morgen Acker zur Ernährung eines Menſchen annehmen will. Hierüber klagt die Stimme des Patrioten §. 287. auf eine Art, die jedem deutſchen Biedermanne um ſo mehr nahe gehen muß, da der Grund dieſer Klage von keinem Wahrheitliebenden abgeläugnet werden kann.

Drittes Capitel. Von den Urſachen der Entvölkerung. Es werden deren ſieben angeführet, darunter die fünfte der Krieg iſt, wobey folgende Worte mit edler Dreiſtigkeit geſchrieben ſind: „und wenn ja „Gott uns für Krieg behütet, ſo fehlet es doch nicht „an Fürſten, welche die Menſchen tauſendweiſe nach „andern Welttheilen zur Schlachtbank liefern.“

Viertes Capitel. Von den Grundſätzen der Bevölkerung, deren ſechſe hier angegeben ſind, darwider wohl freylich in abſtracto nichts einzuwenden iſt. Die Anwendung derſelben lehret

Das

Das fünfte Cap. worinn jeder Grundſatz weiter ausgeführt und mit vieler Deutlichkeit überzeugend ins Licht geſetzt wird.

Sechſtes Cap. Von allgemeinen Bevölkerungsmitteln. §. 308. Das Bevölkerungsgeſchäffte geſchieht auf eine doppelte Art: entweder durch eigenen Zuwachs, und dieſer Weg iſt der wohlfeilſte, ſicherſte, nützlichſte; oder der Herbeylockung der Nachbarn, welches unſicher, koſtbar, und mit Unbequemlichkeiten verknüpft iſt. Das beſte iſt, das eine zu thun, und das andere nicht zu verſäumen.

Siebentes Cap. Von Anwendung dieſer Bevölkerungsmittel auf eine neue Kolonie. Der V. ſtellet ſich hier die Menſchen nach ihrem natürlichen Zuſtande vor, und gedenket ſich im Geiſte eine neue Kolonie, die noch keine gewiſſe Regierungsform angenommen, und die er volkreich, folglich glücklich machen will. Es findet der Leſer zwar hier manche gewagte Sätze; allein der V. ſelbſt erörtert mit vieler Scharfſinnigkeit die möglichen Einwürfe dagegen, und widerlegt ſie dergeſtalt, daß er allemal hinlängliche Ueberzeugung für ſeine Meinung zu erwecken weiß.

Achtes Cap. Vom Uebervölkern, oder denen der Bevölkerung zu ſetzenden Grenzen. §. 331. Kann man einen Staat übervölkern? Was für Grenzen hat man der Bevölkerung zu ſetzen? Dieſe Fragen werden im Folgenden weiter erörtert, und einige allgemeine Fälle angeführet, jedoch mit dem gegründeten Zuſatze, daß es in Europa anjetzt nicht wohl möglich ſey, einen Staat zu übervölkern.

Neuntes Cap. Von Bevölkerung des platten Landes. §. 337. Die liegenden Gründe ſollen in kleinere Portiones getheilet werden, dadurch werden ſie beſſer bearbeitet, und mehrern Menſchen Gelegenheit ver-

verſchafft ſich zu nähren. Dies wird ſehr einleuchtend in dieſem Capitel erwieſen.

Zehntes Cap. Von denen zu Vermehrung des Landvolks dienlichen Hülfsmitteln. §. 341. Geſchickte Hebammen und Aerzte retten viel Menſchen, und behaupten hier den erſten Platz. §. 342. Gute Erziehungsanſtalten. §. 343. Verbeſſerung der Landwirthſchaft auf vielerley Art.

Eilftes Cap. Von den glücklichen Folgen einer verhältnißmäßigen Bevölkerung. Macht den Beſchluß dieſes Hauptſtücks, und beweiſet aus einigen angezogenen Exempeln von den größeſten Reichen Europens, daß die hier abgehandelten Sätze ihre gute Richtigkeit haben.

Siebentes Hauptſtück. Vom Bauweſen, auch von Behandlung der Wälder und anderer zur Feuerung dienlicher Materien. Dieſes wichtige Stück der Cameralwiſſenſchaft wird in neun Capiteln nach allen ſeinen Theilen ſehr gründlich abgehandelt.

Achtes Hauptſtück. Von den Auflagen oder dem Contributions- und Schatzungsweſen.

Erſtes Cap. Vom Beytrag der Unterthanen zu den Bedürfniſſen des Staats. §. 412. Die Pflichten des Cameraliſten hiebey ſind 1) alle Quellen des Staats- und Privatvermögens von ſchädlichen Misbräuchen zu reinigen, und in blühenden Stand zu ſetzen; 2) ſämmtliche Auflagen nach dem Verhältniß der Erwerbungsmittel zu beſtimmen; 3) die Arten der Erhebung derſelben auf alle Glieder des Staatskörpers proportionirlich zu vertheilen; 4) die Erhebung ſelbſt auf die am wenigſten beſchwerliche Art einzurichten.

Zweytes Cap. Von wirthſchaftlicher Benutzung des Staats- und Privatvermögens, auch denen dabey

ſich

ſich ereignenden gewöhnlichſten Mängeln. Iſt ein vorgehaltener Spiegel, worinnen viele Finanziers ihre wahre Geſtalt erblicken können.

Drittes Cap. Von dem Verhältniß der Auflagen gegen die Erwerbungsmittel. §. 422. Dieſe Auflagen müſſen weder den Bedürfniſſen der Unterthanen, noch auch dem Hauptſtamme ihres Vermögens Abbruch thun; ſonſten verlieren ſie den Namen eines proportionirlichen Beytrags, und werden in einen Raub verwandelt, der allen guten Grundſätzen zuwider die Quelle des Wohlſtandes untergräbt, die Geſetze der Gerechtigkeit und Billigkeit beleidiget, und in wahre Tyranney ausartet. §. 424. Hiewider wird vielfältig geſündiget.

Viertes Cap. Von den verſchiedenen Arten der gewöhnlichen Auflagen. Hier läßt der Hr. V. die am meiſten üblichen Beytragswege die Muſterung paſſiren: nemlich 1) die Acciſe §. 428. Nachdem der richtige Begriff davon gegeben, ſo wird von ihr geſagt und erwieſen, §. 429. daß ſie eine unangenehme und die Freyheit der menſchlichen Handlungen ſehr einſchränkende Beytragsart; §. 430. daß ſie der Aufnahme des Nahrungsſtandes ſchädlich, auch zu Einführung einer gerechten Gleichheit in den Abgaben unſchicklich ſey; 2) Fleiſch- und Trankſteuern; 3) Tobacksgelder; 4) Werbegelder; 5) Handwerksſteuern; 6) Kopfgeld; 7) Nahrungsgeld; 8) Schutzgeld, §. 432, welche insgeſammt den Fehler haben, daß ihnen ein gerechtes Verhältniß zu den Vermögensumſtänden der Unterthanen mangelt. Der Herr V. will, daß wohleingerichtete Zölle, wohlgewählte Arten der Gewerbeſteuer, und ein billiges Kopfgeld, die den wenigſten Schwierigkeiten unterworfenen, und der Gleichheit am nächſten kommenden Abgaben für die Stadtleute;

leute; eine gehörig veranſtaltete Steuer auf die Grundſtücke hingegen die ſchicklichſte Abgabe für den Landmann ſey.

Fünftes Cap. Von dem Beytrag oder den Abgaben der Landleute insbeſondere. §. 435. Vermeſſung der Grundſtücke, davon

das Sechſte Cap. ausführlich handelt, giebt das ſicherſte Fundament ab, die Steuern zu beſtimmen; nach welcher Vermeſſung

das Siebente Cap. die Würdigung der Grundſtücke und Beſtimmung des Beytrags-Quanti lehret, wozu verſchiedene Wege angezeiget, und am Ende deſſelben der Beytrag der kleinen Haushaltungen auf dem Lande, die keine Grundſtücke haben, beſtimmt werden.

Achtes Cap. Von Errichtung der Grund- und Lagerbücher und derſelben Erneuerung. Bekanntermaaßen geben dieſe die beſtändige Richtſchnur ab, nach welcher die Abgaben der Landleute entrichtet werden, und müſſen alſo mit der größten Genauigkeit angefertiget und fortgeführet werden.

Neuntes Cap. Von den gewöhnlichen Mängeln der Steuerverfaſſungen, und denen daraus entſtehenden Folgen. Der V. führet hier deren ſehr viele an, die leider in den meiſten Gegenden Deutſchlands einmal eingeführet und ſchwer abzuſtellen ſind. Gut wäre es, und ihm als einem tiefdenkenden Kopfe vielleicht auch möglich geweſen, andere an ihrer ſtatt in Vorſchlag zu bringen, ſo aber nicht geſchehen iſt. Er zeiget z. E. §. 473. den großen Schaden, den der Naturalvorſpann dem Landmann zufüget: warum giebt er aber nicht Mittel zu deſſen möglichen, obgleich in den meiſten Ländern mit großen Schwierigkeiten verknüpften Abſchaffung deſſelben, an die Hand?

Neun-

Neuntes Hauptstück. Von Benutzung der Landgüter und dahin gehörigen Kauf- Pacht- und Nutzungsanschlägen.

Erstes Cap. Von Benutzung der Landgüter überhaupt. Hier wird kürzlich die Frage entschieden, unter welchen Umständen ein Landgut administriret oder verpachtet werden müsse, und welches die Eigenschaften eines guten Verwalters und eines guten Pachters sind.

Zweytes Cap. Von Benutzung der Domainen- oder Cammergüter. Enthält das Détail eines Pachtanschlages, welches geübten Cameralisten zwar bekannt, für Anfänger aber sehr unterrichtend ist. Außerdem kommt hier noch ein wichtiges Stück der Staatswirthschaft vor, welches die Lieblingsmaterie des Herrn V. ist, nemlich die Zertheilung der Domainen- oder Cammergüter in Bauerhöfe, wovon er am Ende sehr gegründet sagt: „daß dadurch der ganze „Staatskörper neue Kräfte sammlen, und zu einer „dauerhaften die Staatseinkünfte beständig vermehrenden Größe gelangen werde.“

Drittes Cap. Von Benutzung der Cämmerey- oder gemeinen Stadtgüter. Diese will der Herr V. auch in Bauerhöfe verwandelt wissen.

Viertes Cap. Von Benutzung der denen Geistlichen Stiftungen (piis corporibus) zugehörigen Landgüter, §. 535. Die Kirchenländereyen sollen an Leute gegen einen jährlichen Canon gegeben werden, welche sich selbst anbauen, §. 536. Pfarräcker hingegen die Herren Pastores selbst bewirthschaften, weil sie die beste Gelegenheit dazu haben, und am meisten geschickt sind, dem Landmann eine verbesserte Ackercultur durch gute Beyspiele angenehm zu machen. §. 537. Wenn Waisenhäuser große Besitzungen haben: so müs-

sen sie als Cammergüter behandelt, kleinere aber von dem Hausvater selbst bewirthschaftet werden.

Fünftes Cap. Von Benutzung der Klostergüter. Diese will der Herr V. ebenfalls mit neuen Anbauern besetzen; wogegen denn unsers Erachtens die lieben Mönche und Nonnen wohl manches einzuwenden haben dürften.

Sechstes Cap. Von Benutzung der adlichen Landgüter. §. 545. Ein Edelmann ist unstreitig der beste Verwalter seiner Güter, wenn er Kenntnisse dazu besitzt; aber wenn diese Herren nach §. 546. sich begnügen lassen, einen Haasen zu hetzen, oder ein grosses Glas auf einem Zuge ausleeren zu lernen: so giebt dies keine günstige Aussichten zur besten Benutzung ihrer Güter.

Siebentes Cap. Von Kauf und Verkauf der Landgüter. Hiebey hat der Herr V. wider die bisherige Observanz unter andern den neuen Satz §. 568. daß die Wirthschaftsgebäude und Inventarienstücke nicht besonders angeschlagen werden sollen.

Zehntes Hauptstück. Von der Policey auf dem Lande.

Erstes Cap. Von den Gegenständen der Landpolicey. §. 571. werden zwölf Hauptgegenstände derselben angezeiget und in der Folge weiter erörtert, die aber freylich in den meisten Ländern sehr verabsäumet werden.

Zweytes Cap. Von den allgemeinsten Mängeln der Policey auf dem Lande. §. 585. In den Preussischen Staaten sind die meisten und besten Policeygesetze dieser Art; werden aber schlecht befolgt. Die im vorigen Cap. angezeigten Gegenstände der Policey auf dem Lande werden hier der Reihe nach gemustert, und am Ende leider mit Wahrheit bey jedem derselben

behauptet, daß wenigstens in Deutschland kein großes noch kleines Land sich für ganz unschuldig halten kann, noch große Mängel daran zu haben.

Drittes Cap. Von den Schwierigkeiten, die der Gründung einer guten Landespolicey im Wege stehen. Derer sind drey hier gemeldet, als 1) der Eigensinn der Güterbesitzer. §. 599. 2) der Mangel tüchtiger Subjecte als Policeybeamte. §. 600. 3) der Mangel der Besoldung derselben. §. 601. Wie sehr würde dies Register bey der Ausführung selbst sich noch vermehren lassen!

Viertes Cap. Von der Entkräftung der Hindernisse, so der Landpolicey im Wege stehen. Die drey vorigen Schwierigkeiten werden zwar bestritten aber nicht gehoben, vielmehr noch neue hinzugethan, z. E. daß nach §. 604 — §. 609, der Herr Dorfpfarrer einen Policeyinspektor abgeben soll. Auf welche Art soll der arme gutherzige Mann dem Policeygesetze Nachdruck geben? — Wenn der stolze Edelmann sagt: Ich will nicht! und der störrische Bauer: Ich kann nicht — was soll der Herr Policeyinspektor im Mantel und Kragen machen? — Böse thun? — seine Ostereyer müssen es sodann entgelten, und die Bratwurst wird etliche Zoll kürzer gemacht.

Fünftes Cap. Von Einführung der nach des Hrn. V. Vorschlägen gegründeten Landpolicey. Alles ist wahr, alles ist schön, was hier gesagt wird — Aber — den Patrioten wird hiebey allemal eine Traurigkeit überfallen, welcher er sich schwerlich erwehren dürfte.

Der Herr V. endiget nunmehro seine gründliche Abhandlung vom Landwesen, und wird in folgendem nächsten Theile die Stadtgewerbe anfangen.

Zum Beschluß nimmt er auf eine rührende Art Abschied von seinen Cameralschülern, die zugleich sehr nem Herzen Ehre macht. Hier ist eine Stelle daraus: „Endlich und fürnemlich müssen Sie, meine „Herren! der Menschenfurcht, der Gewinnsucht, dem „Stolz entsagen, auch Ihre Ehre und größte Wol„lust darin setzen, die Wohlfarth der Ihrer Aufsicht „anvertrauten Menschen überhaupt, und jedes auch „des geringsten Einwohners insbesondere, nach bestem „Wissen und Gewissen zu befördern, mithin sich we„der durch Furcht, noch Hoffnung, diese mächtige „Triebfedern menschlicher Handlungen, von Errei„chung dieser großen und unnachläßigen Pflicht ab„fernen lassen.

Sn.

VII.

Der Philosoph für die Welt. Herausgegeben von J. J. Engel. Zweyter Theil. Leipz. 1777. bey Dyck. 12 B. 8.

Die Verzögerung dieses zweyten Stücks ließ fürchten, es möchte die Fortsetzung dieser angenehmen und lehrreichen periodischen Schrift ganz ausbleiben, welches in Wahrheit dem lesenden Publicum keine Ehre gemacht hätte. Desto begieriger ergriff R. diesen neuen Theil, und fand, daß die Verzögerung durch die Vortrefflichkeit desselben vergütet worden war. Gleich das erste Stück, der Traum des Galilei, ist ein Muster in Ansehung der Verbindung von Erhabenheit und Anmuth. Galilei

erzählt

erzählt seinem berühmten Schüler, dem Viviani, wie er in der Zeit, da ihn die Inquisition gefangen gehalten, in einem Anfalle von heftiger Sehnsucht nach Freyheit, in ungeduldige Klagen ausgebrochen sey. Als er darüber eingeschlafen, sey ihm im Traume ein ehrwürdiger Greis erschienen, den er für den Kopernikus erkannt habe. Dieser führt ihn durch die unermeßlichen Räume des Himmels, wo G. alles, was er auf der Erde zuerst entdeckte, mit unbewaffnetem Auge noch besser sahe, und am Himmel voll Entzückens über sich selbst unter seinen eigenen Entdeckungen wandelte. Hier ward ihm jede auf der Erde durcharbeitete mühvolle Stunde mit einer Glückseligkeit vergolten, die nie einer fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Indem er sich so in der Größe des Schöpfers verliert, erhebt ihn sein Führer zu noch höhern Begriffen, zeigt ihm die Unermeslichkeit der Schöpfung, in der keine Spanne leer blieb, wo der Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben, die allgemeine Harmonie, welche dem unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten Stoff zur Betrachtung geben, und eine unerschöpfliche Quelle seiner Seligkeiten seyn werde. Doch, sagt er, Galilei als ein Sterblicher könne dieses noch nicht fassen. Gut, erwiedert dieser, er kann diese Seligkeiten nicht fassen, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber gewiß kennt er sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen; und beschreibt darauf in voller Begeisterung die himmlischen Freuden, welche die Aufklärung des Verstandes schon hienieden gewährt. Endlich unterbricht ihn Kopernikus mit Unwillen. „Unwürdiger," ruft er, „so hast „du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des „Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor

„den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger „fortwirken, in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung „zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden „soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, „wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne „Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und „deine Seele empöret sich wider Gott?“ Hier erwacht Galilei, und bricht in ein rührendes Gebet aus, voll Unterwerfung unter den Willen seines Schöpfers. Nach geendigter Erzählung dankt er Gott, der ihm seine Freyheit wieder geschenkt, und die Süßigkeit der Freundschaft wieder schmecken lassen. Das Gespräch endigt sich nun mit zärtlichen, wiewohl stummen Freundschaftsergießungen zwischen dem großen Lehrer und seinem würdigen Schüler. Der Recensent konnte nicht umhin, dem Leser durch diesen Auszug entweder eine angenehme Erinnerung oder einen Antrieb zu geben, das schöne Stück selbst zu lesen. Er ist noch voll von der Begeisterung, in die es ihn versetzte, und der Ehrfurcht, die es ihm für die großen Männer einflößte, welche gewürdiget sind, um der Wahrheit willen zu leiden, welches, wenn es verdienstliche Werke giebt, das größte ist, dessen der Mensch fähig ist — Das Weyhnachtsgeschenk, eine Ermahnung an junges Frauenzimmer, nicht bloß zu lesen, um gelesen zu haben, sondern sich das gelesene zu eigen zu machen, indem man es auf seine eigene Art zu Papier bringt, und das gelernte weiter auszuführen sucht. „Das Denken,“ heißt es zu Ende, „giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Ver„gnügen, daß, wer es nur einmal gekostet hat, es „nie wieder entbehren kann.“ Sehr richtig; nur

daß

daß sich die meisten nicht zum Kosten entschließen können, weil die Kraft der Trägheit zu groß ist — Der Habicht, ein unterhaltendes Gespräch zwischen einem Hypochondristen, der sich über die Raubthiere nicht zufrieden geben kann, und einem Philosophen, der ihn endlich überführt, daß die Raubthiere zur Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems nothwendig sind — Proben rabbinischer Weisheit. — Sie sind wirklich aus rabbinischen Büchern gezogen, und in der That ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der Gesinnungen der ältern jüdischen Schriftsteller. Man erkennet übrigens auch in dieser Uebersetzung bald die Feder eines Moses Mendelssohn, an der unnachahmlichen Wendung, mit der er das eigenthümliche orientalische durchscheinen läßt, und doch ganz deutsch schreibt. Die Fabel vom Alexander S. 50. enthält eine dreistgesagte und erhabene Moral, das folgende Sinngedicht, S. 53. auf Evens Töchter, ist äußerst fein gewendet, die Erzählung von Rabbi Meir S. 54. u. f. sehr rührend. — An Herrn Z**, ein Schreiben, worin der Satz bestritten wird, daß die unmittelbare Beförderung der Tugend der höchste Zweck der Dichtkunst sey, und in der Theorie derselben zum Grundsatze diene. Der wahre, der höchste Endzweck der Dichtkunst ist die Ausbildung, die Erhöhung der untern, oder lieber der ästhetischen Seelenkräfte. Das poetischwahre ist etwas anderes als das philosophischwahre, das ästhetische Gute etwas anderes als das moralische Gute. Das sittliche Gedicht wird nicht anders als das unsittliche geschrieben. Darum aber darf der Dichter doch nicht unsittlich schreiben. Denn er ist nicht bloß Dichter, er ist auch Mensch, und steht nicht weniger unter dem Tribunal des Sittenrichters als des Kunstrich-

ters — Elisabeth Hill, eine sehr muntere Erzählung von einer Frau, die immer etwas andres war, als was sie schien — Der arme Jakob, der genug hat, aus einem Amerikanischen Allmanach frey übersetzt, dessen Verf. der berühmte Franklin ist, eine Art von ökonomischer Predigt, voll der vortrefflichsten Haushaltungsregeln für Vornehme und Geringe, die werth wäre, jährlich den Calendern mit einigen Veränderungen, beygedruckt zu werden — Vierter Brief über Emilia Galotti, worin die Situation der Virginie mit Emiliens verglichen wird. Der Vater der erstern war in einer viel dringendern Nothwendigkeit sein Kind zu durchbohren, als Odoardo, den der V. nicht von Uebereilung freysprechen will. — Von den verschiedenen Racen der Menschen, mitgetheilt von Hr. Kant, eine ganz dogmatisch geschriebene Abhandlung, die einen nachdenkenden Leser fodert. Racen nennt der V. unter den Verschiedenheiten der Thiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, diejenigen, welche sich sowohl bey allen Verpflanzungen in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselben Stammes jederzeit halbschlächtige Junge zeugen. Von den Menschen nimmt der V. vier Racen an: 1) die Race der Weißen, 2) die Negerrace, 3) die Hunnische (Mungalische oder Kalmuckische) Race, 4) die Hindulsche oder Hindistanische Race, von welcher er alle übrige nebliche Völkercharaktere herleiten zu können glaubt, entweder als vermischte oder angehende Racen, wovon die erste aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweyte in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Race desselben völlig anzunehmen. Die Amerikaner hält er für eine noch nicht völlig eingeartete

geartete hunnische Race. Der V. sucht hierauf den Ursprung der verschiedenen Racen zu erklären, deren Ursache er überhaupt darin sucht, daß, weil der Mensch für alle Klimaten bestimmt war, mancherley Keime und natürliche Anlagen in ihm bereit liegen mußten, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden. In das einzelne ist es hier nicht möglich, ihm zu folgen, weil sein Vortrag selbst schon sehr concentrirt ist. Nur dieses: die Kalmucken leitet er aus den kalten Weltgegenden her. Die verschiedenen Farben der Menschen schreibt er dem durch unterschiedliche Säfte gefälleten Eisen zu, das in dem Blute enthalten ist. Die Localität der Negerrace, welche nur Afrika eigen ist, ingleichen die der indischen, die in Indien eingeschlossen ist, erklärt er daher, daß in den ältesten Zeiten ein inländisches Meer, sowohl Hindistan als Afrika von andern sonst nahen Ländern abgesondert gehalten habe. Darum habe der indische Charakter in Persien und Arabien nicht Wurzel fassen können, weil diese Länder noch zum Bassin eines Meeres dienten, als Hindistan vermuthlich lange bevölkert war, und die Negerrace sowohl als die Indische habe sich daher lange Zeit unvermengt von nordischem Blute erhalten können — Dem Recensenten scheint dieses eine Probe der physischen Geographie zu seyn, worüber Hr. Kant ein vortreffliches Collegium liest, das er hoffentlich mit der Zeit herausgeben wird. Die Wissenschaften, eine artige Allegorie nach dem Plato — Hylas und Philonous, ein sinnreiches Gespräch über die Immaterialität der Seele. Wenn die Materie ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, könnte ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen? Dieses wird durch ein Gleichniß sehr sinnlich und einleuchtend

widerlegt. Ein Roſenſtock trägt ſeiner Natur nach nur Roſen. Ohnezweifel könnte die Allmacht ihn auch Zitronen tragen laſſen. Wenn er aber nicht in einen Zitronenbaum verwandelt werden ſollte, ſo würde er die Zitronen nur zu tragen ſcheinen, er würde ſie nicht ernähren, und könnte vergehen, ohne daß die Zitronen mit vergiengen. Das iſt eben der Fall zwiſchen der Materie und der Seele. — Das Zaubermahl, eine ſehr feine Satyre auf unſere ſchwärmende Lavaterianer und Hieroglyphendeuteriſche Herderianer, und andere thörichte Schwärmer, die der geſunden Vernunft eine angebrannte Einbildungskraft vorziehen. Dieſe vortreffliche Erzählung iſt ein Wort geſagt zu ſeiner Zeit. Wir wollen den Leſern, die ſie noch nicht geleſen haben, das Vergnügen der Neuheit nicht verderben.

Dies iſt der Inhalt dieſes Theils des Philoſophen für die Welt, einer Schrift, die vorzüglich das Ihrige beyträgt, einen Mangel zu erſetzen, über den man wohl geklagt hat, daß unter den deutſchen proſaiſchen Schriften ſo wenige ſind, welche einem denkenden Leſer zu einer angenehmen, aber doch nützlichen Erholung dienen könnten. Sie iſt immer belehrend und unterhaltend.

Pf.

VIII.

Characteres Generum Plantarum quas in itinere ad Inſulas Maris Auſtralis collegerunt, deſcripſerunt, delinearunt annis 1772 — 1775. *Io. Reinoldus Forſter*, LL. D. Soc. Reg.

Reg. Sc. vt et Antiqu. Londin. Sodalis et *Georg. Forster*, Lond. ap. White, Codell, Elmsly 1776. 4to. mai. c. tabb. aen.

Dieſes Werk, das wir freylich den Leſern der allgem. d. Bibl. billig ſchon früher hätten anzeigen ſollen, iſt mit engländiſcher Pracht auf 150 Seiten Medianpapier und 78 Platten ſo abgedruckt, daß zu jedem Blatt Kupfer 2 Seiten Text gehören, (die 51ſte ausgenommen, wovon 2 Platten ſind zu einem Blatt Text, und die 38ſte, wo 3 Kupfer ſind.) Nach der Zuſchrift an den König folgt eine Vorrede von 8 Seiten, das Verzeichniß der neuen Gattungen nach dem Linnäiſchen Syſtem, und dann die Characteres ſelbſt. Die Kupfer ſtellen die Theile der Fructification gemeiniglich auch vergrößert vor, der Text giebt von jeder Pflanzengattung den characterem naturalem, ſo wie in den Gen. Plantr. Linn. auf einer Seite, und die Ableitung des Namens nebſt Erklärung der Figuren, ſelten auch mit Erwähnung der Arten, auf der andern an.

Nun müſſen wir den Leſern etwas aus der Vorrede ſowohl als dem Werke ſelbſt mittheilen. — Daß Hr. Forſter eine Reiſe um die Welt gemacht, in den auf dem Titel angegebenen Jahren, weiß ein jeder, und daß er ſie als Naturaliſt mit ſeinem Sohne gemacht; aber die Umſtände, die er in der Vorrede anführt, konnte niemand vorher wiſſen. Nur 75 Gattungen neuer Pflanzen in einer dreyjährigen Reiſe, und in unbeſuchten Gegenden, — das iſt zu wenig, iſt der Mühe nicht werth — dachte Recenſent, wie er das Werk zuerſt erhielt, und der Verf. erwartet ſelbſt, daß viele ſo denken würden. Ihre Fahrt gieng von Weſten nach Oſten, anſtatt daß 18, die

vor ihm die Erde umschiffet, von Osten nach Westen gegangen. Mit den Gedanken, alles Neue, was ihnen vorkäme, zu untersuchen und zu beschreiben, und zwar so, daß nach ihnen niemand nöthig hätte, dieselben Gegenden zu durchwandern, segelten sie ab. Nun kamen sie zuerst an das Cap, wo ihre Vorgänger, so zu reden, ermüdet von Untersuchungen, anlangten, denen dies der letzte Ruheplatz war, und worunter manchen die Sehnsucht nach dem Vaterlande gleichgültiger machen mochte gegen die vielen Merkwürdigkeiten dieses Winkels von Afrika. Wir wollen den Verf. ein paar Zeilen selbst reden lassen: „Als wir „am Cap anlangten, heißt es S. 11. Vorerst, einer „Gegend, die an ganz neuen Pflanzen, Vögeln und „Thieren aller Art, sehr reich ist, entfiel mir fast alle „Hoffnung, die ich vorhin gefaßt hatte, weil ich sah, „daß ich mit meinem noch jungen Sohne, jenem grossen und schweren Geschäffte zuverlässig nicht gewachsen wäre. Denn hier waren sehr viele Pflanzen zu „sammeln, und deshalben entfernte Thäler, sehr hohe Berge und unwegsame Wälder zu ersteigen; es „waren Vögel zu schiessen, Fische zu fangen, Schalthiere am Ufer und in den Klüften der Felsen aufzusuchen. Und nun war alles dies von neuem zu „untersuchen, (examinanda, sagt in der Kunstsprache „noch etwas mehr,) abzuzeichnen und kunstmäßig zu „beschreiben, ehe die Pflanzen verwelkten und die „Thiere sturben, jene alsdenn einzulegen, umzulegen, zu trocknen, viele von diesen in Spiritus zu „verwahren." — Daraus schloß nun Hr. F., es würde allenthalben so gehen, an jedem Orte so viele Schätze seyn, und ersuchte deswegen den D. Sparrmann, einen der jüngsten Schüler des Linnäus, ihn auf der übrigen Reise zu begleiten, der es auch annahm.

nahm. „Wenn wir also, fährt er fort, irgendwo „ausstiegen, sammelte jeder von allem, so viel er „konnte. Wenn wir aufs Schiff zurückkamen, hatte „jeder seine besondere angewiesene Arbeit. Hr. Sparr„mann beschrieb die Pflanzen, mein Sohn zeichnete „sie ab, ich widmete mich ganz den Beschreibungen „der Thiere. Doch wurden wir beyde oft von ihm „zu Rathe gezogen. Dann brachte mein Sohn die „Pflanzen in einen besondern Band in Ordnung; ich „sahe alles nach, ehe die Beschreibungen in wieder ein „ander Buch nach dem Linnäischen System abgeschrie„ben wurden: und während der Zeit, daß dies von „jenen geschah, suchte ich neue Pflanzen oder Thiere „auf, und sorgte dafür, daß wir nirgends leer weg„giengen.“

Und doch nur 75 neue Gattungen in drey Jahren? — Ja! nur 75. und nicht mehr! weil erstlich der V. manche Pflanze, die in etwas neu schien, aber in andern mit bekannten Gattungen übereinstimmte, zu diesen zählte, um nicht noch mehr neue Namen zu machen, und wegen einer geringen Abweichung nicht gleich ein eigen Genus zu schaffen. Dies werden alle Kenner billigen. Ferner, weil unsre Reisende von 156 Wochen, dafür wir die 3 Jahre Abwesenheit rechnen wollen, nur 32 Wochen und Einen Tag an Land gewesen sind. Das werden alle Freunde der Botanik bedauern! Und diese kurze Zeit war zwischen so viel oben erwähnten Beschäfftigungen und noch mehrern, z. E. die Sitten zu beobachten, und Sprachbemerkungen anzustellen, zu theilen. Am allermeisten aber hinderte theils der gewöhnliche Argwohn der Insulaner die Excursionen landwärts ein, und die unschickliche Jahreszeit der Ankunft, mehr zu finden, da z. E. unsre Reisenden zwar dreymal in Neuseeland gewesen,

weſen, aber das erſtemal ſpät im Herbſte, und den Winter durch blieben; die beyden andermal im Frühling zu zeitig, ehe ſonderlich was blühte. Und endlich die Armuth ſelbſt vieler Gegenden, auch für reich gehaltner, z. E. Terra del Fuego; und einer benachbarten Inſel, wo nur zwey Arten von Pflanzen überhaupt waren, und noch dazu bekannte, Sanguiſorba officinalis und Dactylis glomerata! ſind Urſache, daß nicht mehr gefunden iſt.

Zu dieſen 75 neuen Gattungen gehören nun 195 Arten, und außerdem 170 neue Arten ſchon bekannter Gattungen, die abgezeichnet und beſchrieben ſind, und nebſt 200 neuen Thierarten bald ſollen bekannt gemacht werden. Auf dieſe ſind wir freylich deſto begieriger, je weniger wir in gewiſſen Betracht uns bey dieſen Characteribus generum unterhalten finden, ſo nothwendig, unentbehrlich und ſchätzbar ſie auch ſind. Beſonders erwarten wir unter jenen viel Fucus-Arten, da der Verf. ſo lange auf der See geweſen, und kurze Zeit nur am Lande.

Nun noch etwas von den neuen Pflanzen ſelbſt. Da die Benennungen nach Botaniſten beynahe erſchöpft ſind: ſo hat der Verf. ſich nach ſolchen umgeſehen, die irgend einen Theil des Charakters ausdrückten, und oft ſehr glücklich, oft etwas weit hergeholt, noch öftrer unangenehm auszuſprechen. Vom erſten geben wir zum Beyſpiel Cyrtandra, von den gedrehten Staubfaden; Dentella von der gezackten Blumenkrone; Gynopogon, von der bärtigen Narbe; Acronychia von den Zacken an den Blumenblättern; Inocarpus, faſrige Frucht, Dicera, Zweyhorn; Myroxylon Salbholz; dies letztre vom Gebrauch, weil die Einwohner (welcher Gegend? wird nicht angezeigt,) mit dieſem wohlriechenden Holze das

Cocos-

Cocosöl parfumiren, womit ſie die Haare ſalben. Ein Beweis, daß auch Indier eitel ſind! Zu den unangenehmlautenden zählen wir Baeobotrys, Corynocarpus, Croſſoſtylis, Brachyglottis, Hedycarya, und beſonders Artocarpus, wo uns das ar-ar-gar nicht ſo ſanft klingt, als der Name ſelbſt die Anwendung des Baums deutlich anzeigt, nemlich Brodtfrucht, welches auch im Deutſchen widerlicher, als das Bread-fruit der Engländer, und beydes nicht ſo, als das Rima der Bewohner von Lucon, (nach dem Sonnerat,)*) oder als der ſo wohl klingende und nach des Rec. Gehör beſte Name für dieſelbe, Sitodium altile in Parkinſon's Journal of a Voyage to the South-Sea, p. 45. der wohl vom Dr. Solander gegeben ſeyn wird. Von weithergeholten mag Epacris, Melodinus und Haloragis dienen, deren Ableitung man im Werke ſelbſt nachſehen mag. Denn es ſind noch von den übrigen Benennungen einige zu erwähnen. Der Verf. hat billig dem Fleiße und Koſten ſeiner ehemaligen Landsleute ein Andenken durch die Breynia geſtiftet, da die vom Plumier ſo benannte Pflanze zur Capparis nachmals gezogen werden mußte,**) und Pomet mag auch immer ein Andenken haben; das aber gewiß Shaw noch mehr verdiente, und Rec. ſich oft gewundert hat, daß nicht Linné ſchon vorlängſt von ihm eine Gattung benannt, da ſich doch alle Requiſita bey ihm fanden, und eben ſo Donati, der ſelbſt keine Beobachtungen herausgeben konnte, weil er außer Europa ſtarb, ohne jedoch eben

*) Voyage à la nouvelle Guinée à Paris 1776. 4to. pag. 99. oder der deutſchen Ueberſ. S. 36.

**) Hr. Scopoli, für deſſen Verdienſte Recenſent übrigens alle Hochachtung hat, hat für gut gefunden, aus Breynia Forſteria zu machen, und die ſpätern Capparides wieder Breynia zu nennen.

eben ein Märtyrer der Wiſſenſchaften geworden zu ſeyn; und dieſer Männer Gedächtniß hat der Verf. erhalten. Aber auch den Lebenden ſind Denkmale geſtiftet, einem verdienten Scopoli, ſcharfſinnigen und hellſehenden Skinner, fleiſſigem Sheffield, — oder lieber gleich die Forſterſchen Namen ſelbſt außer den ſchon erwähnten Bankſia, Blackburnia, Commerſonia, Scheffera, Gahnia, Barringtonia, Laxmannia, Pennantia, Ayronia. Zwar müſſen wir auch geſtehen, daß dieſe nicht ohne Anſehen der Perſon ausgetheilt ſind; allein jeder, der eine wahrhaftig neue Gattung beſchreibt, hat das Recht ſie zu benennen. Aber doch hätte z. E. Hr. Banks, der freylich weiter kein Lob als ſeinen Namen braucht, wohl eine anſehnlichere Pflanze verdient, und ſo vielleicht auch andere. Eins kann Recenſent nicht unbemerkt laſſen: Commerſonia Forſteri iſt eine ganz andere Pflanze als Commerçona Sonnerati. Jene heißt nach des V. Citation des Rumph (Herb. Amboin. T. III. t. 119.) daſelbſt Reſtiaria alba; aber (ebendaſ. T. 114.) Butonica. In der linnäiſchen Diſſertation: Herbarium Amboinenſe, Amoen. Acad. Vol. IV. p. 112 ſqq. wird Reſtiaria alba für Muntingia Bartramia erklärt, allein eine ſolche iſt jetzt nicht da, und Triumfetta Bartramia kann es nicht ſeyn; und Butonica wird daſelbſt zur Eugenia gemachet. Aber obgleich Eugenia mit Sonnerats Commerçona viel ähnliches hat: ſo zeigt doch die Beſchreibung, daß ſie wohl ein beſonderes genus zu ſeyn verdient. Eben dieſe Commerçona Sonnerati iſt bey Hr. Forſter Barringtonia, die er auf 3 Platten abbildet, aber darinn wieder von jenem abgeht, daß er ſeine Barringtonia in die Polyandria, Sonnerat aber ſeine Commerçona in die Hexandria ſetzt, wenn man ſich bey ihm die Genauigkeit in den Worten denken

ken will: petales — attachés au Calice *ainſi que les Etamines*, (p. 15.) wiewohl der übrige Theil der Beſchreibung der Forſterſchen freylich den Vorzug giebt. Wie ſoll nun künftig die Pflanze heißen? Linné kann nichts mehr herausgeben, und alſo keinen Dictatorſpruch darüber thun, wo es nicht in Diſſertationen der letzten 2 Jahre geſchehen, die Rec. noch nicht kennt. Nach der juriſtiſchen Regel: Qui prior tempore, potior iure, müßte der Sonneratſche Name bleiben, und dann käme es auf einen Tauſch der beyden Forſterſchen Gattungen an (nämlich daß Commerſonia F. dann Barringtonia hieße.) Weil aber dies Verwirrung geben könnte: ſo wäre vielleicht am beſten die Forſterſchen Namen ungeändert zu laſſen, und den Sonneratſchen als ein Synonymon bey der letztern zu ſetzen.

Einige Gattungen endlich ſind botaniſch-merkwürdiger, als andere; z. E. Gahnia, nach dem Verfaſſer der Fundam. Agroſtographiae Henr. Gahn in Amoen. acad. Linnaei Vol. VI. genannt, und zwar paſſend, iſt ein Gras mit 6 Staubfäden, und was unſers Wiſſens kein einziges Gras ſonſt hat, mit 4 Narben, je zwey und zwey an jeder Seite des bis auf die Hälfte geſpaltenen Griffels.

Embothrium, wo jeder Staubbeutel in einer beſondern Vertiefung des Blumenblattes liegt, kömmt mit der Roupala des unvergleichlichen Aublets (Hiſtoire des Plantes de la Guiane françoiſe, à Londr. et à Paris 1775. Tomes IV. 4to) T. I. Tab. 32. in der Gattung überein, wie es ſcheint; iſt aber dann doch eine verſchiedene Art. Dicera, wo der Staubbeutel oben zwo Spitzen wie Hörner hat, wäre darnach zu urtheilen, in die Nachbarſchaft von Erica zu ſetzen; weil wir aber den habitum nicht kennen, und

der Verf. uns davon nichts ſagt: ſo wollen wir ſie noch nicht dahin ſetzen. Aber eben das iſt noch, eine der letzten Bemerkungen, die wir über das Ganze machen, daß unſer V. kaum zweymal die Affinität ſeiner Pflanzen angiebt; und ſo ſehr wir das unterſchreiben, was er Vorrede S. IV. vom ord. natur. ſagt: ſo können wir nicht umhin, es als einen Mangel des Werks anzuzeigen, daß gar kein Wink dazu gegeben, da doch der V. ſie alle friſch geſehen, wo der habitus oft auf einmal mehr ſagt, als das mühſamſte Nachſinnen herausbringt.

Und damit wir endlich ſchließen: von aller obbeſchriebnen Menge neuer Capſcher Pflanzen hat Hr. F. keine einzige uns mitgetheilt, weil Hr. Burmann der Jüngere in Amſterdam eine Floram Capenſem bearbeitet, (aber aus trockenen Exemplaren, Hr. F. hatte ſie friſch,) und Hr. Thunberg eine Menge davon geſammelt und beſchrieben hat, denen er nicht vorgreifen wollen. Wenn denn dieſe Herren es nur liefern! Und wenn uns Hr. Forſter denn dafür ſeine Species Plantarum et Animalium ſammt ſeiner deutſchen Reiſebeſchreibung deſto eher lieferte!

Hz.

IX.

1. Saul, oder die Gewalt der Muſik, ein muſikaliſches Drama, in Muſik geſetzt, und als ein Auszug zum Singen beym Clavier herausgegeben von Joh. Heinr. Rolle. Leipz. gedruckt bey Breitkopf und Sohn, 1776.

2. Da-

2. Davids Sieg im Eichthale, ein musikalisches Drama, in Musik gesetzt, und als ein Auszug zum Singen beym Clavier, herausgegeben von Joh. Heinrich Rolle. Halle verlegt Hemmerde. 1776.

Wir nehmen diese beyden Stücke um desto lieber zusammen, da sie so schnell auf einander herausgekommen und auch fast von gleichem Werthe sind. Den Werth dieser Stücke hätte Hr. R. um vieles erhöhen können, wenn er sich mehr Zeit zur Ausarbeitung derselben genommen.

Es ist eine mißliche Sache um die schnelle Arbeit, und eine noch weit mißlichere um die schnelle Bekanntmachung eines Kunstwerks. Der Künstler — und vorzüglicher der, der ohne vorher überdachten Plan arbeitet — dieser arbeitet mit erhitzter Einbildungskraft und fühlt vieles ganz anders, wenigstens viel stärker, als der kältere Zuhörer, und als er es selbst nach einem Jahre fühlt, wenn sein Geist für diesen Gegenstand nicht mehr in derselben Anstrengung, sein Gefühl nicht mehr so hoch gespannt dafür ist, als beydes bey der Arbeit war. Daher auch stets die größere Zuneigung des Künstlers für seine letzte Arbeit, wenn sie gleich nicht die vorzüglichste, ist.

Ein sicheres Merkmal, woran man den ohne Plan arbeitenden Künstler, oder die gar zu schnelle Bekanntmachung eines Werks erkennt, ist dieses, daß alle die weniger wichtigen Stücke und Stellen eines solchen Werks vernachläßigt und alltäglich bearbeitet sind. Denn in dem ersten Feuer, mit dem der Künstler seinen Gegenstand umfasset, ist sein Auge nur immer auf die großen hervorstechenden Züge gerichtet,

über die weniger wichtigen eilt er hinweg, bearbeitet ſie ſchnell, oder vielmehr ſchleudert ſie fort, den Blick unverwandt auf jenes Große gerichtet, das allein ſeine ganze Seele erfüllt. Der Zuhörer aber, nicht ſo voll von dieſem, fühlt das Leere und Gemeine in jenem doppelt ſtark, jemehr ihn vorhergegangene ſchöne Stellen gerührt und gefallen haben. Iſt er Kenner, ſo wird er ſehr leicht bemerken, was die Urſache dieſes großen Abfalls iſt, und ſicher wird er von dem Künſtler verlangen: er hätte vorher den ganzen Plan zu ſeiner Arbeit reiflich überdenken ſollen, oder doch wenigſtens nachher ſein Werk mit kälterm Blute, als es bey der Arbeit möglich war, beurtheilen, durch Kritik verbeſſern und durch Fleiß völlig ausarbeiten ſollen.

Das letzte iſt ſchwerer als das erſte. Denn um einen guten Plan zu machen, darf der Künſtler nur ein feines und richtiges Gefühl haben, daß er den Gang der Leidenſchaft und die Charactere genau beobachtet. Und hat er ſeinen Plan einmal gemacht, ſo kann er frey die Hauptpuncte, und die großen hervorſtechenden Züge zuerſt, mit dem erſten Feuer bearbeiten, und das übrige nachher mit Ueberlegung vornehmen, ohne zu befürchten, daß es ein buntſcheckichtes unzuſammenhängendes Ding werde: denn die Hauptidee war doch ſchon bey Verfertigung des Plans gefaſſet.

So aber nicht der Componiſt, der ohne Plan arbeitet. Der muß nachher, um ſein Werk nur einigermaßen einem Ganzen ähnlich zu machen, mit kälterm Blute beurtheilen, verbeſſern, ausarbeiten. Und das iſt ein übel Ding. Da ſieht ſich denn der Componiſt oft genöthigt, Dinge wegzuſtreichen, die auf die einzelnen Worte wohl recht gut paßten, die ſich aber gar nicht ins Ganze ſchicken. Da findet er oft, daß

Stellen

Stellen, ganze Stücke, die ihm in der Hitze der Arbeit ſo gut floſſen, daß er ſeine Freude dran hatte, bekannte, längſt gebrauchte, oft auch abgenutzte Stellen und Stücke ſind. Und da gehört denn natürlicher Weiſe viel Selbſtverläugnung, viel Geduld dazu, um das alles zu ändern, zu verbeſſern.

Jene Vorſicht und dieſe Mäßigung fehlt den meiſten unſerer beſten Componiſten: daher ſehen wir auch ſo ſelten ein muſikaliſches Werk, von dem wir mit Recht ſagen könnten: es ſey ein vollkommenes Ganze. Der Mangel an Kunſtwerken, die dieſe Tugend hätten, iſt wiederum Schuld, daß wir nicht einmal in unſerer Theorie den Begriff von dem muſikaliſchen Ganzen genau beſtimmt haben. Wir haben's bey Gelegenheit der Schweizeriſchen Alceſte verſucht, und wiederholen deshalb hier nicht, was dort ſchon geſagt iſt, wiewohl es auch hieher gehört.

So ſehen wir denn auch dieſen vor uns liegenden Stücken den Mangel an Plan, die zu ſchnelle Arbeit und zu ſchnelle Bekanntmachung an. Hr. R. hat ohne Plan, mit Feuer und Gefühl gearbeitet, hat die mehreſten vorzüglichen Anläſſe, die ihm der Dichter gegeben, genutzt; hat aber dafür alles übrige, was ihn weniger erhitzt hat, vernachläßigt, alltäglich behandelt, und alles ſo, wie es die erſte Arbeit gab, ſtehen laſſen, und — drucken laſſen.

Wir wollen dieſes unſer Urtheil mit Beyſpielen aus beyden Stücken belegen. Man ſehe im erſten Stücke S. 13. das Chor, und man wird gewiß fühlen, daß Hr. R. das Flehentliche der Worte:

Eile Gott ihm beyzuſtehn
Lindre ſeinen Schmerz;
Deine ſcharfen Pfeile gehn
Ihm ſchon tief ins Herz.

vortrefflich ausgedrückt hat.

Dafür ſehe man aber die darauf folgende Arie S. 20. wo der Dichter dem Componiſten weniger Anlaß gegeben, obgleich er Stürme und Seelen ſchweigen heißt, und Gottes Lob erzählen will, wie ſein Hauch Leben, Licht ſein Kleid, und Herrlichkeit ſeine Wohnung iſt u. ſ. w. — Daß die Dichter doch immer noch glauben: ſie gäben dem Componiſten alles, wenn ſie ihm gehäufte Bilder geben. — Hier ſehe man nun wieder, wie völlig Hr. R. das vernachläßigt. So edel und wohl gewählt, wie dort im Chor der Geſang war, ſo alltäglich und gemein iſt der Geſang dieſer Arie. Hundert alte Opernarien könnte man herzählen, die eben ſo gehen. Nichts geht über die nachläßige Behandlung des zweyten Theils, wo der Componiſt auf die Worte:

Du legſt, o Gott, den Grund der Erde,
Auf dein allmächtig Wort: es werde!
Gebiehrt das Chaos und die Nacht —

nach altem Gebrauch abgedroſchener Opernarien denſelben Geſang in demſelben Tone, mit derſelben Begleitung wieder ergreift, der im erſten Theile zu den unnöthiger Weiſe wiederholten Worten:

Des Schöpfers Lob will ich erzählen —

geſungen wird.

Nun ſagt der Dichter noch:

Die Waſſer fliehn, die Berge heben
Sich hoch empor —

damit Hr. R. die Waſſer ſoll fliehen, die Berge ſich heben laſſen, und Hr. R. — — läßt die Waſſer fliehn, die Berge ſich heben hoch empor. Wenn Hr. R. hierbey nicht dachte: daß doch wenigſtens für Einen Theil Menſchen in der Arie etwas ſey, ſo dachte er wohl warlich nichts dabey. Ueberhaupt ſcheint Hr. R.

über

über die Schildereyen in der Muſik nicht beſonders nachgedacht zu haben, davon unten ein mehreres.

Was dieſer Arie nun noch völlig das Anſehen einer alten Opernarie giebt, iſt, daß Hr. R. beym Schluß noch einmal den Geſang des Thema's braucht, und zwar zu den Worten:

Sie iſt, die Erde, voller Pracht —

Daß Hr. R. auch zuweilen gute Anläſſe verſäumt hat, beweiſt das Chor S. 27. wo der Dichter dem Componiſten zu einem prachtvollen Chore Anlaß gegeben, und woraus Hr. R. ein mattes Stück in der Bewegung der Menuett, mit gewöhnlichen Menuettſchlüſſen gemacht hat.

Wir wollen nur noch aus dieſem Stücke Beyſpiele anführen, ohne uns dabey aufzuhalten. Als vorzüglich ſchöne Stücke können wir wohl mit Recht nennen: S. 40, und ganz vorzüglich S. 47, alsdenn noch S. 65. 75. 89. Die übrigen ſcheinen uns zum Theil ganz vernachläßigt, zum Theil bey guter Anlage nicht ausgearbeitet und vollendet genug. In der Einkleidung aber alle zu alltäglich.

Um für unſer Urtheil auch aus den andern Stücken Beweiſe zu geben, führen wir als vorzüglich gute Stücke deſſelben an S. 12. das Terzett. Hier iſt Character in den verſchiedenen Perſonen und wahrer Ausdruck der Leidenſchaft. Der ſtarke Abfall in der Bewegung, da Ella und Judith im dreyviertel Takt, in der Bewegung des poco Largo ſingen, und David im dreyviertel Takt in der Bewegung des Vivace ſingt, charakteriſirt jener ihr ängſtliches Verlangen ihn zurück zu halten, indem ſie ſingen:

ach bleib, ach bleib,

und Davids heftiges Hinſtreben ſeinen Gegner zu ſchlagen, ganz vortrefflich. Er ſingt:

Laßt mich, laßt mich
Den ſtolzen Läſtrer Gottes ſchlagen!

Auch iſt die Declamation der Worte meiſterhaft. Zu den flehenden Worten der Ella und Judith hat der Componiſt lange an einander hängende Töne gewählt; zu den feurigen Worten lauter kurze Noten; jede Sylbe hat ihre Note. Eben dieſe Klugheit herrſcht auch in der Begleitung; bey dem Largo geht die Begleitung in langſamen Viertelnoten; bey dem Vivace in ſchnellen Achtelnoten.

Mit der Abänderung der Bewegung und der Verſchiedenheit der Declamation fährt der Componiſt weislich fort, bis Ella und Judith die Jünglinge auffordern, über Davids Leid zu weinen, Leid zu tragen. Da ergreift der Componiſt zu den Worten:

Nein, nein, jauchzet mir alle
Und ſegnet mich heut.

eine noch lebhaftere Bewegung, den zweyviertel Takt. In der Declamation und dem Geſange herrſcht fröliche Zuverſicht. Ella und Judith ſingen darauf in derſelben lebhaften Bewegung, aber in ſehr weislich abgeänderter Tonart, in der weichen Tonart:

O David! dich ſeegnen zum ſchrecklichen Streit?

drauf ergreift er die erſte langſame Bewegung, und ſingt in feyerlichen Tönen:

Alſo ſegnet im Namen Jehova:

Und nun wieder die lebhafte Bewegung zu den Worten:

Sey Iſraels Rächer!
Ein Pfeil aus des Allmächtigen Köcher:

in welcher Bewegung alle drey die letzten Worte wiederholen.

Wir haben dieses Terzett mit Vorsatz so ausführlich zergliedert, weil wahrer Ausdruck der verschiedenen Charactere und ihrer verschiedenen Leidenschaften darinnen herrscht. Ein Vorzug, der den meisten neuern Duetten und Terzetten fehlt.

Ferner führen wir als vorzüglich gute Stücke des zweyten Werks an: S. 24. 35. und 50. Hier ist starker Ausdruck und wahrer Ernst drinnen. Die übrigen Stücke aber scheinen uns sehr flüchtig hingeschrieben zu seyn.

Beym genauen Durchsehen der beyden Stücke neben einander, haben wir noch ein anderes Uebel entdeckt, das aus der zu schnellen Arbeit verschiedener Stücke hinter einander entsteht: die gar zu große Aehnlichkeit im Ausdruck derselben Empfindung. Es ist viel zu eingeschränkt, wenn man sagt: eine jede Empfindung, eine jede Leidenschaft könne nur Einen wahren Ausdruck haben, den der Künstler nicht vermeiden kann, wenn er Wahrheit in seinem Ausdrucke haben will. Es leidet dieser so oft schon behauptete Satz sehr viele Einschränkungen. Das Vorhergegangene, die Folge, der Character der Personen, u. s. d. m. verändern so mannichfaltig den Grad der Leidenschaft, der Empfindung, daß dieses allein schon eine sehr große Verschiedenheit des Ausdrucks zuläßt.

Nun bedenke man aber noch, daß der musikalische Ausdruck in Ansehung der Melodie gar nicht so bestimmt ist, wie er es von Seiten der Harmonie und der Bewegung ist; daß man bey derselben Tonart, bey denselben Modulationen, und in derselben Bewegung durch unendlich verschiedene Melodieen dieselbe Wirkung hervorbringen kann; endlich noch, daß selbst

in der Modulation und der Bewegung große Verschiedenheit im Ausdruck derselben Empfindung statt findet; und man wird sehr leicht einsehen, daß jene Behauptung viel zu allgemein ist, und daß sie Einförmigkeit und Aehnlichkeit in den Werken des Künstlers auf keine Weise entschuldigt.

Beyspiele von sehr auffallender Aehnlichkeit sind erstlich drey Chöre dieser beyden Stücke. Im ersten Stücke S. 27. und im zweyten Stücke S. 64 und 43. ferner im ersten Stücke S. 10 mit dem im zweyten Stücke S. 75, und das im ersten Stücke S. 75. mit dem im zweyten Stücke S. 29. endlich noch im ersten Stücke S. 89 mit dem im zweyten St. S. 77.

Hr. R. wird sich wundern, daß wir unter den vorzüglich schönen Stücken seiner Werke keines seiner Recitative angeführt haben. Da müssen wir aber aufrichtig gestehen, daß wir mit diesen am wenigsten zufrieden sind. Sie sind im Einzelnen zu sehr voller Fehler und Nachläßigkeiten, in Absicht auf grammatikalischen und oratorischen Accent, und sind im Ganzen zu wenig wahre musikalische Rede.

Die mit Instrumenten begleiteten Recitative bestehen größtentheils in Schildereyen von Bildern, die zum Theil gar nicht Gegenstände der Tonkunst seyn können, zum Theil ins Spielende und Läppische fallen, und größtentheils nicht in ein ernsthaftes Werk gehören.

Wir dürfen nur das erste Recitativ eines jeden dieser vor uns liegenden Werke durchgehen, um hinlängliche Beweise unsers Urtheils in Ansehung des grammatikalischen und oratorischen Accents zu geben.

Im ersten Stücke S. 6. gleich zu Anfange heißen die Worte:

Welch

Welch ein | Schmerz, du Tochter | Sauls
Beklemmt dein | Herz und weint aus | dir?

Hier hat Hr. R. die Taktabtheilung, nach der ſich, auch der Eintritt neuer Accorde richtet, ſo gemacht, wie wir es hier mit größern und kleinern Strichen angezeigt: Die größern Striche zeigen den ganzen Takt, die kleinern den halben Takt an. Es hätte aber alſo ſeyn ſollen:

Welch ein | Schmerz, du | Tochter Sauls
Be|klemmt dein Herz und | weint aus dir?

Eben ſo iſt auch die Höhe und Tiefe der Töne verfehlt: die zweyte Sylbe des Worts beklemmt ſollte höher ſtehen, als die erſte Sylbe, und als die folgende bey den Worten: Dein Herz, und ſo auch das Wort: weint, höher, als die folgenden beyden. Dann iſt noch die Frage unausgedrückt geblieben; auf die Worte: und weint aus dir? iſt Harmonie und Declamation beruhigend. Auch iſt die Modulation aus der weichen Tonart in die harte den Worten gar nicht angemeſſen. Unſrer Meynung nach wäre es hier am ſchicklichſten geweſen, in die Dominante zu moduliren, wodurch auch die Frage richtig ausgedrückt worden wäre.

Etwas weiter unten, bey den Worten:

Die Krone ſoll auf einen Fremden kommen,

hat Hr. R. den Accent auf einen gelegt, der auf: Fremden liegen ſoll. Gleich darauf heißt es:

Floh ihn der Schlaf und jede Luſt.

Hier hat Hr. R. den Hauptaccent auf Schlaf gelegt, und das erſte Wort: floh, welches vorzüglich

accentuirt

accentuirt werden ſollte, iſt ganz kurz, und nun eine Quarte tiefer. Weiter heißt es:

Im Antlitz ſprach der Gram der Bruſt.

Hier iſt wieder der Hauptaccent auf ſprach, und Antlitz iſt kurz, und um eine Quarte tiefer. Weiter heißt es:

Wir ſchwiegen, hofften ſtets.

Hier ſteht im Tone wir hoch, und ſchwiegen tief; die zweyte Sylbe des Worts: hofften, hoch, und die erſte Sylbe, und das drauf folgende Wort ſtets, tief. Bey den Worten:

Und weinten zu dem Herrn,

iſt es falſch, daß dem höher ſteht, als weinten und Herrn. Weiter unten heißt es:

Und Wuth in ſeiner Seele wühlt.

Hier iſt Wuth ohne Accent. Bey den Worten:

O tiefe, tiefe Wunden der Seele!

iſt es falſch, daß das wiederholte tiefe um eine Sechſte niedriger ſteht, als das erſte tiefe, und alſo der Ausdruck bey der Wiederholung ſchwächer wird, da doch die Wiederholung nur zur Verſtärkung des Ausdrucks gebraucht wird.

Weiter heißt es:

Die kein Balſam heilet,
Wenn nicht der, der ſie ſchlug, ſie zu verbinden eilet.

Hier fehlt der Accent auf verbinden, welcher anſtatt zu ſteigen, herabfällt.

Auch können dieſe beyden zuletzt angeführten Stellen zum Beweiſe des Mangels an wahrer muſikaliſcher Rede vorzüglich dienen. Die Stimme ſpringt hier

hier ſtets in dem Umfange einer ganzen Octave hinauf und hinunter. Die ganze Stelle kann, ohne eine Note daran zu ändern, zu einem recht lebhaften Geſange gebraucht werden.

Weiter heißt es:

Soll Iſrael nicht mehr von Saul dem Helden ſprechen?
Soll er nicht mehr den Stolz der Unbeſchnittnen rächen?
Soll über unſern Fall das Volk zu Gath ſich freun?
Soll der Philiſter Raub das Erbe Jacobs ſeyn?

Das ſind vier Fragen, und von allen vieren iſt nicht eine ausgedrückt. Man weiß ohne unſer Erinnern, daß nur der Dominanten-Accord mit ſeiner obenliegenden Dominante die Frage ausdrückt. Einige Singecomponiſten ſind der Meynung, daß es, um die Frage auszudrücken, genug ſey, wenn die Oberſtimme einen oder mehrere Töne in die Höhe ſteigt, wenn auch gleich die Harmonie dabey beruhigend iſt. Wir würden glauben, daß Hr. R. auch dieſer Meynung ſey, wenn wir an andern Stellen fänden, daß er dieſes Steigen der Stimmen am Ende auch an andern Orten gebraucht, wo er keine Frage auszudrücken hat, wie z. B. S. 6. auf die Worte:

Er fällt von ſeiner Höh!

Weiter unten,

Floh ihn der Schlaf und jede Luſt.

noch weiter unten,

Und Wuth in ſeiner Seele wühlt.

S. 7.

Auf niemand wirft er einen ſeiner Blicke,

und an vielen andern Orten mehr.

Hr.

Hr. R. hat jene Fragen nur vernachläßigt: denn daß ers weiß, wie die Frage ausgedrückt werden müsse, zeigt die Behandlung der Worte:

Und du, o Saitenspiel, du brächtest ihn zurücke?

Gleich darauf aber ist die Frage: Was saast du? wiederum vernachläßigt. Auch sind die folgenden Worte:

Ist ein Stral
Von Hoffnung da, zu enden seine Quaal?

falsch declamirt, der wiederum vernachläßigten Frage nicht zu gedenken. Hr. R. hat die Wörtchen: ist, ein und da hoch gesetzt; und die Hauptworte: Stral von Hoffnung, tief, da doch Stral höher, als das vorhergegangene, und Hoffnung noch höher, als Stral stehen sollte.

Weiter heißt es:

Mein Bruder Jonathan hat meinem Leben
Noch diesen schwachen Trost gegeben.

Hier ist Trost ohne Accent, und die folgende kurze Sylbe steht höher, als Trost.

Weiter:

Ein Hirt in Bethlehem,
Isais jüngster Sohn.

Hier steigt die Stimme bey Isais unnöthiger Weise eine Sechste in die Höhe, und fällt auf den folgenden drey Sylben eine ganze Octave hinunter. Ist das natürliche Rede? Wir hätten schon wieder an einigen Stellen bey verfehlter Höhe und Tiefe in der Declamation auch verfehlte Tactabtheilungen anführen können; da sie aber weniger auffallend und wichtig waren, unterließen wirs gerne. Hier müssen wir aber ein gar zu auffallendes Beyspiel anführen. Die Worte heißen:

Ein

Ein Chor von | Hirten ſingt ſie | in ſein Saitenſpiel

und ſind bey Herrn R. im Takt ſo abgetheilt, wie wirs hier mit längeren und kürzeren Strichen angezeigt haben. Eigentlich ſollten ſie aber ſo abgetheilt ſeyn:

Ein | Chor von Hirten | ſingt ſie in ſein | Saitenſpiel.

Man ſiehts, daß Hr. R. über die Declamation dieſes Verſes ungewiß geweſen: er hat ſechs Viertel zu einem Takt zuſammengetragen, und es dadurch gut zu machen geglaubt.

Weiter unten heißt es:

Ach Michal, ſein Geſang
Bezaubert, ſo wie ſeiner Harfe Klang.
Mir iſt, als hätte mirs ein Engel eingegeben.

Hier trennt Hr. R. durch Pauſen Worte, die zuſammen gehören, als im zweyten Vers: ſo — wie, und im dritten Vers: mirs — ein. Der Strich (—) ſtellt hier die Pauſe in der Muſik vor. Doch wir haben der Beyſpiele genug. Wer mehrere verlangt, kann ſie in jedem andern Recitativ dieſer Stücke eben ſo häufig finden.

Zum Beyſpiel für unſchickliche und läppiſche Malereyen in den accompagnirten Recitativen wollen wir nur das eine des zweyten Stücks S. 47. anführen, und unſere Meynung darüber ſagen; man unterſuche die übrigen alsdann ſelbſt. Wir wählen jenes deshalb, weil wir zugleich durch Beyſpiele daraus anzeigen können, in wie weit die Malereyen in der Muſik vernünftiger Weiſe ſtatt finden, und von guter Wirkung ſind. Die Worte heißen:

Was ſah' ich?
Salbungsöhl von Davids Haupte fließen.

Was war hier einzig und allein für den Tonkünstler auszudrücken? Die Verwunderung. Drückt sie Hr. R. aus? Ja, nach den Worten: Was seh ich? wird kurz und nachdrücklich die Verwunderung des Sehenden ausgedrückt; nachdem aber die folgenden Worte ausgesprochen sind, will die Musik auch ausdrücken, was er gesehen: Das Fließen des Salbungsöhls. Und das ist kindisch, und der Empfindung des Sehenden gänzlich zuwider: denn durch sanftfließende aneinanderhängende Töne von der Höhe bis in die äußerste Tiefe, und wieder hinauf und hinunter, sucht Hr. R. das Fließen des Salbungsöhls auszudrücken; da doch der Sehende noch mit derselben Verwunderung sieht:

Spere rauschen.

Auch hier sucht Hr. R. anstatt den Ausdruck der Verwunderung, des Erstaunens zu unterhalten, da es immer die herrschende Empfindung des Sehenden bleibt, das Rauschen der Spere auszudrücken. Das soll durch das wiederholte Anschlagen des $\frac{6}{4}$ Accords und seiner natürlichen Auflösung bewirkt werden: wahrlich ein sehr unzulängliches Bild, welches durch seine große Unähnlichkeit lächerlich werden muß: „und sollte es denn Hr. R. durch untereinander gemischte und unaufgelöste Dissonanzen ausdrücken? Wäre das Werk der Kunst?“ Ich dächte, es sollte gar nicht ausgedrückt werden; aber auch angenommen, daß es ein Gegenstand der Tonkunst seyn könnte: so gehört es hier gar nicht her. Hier findet blos Ausdruck der Verwunderung statt, und diesem ist die Bewegung, in der dort die Spere rauschen, gerade zuwider. Man vergleiche sie mit der Bewegung der wenigen Noten, die dort nach

den

den Worten, was ſeh ich? die Verwunderung ausdrücken, das iſt der wahre Ausdruck, der mußte immer noch fortgeſetzt werden, da er weiter ſieht:

Pfeile ſchießen.

Die Schnelligkeit des Pfeils mag immer, weil es ſo viele wollen, an ſeiner Stelle ein Gegenſtand der Tonkunſt ſeyn; nur hier gehört es nicht hin, und iſt auch im Hrn. R. der Ausdruck höchſt unzulänglich. Hier hätte ſollen der Ausdruck der erſten Verwunderung unterhalten, verſtärkt bis zum Erſtaunen, und zu den folgenden Worten:

Erſchlagne röcheln da zu meinen Füßen,
Bey den Erſchlagenen mein Grab.

bis zum grauſenvollen Entſetzen erhöht werden. Denn hätte Hr. R. gemalt, was der verſtändige Tonkünſtler malen muß: die Empfindung, die Leidenſchaft des Singenden, nicht die ſinnlichen Gegenſtände, wodurch dieſe Empfindungen erregt werden.

Der Ausdruck der Worte:

Erſchlagne röcheln da zu meinen Füßen,
Bey den Erſchlagenen mein Grab.

iſt an ſich betrachtet gut, und drückt Entſetzen und Grauſen völlig aus. — Doch wünſchten wir, daß der Ausdruck der beyden letzten Worte weniger geſucht wäre, weniger abzielte, die Tiefe des Grabes auszudrücken. Nun nehme man aber an, daß Hr. R. das kurze Zwiſchenſpiel nach den Worten: was ſeh ich? mit verſtärkter Harmonie und ſteigend nach den Worten:

Salbungsöl von Davids Haupte fließen?

wiederholt: gleich drauf die Worte

Spere rauſchen

dann das Zwischenspiel wieder höher und stärker in der Harmonie, dann gleich die Worte:

Pfeile schießen,

dann das kurze Zwischenspiel noch höher und noch kräftiger an Harmonie: und dann den Ausdruck der folgenden Worte, so wie er da ist. Wieviel stärker würde dadurch nicht die Wirkung der Stelle geworden seyn! Die Worte, die ohnedem zusammengehören, welches schon lange Zwischenspiele und Wiederholungen der Worte wie dort: Spere rauschen, Spere rauschen verbietet, würden itzt so angemessen feurig hintereinander declamirt, wie sie jeder guter Schauspieler in der natürlichen Rede declamiren müßte, und die kurzen steigenden musikalischen Zwischensätze würden das seyn, was die lebhafte und steigende Action des Schauspielers ist; jene Zwischenspiele im Hrn. R. sind aber das, was übertriebene, lächerliche Pantomime des Schauspielers seyn würde, mit der er das Fließen des Salböls, das Rauschen des Speers, das Schießen der Pfeile ausdrücken wollte. Würde uns das wohl in Verwunderung und Erstaunen setzen? Warlich nicht.

Wir überlassen es itzt einem jeden, der uns verstanden, die Folge dieses Recitativs, und alle übrigen accompagnirten Recitative dieser vor uns liegenden Stücke, nach unsern Anmerkungen zu untersuchen und zu beurtheilen.

Wir müssen noch etwas von den Symphonien dieser Stücke sagen. Nach unserer Idee muß eine solche Symphonie den Hauptcharakter des Stücks haben, und deutlich angeben, vorzüglich aber nur auf den Anfang der Handlung den Zuhörer vorbereiten. Dem Zuhörer aus der Symphonie den Verlauf und die Entwickelung der Handlung wissen lassen wol-

len,

len, ist ein unverständiges Unternehmen. Die Symphonie zum Deserteur von Monsigny ist ein lebhaftes Beyspiel für diese Bemerkung.

Nach diesem Grundsatze aber verfehlen die Symphonien dieser beyden Stücke ihren Endzweck, die erste weniger, die zweyte völlig. Wer fühlt nicht das höchst unschickliche in dem lustigen Schlusse der ersten Symphonie, und dem Anfange des gleich drauf folgenden Recitativs:

Welch ein Schmerz, du Tochter Sauls,
Beklemmt dein Herz und weint aus dir?

Die zweyte ist sogar so comisch, daß ich mir warlich zu einer niedrig comischen Oper keine passendere Symphonie wünsche. Der erste Satz wird durch die vielen kurzen Sätze comisch, der letzte ist gar ein englischer Contretanz, wozu ihn der Rec. auch wirklich schon anwenden gehört.

Wir würden hier freygebig mit gutem Rath für Hrn. R. seyn, wenn wir nicht schon sein letztes Stück Abraham auf Moria kenneten, worüber wir uns nächstens ausführlich auslassen wollen.

Wb.

X.

Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft, in alphabetischer Ordnung von D. Johann Georg Krünitz — Mit Kupfern. Neunter Theil. 8. Berlin 1776. 2 Alph. 3 Bogen. Zehnter Theil. 1777. eben so stark.

Reichthum der Materie, und Gründlichkeit der Ausarbeitung bezeichnen auch diese beyden Theile, und lassen ihren von uns bereits billig gerühmten Vorgängern hierin keinen Vorzug. Alles ist der Feder eines Krünitz würdig. Hier sind einige der vornehmsten Artikel:

1) des Neunten Theils, nemlich

Degentragen S. 63. u. f. In den römischen Rechten war allen und jeden, ausser den Soldaten, ja auch diesen vor Gerichte das Degentragen verboten. Die deutschen Sitten aber waren von der Römer Sitten verschieden. Ein jeder freyer Mann hatte das Faustkolben- und Kampfrecht. Und eben darum durfte ein jeder freygebohrner Mensch, als woraus unser heutiger Adel entstanden ist, Gewehr, und folglich ein Schwerdt und Degen tragen. Da in der Folge die Gelehrten dem Adel billig gleich gehalten wurden: so mußte man ihnen auch das Kampfrecht und folglich das Degentragen zugestehen. S. 65. Die adlichen Knaben wurden durch das Degenanhängen für mündig und wehrhaft erklärt. Hernach maaßten sich auch Kaufleute und Künstler den Degen an, um sich dadurch von dem gemeinen Bürger und Handwerker zu unterscheiden. Sie durften indessen nicht wie der Adliche und der Gelehrte ihre Streitigkeiten mit dem Degen ausmachen; sondern mußten die adlichen und gelehrten Richter suchen. Einem adlichen Verbrecher (und hat es derer nicht jederzeit welche gegeben?) zerbrach man den Degen, und hiedurch wurde er entadelt und infam gemacht. Die Zünfte der Handwerker erhielten nach ihrer Errichtung, wegen der damaligen Unsicherheit der Landstraßen in Deutschland, die Erlaubniß, zu ihrer Beschützung, auf Reisen

Waffen

Waffen und einen Degen zu tragen; mußten ihn aber in den Städten sogleich ablegen, welches auch in der neuesten Reichssatzung vom Jahr 1731. annoch bestätiget wird. Da in den neuern Zeiten Deutschland gesitteter wurde: so schaften die meisten Regenten durch wiederholte Mandate das Duelliren ab. Dies kostete jedoch bey dem Adel und bey den Studenten viel Mühe, als welche gern bey dem Zweykampfsrechte als einem löblichen Herkommen der deutschen Freyheit bleiben wollten. S. 70. werden die Fälle angeführet, da in manchen Ländern Deutschlands die Gesetze bey gerichtlichen oder kirchlichen Handlungen den Degen abzulegen gebieten, und damit nichts von dieser Materie zurückbleibt, so wird S. 71. das königl. preuss. Reglement d. d. Potsdam den 9 May 1750. angezogen, wodurch den Studenten auf den preussischen Universitäten (proh dolor!) ihr altes deutsches Recht den Degen zu tragen, genommen worden ist.

Destilliren, die Destillation S. 126 — 166. ist ein weitläuftiger und mit vielem Fleiß ausgearbeiteter Artikel, der dem Chymisten, Apotheker, Branntweinbrenner, Essigbrauer und Landmann gleich nutzbar seyn wird, indem die Verfahrungsart, die Gefäße, Maschinen, Oefen u. dgl. die bey diesem Geschäfte vorkommen, deutlich beschrieben, und am Ende noch eine Menge Schriften angeführet werden, daraus sich der Wißbegierige weiter Raths erholen kann.

Diamant S. 175 — S. 202. ist der härteste, schwereste, durchsichtigste, und feurigste Edelstein, der daher auch für den kostbarsten unter allen gehalten wird. Das Vaterland der Diamanten ist Ost- und Westindien. Die reichsten Diamantgruben sind in

dem Königreiche Golconda, Visapur und Bengalen, an den Ufern des Ganges, und auf der Insel Borneo. S. 176 u. f. werden die Arbeiten die Diamanten zu gewinnen, beschrieben, welche nach Beschaffenheit der Gruben sehr verschieden, theils leichter theils schwerer sind. S. 179. Art und Weise, wie die Indianer die reichen Diamanten verkaufen. Seit 1728. hat man sie auch in Brasilien entdeckt, wo sie anfänglich beym Goldwaschen gefunden, und da man nicht wußte, daß es Diamanten waren, sie mit dem Sande wegwarf, bis ein Mann sie unter der Gestalt der Kiesel entdeckte. Hierauf wurde nach S. 180. vom Könige von Portugall die sogenannte Diamantengesellschaft errichtet, der allein vergönnet war, die Diamanten, doch nur mit nicht mehr als 800 Sklaven zu suchen, damit wegen der Menge der Preis derselben nicht fallen möchte. Diese Vorsicht wurde so weit getrieben, daß man eine gewisse Stadt nebst der herumliegenden Gegend, woselbst die Diamanten zu häufig waren, zur Wüste machte, und 6000 Einwohner in eine andere Landschaft versetzte. Auf einem Berge zu Teichenau in Schlesien findet man welche, die so hart und schön sind, als die orientalischen. S. 183. Einen Diamant, der nicht rein und helle ist, nennet man gepanzert. Die grünen Diamanten sind die ältesten und theuersten. S. 184. Der Diamant kann nur mit sich selbst und seinem eigenen Pulver verarbeitet und geschnitten werden. Weder die schärfsten Felken, noch die stärksten sauren Geister greifen ihn an, und nur das heftigste Feuer der Brennspiegel, der Porcellan- und Glasöfen, kann ihn endlich zerstören und zernichten. Der Rubin thut es in der Feuerbeständigkeit dem Diamanten sehr zuvor, weil er in allen Proben ausgehalten, wo dieser in Nichts verwan-

delt

delt worden. S. 186. u. f. werden die Florentiniſchen Verſuche erzählt, die man mit den Diamanten unter großen Brenngläſern gemacht hat. Desgleichen S. 190. die Verſuche des Herrn Models zu St. Petersburg. S. 193. Verſchiedene Chymiſten haben vergeblich verſuchet, kleine Diamanten zuſammen zu ſchmelzen. S. 194. Die Schönheit der Diamanten beſteht außer dem Gewicht darin, daß ſie wohl geformet, ganz rein und klar, und beſonders die weißen wie ein Tropfen Waſſer ſind, daher nennen ſie die Juwelirer Steine vom erſten, zweyten und dritten Waſſer, S. 195. Die Fehler der Diamanten. S. 196. Ein Diamant wird durchgeſchnitten, indem man einen ſehr feinen eiſernen geſpannten Drath, der mit Diamantpulver, ſo mit Brandwein oder ſtarken Weinеſſig angefeuchtet worden, beſtrichen iſt, vier- oder fünfmal über den Stein ziehet, da man ſchon einen andern Drath nehmen muß. Ein Diamant von 20 Karat ſchwer, erfordert 20 Karat Diamantpulver, und zwey Monath Zeit, ihn zu durchſchneiden. S. 197. u. f. Das Schleifen der Diamanten. S. 211. Ein Kunſtgriff, um genau zu wiſſen, wieviel ein roher Diamant durch das Schleifen von ſeiner Schwere verliert. S. 213. u. f. Preis der Diamanten. Boot, Tavernier, v. Blancourt und Wallerius haben Tabellen zu dieſem Behuf angefertiget. Jefferies aber hat denſelben und deſſen Berechnung nach den ſicherſten Grundſätzen beſtimmt, indem er annimmt, daß der Werth der rohen und geſchliffenen Diamanten ſich wie das Quadrat ihrer Schwere verhält. Es wird bey großen Steinen erſt nach ihrer Güte der Werth eines Karats beſtimmt, ſodann das Gewicht deſſelben mit ſich ſelbſt, und hernach mit dem Preiſe des einen Karats multipliciret, um den Werth des ganzen

Steins zu bestimmen: Z. E. Ein Stein wiegt 5 Karat zu 50 Thaler, der Karat steht also

5
5
25
50
1250 Thaler

welches der richtige Werth des Steins ist. Ein roher Stein kostet gemeiniglich halb so viel als ein geschnittener, wenn der Arbeitslohn nicht mitgerechnet wird. S. 215 — S. 218. Beschreibung und Geschichte einiger der größten Diamanten in der Welt. S. 219. Böhmische Diamanten. S. 220. Compositionen und nachgemachte Steine. S. 221. Verfälschung der Diamanten, wenn man Saphiren, Topasen, Chrysolithen u. dgl. durch künstliches Glüen ihre Farbe nimunt, daß sie weiß werden. Proben diese Steine zu kennen.

Dienst S. 252 — S. 296. Dieser weitläuftige Artikel macht einen ganzen Traktat aus, der wohl verdiente, besonders abgedruckt zu seyn.

Dreschen, S. 505 — S. 621. Das in den ältesten Zeiten gebräuchlichste Mittel war, daß man den Saamen aus den ausgebreiteten Garben durch Ochsen und Esel, welche auf selbigen herumgetrieben wurden, austrampeln oder austreten ließ. S. 507. Das Ausreiten der Körner durch Pferde ist in Afrika, Italien und Spanien lange in Uebung geblieben. Die Garben wurden unter freyem Himmel in die Runde ausgebreitet und die Pferde darauf herumgeritten. S. 510. Das Ausfahren des Getraides mit besonders dazu verfertigten Dreschwagen war bey den Israeliten, auch, nach dem Zeugniß des Varro, bey

den

den Römern Mode. In der Türkey, Asien und in verschiedenen Ländern von Afrika, und selbst Europa, wird das Getraide gegenwärtig noch ausgefahren. In Schweden hat der Kanzelleyrath Eduard Carlsen 1750. diese morgenländische Art zu dreschen einzuführen gesucht, dessen Maschine aus den Schwed. Abhandlungen hier beschrieben und mit einem Kupfer erläutert wird. S. 515. Die Perser und Egyptier fahren ihr Korn mit Schlitten aus, die hier ebenfalls abgebildet sind. S. 516. und S. 517. wird ein Dreschwagen und Dreschwalze beschrieben, die in Schweden hier und da im Gebrauch sind. Von S. 525 — S. 560. kommen eine Menge Dreschmaschinen vor, darunter die von dem ehemaligen Abt zu Closterbergen, Herrn Hähn, sehr gelobt wird. Jede dieser Maschinen ist durch Kupfer erläutert. S. 561. Die gewöhnlichste Art des Dreschens mit dem Handflegel und deren ökonomischen Betrachtung. S. 563. Die vornehmsten Eigenschaften eines tüchtigen Dreschers. S. 566. Wie viel Drescher auf eine Tenne gehören? S. 570. Vom Dreschlohn. S. 575. Vom Probedreschen. S. 577. Betrachtung der nothwendigsten Drescharbeiten selbst. Wer auch gar nichts vom Dreschen weis, kann sich hier die genaueste Kenntniß erwerben, weil alles bis ins genaueste Detail beschrieben ist. S. 611. Zunftartikel für die Dreschер in Sachsen, aus Herrn von Rohr Haushaltungsrecht. S. 618. Nachdrusch, und was dabey zu betrachten. S. 621. Vom Dresch- und Scheunenregister.

Dünger, S. 689 — S. 712. Hierunter wird alles begriffen, was den Acker fruchtbar macht, als Mergel, Asche, Salz, Hornspähne u. d. g. im engern Verstande die mit Stroh und Laub vermischten

Auswürfe der Thiere, oder der Mist. Sollte wider Vermuthen ein süßer junger Herr diese unsere Recension lesen: so wird hier entweder mit einem französischen Fluche das Buch weggeworfen, oder wenigstens eine Prise Seville genommen werden. Aber lieber junger süßer Herr! lesen sie noch ein paar Zeilen weiter, und hören was unser würdiger V. mit so vielem Rechte hiervon sagt: „der Dünger ist unstreitig die „Basis und das Fundament der ganzen Landwirthschaft zu nennen, ja als die Quelle aller Reichthümer, so der Land- Feld- und Gartenbau hervor„bringt, und als der Grund von dem Aufnehmen „ganzer Länder anzusehen. Bereits die alten Grie„chen und Römer wußten den Werth dieser gering„scheinenden Sache so hoch zu schätzen, daß sie die Er„findung derselben großen Königen und Fürsten zu„schrieben. Die ersten Einwohner Italiens versetzten „ihren Stercurium, als den Urheber dieser Wirthschaftskunst, unter die Götter. Die Griechen behau„pteten, daß Augias, König zu Elis, welcher wegen „der vielen tausend Ochsen, die er ernährte, berühmt „war, der Erfinder der Düngung gewesen, u. s. w.“ S. 690. Der Dünger aus dem thierischen und Pflanzenreiche hat vor allen andern den Vorzug. Weil aber der vom Viehe gesammelte Dünger nicht aller Orten zureicht: so ist man diesem Mangel abzuhelfen, auf mancherley Art bedacht gewesen. Von S. 691 an, werden die verschiedenen hierzu in Vorschlag gebrachten Mittel angezeigt, und aus dem Journal oeconomique, Schwachheims und Franz Home Schriften u. a. m. viel lesenswürdige Bemerkungen mitgetheilet.

2) Des Zehnten Theils.

Edel-

Edelmann. S. 49. Edelleute sind die Zierde des politischen Körpers. Aus diesem Begriffe leitet der Herr V. mit vielem Scharfsinne die Pflichten des Adels in der bürgerlichen Gesellschaft her, die mancher von Adel zweymal lesen sollte. S. 53. u. f. wird ein freyer Auszug geliefert, aus der Abhandlung des Herrn von Justi, welche er denen von ihm übersetzten zwey bekannten Schriften: La Noblesse commerçante und la Noblesse militaire, erstere vom Abt Coyer, und die letztere vom Ritter d'Arc, beygefügt hat, und die für Deutschland sehr interressant ist.

Edelstein, S. 61 — S. 109. Ist ein sehr reichhaltiger Artikel, wo sonderlich der Liebhaber von den geschnittenen Steinen der Alten seine Rechnung finden wird.

Eiche, Eichbaum, S. 206 — 306. macht einen ganzen Tractat aus, da diese Rubrik beynahe 100 Seiten anfüllet. Der Leser trifft hier nicht nur den Kern der besten Forstschriften von der Eiche an, sondern außerdem noch viele Merkwürdigkeiten von diesem Baume, welche in das historische und physikalische Fach einschlagen, und ein neuer Beweis sind, von dem mühsamen Bestreben des Hrn. V. für alle Gattungen der Leser zu schreiben. Den Beschluß dieses Artikels machen die Titel von 56 der besten Schriften und Abhandlungen von diesem höchstwichtigen Baume.

Eiderdunen, S. 331 — 348. Die zarten und weichen, theils weißen, theils grauen Federn von dem Bauche des Eidervogels, welche unter allen Flaumfedern die größte Elasticität haben, und aus Island über Dännemark herausgesendet werden. Der Eidervogel ist eine Entenart, die sich auf den kalten Klippen des beeiseten Islands und Grönlands aufhält.

1740 hat man zu St. Petersburg bey der Akademie ein großes Stück Eis nach den Regeln der Optik zu einem Brennspiegel gemacht, und dadurch an der Sonne Holz angezündet. In Sibirien nimmt man ein Stück reines Eis in der Größe eines Fensters, setzet es gehörig ein, begießt die Seiten mit Wasser, so frieret es sogleich feste und das Fenster ist fertig, welches das Eindringen der Kälte in die Stube vortrefflich abhält. S. 527. Vom medicinischen Nutzen des Eises. S. 528. Vom künstlichen Eise.

Eisen, Ferrum, S. 546 — 679. Ein vorzüglich weitläuftiger und genau ausgearbeiteter Artikel, darinn Leser allerley Art, das was sie vom Eisen zu wissen verlangen, aus den bewährtesten Schriftstellern mit größter Ordnung gesammelt finden. Der Physiker, der Künstler, der Eisenarbeiter, der Landmann, ein jeder trifft hier Sachen an, deren Kenntniß ihm nicht gleichgültig seyn kann.

Genug von diesem Buche, welches jederzeit eine wahre Zierde wohlgewählter Bücherſammlungen ist und bleiben wird.

B.

XI.

Die Isländische Edda. Das ist: die geheime Gotteslehre der ältesten Hyperboräer, der Nordер, der Venetern, Gethen — kurz des ganzen alten Kaltiens, oder des Europäischen Skythiens, enthaltend: I. das sybillinische Karmen, die Voluspáh genannt — — II. des Odins Sittenlehre — III. 33 Dömosa-

gen

gen oder Fabeln. — Im J. 1070 bis 1075 aus alten runischen Schriften — zuerst edirt von Sämund Froden; — und nun in die hochteutsche Sprache mit einem Versuch zur rechten Erklärung übersetzt und edirt, von Jac. Schimmelmann, Kön. Preuß. Consistorialrath in Stettin. Daselbst gedruckt — 1777. überhaupt 2 Alph. 20 Bog. in 4.

So haben wir nun gar zwo ganz verschiedene schriftliche nähere göttliche Offenbarungen: die Bibel, und die Edda. Die erste hat schon den Auslegern genug Mühe gekostet: nun mögen sie ihren Scharfsinn an der zwoten üben, als wozu sie der Herausgeber und Uebersetzer, (den wir wegen seiner beygefügten Erklärungen, um der Kürze willen, hier Verfasser nennen wollen,) feyerlichst auffodert. Dem Rec. hat das bloße Durchlesen viel Ueberwindung gekostet.

Schon (Allg. d. Bibl. 26 B. S. 566.) bey der Anzeige seiner Abhandlung in einem Schreiben an einen Gelehrten, äußerten wir über des Vers. Enthusiasmus und Erklärungsart einige Bedenklichkeiten; erhielten aber bald darauf einen Handbrief, darinn er von neuem versichert, er habe unglaubliche Beweise von dem Alter und der Aechtheit der Edda gefunden, die er zu seiner Zeit vorbringen werde. Und was liefert er nun? Durch eine getreue Anzeige wollen wir wenigstens unsern Lesern eine unselige Mühe ersparen; mit Widerlegungen dürfen wir weder sie noch uns ermüden. — Die sonderbare Schreibart, ermüdenden Wiederholungen, häufigen Sprach- und Druckfehler übergehen wir als Kleinigkeiten; um,

nach

nach des Verf. Warnung das Große nicht zu übersehen. Wir wollen aber auch zur Ehre unsers Jahrhunderts nicht hoffen, daß das Buch, nach des V. schmeichelhaften Aussicht, eine zwote Auflage erleben werde, in welcher er alles Mangelhafte zu verbessern verspricht, Vorer. S. 1. und Vorber. S. 16.

Daß in seinen Augen die Edda „ohne Zweifel „nach der Bibel das allerälteste Buch in der Welt ist, „die reinste natürliche Religion enthalten, und unsre „besten Systemata theologica beschämen soll", wissen unsre Leser schon aus seiner angeführten Abhandlung in einem Schreiben ꝛc. Er findet darinn alle Lehren, die wirklich in der Bibel stehen, die ganze ächte christliche Gotteslehre, Vorber. S. 17. (auch was Misdeutung und schreckende Mystik in der Bibel wollen gefunden haben;) ja gar weit hellern Unterricht als in mosaischen, prophetischen und apostolischen Schriften; Weissagungen und Namen, die gewiß kein Mensch in einer nähern Offenbarung erwartet hätte. Eben diese sollen „jeden unpartheyischen Leser billig in „Erstaunen, und jeden christlichen Menschen in eine „bisher unglaubliche und undenkliche Verwirrung„ (ach! das befürchten wir bey Manchem buchstäblich!) „Nachdenken, und eine moderate Beurtheilung dieses Buchs setzen." Vorb. S. 26. Zur Probe wollen wir etliche nennen. Die Hauptperson in der Edda ist Gott Thor (Jes. Christus) der in die Welt reiset, Sünde, Tod und Hölle zu überwinden, ebend. S. 2. Ihr Inhalt ist alles, was vom Anfange der Welt bis an das Ende, und in der Seligkeit, kirchlich vorgehen soll, S. 8. Sie lehrt die Unsterblichkeit der Seele und den künftigen Zustand deutlich, S. 9. Sie verkündigt die Kirchenversammlung, die Karl der Große im J. 794 ausgeschrieben hat, S. 290; re-

der vom Abendmahl und der Entziehung des Kelchs, S. 296; von der Levante und den Türken, S. 21. von der Dreyeinigkeit, S. 105 u. a. O. der Wassertaufe S. 146; vom Oberfluß S. 224. von Slaven, S. 146; Schweden, S. 237; (uns wundert, daß er in Roskva S. 285, nicht die Russen und Moskwa gefunden hat;) vom Bau der Klöster und Kirchen, S. 252; von Sachsen und westphälischen Frieden, S. 253; von Luther, zu dessen lateinischen Namen 8 Buchstaben gehören, wenn nicht Augspurg oder das dort übergebene Glaubensbekenntniß gemeint ist, S. 264; von Rom, dem Pabst, und Pantoffelküssen, S. 278 u. f. auch 303; von Wenden und deren Ursprung, S. 39; von der Bekehrung der Gothen zur christlichen Kirche, S. 289 ꝛc. ꝛc. Das alles will unser Verf. in der Edda finden. Ohne genaue Anzeige der Seitenzahlen würden unsere Leser dieß kaum glauben.

Nun werden sie fragen, in welche Zeit der Verf. die Verfertigung der Edda setzt, da sie solche neuerliche Begebenheiten enthalten soll. Er sagt: „zuverläßig gewiß lange vor Mosis Zeit, bis in die 1500 „Jahre vor Christi Geburt," Vorber. S. 1. Die Woluspá sey wahrscheinlich ein Werk von Sem, S. 24. 160 und 178, wenigstens von Tharan, Abrahams Vater, S. 429. Der Eddar oder Verfasser der Edda, sey ein göttlich allwissender Autor gewesen, Vorb. S. 22; dies Buch soll von undenklichen Jahren, durch allerälteste Traditionen, bey dem Ausgange der Skyten aus Asien, dem nordischen Volke mitgegeben seyn, ebend. S. 6 u. f. dieß soll so gewiß seyn, als die Wahrheit der Bibel, S. 8; wird die Edda als göttlich eingegeben anerkannt, so sollen alle Fragen

gen der Naturalisten, Deisten und Atheisten durch ein einziges Ja dahinfallen, S. 33.

Vielleicht machen wir unsere Leser am besten mit diesem sonderbaren Buche bekannt, wenn wir uns hauptsächlich auf zwey Dinge einschränken: auf des Verf. Erklärung, und auf seine Beweise vom Alter der Edda.

Man hat sie für ein unverständliches Buch voll Ungereimtheiten gehalten. Unser V. versprach in seiner Abhandlung S. 40, sichere critische und philologische Anmerkungen, die alles in ein Licht setzen sollten. Vermuthlich merkte er die Schwierigkeiten zu spät. Anstatt der sichern Anmerkungen will er jetzt durchaus nur als Uebersetzer angesehen werden; seine Erklärung giebt er für willkührlich aus, Vorb. S. 16, sie sey kein Gesetz, S. 310, Deuten sey sein Werk nicht, S. 131. (welches man freylich bald merkt.) Doch das ist sein Ernst nicht: wer seinen Erklärungen nicht beystimmt, dem spricht er kurz und gut allen Verstand ab; z. B. S. 22. heißt es vom Kampfe des Gottes Thor: „das kann kein Mensch mit gesundem „Verstande anders, als von den Versuchungen und „Leiden des Messiä erklären.“ S. 34. verlangt er, Jeder soll die Richtigkeit seiner Erklärung von dem Wolfe „leicht sehen, der sonst sehen will, und etwa „nicht blind und verstockt ist, oder nicht den Staar, „oder einen Schnupfen hat.“ Aehnliche Stellen findet man S. 40. 105 u. a. O. S. 194 geht es gar weit: „Kein vernünftig unpartheyischer Leser soll ohne „Absurdität, und ohne der Connexion der ganzen Bi„bel und der ganzen catholischen und protestantischen „Religion, ja seinem in der Jugend auswendig ge„lernten Catechismo, seiner Taufe und den (dem) „bey der Taufe gethanen Bekenntniß ꝛc. ins Angesicht

„zu widersprechen, leugnen, daß durch Heimdallur,“ (der nach der 15ten Parabel von 9 Jungfern geboh-ren ist, die alle neune Schwestern sind; der goldne Zähne, und dessen Pferd Goldhaare hat, der weniger schläft als ein Vogel ꝛc.) „die geheiligte dritte Person „in der Gottheit mit ihren Geschäften, Eigenschaf-„ten ꝛc. hell und klar, und dazu unaussprechlich und me-„taphorisch schön vorgestellt werde.“ Im Vorb. S. 11. nennt er den, wer seine Erklärung für bloße Accommodation hält, boshaft; denn seine Erklärung sey recht S. 269 und offenbar S. 289; ohne seine kritischen Anmerkungen würde der rechte Wortver-stand der Edda verborgen bleiben, und sie als ein sich allenthalben widersprechendes absurdes Buch wegge-worfen werden, S. 179; doch will er nur dem Leser ein wenig auf die Sprünge helfen, S. 355; wenn er aber alsdenn nicht sieht, was der Verfasser zu se-hen glaubt, so bekömmt er folgende Titel: „zum Lachen „absurd, kindisch ungläubig S. 268, unverschämt „S. 192, mente captus S. 271, seiner 5 Sinne „beraubt S. 313, mit einem Worte, er ist ein „Don Quixote, der wider eine Windmühle Sturm „laufen will, S. 429.“ — Wie stimmt dieß mit der vorhergehenden bescheidenen Aeußerung überein, daß seine Erklärung kein Gesetz sey? und wie, wenn Jemand nach Vorb. S. 34 sagte: „Schimpfen und „Lästern wird hier so gut, als verlorne Sache seyn?„ Was für sonderbare, gar üble Folgen könnte ein Spötter aus dergleichen Uebereilungen ziehen! der Verf. versichert S. 220, zur Seelenruhe würde man kein besseres Buch, als die Edda finden, daher ruft er S. 221 von ihr aus: „Selig ist also! Der hört „und annimmt, was in diesem Buche mit der ganzen „Bibel völlig übereinstimmt!“ da nun ohne seine Er-klärungen

klärungen und Anmerkungen nach seinem eignen Geständnisse, das Buch unverständlich, absurd und sich widersprechend würde geblieben seyn; so könnte leicht Jemand jenen Ausruf also deuten: Selig ist, wer Schimmelmanns Erklärung annimmt und daran glaubt!

Aber hat er denn wirklich alles erklärt, und wie? Vieles findet er, was „einen vielfachen unerklärbar „mysterienvollen Sinn hat," z. B. S. 20; er gesteht S. 114: „was dies sagen will, weis ich nicht „deutlich, der christliche Leser mag selbst deuten und „erklären." (Das ist keine sichere Anmerkung.) „So „ist mir das alles viel zu mysteriöse, als daß ich es „erklären könnte. Indessen sind doch die Worte au„ßerordentlich notable ꝛc." Eben so S. 115. 118. und 119. Manches überläßt er der gottesgelehrten Welt zu mehrerer Untersuchung. S. 192 u. a. O. Der Eddar habe etwas dunkel metaphorisirt, „ohn„zweifel, daß ein jeder selbst weiter nachdenken soll," S. 195; oder der Eddar wolle die Dinge vor der Hand nicht namentlich gedeutet haben, so wie die Bibel ihre Dunkelheiten habe, S. 247.

Jetzt Proben von seiner Erklärungsart. In der Voluspá S. 6. kömmt ein Volk vor, das aus Solar-Steinum entsprossen ist. Unserm Verf. kömmt vor, als wenn dies auf die Sachsen und Holsteiner gehe. — Der Freya (die bald mit der Frigga einerley, bald von ihr verschieden ist, S. 185 u. f.) gehört, wenn sie zum Kriege fährt, die Hälfte des Volks der Wahlstätte, das vom Schwerd fällt; die andere Hälfte dem Odin. Vor ihrem Wagen sind 2 Kätzchen; ihr Saal heißt Seß Rymer, („das y in ö „verwandelt, so hat man den Sitz in Rom.") S. 187. Alle diese Sächelchen sollen aus dem dritten

Artikel die Kirche und Gemeinschaft der Heiligen seyn. Mit Rom hat der Verf. überhaupt viel zu thun; dazu verleitete ihn das Wort Skrymer, welches er sehr sinnreich Sk. Rymer schreibt; ohne an vorkommende ähnliche Worte zu denken, die durchaus nicht auf Rom passen, man deute noch so mystisch, z. B. Yme, Ymer, Rymer, Skyrner u. d. g. — S. 199 u. f. soll der 9te Gott Widar, der auf Stecken geht, und geschwind helfen kann, die Wiedervergeltung im ewigen Leben seyn. — S. 124 in der 4ten Fabel heißt es: „Von des Ymer Fleisch ist die Erde gemacht, „Aus seinem Schweiß das Meer; die Berge aus sei„nen Knochen. Aus seinen Haaren das Gras; aus „seinem Haupte der Himmel. Aus den Augenbrä„nen haben die sanftmüthigen Götter den Menschen„kindern Mittelgarten gebauet. Aber! aus seinem „Gehirne sind grausame Wolken entstanden. (Viel„leicht Irrthümer.)“ Diesen Unsinn erklärt der Verf. in der Anmerk. also: „Man kann es hier nicht besser „treffen, als wenn man sagt: es gehe dies auf die „astronomische und geographische oder Civil ꝛc. Ein„richtung, die die 3 Söhne Noä bald nach der Sünd„fluth gemacht (haben).“ — S. 286. Thor schlachtete ein Paar Böcke; wie er die abgezogenen Felle einweihete, wurden beyde wieder lebendig; doch hinkete einer am Hinterfuße. Die Erklärung? „Geht „ohne Zweifel auf die beyden Naturen in Jesu Chri„sto, da die menschliche getödtet (wurde), die göttliche aber lebendig blieb.“ (Singt denn der Verf. nicht mit der Kirche von ganzem Herzen: Gott selbst ist todt! Thor und seine Böcke waren doch wohl nicht eine Person?) Bey dem Worte Euch S. 284 ruft er schnell: Ecce Trinitatem! und da Thor des Utgardlok seine Katze aufheben will, S. 316. findet er gar

ein

ein „NB. corda cursum!“ und bey allem solchem Zeuge Bibel und Edda harmonisch. S. 210. wird das Band beschrieben, welches der Allvater (Gott) machen ließ, den Wolf zu binden; es bestund aus 6 Dingen, unter andern „aus dem stillen Gange „einer Katze; aus dem Barte eines Weibes; aus dem „Geiste eines Fisches; aus dem Ausgespey eines Vo„gels.“ Das findet der Verf. in seinem Enthusiasmus nicht lächerlich, sondern unvergleichlich vollständig passend, ja göttlich schön, es ist ein allwissend metaphorisirtes Kirchenband. (Beynahe kann man sich nicht überreden, daß es sein Ernst ist.) Er nutzet auch die Edda zur Bibelerklärung. In den Worten aus dem hohen Liede: Stehe auf Nordwind ꝛc. soll Christus wünschen, daß die Völker aus Norden zur christlichen Kirche nach Süden (Italien) kommen möchten, S. 377.

Nun von der Edda Alter und Aechtheit oder göttlichen Ansehen. Beyde sind zwar sehr verschieden; wir müssen sie aber zusammen nehmen, da sie der V. vermischt, wenigstens eins auf das andere gründet. Er hält die Edda für ein unstreitig göttliches Buch. Wegen ihres Alters ist er nicht ganz mit sich einig. Im ersten Avertissement hieß sie nach der Bibel das allerälteste Buch in der Welt. Nun meynt er S. 69, die eddaische Religion sey wenigstens so alt als das Christenthum; doch möchte er gern wenigstens die Voluspá für älter als Moses Schriften erklären, denn Sem soll deren Verfasser seyn. S. 416 sagt er, die Edda sey das allerälteste Buch in Europa, und „wer „dieses weiter zu leugnen sich unternehmen wollte, ent„weder die unüberwindlichsten Gründe zernichten „müsse, oder der Einfalt oder Bosheit zu beschuldi„gen sey.“ Wer wagt bey solchen Drohungen einen

Zweifel? Um mit Ehren davon zu kommen, wollen wir weder leugnen noch widerlegen; bloß des Verf. Gründe anzeigen, und im Vorbeygehn ein paar Anmerkungen einstreuen. Er berufet sich auf zwey- oder gar dreyerley Beweise: 1) auf äußerliche historische, 2) auf innerliche, 3) auf Wunder, das letzte etwas versteckt.

Ein Beweis aus Wundern, die bey unwissenden abergläubischen Völkern in der Fabelzeit sollen geschehen seyn, ist herzlich schwach. Die mit der Edda oder eddaischen Religion vorgefallenen Wunder, muß man auf dem Bogen suchen, der zur Erklärung des Bildes zu S. 156 und 157 beygefügt ist. Dort heißt es: „alle alte ächte heidnische und christliche Geschichschreiber von allen Orten in Osten, Westen, Süden, „Norden, wo der eddaische Gottesdienst in Hainen — geübt worden, berichten einmüthig: daß zu „ihrer Zeit, vor der Ausbreitung der christlichen Religion, die heiligen Bäume Winter und Sommer „beständig grün geblieben, und sogar da, wo kein „Baum in Norden vor Kälte wächst," u. s. w. Hieraus macht der Verf. den Schluß, Gott habe nicht nur den eddaischen Gottesdienst geduldet, sondern auch Wohlgefallen daran gehabt, bis auf die Zeit der möglichen Verbesserung durch das Evangelium. (Aber der Verf. glaubt ja, zur Seelenruhe sey kein besseres Buch als die Edda; was soll also das Evangelium?) Zu diesem Beweise sagen wir kein Wort, und versichern bloß, daß wir mit dem Verf. die Meinung, als sey dieses Wunder dem Teufel zuzuschreiben, keiner Widerlegung werth achten.

Die sogenannten innern Beweise verdienen eine nähere Beleuchtung; denn wenn Unsinn, Widersprüche, Vernunftempörendes, in der Edda stehen, so kann

kann sie kein göttlicher Unterricht seyn, wenn auch hundert Geschichtschreiber sie dafür ausgäben. In der Abhandlung in einem Schreiben versprach der Verf. S. 28 und 32. „Die Beweise von dem Alter „und der Aechtigkeit, so aus ihr selbst gezogen sind, „sollten so hell am Tage liegen, als die Sonne am „hellen Mittag.“ Und die Erfüllung? im Vorb. S. 6. stehen folgende innerliche Beweise: 1) der alte hohe sybilliniſche, jetzt fast unnachahmliche Styl, 2) die alte und älteste Zusammensetzung der Wörter z. B. Vater mein, 3) daß die Leser nach der schärfsten Crisis nichts darin vorfinden, so das Alter verdächtig machen könnte, 4) die darin enthaltenen Sachen, Lehren u. s. w. nebst dem äußerlichen Zeugniß der Norder, als handgreifliche Beweise, daß dies Buch nicht jung, untergeschoben oder erdichtet sey. Was sagen unsre Leser zu solchen hochgerühmten Beweisen? Etlichen Einwürfen kommt der Verf. weislich zuvor, z. B. man soll nicht sagen, von Rom u. dgl. stehe in der Edda alles deutlicher als in der Bibel. Vorb. S. 34; denn das sey eben der Beweis ihres göttlichen Ursprungs; auch soll man nicht die Dunkelheit der Fabeln erwähnen, denn der Weg des Heils sey in der Edda deutlich, es stehe Milch und starke Speise darin, S. 36. u. f. (das findet außer dem Verf. gewiß kein Mensch;) auch die vorkommenden Ungereimtheiten soll man nicht entgegensetzen, weil uns vieles blos deswegen absurd scheint, weil wir die Namen nicht verstehen, die eben allen Kern in sich enthalten, S. 145. Was man sonst noch einwenden könnte, sieht der Verf. als vortrefflich schöne Beweise an, hilft sich mit mystischen Deutungen, oder läßt was gar nicht passen will, hinweg. Da er aber die Leser Vorb. S. 11. gar das ganze gelehrte europäische Pu-

blikum, vor Gott öffentlich, auffodert S. 34, den Inhalt der Edda zu überlegen, und dann unpartheyisch zu urtheilen, ob nicht alles im Ganzen und Besondern mit der Bibel harmonire, S. 235; so müssen wir noch etliche Stellen statt einer Antwort, zur Probe anführen.

Odins Sohn ist S. 31. Gottes Sohn; S. 25. stellt Odin das ganze menschliche Geschlecht vor; S. 10. ist er ein erwählter Monarch unter dem Volk, und ein Heerführer S. 97. u. f. ein Vater der Götter und der Menschen und des Thors S. 116. 128. Odin ist Thor oder Jesus S. 128. aber er ist von Bore gezeugt S. 118. u. f. Odin stellt den neuen Menschen vor S. 119; aber er heißt auch Gott der Herrscher, Allvater, Treide (heil. Geist) Han (die erste Person der Gottheit) Jamharr (Gottes Sohn) vester Gott, der Halbblinde S. 170; er formirt mit seinen Brüdern den Himmel, und ist der allermächtigste Herr S. 119, kann von seinem Thron die ganze Welt übersehen S. 128, ist aber nicht als Gott, sondern als Stammvater der Menschen anzusehen S. 166, und daher schwer zu erklären S. 167. — Thor ist Jes. Christus, allmächtig, aber konnte doch dem Skrymer (welches der römische Pabst seyn soll,) nichts anhaben S. 297; Balder ist sein Halbbruder S. 177, und mit seinem Pferd verbrannt S. 145, gleichwohl ist Balder der Thor selbst. Bey den vielen vorkommenden Götternamen hilft sich der Vers. bald: Jungharr, Tyr, Odin, Balder, Frey, Freyer, Bälthor, bedeuten eine Person, nemlich den Gott Thor S. 128. Gleichwohl ist dem Tyr eine Hand abgebissen, er soll den Krieg lieben, nicht zur Versöhnung taugen, doch Jes. Christus seyn S. 190. Thors Stiefsohn Uller geht auf hölzernen Schuhen

S. 200.

S. 200. — Von dem großen Götterschwarm dürfen wir wohl nichts sagen; die meisten erklärt der V. für personificirte Götter, für Engel und Selige; gleichwohl steht die Erde, Thors Mutter, mit darunter S. 233, auch Locken (die Sünde) S. 202, wenigstens nach Malletts Uebersetzung; und die drey Personen, die den einzigen wahren Gott ausmachen sollen, glauben gar, daß des Bore Söhne Götter sind S. 121. Andre Ungereimtheiten und Widersprüche übergehen wir; wollen auch nicht rügen, daß der V. seiner Vorgänger Uebersetzung verwirft, wo sie nicht in seinen Kram taugt. z. B. des Snorro Uebersetzung: Gylui illuſio oder Hari mendacium, nennt er S. 103. „schnurrisch, d. i. gut christlich" und übersetzt lieber: „Veroffenbarung des Har (Gottes)" wir denken aber Snorro habe doch auch wohl die Sprache seines Originals verstanden. — Sollte der Verf. nicht selbst gefühlt haben, daß es Unsinn ist, wenn sich die Götter betrügen lassen, und nach bemerkten Betrug ihr Versprechen zurücknehmen S. 261, oder wenn Gangler die drey Personen (der Göttheit) die sich ihm offenbarten, für so einfältig hält, daß er von ihnen rechten Bescheid erhalten zu können, zweifelt.

Was sagen unsre Leser zu diesem Buche? und wir haben nur den kleinsten Theil des Unsinns daraus angeführt. Aber noch etwas Wichtiges. Zu welchem Ende sollte Gott den nordischen Völkern die Edda gegeben haben? Schim. sagt, damit sie eine nähere Offenbarung hätten. Wir wollen mit ihm auch die Spanier zu den nordischen Völkern zählen; auch nicht daran denken, daß doch der größte Theil der Menschen ohne Offenbarung gewesen ist: aber was

sollten sie mit der Edda anfangen? Sie konnte weder die Erkenntniß Gottes, noch die Tugend befördern, sondern blos verwirren und zum Irrthum führen; denn außer unserm Verf. versteht sie kein Mensch, wie er selbst bekennet. — Es würde nicht schwer fallen, in der Edda auch Beweise wider ihr angegebenes hohes Alter zu finden. Ohne daran zu denken, was der V. selbst erwähnt, führen wir nur an, daß die Volu-spá der Erfindung runischer Schriften als einer alten Sache gedenkt S. 36. In Odins Moral wird des Eises S. 51. u. f. und des Biersaufens S. 47. gedacht, und befohlen, man solle vorsichtig seyn, wenn man betrunken ist S. 53. (ist dies möglich?) und die Wunder, welche man mit runischen Buchstaben soll wirken können S. 55, können keinen göttlichen Urheber haben; am wenigsten den armen Sem. In der fünften Fabel, bey Asgarten, wo die Götter und ihre Familie wohnen sollten, steht im isländischen und dänischen Text: dat war Troya. Der Verf. der dies selbst gesteht S. 127, läßt es sehr vorsichtig aus. Endlich beruft sich die Edda auf alte Sagen und Geschichte z. B. S. 171, folglich kann sie selbst nicht uralt seyn.

Die äußerlichen oder historischen Beweise von dem hohen Alter der Edda hat der Verf. aus den allerbesten Geschichtschreibern anstatt einer Vorrede geben wollen; aber zur Beförderung der Ausgabe seinen Vorsatz ändern müssen: er will den historischen Beweis also nächstens in einem besondern Traktat liefern, Vorb. S. 1. u. f. den müssen wir also abwarten. Was er S. 426. vorbringt, halten wir nur für einen vorläufigen Versuch, obgleich dabey von einer demonstrativischen Gewißheit gesprochen wird. Billig muß

der

der Verf. das Alter, von dem göttlichen Ursprung, der Edda, ganz absondern; den letzten wird kein Mensch im Ernst einräumen; bey jenem muß er ein Alter von etlichen hundert Jahren, nicht mit einem von Jahrtausenden verwechseln. Wenn Sämund im eilften Jahrhundert die alten Poesien seiner heidnischen Vorfahren gesammelt hat: so ist die Edda zwar alt, und als ein altes Denkmal würdig auf behalten zu werden; man kann etwas von der Religion und den Alterthümern etlicher Völker daraus lernen, wie schon in Beronii disp. de Eddis, und von Seringham, auch Andern, ist bemerkt worden. Aber welcher Sprung ist von da an bis über Moses Zeiten zurück! Eben so, wenn Geschichtschreiber von Poesien, Religion ꝛc. alter nordischer Völker reden, so folgt noch lange nicht, daß sie die Edda, noch weniger die nun in das Deutsche übersetzte Edda, meynen. Ihre Entstehung läßt sich leicht begreifen. Aus guter Meynung, etwa dem Christenthum mehr Eingang zu verschaffen, kann Sämund oder ein Andrer, christliche Geschichte verdeckt unter heidnische Fabel gemischt haben; so wie Snorro Sturl. Zusätze beygefügt hat. — Auch muß der Verf. nicht aller Orten Aehnlichkeit suchen. Jul. Cäsar nennt Götter; sind seine Sol, Vulcanus, Luna, gleich Thor, Odin und Frigge S. 419? Sonderlich ist Herodot sein Held, er nennt ihn den unvergleichlichen und göttlichen Herodot S. 424, weil er von Völkern an der Ostsee reden soll. Aber ist dies ausgemacht? Die Beschreibung paßt wenigstens schlecht; an der Ostsee ist es nicht so kalt, daß man 8 Monat hindurch die Kälte fast nicht ertragen kann; und ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht hat man auch nicht daselbst. Vielleicht war es zu Herodots Zeiten anders. Das

Wort

Wort Belt hat unsern Verf. verführet S. 422; übrigens gesteht er ja selbst S. 426. daß Herodot und andre Geschichtschreiber eine große Confusion machen. — Das Wort Edda nimmt er bald für das Buch, bald für etliche darin enthaltene Lehren; auch dies veranlaßt Verwirrung, und muß den versprochenen Beweis mangelhaft machen. Geschichtschreiber können von Gottheiten reden, deren Namen in der Edda vorkommen; deswegen ist nicht gleich die Edda (das Buch,) uralt, älter als Herodot. Was wir noch sagen könnten, verspaten wir bis zum versprochenen Traktat.

Geschichtforschern und allen Deutschen dürfen wir eine wichtige und erfreuliche Entdeckung nicht verschweigen. Wir schreiben die Stelle S. 101. ab. Die Edda ist nicht aus Island zu uns gekommen, „sondern vielmehr mit allerhöchsten Recht ein Pommersch-Suevisch Produkt (aber doch ein Werk von „Sem?) ein (e) alt vandalische Bibel zu nennen. Sie „muß also den Dänen und Sueden genommen, und „den Deutschen als ihren rechtmäßigen Herren — — „an der Ostsee und der Gegend, mit Recht wieder ge„geben werden, und das von Rechtswegen. Gege„ben zu Stettin, in der Hauptstadt Pommern. Glo„ria in Excelsis Deo!“ Welche Ausschweifung! Wir haben keine Sylbe hinzugefügt, sondern alles nebst der Gloria treulich abgeschrieben. — Daß die deutsche Sprache, die alte Japhitensprache, und so alt als die Welt ist, müssen wir gleichfalls denen sagen, die es noch nicht wissen; den Beweis mögen sie S. 122. nachlesen. Aber die Gelehrten können zu einer heilsamen Demüthigung dabey lernen, daß „man in „den ersten (Noä) Zeiten mehr Geographie, Histo„rie,

„rie, Astronomie, Baukunst ꝛc. gehabt, als in den „finstern barbarischen Zeiten, und vielleicht noch heut „zu Tage.“ S. 123. und 465.

Noch wäre Manches zu erinnern, aber wir brechen ab; unsre Leser werden sich ohnehin wundern, wie wir uns bey einem Buch, das Manchem unter aller Kritik zu seyn scheinen wird, haben so lange verweilen können. Freylich haben wir weiter nichts gethan, als einen traurigen Beweis vor Augen gestellt, was noch jetzt für Dinge gedruckt und vertheidiget werden. Wird das künftige Jahrhundert, wenn es solche Produkte sieht, uns wohl Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Diese Frage geht nicht auf die Edda an sich; sondern auf die mit Erklärungen begleitete deutsche Edda, und auf die unbegreifliche Schwärmerey ihres Herausgebers.

Pe.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freygeister wider die Offenbarung. Zweyter Theil. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1776. 342 Seiten 8.

Dritter Theil. Ebendas. 1777. 303 Seit. 8.

Der erste Theil dieser Briefe wurde in unserer Bibliothek etwas umständlich angezeigt, in der Hoffnung, daß der Verf. bey der Fortsetzung seines Werks auf eine und andere dabey gemachte Anmerkung vielleicht Rücksicht nehmen würde. Jetzt, da das ganze Werk geendiget, und zugleich der berühmte Verf. desselben seine irdische Laufbahn vollendet hat, fällt dieser Grund einer etwas sorgfältigen Beleuchtung weg. Und da außerdem diese letzten beyden Theile ganz den Charakter des ersten haben, und also die Urtheile, welche Recens. damals über jenen fällte, auch völlig auf diese passen: so kann er bey der gegenwärtigen Anzeige derselben um so viel kürzer verfahren. Also nur eins und das andere Beyspiel zum fernern Beweise dessen, was bey Gelegenheit des ersten Theils über dieses polemische Werk in unserer Bibliothek geurtheilt ward.

S. 39. 2 Th. „Die Gebete um die Vernichtung der Feinde sind im Namen Davids, des Königs in Israel, als des Haupt des Volks, geschehen, und gehen wider die Feinde dieses Volks. Es sind nicht rachgierige Wünsche wider persönliche Feinde; es sind des Volks Israels, als eine Person betrachtet, Anrufungen des göttlichen Schutzes wider friedbrüchige Nationen.“ Diese Apologie setzt, um bündig zu seyn, nichts geringeres voraus, als daß das sittliche Gute und Böse keinen unveränderlichen wesentlichen Charakter habe; sondern blos etwas Relativisches sey, welches seine Natur verändert, je nachdem es in Beziehung auf dieses oder jenes

jenes Subjekt gedacht wird. Denn wäre dieses nicht, wie könnte dasjenige, was in Rücksicht auf eine einzelne Person etwas böses ist, aufhören, es zu seyn, so bald es von mehrern zugleich, von einem ganzen Volk, geschieht?

S. 40. „Gott, da er den ersten Menschen belehren wollte, ließ seine Gegenwart sichtbar werden, und seine Befehle waren ihren Sinnen verständlich; aber nirgends wird ihm eine menschliche Gestalt zugeschrieben; und unfehlbar war dieser erscheinende Gott eben diejenige Person, die in der Fülle der Zeit sich mit dem Menschen Jesu vereiniget hat.“ Dies soll zur Widerlegung des Einwurfs dienen, daß Gott im A. T. gar zu menschlich vorgestellt werde. Aber weder Voltaire, noch andere ihn an Gründlichkeit übertreffende Widersacher des Christenthums, werden sich mit dieser allgemeinen Versicherung abspeisen lassen. Denn es giebt im A. T. der Stellen zu viele, in welchen Gotte ausdrücklich eine Gestalt — menschliche oder nicht menschliche, thut nichts zur Sache — zugeschrieben wird, (Siehe die Anzeige von Wönigers Auszuge aus den wichtigsten Theilen der biblischen Geschichte in eben diesem Bande,) als daß man sie so mit einem einzigen Federzuge wegläugnen könnte; und ob der körperlich beschriebene Gott die erste oder die zweyte Person der Gottheit, nach der Athanasischen Eintheilung gewesen sey, verändert nicht eher etwas in der Sache, bis man annimmt, daß die so genannte zweyte Person, der man alle Erscheinungen im A. T. willkührlich zuschreibt, eigentlich nicht der wahre einzige Gott gewesen sey.

S. 107. „Gott sey von den Menschen, nach ihrem eigenen Bilde, als rachgierig, zornig, eigensinnig, unbarmherzig, u. s. f. abgeschildert worden. So ist der Gott nicht, den uns Jesus abmalt.“ Aber auch nicht der Gott, der im A. T. gemalt wird?

S. 89. „Ob man unaufhörlich denke, ist so geschwind weder zu beweisen, noch zu verwerfen.“ Aber doch eben so geschwind, als man beweisen kann, daß ein Triangel immer drey Seiten, niemals mehr oder weniger haben könne! Denn so wesentlich es diesem ist, drey Seiten zu haben: eben so wesentlich ist es auch einer Vorstellungskraft, immer Vorstellungen, oder, welches einerley ist, einer Denkkraft immer Gedanken zu haben. Es ist eben so unmöglich, dieser, wäre es auch nur auf einen Augenblick, ihre Gedanken, als jenem

seine

seine drey Seiten zu nehmen, ohne in eben demselben Augenblicke beyde zu zernichten.

Den Umstand, daß bey einem vierzigjährigen Aufenthalte der Kinder Israel in der Wüste ihre Kleidungsstücke nicht abgenutzt wurden, erklärt der Verf. S. 36. folgender Gestalt:

„Die Israeliten lebten an solchen Stellen, wo Viehweide war, und dieses reichte unter einem niemals kalten Himmel zu ihrer Kleidung zu, wo die Weiber durchgehends die Kleider selber webten, so wie es noch itzt bey den Arabern zureicht.“ Aber es wird ja nicht gesagt, daß durch die Arbeiten der israelitischen Weiber die abgerissenen Kleidungsstücke wieder wären ersetzt worden, sondern vielmehr, daß diese Kleidungsstücke sich gar nicht abgenutzt hätten.

S. 303. „Aber ein Widerspruch ist es allerdings, wenn Voltaire einen bedrohenden und strafenden Gott, als eine nützliche Lehre annimmt, die nicht wider den gesunden Verstand streite, und dann doch von der Auferstehung sagt, sie bringe alle Männer auf, die denken wollen, und insbesondere die, die rechnen. Wie kann Gott, der unfehlbar in diesem Leben das Gute nicht allemal zeitlich belohnt, und das Laster nicht allemal zeitlich bestraft, wie kann Gott belohnen und rächen, (strafen) wenn nicht ein zweytes Leben für uns übrig bleibt, in welchem die Gerechtigkeit Gottes Lohn und Strafe nach Würden austheilen wird?“ Dieser Widerspruch ist offenbar erdichtet. Voltaire glaubt ein künftiges Leben, in welchem Gott belohnen und bestrafen wird; aber er läugnet die Auferstehung in derjenigen crassen Bedeutung, in welcher man sie gemeiniglich zu behaupten pflegt, indem man versichert, daß alle Theilchen unsers verweseten Körpers sich wieder sammeln würden, um von neuen eben denselben Leib auszumachen, den wir hier getragen haben. Er bringt hierbey die Millionen Theilchen unsers Körpers, welche täglich verfliegen, täglich durch andere wieder ersetzt werden, welche aus unserm Körper in andere übergehen, und daher in einem Zeitraume von einigen tausend Jahren vielleicht mit eben so vielen Körpern vereiniget gewesen sind, und also keinem derselben eigenthümlich zugehören, mit in Anschlag; und deswegen sagt er, daß diese crasse Auferstehungslehre jeden aufbringe, welcher denken und rechnen kann.

Die Voltairsche Frage, warum Christus die ihm zugeschriebene Gottheit nicht deutlicher zu erkennen gegeben haben möge?

möge? beantwortet unser Verfasser auf folgende Weise: S. 284.

„Sollen wir nochmals wiederholen, was Voltaire so wohl weiß, als wir, und was der geringste Christ in seiner Jugend gelernt hat, daß der Heiland als Mensch unter den Juden gelebt hat, und daß sein Leiden der Zweck seiner Menschwerdung gewesen ist, ein Zweck, den er mit einer allzu starken Entdeckung seiner göttlichen Würde nicht erschweren, noch entweder der Juden Verbrechen um so viel größer machen wollte, je deutlicher sie seine obere Natur hätten erkennen können, oder auch es unmöglich machen, daß bey einigem Gebrauche der Vernunft, diese Juden sich an dem erkannten Gotte zu vergreifen gewagt hätten. Und dennoch war Jesus eben deswegen in die Welt gekommen, daß er leiden sollte.“ Christus selbst pflegt den eigentlichen Zweck seiner Sendung mehr in die Belehrung und Besserung der Menschen, als in seine Leiden zu setzen, und von letztern nur, als von einem auf seinem Wege unvermeidlichen Uebel, zu reden. Deswegen konnte er auch schon vor seinem eigentlichen Leiden (Joh. 17, 4.) mit Freudigkeit zu Gott sprechen: Ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich thun sollte. Deswegen konnte er ferner auch kurz vor seiner Gefangennehmung am Oelberge noch beten: Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber! welches er ja unmöglich hätte thun können, wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß sein Tod der Hauptzweck seiner Sendung sey. — Aber es sey so: mußte er deswegen seine Gottheit verbergen, um den Juden Anlaß zu geben, ihn zu quälen und umzubringen? Gesetzt daß seine Leiden und sein Tod zur Glückseeligkeit der Menschen so durchaus nothwendig waren, als behauptet wird: so war doch das wenigstens nicht auch nothwendig, (wenigstens hat so was, so viel ich weiß, noch kein Theologe behauptet,) daß ihm diese Leiden und dieser Tod von Menschen zugefügt würden, deren Sündenschuld dadurch nur noch vergrößert werden mußte. Konnte ihn Gott nicht auf eine andere Weise, ohne sich der Menschen dazu zu bedienen, eben so empfindlich quälen, eben so schmerzhaft und gewaltig sterben lassen? Warum mußte er also die Beweise seiner Gottheit zurückhalten, und den Juden Anlaß geben, sich an ihm zu versündigen? Ferner, wenns nun auch aus Ursachen, die

die uns unbekannt seyn können, schlechterdings nothwendig war, daß er auf keine andere Weise, als durch böser Menschen Hände, gemartert und umgebracht würde; und wenn dies nun auch ein hinreichender Bewegungsgrund war, seine göttliche Natur vor seinem Tode den Juden zu verhüllen: warum ließ er sie denn nachher, da dieser Grund mit seiner Auferstehung wegfiel, nicht in ihrer ganzen unverhüllten Herrlichkeit hervorstrahlen? Warum zeigt er da nicht allem Volke, sondern nur seinen Jüngern, wer er sey, und wen sie in seiner verkannten Person so sehr gemißhandelt hatten? — Man sieht also, daß der Voltairsche Einwurf durch die Hallerische Antwort auf keine Weise entkräftet, sondern vielmehr verstärkt worden sey.

S. 235. „Job, verglichen mit vielen Reden des Heilandes und Pauls, belehrt uns von dem Daseyn eines mächtigen und boshaften Wesens, dessen Einblasung abscheulicher Gedanken ein jeder achtsamer Mann leicht bey sich selber wird haben wahrnehmen können.“ Es thut dem Rec. leyd, abergläubische Aeußerungen dieser Art von einem Manne zu hören, der um die Erweiterung mehrerer Wissenschaften sich ein so großes Verdienst erworben hat. Daß bey den tausendfältigen Reizungen zu unedlen Begierden und Leidenschaften, denen wir hienieden ohne Unterlaß ausgesetzt sind, auch sogar gebesserte Menschen nicht ganz frey von aufsteigenden bösen Gedanken, Absichten und Wünschen sind, nimmt freylich jeder achtsame Mann leicht bey sich selber wahr. Aber, daß solche Gedanken Einblasungen des Teufels wären, das kann zwar ein in der Seelenlehre gar nicht unterwiesener Mensch sich wohl einbilden: allein es wirklich erfahren, es an sich selbst wahrnehmen, das kann er doch wahrlich nicht; oder er müßte die Gegenwart und das Einwirken des Satans so klar empfunden haben, als er die Gegenwart eines Menschen empfindet, von dem ihm durchs Auge oder durchs Ohr Begriffe mitgetheilt werden. —

S. 311. „Unbegreiflich ist es, wie man wider das Christenthum sagen kann, Gott habe seinen Logos nicht sollen aufhängen lassen, und dann beyfügen darf, diese Vorrückung beantworte man mit unbegreiflichen Geheimnissen. Das Leiden Jesu ist ja das Wesentliche des Christenthums. (Dafür hat Christus selbst es nicht ausgegeben; der setzte das wesentliche Kennzeichen seiner Jünger in die Annahme und

Befol-

Befolgung seiner Lehre.) Man kann wider die Genugthuung Jesu Einwürfe machen: aber begreiflich ist sie gewiß. (Daß der gerechte und gütige Gott eine ganz unschuldige Person, statt der Schuldigen quälen und tödten läßt, — daß ferner ein einziger Mensch: denn in so fern Christus litte und starb, war er doch blos Mensch, in einigen Tagen alles dasjenige litte, was alle Menschen, welche von Anbeginn bis ans Ende der Welt gelebt haben, und leben werden, in alle Ewigkeit hätten leiden müssen, das sollte begreiflich seyn?) Denn entweder muste Gott ohne Ursache die Ahndung der verbotenen Thaten unterlassen, und Tugend und Laster gleich halten, oder es muste eine Ahndung wider die Bösen vor sich gehen." Und darum muste Christus sterben? Konnte Gott nicht das Böse an den Bösen selbst ahnden? Thut er es nicht wirklich, wie wir aus der Erfahrung wissen, daß böse Thaten böse Folgen haben? Und wird er es, nach den Aussprüchen Christi, und nach den Lehren der natürlichen Religion, nicht auch künftig thun? —

Dies sey genug zum Beweise, wie wenig viele Einwürfe der Ungläubigen durch diese apologetischen Briefe entkräftet worden sind.

Mm.

D. Christian Albrecht Döderleins theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion. Des ersten Theils erstes Stück. Von Gott nach dem Lichte der Natur. Bützow, 1778. 18½ Bogen in gr. 8.

Wer diese, mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit geschriebenen Abhandlungen, die menschlichem Ansehen nach, wohl auf acht bis zehn Alphabet anwachsen werden, mit Geduld durchlesen kann, dem wollen wir seinen Geschmack nicht beneiden: wir würden, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, ein Buch, das wir beurtheilen, ganz durchzulesen, schwerlich über einen Bogen ausgehalten haben. Der Verf. stelle sich neben Jerusalem auf, und will mit ihm zu gleichem Zweck, ja zu einem noch ausgebreitetern, arbeiten; aber Jerusalem, der uns mit jeder Zeile auf das folgende begierlger macht, und Döderlein, welch ein Abstand! Die allerbekann-

bekanntesten und trivialsten Sachen, die man in allen Compendien und Systemen findet, sind hier, nicht etwa von neuen Seiten, oder in einem neuen Lichte gezeigt, nein! auf die trockenste Art wiederholt und gedehnt, und durch viele seichte homiletische Deklamation so verwässert, daß man nothwendig dabey gähnen und schlummern muß. Der Verf. scheint dies selbst gefühlt zu haben, und will sich in der Vorrede deswegen entschuldigen; allein es läßt sich mit dem, was er anführt, daß nemlich die Feinde der Religion viele Unverständige durch ihre Declamationen hinrissen, und diese dagegen durch eine umständliche Widerlegung aller Einwürfe gesichert werden müßten, keineswegs rechtfertigen. Dies ganze erste Stück soll nur als eine Einleitung und Vorbereitung zu den eigentlichen Beweisen von Gott und seinen Eigenschaften angesehen werden; man kann also hieraus leicht auf die Ausdehnung des Ganzen den Schluß machen. Wir wollen uns bemühen, unsern Lesern den Inhalt des Buches so kurz, als möglich, vorzulegen, und nur hie und da einige wenige Erinnerungen machen.

Zuerst einige oben abgeschöpfte Declamationen, über den Satz: Es ist ein Gott; alsdann der Begriff von Gott; ob eine Definition von ihm gegeben werden könne? Was Wesen und Eigenschaften? Welches die beste Definition von Gott sey? Gewöhnliche dogmatische Eintheilungen der Eigenschaften, Cautelen sie nicht zu trennen, und von Menschen auf Gott zu schliessen. Natürliche und geoffenbarte Kenntniß Gottes; die Bibel sey das sicherste Mittel wider die Atheisterey; welches Urtheil Recensent nicht unterschreiben kann. Ferner Eintheilung in angebohrne und erworbene Kenntniß von Gott; verschiedene Arten von Beweisgründen, worauf die letztere beruhe, wobey auch Pezolds elendes Specimen psychotheologiae genannt wird. Verschiedene Grade der Stärke und Tauglichkeit der Beweise. Hierauf kommt der Verf. S. 54. auf die angebohrne Erkenntniß Gottes, womit sich der größte Theil dieses Stücks beschäftigt. Allerdings ist es der Religion nachtheilig, wenn die wichtigsten Stücke derselben auf Gefühl gebaut werden sollen, wovon ihr so viele kranke Köpfe in der Schweiz und Deutschland träumen, die dabey, trotz allem Geplerre, das sie von Christus-Religion machen, mit ihrem unsinnigen Schmähen sattsam zeigen, wie wenig sie von Christi Sinn haben. Unter angebohrne Erkenntniß Gottes versteht der Verf. eine gewisse Anlage, Fä-

higkeit

higkeit oder Dispoſition den Begriff von Gott, ſo bald man ihn hört, anzunehmen. Hier wird nun der Verf. beſonders ganz unausſtehlich weitläuftig, und führt uns erſt durch eine weitläuftige Abhandlung über den Begriff *Menſchenverſtand*, ehe er darauf kommt, daß der Satz: Es iſt ein Gott, mit zu den Wahrheiten gehöre, die der Menſchenverſtand lehrt. Dies will er durch verſchiedene Beweiſe zeigen, wovon uns aber beſonders der erſte S. 92—120, der ſich auf die Erfahrung gründen ſoll, ziemlich ſeicht vorkommt. Hier ſind des V. eigene Worte; der Leſer mag urtheilen, ob wir ihm zu viel thun. „Der erſte Beweis iſt die Erfahrung „und die eigene Empfindung eines jeden Menſchen. — Hier„aus wiſſen und ſehen wir es, daß auch ein Kind von Ju„gend auf, da es durch die erſten und urſprünglichen Em„pfindungen nach und nach Vorſtellungen und Begriffe von „Würde, Größe und Macht gewiſſer Perſonen erhält, die „ihm die Neigungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Ver„trauens einflößen, ſich ganz leicht alles dieſes, was es in „ſeinen einzelnen Empfindungen und Begriffen gewahr wird, „in einem einzigen Objekt vorſtellen kann, daß dieſes Objekt „alles zuſammen habe, daß von ihm und deſſen Macht alles „herkomme, was das Kind ſiehet, daß es wohlthue, und „uns dasjenige verſchaffe, was uns vergnügt, daß es im „Gegentheil das Unartige und Böſe nicht haben wolle, ſon„dern beſtrafe. Es iſt alſo dem Kinde begreiflich und ver„ſtändlich, daß ein Gott ſey, wenn ihm etwas davon vor„geſagt wird, und daß ſich alles Vollkommne, Erhabene, „Große, Gewaltige, Verehrungswürdige, was es nach ſei„nen kindiſchen Ideen nur immer denken kann, bey ihm bey„ſammen finde," u. ſ. w. Verſtändige Leſer werden leicht bemerken, wie ſehr hier das Vorgeſagte, was das Kind nachplappert, mit dem, was es begreift, vermiſcht worden. Ich wette, man könnte einem Kinde eben ſo leicht weiß machen, es gäbe in entfernten Ländern Bäume von Eiſen, worauf Vögel wüchſen, und das Kind würde es nachſagen: könnte man daraus folgern, daß das Kind es begriffe? oder hieraus auf die Möglichkeit und Würklichkeit der Sache ſchließen? Von wie viel Undingen reden und glauben nicht Kinder? Und umgekehrt, von wie viel wirklich exiſtirenden, z. E. der Seele, wovon ſie doch keinen Begriff haben? Den *Sextus Empiricus*, welchen der Verf. S. 94. anführt, und von ihm ſagt: „Er rechne die Idee von Gott und ſeiner Exiſtenz zu

„denen, welchen er im menschlichen Leben zu folgen sich für „verbunden erkannt habe," scheint er nicht recht verstanden zu haben. Sextus sagt am angeführten Orte: πρότερον περὶ θεῶν σκεπτόμεθα. ἐκεῖνο προσιστάντες, ὅτι τῷ μὲν βίῳ κατακολουθοῦντες, ἀδοξάστως φαμὲν εἶναι θεούς. Wenn ich sagte: Wir wollen eine Untersuchung über die Gespenster anstellen, ich muß aber voraus anmerken, daß ich nur nach den gemeinen Vorstellungen dies Wort d auche, ohne damit ihre Existenz zu bestimmen; würde man sagen können; ich erkennte mich für verbunden, der Idee von Gespenstern im menschlichen Leben zu folgen? Der zweete Beweiß einer angebohrnen Erkenntniß Gottes ist von der allgemeinen Uebereinstimmung aller Völker hergenommen, und die Abhandlung desselben geht von S. 120 bis 235. Daß derselbe ebenfalls große Einschränkungen leide, kann man aus Robertsons Geschichte von Amerika deutlich sehen: wiewohl Hr. Döderlein dies den Reisebeschreibern und Geschichtschreibern geradezu abläugnet, daß es Völker gäbe, die den Begriff Gott gar nicht hätten. Am umständlichsten ist er hier bey der Widerlegung der Einwendungen, besonders derer, die im System der Natur vorgebracht worden, welches auch er dem Helvetius beylegt. Er läugnet es ganz, daß jemals das ganze menschliche Geschlecht im Stande der Wildheit gewesen. Auch hier finden wir durchaus eben die Weitschweifigkeit, Tautologieen, Pleonasmen und klasterlangen Perioden, die im ganzen Werke herrschen. Nun kommt der Verf. im 26 §. S. 235. auf die erworbene Erkenntniß Gottes, vergleicht sie mit der angebohrnen, und trägt sodann den Cartesianischen Beweis a priori von der Existenz Gottes, nebst den Einwendungen, die dagegen gemacht worden, vor, womit er sich bis zu Ende dieses Stück beschäftigt. In der Vorrede wird der ganze Umfang des Werks vorgezeichnet, so daß Käufer und Leser, nach diesem ersten Stücke zu schliessen, dafür erschrecken müssen, wo sich nicht der Verf. durch unsre Erinnerung bewegen läßt, sich einer gedrungenen Kürze zu befleißen. Zugleich möchten wir ihm auch rathen, auf seine Schreibart etwas aufmerksamer zu seyn. Der Deutsche schreibt die eigenen Namen nicht mit dem Artikel; nicht der Moses, der Aristoteles, der Demokritus: auch haben wir zu wiederholtenmalen die Ente, für die Ente, Schanzer für Schauder, Irroquösen, u. s. w. gefunden.

Ga.

1) Trau-

1) Trauerrede zum Gedächtniß weyland der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Frau Maria Theresia, des heil. Röm. Reichs Fürstin zu Oettingen und Wallerstein — In der Pfarrkirche zu Wallerstein den 26sten März 1776. gehalten, von P. Benedict Martin Werkmeister — Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 63 S. in 8.

2) Essai de l'eloquence sacrée, ou recueil de discours sur divers sujets de la morale chrétienne composés et prechés en diffcrentes chaires de France par M. l'Abbé A. M. Faber, Allemand, Prêtre et Chanoine de l'eglise impériale et collegiale de Sr. Etienne de Bamberg. 1777. 8. 372. S.

3) Joseph Haberkon von Habersfeld Predigtwerk, bestehend in zweyfachen Sonntags- Fest- und Feyertags- auch Passionspredigten. Sieben Theile. Breslau, bey Korn. 1777. in gr. 8.

4) Carl Frey von Neuville Predigten. Zwey Theile. Oder der Fastenpredigten Erster Theil. Wien, bey Krause. 1777. gr. 8. 492 S.

5) Anhang zur Sammlung auserlesener Kanzelreden über die vornehmsten Gegenstände in der Kirche. Erster Theil. Augsburg, bey Wolff. 1777. 8. 388 Seiten. Zweyter Theil. 312 Seit. Dritter Theil. 304 Seiten.

6) Leichteste Anweisung zur Betrachtung nach der Vorschrift des H. Petrus von Alcantara für alle Stände eingerichtet; wobey ein Anhang heiliger

Meinungen, wie auch ein hier einſchlagendes Antwortsſchreiben eines Freundes an ſeinen Freund. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Wolff. 1777. 8.

7) Frag, ob die ſo groſſen Uneinigkeiten, die unter den proteſtantiſchen Chriſten über die wichtigſten Glaubenslehren herrſchen, nicht ein offenbares Zeichen der Falſchheit ihrer Kirche ſey? In den heiligen Pfingſtfeyertagen beantwortet von Aloyſius Merz, der Gottesgelahrheit Doctor. — Im Jahr 1777. Cum Facultate Ordinarii Auguſtani. Augsburg, bey Wolff. 4. 40 Seiten.

Wir zeigen unſerer Gewohnheit gemäß, dieſe katholiſchen Schriften wieder zuſammen kürzlich an. No. 1) iſt eine ganz gute Probe der geiſtlichen Beredſamkeit. No. 2) enthält zwölf Predigten folgenden Inhalts: Les grandeurs de Ieſu. Les caractères de l'amour de Dieu. La fainteté. Le Luxe. L'humanité. L'impureté. La ſuite du monde. La mediſance. Le ſalut. La penſée de la mort. La pieté envers les morts. Les grandeurs de Marie. Hr. F. zeigt an ſeinem Beyſpiele, daß auch ein Deutſcher in der franzöſiſchen Kanzelrhetorik es ziemlich weit bringen könne. Nummer 3. beſteht aus den Predigten auf alle Sonntage des ganzen Jahres, die Hr. v. H. aus verſchiedenen berühmten Rednern zuſammengetragen, kürzer gefaßt, und auf die Sonntagsevangelien eingerichtet hat, in vier Theilen zweer Jahrgänge, deren erſter ſchon anderswo angezeigt iſt; ferner aus Predigten auf alle Feſte, die in der katholiſchen Kirche durchgängig gefeiert werden, nebſt einem Anhange von Lobreden und andern, die bey verſchiedenen Gelegenheiten zu gebrauchen ſind; in zween Theilen zweer Jahrgänge; und dann aus Reden von den Geheimniſſen des leidenden Heilandes, deren auch ſchon in unſerer Bibl. gedacht iſt. No. 4. enthält acht Predigten: Von Todesgedanken; von der Seligkeit, als einer höchſt wichtigen Sache; von der Liebe Gottes; vom Gebete; von den Trübſalen; von der Nothwendigkeit, Gott

von

von Jugend auf zu dienen; vom Glücke des Himmels; von der Gröſſe und Güte Gottes; — alle im franzöſiſchen Geſchmack. Wenn der Ueberſetzer nur manchmal die Perioden anders zu wenden wüſte! Wie unverſtändlich und übelklingend iſts z. B. S. 49. „Ja ich würde um „ſo viel ſtrafbarer ſeyn, weil ich es vergeblich vor mir zu ver„hölen (verhehlen) geſucht hätte, daß wenn ich, indem „ich glaubte, mich irrte, die Neigungen eines tugend„haften Herzens die Fehler eines Verſtandes entſchuldigen „könnten, der gar zu fertig und bereit wäre, auch den ſchwäch„ſten Schimmer des göttlichen Anſehens zu verehren und an„zubeten; da hingegen, wenn ich, indem ich nicht glaub„te, mich irrte, die Laſter des Herzens die Irrthümer ei„nes ſtolzen und vermeſſenen Verſtandes nicht entſchuldigen „würden.“ Die ganze Periode muſte eine andere Zuſammenfügung der Worte bekommen, wenn deutſche Leſer ſie verſtehen ſollten. No. 5. ſind P. H. von Bolonde, Hofpredigers Ihro Maj. der hochſel. Königin von Frankreich Predigten über verſchiedene, oder wie man in Oberdeutſchland ſagt, zerſchiedene Gegenſtände, aus dem franzöſiſchen überſetzt. Der deutſche Dialekt des Ueberſetzers iſt vielfältig ſehr hart. Abentheuerliche Erzählungen von Wundern der Heiligen könnten wir wieder ausziehen, wenn es die Mühe belohnte. No. 6. iſt ein catholiſches Gebet- und Andachtsbuch zum Hausgebrauch. Man findet auch eine Beſchwörung der hölliſchen Geiſter zur Zeit der Anfechtung darinn, welche ſo lautet: „Im Namen Jeſu befehle ich euch hölliſchen Geiſter „mit allen Befehlenden, daß ihr mir weder am Leibe noch „Seele ſchadet. Durch das Herz Jeſu bitte ich euch, heilige „Patronen und Auserwählte Gottes, in aller Namen, mit „allen Bittenden, daß ihr mich an Leib und Seele ſchützet „und regieret, im Namen des Vaters †, Sohns †, und des „heiligen Geiſtes †. Amen!“ Es gilt auch ſonſt von dieſem Buche, was wir anderswo von den katholiſchen höchſt elenden Gebetbüchern geurtheilt haben: denn der Anhang heiliger Meinungen beſteht aus Gebeten. Meinungen und Gebete ſind ſonſt keine deutſche Synonymen. Das hinzugefügte Antwortsſchreiben vertheidigt und rühmt das Buch, in welches beyde Correſpondenten verliebt ſind, durch alle Prädicamente. Man hofft durch deſſen Gebrauch in allen Ständen wieder ein goldenes Chriſtenalter entſtehen zu ſehen. No. 7. zeigt wieder, daß Hr. Merz in der proteſtantiſchen Kirchenge-

ſchichte kein Fremdling iſt. Wie könnte er auch ſonſt Controversprediger ſeyn? Nur zieht er aus ſeinen Prämiſſen ſo oft unrichtige Schlüſſe. Da wir uns das letztemal weitläuftig mit dem Verf. unterhalten haben, ſo wollen wir ihn diesmal hingehen laſſen, doch ſetzen wir hinzu: Vergißt denn Hr. Marx, daß ſchon zween heilige Apoſtel über eine Glaubenslehre ihrer Zeit uneins waren, und darüber mächtig ſtritten? So müßte ja, wenn ſeine Schlüſſe gälten, daraus folgen, daß ſeine eigene Kirche falſch ſey.

F.

Ueber den Werth der Moral, der Tugend, und der ſpäten Beſſerung, von D. Joh. Auguſt Nöſſelt. Halle, bey Hemmerde. 1777. 18 Bogen in 8.

Wenn wir gleich nicht behaupten, daß dies Buch ganz vollſtändige Abhandlungen über die auf dem Titel bemeldete Materien, oder wirklich neue Wahrnehmungen und Aufſchlüſſe enthalte; ſo iſts dennoch jedem Freunde der Wahrheit angenehm, wenn ein Nöſſelt über ſo intereſſante Sachen ſeine Stimme ans Publikum abgiebt; und man erwartet dann wenigſtens wichtige und lehrreiche Betrachtungen, wenn gleich der Reiz neuer Entdeckungen ihnen fehlen ſollte. Man weiß außerdem bereits aus andern Schriften des Verf., was für eine beſondere Gabe, ſchön und hinreiſſend zu ſchreiben, derſelbe beſitze, und wie ſehr ſich ſeine Arbeiten auch von dieſer Seite empfehlen. Recenſ. kann's nach der Wahrheit verſichern, daß er ein nicht geringes Vergnügen bey Durchleſung dieſes Buches empfunden habe, und er verſpricht allen denen ein gleiches, die es mit Aufmerkſamkeit und Wahrheitsliebe durchleſen werden. Er hält aber auch dafür, daß ein ſo ſchön geſchriebenes Buch nicht blos mit dieſem allgemeinen Recenſentenlob abzufertigen ſey; ſondern wohl verdiene, daß man nicht nur die beſten Stellen anmerke, ſondern auch da freymüthig tadle, wo die Unterſuchung nicht gründlich genug gerathen iſt, oder gar eine falſche Wendung bekommen hat. Die abgehandelten Sachen ſind's ja ebenfalls werth, daß man ſich einige Augenblicke bey ihnen verweile; auch liegt's am Tage, wieviel Mißverſtändniß und verſchiedene Vorſtellungsart in Erklärung derſelben bis jetzo geherrſchet habe, und wieviel noch fehle, ehe die ſtreitenden Partheyen in ihren Meinungen

nungen übereinstimmen können. Mag doch jeder, der dies lieſt, ſelbſt zuſehen, vergleichen und urtheilen! und wer dann Parthey nimmt, der thue es mit wahrer Ueberzeugung, ohne Anhänglichkeit an Menſchen und menſchlicher Lehrform.

Im Ganzen betrachtet, iſt die Schrift des Herrn Nöſelt, wie wir ſchon geſagt haben, gründlich und ſchön; aber dennoch wünſchten wir noch mehr Vollſtändigkeit in manchen Punkten, mehr Präciſion und Deutlichkeit in einigen Erklärungen, ſorgfältigere Entwickelung der Streitfrage, und eine freymüthigere Bezeichnung des Gegners in jedem beſonderem Fall. Wenn der Verf. z. E. wider diejenigen ſtreitet, die des Menſchen Glückſeligkeit allein aus ſeiner Tugend und Rechtſchaffenheit herleiten: ſo glaubt zwar Recenſ. dieß alles recht gut zu verſtehen, muß es auch der Hauptſache nach billigen; er iſt aber doch in dieſer Unterſuchung auf ſo manche unbeſtimmte Sätze und zweydeutige Stellen geſtoßen, daß er nur gar zu ſehr fürchten muß, es werde Leute geben, die vieles zur Begünſtigung ihrer Meinungen, ganz wider des Verf. Abſicht, auslegen werden. Vielleicht iſt ihm dies, bey der Wärme des Herzens, womit er ſchrieb, und bey der Ueberzeugung, daß er wirklich den rechten Geſichtspunkt gefaßt habe, weniger merklich geworden; allein dem kaltblütigern Leſer, und Prüfer muß es um deſto auffallender werden. O lieber; — denn heucheln können wir niemand — lieber, wenns nicht anders ſeyn kann, etwas weniger Beredſamkeit im Vortrag, weniger Schönheit im Ausdruck; und nur viel Deutlichkeit in Erklärung, Gründlichkeit in Beweiſen, und genaue Beſtimmung jedes Punkts! Wollt ihr den würdigen Zweck eurer Arbeiten, redliche Freunde der Wahrheit und Tugend, erreichen, ſo hütet euch vor allem, was Miſsverſtändniß erwecken kann; blicket nie ſeitwärts, wenn ihr gerade vor euch hinſehen ſolltet; ſagt's lieber zweymal deutlich und laut, was ihr meinet, eh' ihr zu leiſe ſprecht, und der guten Sache dadurch Schaden, ſo klein er auch ſey, zuzieht. —

Näher zur Sache! Voran ſtehen in dieſem Buche einige Betrachtungen über die falſchen Urtheile von dem Werth der Moral, und über die Urſachen, warum man in der evangeliſchen Kirche ſo wenig Moral getrieben und ſelbige gar verdächtig gemacht habe. Alles iſt Leſenswerth, was der Verf. hier ſagt; und beſonders verdient das erwogen zu werden, was er von der Herabſetzung der Moral zur Zeit der Reformation anführt. Immer verdienen jene große Kirchenverbeſſerer

serer hierin mehr Entschuldigung, als die nachfolgenden Lehrer der Kirche, die in ihrer veränderten und mehr gesicherten Lage, statt vieles oft sehr unerheblicher Streitigkeiten zur Aufrechthaltung der Orthodoxie, lieber die Moral hätten studiren und sich in diesem Fache wahre Verdienste erwerben sollen. Und was soll man vollends von denen denken, die noch in unsern Tagen in jene Fußtapfen treten, die Moral gering achten, destomehr aber Dogmatik und Polemik erheben; die einen moralischen Ketzer toleriren, und noch dazu in Schutz nehmen, wenn er sein orthodox ist; und dagegen Himmel und Hölle bewegen, wenn ein redlicher Mann, von seiner Ueberzeugung gedrungen, in diesem oder jenem Punkt nicht glaubt und sagt, wie seine Väter dachten und sprachen? — Hr. Wöstelt redet von dieser noch fortdaurenden Geringschätzung der Moral ebenfalls, und bahnt sich dadurch den Weg zur eigentlichen Abhandlung. Diese besteht darin, daß er einige Hauptgründe der Gegner wider die Moral nach einander anführt, erläutert und widerlegt. Er findet dabey öfters Gelegenheit, in manche fruchtbare Nebenbetrachtungen hineinzugehen, wohin unter andern die Materie von der späten Besserung gehört.

Erster Grund wider den Werth der Moral: sie sey sehr leicht und entbehrlich, weil uns die Liebe zum Guten alles lehre. — Der Verf. fertigt hier zuerst eine gewisse Gattung von neumodischen Schwärmern ab, „die von „nichts als Wärme des Herzens, von Empfindung der Tu„gend und Rechtschaffenheit und von Menschenliebe sprechen, „und doch so wenig Tugendproben in ihrem Verhalten geben, „sondern sich vielmehr von den entschiedensten Pflichten Aus„nahmen zu Gute halten.“ Die ganze Stelle verdient S. 17. u. f. nachgelesen zu werden. Er weiset hierauf auch diejenigen zurechte, die es im Grunde gut meinen, wirkliche Liebe zu Gott hegen, und nur dafür halten, daß diese Liebe zu Gott uns alles lehren müsse, und daß es daher keines weitläuftigen Unterrichts aus der Moral bedürfe. Er zeigt diesen Leuten, daß ohne Erkenntniß keine wahre Liebe zu Gott entstehen könne, und daß auch, wenn diese wirklich schon da ist, dennoch das beständige Studium der Moral etwas sehr nothwendiges und heilsames sey. Bey dieser Gelegenheit kommt der Verf. auf verschiedene wichtige Untersuchungen, er prüft ziemlich ausführlich die Begriffe von Tugend und Gottseligkeit, von den Folgen der guten und bösen Handlungen, und von der zu-

künftl-

künftigen Seligkeit. Wir können hier demſelben unmöglich folgen, ohne weitläuftig zu werden; nur über ein paar Stellen wollen wir etwas weniges ſagen, um unſre Leſer auf die abgehandelte Materien deſto aufmerkſamer zu machen. Zuerſt fällt uns eine ſchöne Stelle Seite 24. u. f. zur Empfehlung der Toleranz in die Augen. Sie iſts werth, daß ſie von den intoleranten Männern unſrer Zeit beherziget wird. „Ich „vermiſſe“ heißt es daſelbſt „bey ſonſt recht guten Chriſten, „nichts ſo ſehr als Billigkeit und Liebe gegen die, ſo über die„ſes und jenes in der Religion anders denken, als ſie. Sie „haben dies nicht ſobald gehört, ſo entſteht Argwohn von böſen Abſichten; ſcheint ihnen etwas ſehr ausgemacht, ſo kann „der andre unmöglich die Wahrheit erkennen, er muß ſie nicht „erkennen wollen, er iſt nicht redlich, man widerſpricht ihm, „und er wird nicht überzeugt; er iſt dahin gegeben in verkehr„ten Sinn. Nun iſt des Seufzens und Klagens und Ver„dammens kein Ende. Die Liebe erkaltet nicht nur, ſie ver„wandelt ſich in Haß. Was der andre auch Gutes hat, „wer weis mit alle dem, was dahinter liegt, deſto gefährli„cher iſt der Mann, weil er ſo guten Schein hat; deſtomehr „muß man vor ihm warnen — und ſo wird Haß und Ver„unglimpfung, und Verfolgung und Hinderung deſſen, was er „Gutes thun könnte, ſogar Pflicht u. ſ. w.“ Wir empfehlen das folgende bis S. 29. zur redlichen Unterſuchung, und wünſchen zugleich, daß viele, deren Bild ſo ganz Naturgemäß hier gezeichnet worden iſt, vor ihrer eignen Geſtalt erſchrecken mögen. — Ueber die Schwierigkeiten, welche bey Erkenntniß unſrer Pflichten vorkommen, ſagt der Verf. S. 49. u. f. viel wahres; indeſſen hätte doch mancher Satz mehrerer Beſtimmung und weiterer Erklärung bedurft, wenn er von weniger geübten Leſern richtig verſtanden werden ſollte. Dahin gehört z. E. wenn S. 52. gefragt wird: „will denn „Gott nicht alles was mir nützlich iſt?“ Antw. „nein, ſo ge„radezu läßt ſichs nicht behaupten. Und wenn auch, ſo kann „Gott vieles wollen, wovon wir den eigentlichen Nutzen „nicht abſehen können,“ und S. 57. „Kann nun Gott die „Nutzbarkeit unzähliger Dinge erkennen, die für unſre Kurz„ſicht verborgen iſt; ſo kann er auch vieles wollen, wovon „wir — außer dem, daß wir wiſſen, es ſey ſein Wille, und „er werde uns nichts zumuthen, was uns nicht gut ſeyn „ſollte — nicht den geringſten Nutzen abſehen können. u. ſ. f.“ Was der Verf. zur Erläuterung dieſer Sätze beybringt, hat uns

uns kein Genüge gethan; ob wir gleich glauben, daß denselben unter nöthigen Einschränkungen ein gesunder Sinn gegeben werden könne. Es ist ja allerdings wahr, daß wir bey der Regierung Gottes und bey Anordnung unsrer Schicksale nicht immer sehen können, warum Gott dieses und jenes thut, und uns blos in Erkenntniß seines Willens beruhigen müssen; auch ists gewiß, daß wir unsre Handlungen nicht allein nach dem unmittelbaren Nutzen derselben würdigen dürfen: indessen ists doch eben so ausgemacht, daß Gott nie was thut, welches nicht seinen Geschöpfen, im Ganzen betrachtet, das nutzbarste wäre, und wobey er nicht zugleich auf den Vortheil eines jeden Individuums aufs möglichste Rücksicht nehmen [illegible] daß es ferner kein einziges Gebot, weder in der philosophischen noch christlichen Moral gebe, dessen Nutzbarkeit wir nicht in vieler Absicht erkennen müßten, und in der letztern um so weniger, da alle darin vorkommende Gebote durch die deutliche Verheißung einer zukünftigen Vergeltung unterstützt werden; daß endlich es von der weisen Güte Gottes gar nicht zu erwarten stehe, daß er seinen vernünftigen Geschöpfen iemals solche Sittengesetze geben werde, die ihnen wirklich schädlich sind, oder deren Nutzbarkeit sie schlechterdings nicht einsehen könnten; indem, wenn es etwa blos zu ihrer Prüfung geschehen sollte, doch wenigstens diese Absicht, die den Nutzen des Gebots selbst in sich schließen würde, bekannt gemacht werden müßte, weil sonst kein hinreichender Bewegungsgrund zum Gehorsam und kein wahrer Glaube an Gott statt finden könnte. — Wir sagen hier nichts neues; nichts, worin der einsichtsvolle Verf. uns nicht beystimmen sollte: aber wir finden doch diese Sätze in den erwähnten Stellen nicht genugsam aus einander gesetzt, und so vor Misdeutungen verwahrt, wie die Wichtigkeit der Sache es wirklich erforderte. Eben das müssen wir auch von einer ähnlichen Stelle S. 113 und 114. sagen. Der Verf. behauptet daselbst, daß **uns Gott seine Absichten bey gewissen Geboten verborgen habe, um uns zum Gehorsam zu gewöhnen**; so wie ein Vater oft sein Kind **durch sein bloßes Ansehen** regiert, und es an **einen blinden Gehorsam zu gewöhnen** sucht. Zur Erläuterung wird hierbey die Veranstaltung Gottes angeführt, „welche die Schrift Versöhnung der Menschen mit Gott nennt, „und mir zur göttlichen Erbarmung anders keine Hoffnung „macht, als wenn ich mich mit meinem Glauben an diesen „für mich gestorbenen Heyland halte — gesetzt, daß ich da-

„die

„die besondern Absichten nicht ausfündig machen könnte, die „Gott bey dieser Veranstaltung gehabt haben mag: wär es da „genug, nur bey diesem Gegenstand stehen zu bleiben; wär „es recht, dies für den letzten Zweck des Christenthums zu „halten; so ganz zu vergessen, was die h. Schrift deutlich und „oft sagt, daß alles dieses veranstaltet sey zur Ehre Gottes des „Vaters — Wär's da nicht unsre Pflicht diesen Glauben als „ein Mittel anzusehn, uns die Liebe Gottes eindrücklich zu ma„chen? u. s. w.“ Im Ernst, wir verstehen hier den Verf. nicht recht, oder es ist uns unbegreiflich, wie er hier Sachen zusammengebracht hat, die nicht zusammen gehörten — wie er von verborgenen Absichten Gottes reden kann, da doch in der Moral alles deutlich genug für sehende Augen ist — vom blinden Gehorsam, den die Vernunft nicht kennet, und die h. Schrift in keiner Sylbe fodert — von der Veranstaltung unsrer Erlösung durch Christum, da er beweisen will, daß die Absichten Gottes bey seinen Sittengesetzen oft darum verborgen sind, damit wir destomehr im Vertrauen und Gehorsam gegen ihn geübt werden mögten — und eben so wenig begreifen wir, warum er dies alles auf eine Art thut, wodurch die Sache nicht klärer, nicht entschiedener wird; durch wiederholte Fragen in einem so schwankenden Tone, der den Leser selbst in Unentschlossenheit läßt, und nur zu neuen Fragen und Zweifeln Gelegenheit giebt! — Es ist wahr, Gott kann vielleicht manche besondere Absicht bey Sendung seines Sohnes in die Welt gehabt haben, die wir nicht ergründen können; aber wir wissen doch genug, und manches steht so klar da in der Schrift, daß wir hinreichende Ursachen haben, Gott darüber zu verehren, und seine Güte und Weisheit zu bewundern. Es ist also wahrlich kein blinder Gehorsam, den wir Gott leisten, wenn wir an seinen Sohn glauben; wenigstens soll es nicht seyn; da wir ja Mittel und Gelegenheit haben, richtige Erkenntniß zu erlangen. — Eben so muß die Liebe Gottes, welche in dem Erlösungswerke so sichtbar geworden ist, uns allerdings zum Vertrauen und Gehorsam gegen Gott ermuntern. Wie könnte das aber geschehn, und wie würden wir Gottes Liebe aus diesen Veranstaltungen erkennen, wenn uns nicht seine Absichten selbst, wenigstens der Hauptsache nach, bekannt wären? — Und so glauben wir überhaupt, daß es solche Fälle gar nicht giebt, wo uns Gott (nach des Verf. Ausdrucke S. 108.) nach seinem bloßen Belieben etwas vorgeschrieben hat, das ist, wo er moralische

Pflichten

Pflichten gebietet, um uns nur Gehorsam zu lehren, und stärker an sich zu gewöhnen. Es müßte in solchem Falle Gottes Absicht gar nicht zu errathen seyn, das Gebot müßte mit den übrigen Pflichten gar nicht zusammen hängen, man würde gar keinen Nutzen desselben einsehen, und es eben so wenig aus den Eigenschaften Gottes und unsern Bedürfnissen herleiten können; man müßte es erfüllen, ohne zu wissen, warum? bloß darum, weil der Gesetzgeber es will. Ob Gott so etwas gebieten könne, dürfen wir hier nicht untersuchen. Aber, daß ers nicht gethan habe, behaupten wir dreist; und berufen uns dabey auf eine nähere Untersuchung der ganzen evangelischen Sittenlehre. Jede Erfüllung der Pflicht ist freylich Uebung; aber nicht blinder Gehorsam; sie geschieht mit Absicht, zu unserm Vortheil, und eben dadurch auch zur Ehre Gottes. Was hingegen aus der ältern biblischen Geschichte und aus den Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes, oder aus den besondern Schicksalen einzelner Menschen eingewandt werden könnte, trifft die allgemeine Sittenlehre nicht, und noch weniger kann man es auf die Moral Jesu anwenden. Doch wir müssen abbrechen. Wir wiederholen es nur, daß wir dies alles nicht zur Belehrung des Verf., an dessen Beystimmung wir nicht zweifeln dürfen, sondern nur zur Verhütung mancher Misdeutung gesagt haben. Uebrigens sind in diesem ganzen Abschnitte sehr viele reichhaltige schöne Anmerkungen, die wir dem Nachdenken der Leser recht sehr empfehlen müssen. Wir wollen nur ein paar davon zum Beweise anführen. S. 72 u. ff. untersucht der Verf. wie die Erkenntniß der Pflicht ins Wollen, und der Wille in die That übergehe. Eine höchst wichtige Frage, die hier zwar nicht ausführlich beantwortet werden konnte, wovon jedoch so viel gesagt ist, daß man eine sichere Spur hat, der man in weitern Nachforschungen folgen kann. — Nicht minder schön und wichtig sind die Betrachtungen über die künftige Seligkeit S. 120 u. ff. Der Verf. zeigt hier, daß dieselbe nicht bloß im Genuß, oder in unthätiger Ruhe bestehe; daß von der Uebung im Guten der Grad der Seligkeit abhange; daß hierunter die Lehre von der aus Gnade zu erlangenden Seligkeit nicht leide; daß die ganze Seligkeit des Tugendhaften nicht allein auf jene Welt einzuschränken sey, u. s. w. Gern schreiben wir manche Stelle ab, wenn der Raum es erlaubte.

Wir

Wir übergehen den zweyten Hauptgrund wider die Moral: daß sie nämlich nicht immer den angeblichen Nutzen stifte; auch den dritten: daß die Moral und Kenntniß der Pflichten es nicht eigentlich sey, die jenen Nutzen hervorbringe; und halten uns nur beym vierten Gegengrunde etwas auf, der darinn besteht: daß das Studium der Moral schädlich sey. Hier untersucht der Verf. zuförderst, was Tugend sey, und ob die Tugend allein glücklich mache. Er leugnet dies von jeder Tugend, die ohne Religion ist, und giebt es nur von derjenigen zu, welche den Glauben an Gottes besondere Vorsehung, Beystand und Vergeltung als ein wesentliches Stück in sich schließt. Um diesen Satz noch mehr zu bestätigen, wendet er sich zur Untersuchung der Folgen unserer Tugend, zeigt, daß sich dieselbe nicht immer selbst belohne; daß die natürlichen guten Folgen derselben nicht zu unserer Glückseligkeit hinlänglich sind; daß Gott aus freyer Güte willkührliche Belohnungen darauf folgen lassen könne und müßte, wenn unser Glück vollkommen werden solle; und daß daher nicht die bloße Tugend an und für sich, sondern Tugend und Glaube zusammengenommen als das Mittel zur Glückseligkeit angepriesen werden müsse. Wir stimmen hier zwar dem Verf. in der Hauptsache bey; wünschten aber doch, daß er manche Begriffe, z. E. von den willkührlichen Belohnungen der Tugend, und in wiefern dieselben willkührlich sind, und ob und wie weit sie hier schon in diesem Leben statt finden, noch sorgfältiger untersucht und jedesmal bestimmter angezeigt hätte, von welcher Tugend und welcher Glückseligkeit er rede. Wir haben hierüber schon vorne unsre Bedenklichkeit geäußert, daher wir weiter gehen, um noch einige andere merkwürdige Stellen dieses Buchs den Lesern bekannt zu machen.

S. 211 u. ff. folgen sehr schöne practische Bemerkungen über den Vortrag der Moral. Der Verf. eifert mit Recht über das trockene Moralisiren und Demonstriren. Man soll von Gottes Vaterliebe predigen (S. 215.); den Menschen in sein eignes Leben hineinführen; ihn auf sein Herz und auf die Folgen seiner Handlungen, auf die Ruhe eines guten Gewissens, aufmerksam machen; auch oft auf das Exempel Jesu hinweisen u. s. w. Er untersucht hierbey kürzlich, wie die Glaubenslehren practisch vorgetragen werden sollen, und sagt S. 218 sehr richtig: „Lehren, wovon der, welcher sie hört, „gar keinen Einfluß auf sich und seine Glückseligkeit einsieht, es

„ſey, daß ſie in keiner ſolchen Beziehung ſtehen, und in ſich un„fruchtbar ſind, oder daß ſie ihm nicht ſo anſchauend darge„ſtellt werden, daß ſie ihre Wirkung thun können, werden „gerade ſo wenig Eindruck machen, als die bloßen Tugendleh„ren.“ Sehr wahr, und ſchon oft erinnert! wenn man's doch einmal recht überlegen, glauben und wirklich darnach handeln wollte! Aber noch immer kommen Predigten zum Vorſchein, in welchen der Verſtand der Menſchen durch den Vortrag abſtruſer Lehren ſo jämmerlich genarthzüchtigt wird, daß man Mitleiden haben muß mit den Predigern, die das für erbaulich halten können, und mit den Zuhörern, die keine beſſere Speiſe zu ihrer Erbauung bekommen. — Eben ſo ſehr verdient die ganze Unterſuchung des V. über die ſpäte Beſſerung von S. 220 an erwogen zu werden. Ganz vollſtändig und in aller Abſicht genugthuend iſt ſie zwar nicht; aber doch richtig und brauchbar für jeden Freund der Religion und beſonders für Lehrer und Beobachter des menſchlichen Herzens. Der Verf. geht den Mittelweg und hält den Aufſchub der Beſſerung allerdings für höchſt gefährlich; glaubt indeſſen doch, daß es auch auf der andern Seite übertrieben werde. Wir glauben dies mit ihm; nur gefällt uns die Hitze nicht, mit der er gegen die letztern ſtreitet. Wenige haben, ſo viel wir wiſſen, die Sache ſo weit getrieben, daß ſie die ſpäte Buße für ganz unmöglich ausgegeben hätten. Man hat ſich auf beyden Seiten nicht immer beſtimmt genug ausgedrückt, und im Affect manches Wort geſprochen, was gemißdeutet werden konnte. Ruhige Unterſuchung der Sache und ſorgfältige Beobachtung der Menſchen, beſonders auf dem Kranken- und Sterbebette, lehrt uns die rechte Mittelſtraße halten. Vielleicht ließe ſich denn die hier aufgeworfene Frage: ob Sicherheit oder Verzweiflung gewöhnlicher und gefährlicher ſey? noch beſtimmter beantworten, als vom Verf. geſchehen iſt. Nach der Erfahrung, die ſich Recenſ. in einer ziemlich langen Amtsführung erworben hat, kömmt die letztere viel ſeltner vor, und ihr iſt, wo ſie nicht etwa aus ſchwarzem Blute entſpringt, und alſo ſelbſt Krankheit iſt, weit eher zu rathen, als der Sicherheit. Auch werden's alle Prediger, die zu unpartheyiſchen Beobachtungen Geiſt haben, bezeugen müſſen, daß der Satz des Verf., daß dem Menſchen auf dem Krankenbette die Furcht natürlicher ſey, als die Hoffnung, ſchlechterdings nur von ſolchen Leuten, die gute Religionskenntniſſe beſitzen, gelte. Kaum ſollte man's glauben, wenns nicht die Erfahrung lehrte, wie gleichgültig viele Menſchen dem Tode entgegen

gegen ſehen können, ob ſie gleich nichts weniger als wahre chriſtliche Hoffnung haben. Es iſt warlich ſo leicht nicht, ſolche Leute zur Verzweiflung zu bringen, wenn man's auch wirklich darauf anlegen wollte; und wenn wiederholte fürchterliche Vorſtellungen auch endlich Schrecken und Angſt in ihre Herzen gebracht hätten, ſo iſts doch nur etwas Vorübergehendes, wofern man nicht Zeit hat, dem Verſtande die nöthigſten Kenntniſſe des Chriſtenthums beyzubringen, und nach und nach Gefühl gegen Gott und Religion zu erwecken. Anders iſt's freylich mit bloß leichtſinnigen Menſchen, wenn ſie zumal die Religionswahrheiten kennen, und noch nicht alle Empfindung gegen dieſelben verlohren haben. Dieſen Unterſchied unter ſichern und leichtſinnigen Menſchen macht der Verf. auch; aber er hätte, dünkt uns, auf die erſtern noch mehr Rückſicht nehmen und die Fälle beſſer beſtimmen müſſen. Merkwürdig iſt folgende Stelle S. 225: „ich würde es — ſoll ich ſagen, vergeben? — nein, ich würde es loben, wenn jemand einen reuigen Sterbenden — ich ſage nicht: ſelig ſpräche, aber doch — auf Gottes Barmherzigkeit und das Verdienſt Jeſu hinwieſe, geſetzt, daß der Troſt Jeſu auch für den Menſchen nicht gehörte. Möchte er doch irren, ſo irrte er aus Menſchenliebe, die einem Leidenden ſeinen Kampf erleichtern will, irrte vielleicht aus kindlichem Herzen, das beſorgt iſt, von dem Vater der Menſchen nicht zärtlich genug zu denken. Wozu ſoll hingegen die Ankündigung: es iſt zu ſpät! für den Sterbenden? den kanns ja nicht beſſern — für die Zurückbleibende? So predigt den Lebendigen, und überläßt die Todten ihrem Herrn. —“ Wer ſo, wie der Verf., ein Herz voll warmer Menſchenliebe hat; wer unbereitete Sterbende im letzten Todeskampfe geſehen und als Lehrer beſucht hat; wer die Pflichten eines evangeliſchen Lehrers nach ihrem ganzen Umfange und Zwecke kennt, der wird ohne Bedenken dieſe Stelle in der Hauptſache unterſchreiben; wird ſich ſcheuen, Menſchen zu verdammen, die noch nicht vor'm Richterſtuhle ſtehen, vergeblich Wunden zu ſchlagen, die nicht mehr geheilt werden können. Aber doch paßt dies nur auf Sterbende in der letzten Noth, nur dann, wenn der Lehrer wahrnimmt, daß andere Vorſtellungen durchaus fruchtloß ſind. So lange noch Ueberlegungen auf Seiten des Kranken möglich ſind, und der Krankheit Ausgang noch ungewiß iſt: wird es am ſicherſten ſeyn, mit Ermahnungen und Belehrungen im liebreichen mitleidigen Tone, ohne ſchreckliche Drohung und Verdammung fortzufahren,

auf wirkliche Aenderung des Sinnes zu dringen, und nur entfernte und bedingte Hoffnungen zu machen. In allen diesen Fällen aber, wenn man nämlich mit Leuten zu thun hat, die bis zum Krankenbette sicher oder leichtsinnig gewesen sind, werden eigentliche Tröstungen und Anpreisungen des Verdienstes Jesu zu frühzeitig kommen, und selbst denn, wenn sich Spuren der Sinnesänderung zeigen, mit vieler Behutsamkeit zu gebrauchen seyn. Man weiß ohnedas, was für ein verderblicher Misbrauch mit der Lehre von Christi Verdienst auf dem Sterbebette getrieben wird, und wie sehr es da des Lehrers Pflicht wird, vielen herrschenden Vorurtheilen und Aberglauben entgegen zu gehen? — S. 227. merkt der Verf. zwar ganz richtig an, daß es bey späten Bekehrungen sehr schwer und vielleicht unmöglich sey, von seiner künftigen Seligkeit Gewißheit zu erlangen; er schränkt aber diesen Ausspruch gleich wieder auf eine Art ein, die uns nicht gefällt. Es heißt S. 228: „Ich kann oft gewisse Folgen natürlicher Weise nicht „erwarten, und doch fühle ich etwas in mir, — es komme „nun, woher es wolle — das mirs unmöglich macht, die und „die Folgen zu fürchten, und mich mit einer Gewißheit erfülle, die ich mir nicht erklären kann. — Ich möchte wissen, „warum es unmöglich seyn sollte, daß Gott, der in Austheilung seiner Wohlthaten ungebunden ist, einem, der sich spät „bessert, gleichwohl eine besondere, ihm aus seinen vormaligen Umständen nicht erklärbare Gewißheit von seinem künftigen Schicksale gäbe.“ Unmöglich ists Gott freylich nicht, dies zu thun; aber wie will der Verf. die Wirklichkeit der Sache, daran doch eigentlich alles gelegen ist, beweisen? In der Bibel steht unsers Wissens nichts davon; sondern sie weiset uns immer auf die sichern Kennzeichen des Christenthums hin, um darnach durch Selbstprüfung unsern Gnadenstand beurtheilen zu lernen. Und was die Erfahrungen betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß viele Personen bey einer späten Buße auf dem Todtenbette sich solcher Gewißheit gerühmt haben; es ist aber auch eben so gewiß, daß dieselbe entweder bloß das Werk einer durch gewisse Bekehrungsmethoden erregten Einbildungskraft, oder was erzwungenes, oder zuweilen auch die Folge einer vernünftigen Selbstprüfung nach den Regeln des Christenthums gewesen, welcher letztere Fall jedoch äußerst selten statt finden wird. Mag doch zuweilen in gewissen zukünftigen und zufälligen Begebenheiten dieses Lebens eine dunkle Ahndung den Ausgang vorhersagen! In der Sache unserer ewi-

gen

gen Seligkeit kann das unmöglich Anwendung leiden; wir mögen es nun aus natürlichen Kräften unsrer Seele, oder aus einer außerordentlichen Einwirkung Gottes erklären. Und wozu brauchen wir solche Behelfe und schwankende Hypothesen, da wir richtigen und klaren Unterricht über diese Sache im Worte Gottes finden? Fehlts etwa an Leuten, die ihre dunkeln Gefühle zum Grunde ihrer Gewißheit im Christenthume machen, und sich dieser und jener göttlichen Einwirkungen rühmen? — Sollten wir den Verf. hier unrecht verstanden haben, so bitten wir um Verzeihung. Aber er hätte sich dann wenigstens in einer so delikaten Sache deutlicher und ausführlicher erklären müssen.

Was im folgenden noch zur Vertheidigung einer spätern Besserung und Hinwegschaffung mancher Vorurtheile in dieser Sache gesagt wird, verdienet Beyfall, Prüfung und Beherzigung. Vorzüglich hat uns das gefallen, was von der unmerklich fortschreitenden und zuweilen plötzlich ausbrechenden Besserung mancher Menschen, ziemlich ausführlich angeführt wird. Wenn die Leser damit dasjenige vergleichen wollen, was hierüber an verschiedenen Orten unserer Bibl. und besonders Band XII, St. 2. bey Recension der Baumgartenschen Moral angemerkt worden ist, so werden sie viele Uebereinstimmung und zugleich weitere Aufklärung dieses und jenen Punctes finden. Wir sehen uns genöthigt, alles, was wir bey einer so wichtigen und fruchtbaren Materie noch sagen könnten, zurück zu lassen, zumal da wir hoffen können, daß dies Buch bereits in vielen Händen seyn werde. Nur mit zwey Worten wollen wir zum Schluß die beyden letzten Hauptgründe der Gegner wider die Moral, mit deren Widerlegung der Verf. sich am Ende seines Buchs beschäftigt, anführen. Es sind folgende: fünftens, die Moral mache den Menschen muthlos, und sechstens, sie verleite zum Heidenthum und Naturalismus. Man sieht leicht, wie viel Gelegenheit hierbey zu nützlichen Anmerkungen vorkomme, und wir versichern die Leser, daß der Verfasser selbige mehrentheils glücklich genutzt hat.

Br.

Unterthänige Vorschläge, den Krieg der Protestanten mit den Verbesserern ihres Lehrbegriffs zu endigen,

und eine heterodoxe Universität anzulegen. Gedruckt in Deutschland. 1776. 8. 71 Seiten.

Abermals ein Spottschriftchen auf die vom herrschenden Lehrbegriffe der Kirchenparthey abweichenden Lehrer, welches für die Geschwornen der Secte ein rechtes Labsal seyn wird. Das Ding ist nicht übel geschrieben. Zu Anfange läßt es, als ob der V. die streitige Sache zwischen Heterodoxen und Orthodoxen so ganz ehrlich, billig, unpartheyisch untersuchen wollte. Dies gefiel uns. Aber in der Folge und gegen das Ende wird es in so einem Maaße hämisch und bitter, als es nur seyn kann. Ob dies oder jenes, welches von der einen oder der andern Parthey behauptet wird, schriftmäßige oder nicht schriftmäßige Wahrheit sey? darauf kommt es dem V. nicht an, das will er nicht entscheiden, und hält es auch für unmöglich zu entscheiden. Genug die lutherische oder reformirte Kirche ist, so wie die katholische, eine von den dreyen im deutschen Reiche gesetzmäßig etablirten Gesellschaften, deren Glieder ein Recht haben, sich über einen Lehrbegriff, den sie für wahr und billig halten, zu vereinigen. Wer in ihr Lehrer seyn will, muß diesen und keinen andern Lehrbegriff auf der Universität erlernen, und ihn hernach treulich der Kirche überliefern. Einen Heterodoxen will sie eben so wenig zum Lehrer in ihrem Dienste haben und besolden, als der Barbierer einen Gesellen, der nicht nach seinem Sinne einen Bart zu putzen versteht; oder der Bauer einen Ackerknecht, welcher so naseweise ist, ihm vorzuschreiben, er müsse sein Feld anders, als er es in seiner Gegend gewohnt ist, bauen; oder als irgend jemand demjenigen Tischler das Macherlohn bezahlen würde, der ihm aus den nußbaumenen Dielen und Brettern, so er ihm gegeben, statt der bestellten Commode eine Wiege verfertiget hätte, wenn sie auch noch so fein und künstlich gearbeitet wäre. Dem Heterodoxen sey es freylich unverwehrt, nach seinem Gewissen das zu glauben und selbst öffentlich zu lehren, was er für Wahrheit hielt. Es sey billig, daß ihm diese Freyheit allenthalben von der Obrigkeit verstattet würde: denn von Rechtswegen, wenn der Landesherr nicht durch Verträge gebunden wäre, wie die Fürsten im deutschen Reiche durch den Westphälischen Frieden, müßten auch Arianer und Socinianer überall so gut freye Religionsübung haben, als Katholiken, Lutheraner und Reformirten. Allein die neuen Reformatoren

matoren müßten nicht verlangen, lutherische oder reformirte Lehrer zu heißen, sie müßten von der Kirche und deren Obrigkeit, deren Confession sie doch, ohne daß es einmal viel Leute merkten, nicht gemäß predigten und schrieben, keine Besoldung verlangen, so wenig als Luther nach seiner Trennung von der römischen Kirche vom Pabste Besoldung verlangt hätte; sondern sie müßten frey heraussagen: Wir gehören nicht zu euch, wir mögen eure Besoldung nicht, können sie nicht mit gutem Gewissen annehmen. Dünkte ihnen das ein gros Opfer und fänden sie sich gleichwohl vom Wahrheitstriebe gedrungen, an der Verbesserung des kirchmäßigen Lehrbegriffs zur Beförderung der Sache Gottes fernerhin zu arbeiten, nun! so müssen sie von der Kirche ausgehen und Gott vertrauen, daß er ihnen schon anderswo Brod geben würde, auch allenfalls die Märtirerkrone zu tragen sich nicht scheuen. Es würde auch vielleicht so übel nicht werden. Sie müßten es versuchen, irgendwo in einer großen Stadt, wie z. B. in London nicht ungewöhnlich wäre, neue Secten, Kirchen und Gemeinen zu stiften. Sie könnten ja damit anfangen, daß sie sich zuerst einen großen Saal in der Stadt mietheten und öffentlich predigten, bis sie das Glück hätten eine Gemeine zusammen zu bringen. Von dem Gelde der Leute, die sich zu ihnen gesellten und ihre Lehrbegriffe annähmen, würden sie dann vielleicht in den Stand gesetzt werden, Kirchen zu bauen, welches ihnen, wie in allen Freystaaten, nicht verwehrt werden dürfte, und einen sichern Fond zu ihren Besoldungen aufzubringen. Oder, wenn das nicht gehen wollte, könnten sie sich ja nach Amerika verfügen, wo noch große unbebauete Gegenden wären, wo die Menschen größtentheils noch im Stande der Unschuld lebten und von der Erbsünde nichts wüßten. Da könnten sie sich anbauen und auf beliebige Art arianische, socinianische, pelagianische, oder wie sie sich nennen wollten, Gemeinen errichten, wie man in mehrern Ländern Herrnhuter- oder Quäckergemeinen hätte — Und weil viele Aeltern in Deutschland, die ihre Kinder auf eine lutherische oder reformirte Universität schickten, den Lehrbegriff ihrer Kirche daselbst zu lernen, itzt schwürig darüber wären, daß sie ihn nicht lernten, auch hernach, wenn es durch die Consistorien im Lande bekannt würde, ihre Söhne taugten nicht zum Lehramte in der Kirche, weil sie dessen Lehrbegriff nicht verstünden, die Hände über dem Kopfe zusammen schlügen, daß das Geld zum Studiren weggeworfen wäre: so möchte es rathsam seyn, eine hetero-

dere Universität zu errichten, die noch nirgends wirklich wäre, aber ohnfehlbar viel Zulauf haben würde, auch des Cameralischen Nutzens wegen gar wohl obrigkeitliche Unterstützung verdiente. Alsdenn würde weiter niemand hinterjagen werden; sondern eine jede Parthey, möchten deren auch noch so viele entstehen, völlige Gewissens-, Religions- und Lehrfreyheit genießen, und es würden die glückseligen Zeiten eintreten, wo ein jeder unter seinem eigenen Weinstocke und Feigenbaume wohnete, von denen der Prophet weissagte: die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen, und die Pardel bey den Böcken.

Dies sind so im kurzen die unterthänigen Vorschläge des ungenannten V. auf Treu und Glauben angezeiget. Da die Männer, über welche es hier hergeht, aus ihren Heterodoxien kein Hehl gemacht, sondern sie unter ihrem Namen freymüthig und öffentlich heraus gesagt haben: so wäre es wohl billig gewesen, daß der V. sich auch Namenkundig gegeben hätte. Aber das muß er sich wohl nicht getrauet haben. Es ist eine alte Anmerkung, daß manche Schrift gar sehr den Character des Autors verräth, und wider seinen Willen den Leser in sein Herz hinein blicken läßt. Von dieser gilt sie auch. Ein Mann, er sey orthodox oder heterodox, der von der Würde und Wichtigkeit der Religion ein Gefühl hat, kann in Sachen, welche sie angehen, so leichtsinnig nicht schreiben, und wird sich dergleichen hämische Spöttereyen sicherlich nicht erlauben. Rez. hat sie sich nie in Ansehung der Gegenparthey verstattet, und tadelt es äußerst, wenn unbesonnene, schlecht denkende Heterodoxen gelehrte und achtungswürdige Orthodoxen verlachen. Aber eben so sehr mißfällt es ihm auch, wenn der Orthodox den Lacher und Spötter spielen will, wie es itzo Sitte ist, und unsere Bibliothek häufig vor jedermanns Augen legt. Die Sache, die hier verhöhnt wird, hat denn endlich eine viel ernsthaftere und ehrwürdigere Seite, von der fromme Orthodoxen und Heterodoxen sie ansehen. Der Wachsthum der theologischen Hülfswissenschaften, die freyeren, unsern Vorfahren nicht öffentlich vergönnten Untersuchungen über Lehrsätze der Religion, haben nothwendig Veränderungen und größere Aufklärungen in der christlichen Erkenntniß nach sich ziehen müssen. Zu sagen; davon muß in der Kirche kein Gebrauch gemacht werden; genug es steht mit der Kirche wie mit einer bürgerlichen Innung, und du Lehrer mußt in ihr innungsmäßig gerade eben so über alle Lehrpuncte lehren, als vor hundert und zweyhundert Jahren gelehret worden; das stößt offen-

bar

gar gegen die gesunde Vernunft an, und es ist unverzeihlicher Undank gegen Gottes Vorsehung, der diese gröſsern Aufklärungen entstehen lieſs. Leider! ist Christus schon getheilt genug in seiner Kirche. Soll er noch mehr getheilt werden? Neue Sekten sind also ohne den äuſsersten Nachtheil, der allen daher zu besorgenden Schaden, wenn nicht mehr ächt lutherisch oder ächt calvinisch in der Kirche gelehrt würde, weit überwiegt, wohl nicht anzurathen. Man sage, was man wolle, rechtschaffenes Christenthum zu lehren, wie es sich im Herzen und Leben der Bekenner Jesu zu ihrer Beruhigung, Besserung und Hoffnung auf jene Welt thätig beweisen soll, dazu gehört wahrhaftig mehr, als bloſs die Unterscheidungslehren der Kirchenpartheyen, mehr als bloſs Dreyeinigkeit, höchste wesentliche Gottheit und Genugthuung Christi und Erbsünde predigen. Wenn nur in dem nichts geändert, nur das allgemein von den christlichen Predigern (wie ein jeder die Vorstellungen und Ausdrücke davon der biblischen Wahrheit am gemäſsesten findet) mit Gewissenhaftigkeit getrieben wird, was alle und jede, den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Weisen wie den Einfältigen, wahrhaftig fromm, getrost und glückselig für itzt und die Zukunft macht: so wird das Christenthum nicht untergehen, sondern die christliche Welt sich sehr wohl dabey stehen, wenn auch alle Namen nach **Luthern** und **Calvin**, wie nach **Kephas**, **Apollo** und **Paulus** einmal völlig aufhörten. Polemisiren für die Secte taugt ohnehin auf der Kanzel nichts. Es ist die leerste Einbildung von der Welt, wenn Orthodoxen oder Heterodoxen glauben, daſs das Reich Gottes dadurch gebauet werde. Gottlob! daſs auch immermehr verständige Christen aus allerley Ständen einsehen lernen, worauf es eigentlich bey dem christlichen Glauben und der christlichen Gottseligkeit ankomme. Wenn diese nur überall geschätzt und geübt werden, ob **Luthers** oder **Calvins** Lehre wörtlich fortgepflanzt werde, daran wird weit weniger liegen. Freylich wer sich von der christlichen Lehre den läppischen Begriff macht, daſs sie zum Gebrauch des einen nothwendig **wie eine Commode**, und zum Gebrauch des andern nothwendig **wie eine Wiege** geformt seyn muſs, je nachdem er sie sich so oder so bestellt hat; wer sie als ein Feld betrachtet, das jeder Eigenthümer nach seinem Eigensinne zu schmalen oder breiten Furchen umgepflügt verlangen kann, weil das Feld doch ihm und keinem andern gehört, und den Lehrer einer Kirche mit dem gedungenen Baubiergesellen, der den Leuten den Bart abnimmt,

nimmt, in ähnliches Verhältniß setzt, der macht sich und seine Sache zu verächtlich, als daß man sich mit ihm darüber einlassen könnte. Da überdies in der angezeigten Brochüre kein einziger Einwurf vorkömmt, über den sich die Verfasser unserer Bibliothek nicht mehrmalen häufig erklärt hätten: so wollen wir auch nichts weiter hinzusetzen.

T.

Conjekturen über das Neue Testament, zuerst gesammlet von Wilh. Bowyer, aus dem englischen der zwoten Ausgabe übersetzt, und durchaus mit Zusätzen und Berichtigungen bereichert von Joh. Christ. Friedr. Schulz, Prof. — in Gießen. Erster Theil. Leipzig. 1774. Zweyter Theil. 1775. Zusammen 608 Seiten, 8.

Bey der fast ungeheuern Menge von Hülfsmitteln, die wir zu Berichtigung des Textes des N. T. entweder schon haben; oder uns doch, wenn wir nur wollten, verschaffen könnten, darf der Conjekturalkritik bey dem N. T. so viel nicht eingeräumt werden, als bey den Schriften andrer alten Auktoren, von denen wir nur sehr wenige oder junge Handschriften kennen, welche noch dazu oft aus einer einzigen Quelle geflossen sind. Es giebt zwar einige Stellen, die der größten Wahrscheinlichkeit nach corrumpirt sind, und bey denen gleichwohl alle bekannte Handschriften, Uebersetzungen und Anführungen der Kirchenväter nicht hinreichen, eine Lesart uns an die Hand zu geben, welche Beyfall verdiente. Aber solcher Stellen sind doch nur wenige; und meistens sind sie von einer solchen Art, und scheinen solche Veränderungen erlitten zu haben, daß auch vom Conjekturiren wenig zu hoffen seyn möchte. Allzu gewagte Conjekturen aber können bey biblischen Büchern nicht füglich zu einer Grundlage neuer Erklärungen gebraucht werden, wenn sie nicht, ihrer Kühnheit ohnerachtet, so leicht, natürlich und einleuchtend sind, daß unter zehn uneingenommenen Kennern, wenigstens sechs ihnen sogleich beyfallen. Dies pflegt aber bey Conjekturen über das N. T. gar nicht der Fall zu seyn. Wenige haben das Glück gehabt andern, als allein ihren Erfindern zu gefallen.

Bey

Bey den allermehresten läßt sich zeigen, daß sie ganz unnöthig sind. Wo aber auch der Text in der That verderbt zu seyn scheint, läßt sich meistens auf mehr als eine Art helfen, ohne daß man leicht entscheiden könnte, welche die allein wahre sey. Man vergleiche z. E. Joh. 19, 29. Apostelgesch. 2, 9. Hebr. 11, 37. Zur Berichtigung des Textes möchte diesemnach die vor uns liegende Sammlung von Conjekturen wenig beytragen. Aber in verschiedenen andern Rücksichten, z. B. um den gesammten Vorrath von Conjekturen nicht nur über einzelne schwere Stellen, sondern auch über den ganzen Text des Neuen Testaments, übersehen zu können; um überhaupt über den Werth oder Unwerth der Conjekturalkritik bey dem N. T. richtig, nach Maasgabe der Erfahrung, vermittelst einer fast vollständigen Induktion urtheilen zu lernen; um durch eine kurz hintereinander angestellte Prüfung so vieler hundert von so verschiedenen Urhebern herrührenden Conjekturen, das kritische Gefühl zu schärfen, und Regeln sich zu abstrahiren, nach welchen die Güte kritischer Muthmaßungen und der Grad ihrer Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann; um durch fehlgeschlagene Versuche auf bessere und wahrscheinlichere Vermuthungen geleitet zu werden; um durch die Betrachtung der unzählbaren Menge ganz unnöthiger oder doch völlig mißlungener Muthmaßungen, welche selbst von den geübtesten Kritikern vorgeschlagen worden sind, die allzugroße Neigung zum Conjekturiren zu zähmen, und uns ein billiges Mißtrauen gegen unsre eigne kritische Einfälle einzuflößen; — in diesen und mehr andern Rücksichten würde uns diese Conjekturensammlung immer sehr schätzbar bleiben, wenn auch unter dem ganzen Haufen kaum sechs zu finden seyn sollten, denen man einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zugestehen müßte.

Die Grundlage des Werks rührt von dem gelehrten englischen Buchdrucker Bowyer her, welcher im Jahr 1763. seiner Ausgabe des N. T. einen Anhang beyfügte, worinn er alle ihm bekannt gewordene Conjekturen gelehrter Männer sammlete. Diese Sammlung ließ er 1772. mit sehr ansehnlichen Vermehrungen besonders abdrucken. Hr. Schulz liefert sie hier in einer deutschen Uebersetzung; aber mit so vielen Zusätzen bereichert, daß das Werkchen nun um die Hälfte stärker geworden ist, und sich der Vollkommenheit um ein großes genähert hat. Es sind nicht nur viele, zum Theil beträchtliche Conjekturen, zumal deutscher Gelehrten, neu hinzugekommen, welche dem Fleiß des englischen Sammlers entgangen waren, sondern

ſondern der Uebeſetzer hat auch oft die von Bowyern ſchon bemerkten Muthmaßungen durch Anführung mehrerer Gelehrten, die ſie gebilligt haben, beſtätigt. Nicht ſelten hat er entweder ſeine eigne oder andrer Kritiker Erinnerungen gegen verwerfliche Conjekturen beygefügt, oder wenigſtens Schriftſteller genennt, welche darüber nachgeſehen werden können. Das Buch hat alſo unter Hrn. Schulzens Händen wirklich ſehr viel gewonnen. Nur wünſchte ich, daß er bey ſeinen Zuſätzen eine ſtrengere Wahl getroffen, und nicht ſo ſehr vieles, was in eine Conjekturenſammlung ſchlechterdings nicht gehört, eingerückt hätte. Schon Bowyer hatte einigemal, jedoch nur ſelten, den Fehler begangen, daß er Lesarten, die in Handſchriften wirklich vorkommen, in der Reihe der Muthmaßungen mit aufgeſtellt hatte. Z. E. über Apoſtelgeſch. 8, 37. ſchreibt er: „dieſen ganzen Vers laſſen die meiſten Handſchrif„ten aus.“ Und über Cap. 10, 12. „Die ſyriſche, koptiſche „und lateiniſche Ueberſetzung laſſen nebſt einigen Handſchriften „καὶ τὰ θηρία aus. Aus Cap. 11, 6. kam es hieher.“ Wie kommen dergleichen Anzeigen in eine Sammlung von Muthmaßungen? Gleichwohl hat Hr. S. hierinn es noch viel öfter verſehen als Bowyer. Z. B. Seite 174. zweymal, bey Joh. 1, Vers 27. und Vers 29. Seite 175. bey Joh. 2, 6. „κεραμία hält Semler für einen ſpätern Zuſatz.“ (aber nicht aus Conjektur; ſondern weil es in einem ſehr anſehnlichen griechiſchen und einigen alten lateiniſchen Handſchriften wirklich fehlt.) Eben das gilt auch von den Schulziſchen Zuſätzen zu Joh. 2, 12. Cap. 4, 9. „ἕως ſcheint Semlern ein „fremder Zuſatz zu ſeyn“ — weil es nemlich in der cambridger Handſchrift fehlt. So verhält es ſich auch mit dem andern Zuſatz zu ebendemſelben Vers, und mit noch zwey andern auf der nemlichen Seite, und Joh. 6, 11. zweymal, und Cap. 12, 1. und Vers 3. u. ſ. f. Sollte das Buch eine neue Auflage erleben, (wie ich hoffe, aller der bittern Klagen ungeachtet, welche der Hr. Ueberſetzer in der Vorrede über die jetzige Vernachläßigung der Kritik des N. T. führet,) ſo wünſchte ich, daß H. S. alle dieſe unnütze Auswüchſe, zugleich mit dem langen Anhang zu Röm. 15. und 16. der doch zur Entſcheidung der ſtreitigen Frage wenig beyträgt, wegnehmen möchte. Hierdurch würde er zu zweckmäſigern Zuſätzen Platz gewinnen, ohne daß das Buch ohne Noth vergrößert und vertheuert werden dürfte. Denn ſo ſehr man dem Fleiß des engliſchen ſowohl, als deutſchen Sammlers Gerechtigkeit wieder-

fahren

fahren laſſen muß: ſo konnte es doch nicht anders ſeyn, als daß beyden viele Conjekturen entwiſchten, die in ſolchen Büchern verſteckt liegen, in denen man ſie nicht ſuchen ſollte, und die ein bloßer Zufall dem Sammler in die Hände ſpielen muß. Ich habe ſogar gefunden, daß aus Hauptbüchern, welche von den Sammlern ſchon gebraucht worden ſind, eine ergiebige Nachleſe zu hoffen ſey. So vermiſſe ich in der ſchon oben erwähnten Stelle Joh. 19, 29. eine nicht nur von Wetſtein, ſondern auch von Euneſii im Interpres pag. 198. bemerkte Conjektur, und zwar gerade diejenige, welche unter allen andern die natürlichſte und ſcheinbarſte ſeyn würde, wenn die Stelle einer Conjekturalemendation wirklich bedürfte, nemlich ὑσσωπῳ ſtatt ὑσσῳ. Auch Mangey's Conjekturen, die er unter ſeine Noten zum Philo geſtreut hat, ſind nicht vollſtändig excerpirt. Ich verweiſe auf Weſſeling's epiſtolam ad Venemam, de Aquilae in ſcriptis Philonis Iudaei fragmentis. Trai. ad Rhenum 1748. pag. 12. ſeq. wo mehrere Mangeyiſche Muthmaßungen angeführt und nach Gebühr abgefertigt werden, die ich aber nicht alle in dieſer Conjekturenſammlung angezeigt finde. Selbſt des gelehrten Weſſeling's Gegenerinnerungen verdienten bemerkt zu werden.

Bisher habe ich dieſe Sammlung blos von der Seite betrachtet, da ſie Conjekturen über die Abänderung, Verſetzung oder Auslaſſung gewiſſer Worte des Texts enthält; und in ſo fern iſt das Buch jedem Kritiker ſchätzbar. Aber es hat auch noch eine andere Seite, von welcher es ſich jedem ohne Unterſchied empfiehlt, der ſich mit Erklärung des N. T. beſchäfftigt. Wenigſtens die Hälfte des Buchs betrift nicht Aenderungen des Textes; ſondern Vorſchläge zu Berichtigung der Interpunktion, und mithin auch der Conſtruktion und Erklärung ſehr vieler Stellen. Dies halte ich für den wichtigſten und gemeinnützigſten Theil des Inhalts. Es iſt bekannt, daß die Interpunktion ganz willkührlich iſt, und daß die jetzt gewöhnliche keine größere Auktorität für ſich hat, als das Gutdünken oft ungelehrter Abſchreiber und Editoren. Eben ſo gewiß iſt es, daß die Interpunktion der gewöhnlichen Ausgaben ſehr oft, zumal in den apoſtoliſchen Briefen, falſch iſt, und daß vielen unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten durch eine bloße Verrückung eines Komma oder Kolons auf die leichteſte und natürlichſte Weiſe abgeholfen werden kann. Eine Sammlung der verſchiedenen Interpunktionsarten iſt alſo unſtreitig eins der beſten Hülfsmittel zum Verſtand des N. T.

Sie

Sie macht uns nicht nur viele beſſere Interpunktionen bekannt; ſondern gewöhnt uns auch, bey der Erklärung einer Stelle allemal die vorläufige Frage aufzuwerfen, ob ſie richtig interpungirt ſey? eine Frage, an die man nicht oft genug zu denken pflegt, weil man von Jugend auf an die einmal eingeführte Abtheilung ſich gewöhnt hat. Es wäre zu wünſchen, daß H. S. ſich es vorzüglich angelegen ſeyn ließe, dieſen Theil ſeiner Sammlung nach und nach möglichſt vollſtändig zu machen. Denn gerade hier iſt noch die reichlichſte Nachleſe zu halten. Die Schriften der griechiſchen ſowohl als lateiniſchen Kirchenväter geben Zuſätze in Menge an die Hand. Auch wäre bey Vergleichung griechiſcher Handſchriften des N. T. auf die Abweichungen von der gewöhnlichen Interpunktion mehr Aufmerkſamkeit künftig zu verwenden, als von Variantenſammlern bisher geſchehen iſt.

Cz.

Die Rechtgläubigkeit der heil. griechiſchen Kirche, gezeigt von D. H. Purgold. 1776. 57 S. in 8.

Dieſen bey der Akad. der Wiſſ. zu Petersburg herausgekommenen Nachdruck müſſen wir um ſo mehr anzeigen, da die kleine Schrift in eben dem Jahre ſowohl daſelbſt, als zu Moſkow, und zwar an jedem Orte in einer beſondern ruſſiſchen Ueberſetzung an das Licht getreten iſt.

Op.

Valmont, oder die Verirrungen der Vernunft, in einer Reihe von Briefen. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Franz. überſetzt. Drey Theile. Danzig, bey Flörke. 1776. 83 Bogen in 8.

Eine franzöſiſch-katholiſche Warnung und Präſervativ gegen freygeiſteriſche Denkungsart, halb Roman, und halb voll ſauerſüßer Polemik wider die Encyclopädiſten und die in Paris ſo genannten Philoſophen, halb voll zuckerſüßer Liebestiraden, halb voll mönchiſcher Aſcetik. Es ſoll beſtimmt ſeyn, junge Weltleute vor freydenkeriſche Grundſätze zu verwahren,

wahren, und predigt dabey die eingeschränkteste Klostermoral. Wie sich diese zu den Liebesscenen passen soll, mag der französische Abbe', der dies Werk geschrieben hat, wissen. Das Buch ist gerade so, wie es ein französischer Abbe zu schreiben braucht, halb Religion, halb Galanterie, durch weitläuftiges Geschwätz, das eine gewisse Sorte von Leuten in Frankreich schöne Schreibart nennet, zu drey Bänden ausgesponnen, die der Verf. sowohl seinem Erzbischoffe überreichen, als auch einer devoten Dame von sieben und dreyßig Jahren auf die Toilette legen konnte. Dem deutschen Uebersetzer war ein solches Buch auch eben recht: denn es füllte ja drey und achtzig Bogen. Was die Deutschen mit kahlen französischen Tiraden, in schülerhaftes Magisterdeutsch übersetzt, machen sollen, durfte freylich seine wenigste Sorge seyn. In der Vorrede meynt doch der Uebersetzer, nachdem er das Buch durchübersetzt hatte: „Da der Verfasser ein „Franzose und ein Katholik ist, so würden deutsche und protestantische Leser bisweilen die Köpfe bey seinen Sentiments „schütteln.“ Ey freilich! Aber auch vernünftige kath. lische deutsche Leser müssen das Buch sehr uninteressant finden, und bey sehr vielen Behauptungen den Kopf schütteln. Schielende Gedanken und leeres Geschwätz sind in einer Confession wie in der andern, schielend und leer.

Lx.

Vernunft- und schriftmäßige Abhandlung über den Selbstmord, von D. Joh. Fr. Teller. Leipzig, 1776. bey Schneidern. 7 Bog. 8.

Eine erweiterte Predigt, der auch in der Abtheilung die Form des Canzelvortrags gelassen ist. Wie man sieht, hat ein zu Zeitz vorgefallener Selbstmord die Gelegenheit gegeben. Diese sehr lange Predigt handelt bey Gelegenheit des Selbstmordes von manchen andern Materien. Die Vorrede zuerst von dem Geize der Pharisäer, mit dem beständigen Refrein: die Pharisäer waren geizig. Der erste Theil des Vortrags selbst handelt von den Urtheilen über Todte, und bey dieser Gelegenheit von den Urtheilen über andere überhaupt, von den Ursachen der Lästermaen, zwischendurch von dem Sprüchworte: Daß man von Todten

ten nichts als gutes reden solle. Das arme gutmeinende Sprüchwort muß sehr herhalten. Denn es scheint zu sagen, man solle von den Todten reden, und bestimmt doch nicht von welchen Todten, oder welche Personen nur von den Todten reden sollen. Von dem Befehle Jesu, richtet nicht, verdammet nicht, sind doch einige Personen ausgenommen, als die Diener des Herrn, welche der heiligste Beruf dazu verpflichtet, (S. 21.) oder gute Freunde, die durch ihre Erinnerungen die erbaulichste Hausposille werden können. Zuletzt wird noch eine kleine Ausschweifung von Leichenreden angebracht, und hierauf sieht sich der Verf. erst im Stande, das Urtheil von dem Tode derer, die ein Ende mit Schrecken nehmen, kurz und auf eine überzeugende Art im zweyten Theile abzufassen. Er findet zuerst nöthig, zu erklären, was ein Ende mit Schrecken sey, vermuthlich für die, welche es etwa nicht wissen. Es ist nichts anders — als ein erschreckliches Ende. Der Selbstmord ist eine gewaltsame und vorsätzliche Verletzung des Lebens. Diejenigen, welche den Begriff weiter machen, werden getadelt, worin wir dem Verf. ganz gerne beystimmen. Nun geht es aber wieder quer Feld ein. Wir haben das Leben als ein Mittel zu gewissen Endzwecken erhalten. Dieses mußte allerdings die Grundlage der Warnung wider den Selbstmord werden; aber es scheint dem Verf. nicht möglich zu seyn, auf dem geraden Wege einen Augenblick zu bleiben. Zuerst ganz kurz, wir sollen unser Leben brauchen; zweytens, wir sollen es so lange, als möglich erhalten, dabey umständlich von allen Arten der Unmäßigkeit, von der verliebten Wollust, durch die ein Simson seine Stärke verlor, und ein feister Ammon mager ward; in einer Note von der Eintheilung der Zeit, wobey den Gelehrten Lustspiele zu lesen angerathen werden; ferner von dem unmäßigen Tanze, und in einer Note noch wider die englischen Tänze, aus welchen man schliessen möchte, das unser Clima in das englische verwandelt sey; noch von den Wirkungen der Leidenschaften, mit einer Menge Beyspiele von solchen, die vor großer Freude und Traurigkeit gestorben sind, oder vor Angst eisgraue Haare bekommen haben, nebst einem Paragraphen aus der Pädagogik, daß man die Kinder nicht furchtsam machen soll, und einer darzu gehörigen Note von dem Gebrauche der Schläge. Drittens, in unserm Berufe müssen wir auch unser Leben aufopfern. Aber wohl zu merken, Molière, der sich in

der

der Vorstellung des Kranken in der Einbildungskraft so angriff, daß es ihm das Leben kostete, starb nicht in seinem Berufe: denn er war Acteur, und der Acteur auf dem Theater ist niemals in einer gottesdienstlichen Handlung begriffen. Dieses in einer Note; in einer andern hätte, wenn es nur der Ort gewesen wäre, aus metaphysischen und physikalischen Gesetzen der Bewegung erwiesen werden sollen, daß man mit angestrengter Kraft in kürzerer Zeit mehr ausrichtet, als wenn man seine Kräfte schont, um desto länger zu leben und zu arbeiten. Da so mancherley seine Stelle gefunden hat, so dächten wir, hätte dies wohl auch mit ausgeführt werden können. Schade um ein paar Bogen Papier! Die Pflicht, sein Leben aufzuopfern, hat der Duellant nicht, der unter die Selbstmörder zu rechnen ist. Daß die Hand des besten Schützen in der kleinen Entfernung bey einem Duell auf Pistolen so oft fehlet, beweiset, daß Gott seine geschäftige Hand dabey sichtbar machen, und sich als den Herrn des Lebens zeigen will. Endlich wird der Selbstmord näher angegriffen. Körperliche Ursachen dazu sind nicht vorhanden, und wenn sie auch wären, entschuldigten sie den Selbstmörder nicht. Dieser ist ein Unthier, ja ein Unmensch. Den stärksten Antheil am Selbstmorde hat der Unglaube. Ist ja noch Erkenntniß da, so ist es blos gesetzliche, oder blos historisch-evangelische. Nun verwickelt sich der Verf. in den Citaten, die vom Gesetze, vom Buchstaben und vom Geiste handeln. Wir hätten doch nicht gedacht, daß die Stellen, wo Paulus das mosaische Gesetz und das Evangelium einander entgegengesetzt, mit dem Selbstmorde was zu thun hätten. Doch der Recens. will den höhern Einsichten eines Doctoris der Theologie gerne nachgeben, wogegen er sich aber die Freyheit nehmen muß, einen Zweifel gegen die Orthodoxie desselben in Absicht auf die Immaterialität der Seele hervorzubringen. Der Hr. D. sagt in der Note S. 76. „Es ist ohnstreitig ein „einziger Punct im Körper, wo die Seele ihren festen räum„lichen Sitz hat. Man treffe eine Fliege in dem rechten „Puncte mit einer Nadel, so ist augenblicklich ihr Leben ganz „weg. Diesen nun hat Gott dem Menschen durch keinen „angebohrnen Begriff bekannt gemacht, sonst würde zum „Selbstmorde weniger Gewalt gehören, und er würde alsdenn ein mehr gewöhnliches Laster seyn, bey dem so „gewöhnlichen Ueberdrusse des Lebens.“ Hiernach sollte es

faſt ſcheinen, daß man die Seele auf eine Nadel ſpießen könnte. Uebrigens wiſſen diejenigen, die ſich erſchießen und erſtechen, den tödtlichen Fleck nur allzu gut zu treffen, und die ſich erſäufen, können gar nicht fehlen. Wir glauben daher nicht, daß wenn wir den **Raum**, worinn Hr. **Teller** die Seele ſetzen will, genauer wüßten, deshalb der Selbſtmord häufiger ſeyn würde. Das übrige wider den Selbſtmord wollen wir nicht weiter vornehmen, weil unſere Geduld beym Leſen ſehr auf die Neige geht. Aus den der Predigt angehängten Anmerkungen, die uns wieder munter machten, müſſen wir doch etwas mittheilen. Ein melancholiſcher Selbſtmord iſt nicht. In **England**, wo der Selbſtmord ein **Modelaſter** iſt, trägt das Clima das wenigſte dazu bey. Dieſe Nation, der man in allen ihren Handlungen, und ſo auch beym Selbſtmorde, den **enthuſiaſtiſchen Schwärmer**, den **indifferentiſtiſchen Latitudinarium**, und den **freydenkeriſchen Arminianer** (Bravo!) anſieht, dieſe Nation will in allem was eignes und beſondres haben, und das **Groſſthun** gehört zu ihrem Charakter. (Sollte Hr. T. wohl uns unbewuſt ein Engländer ſeyn: aus einigen ſeiner Vorreden möchte man es, nach dieſer Behauptung ſchließen.) Beydes iſt in der ihr eignen Bravour des Selbſtmordes beyſammen. **Ihre Melancholie iſt Phlegma**: ſie iſt **die trägſte Nation auf dem Erdboden.** — Wer den Arzt gegen den Selbſtmord für **die nothwendigſte Perſon hält**, kommt dem Hrn. D. ſo vor, wie Molierens ſeiner: **Nehmt Pillen ein!** — **Man muß geiſtige und geiſtliche Mittel brauchen.** Dieſe ſind, dem Hrn. D. zufolge **Muſik**, beſonders **geiſtliche**, **Geſellſchaften**, **Tanzen**, (engliſche Tänze auch?) **Comödien**; aber nicht Tragödien, erbauliche und luſtige Geſchichten, **Wein**, (das ſchmeckt ein bischen nach dem Arzte.) **Gebet und Geſang**, **fleiſſiges Kirchen- und Abendmalgehen**, und zwar **Privatcommunion.** — Noch einige ſehr **curieuſe** Anmerkungen laſſen wir der Kürze willen vorbey. Aber wir empfehlen dieſe und andere Schriften des Hrn. D. T. Leſern, die das **Curieuſe** lieben.

Pz.

D. Joh. Fr. Tellers Anekdoten für Prediger und Prieſter, zur Unterhaltung. Zweyter Band. Leipzig, bey Schneidern. 1777. 250 S. 8. Nicht

Nicht beſſer und nicht ſchlechter, als der erſte Band; das heißt, wiederum eben dieſelbe Armuth an wahren, treffenden, neuen oder nur intereſſanten Gedanken, und eben dieſelbe wäſſerigte, ſchale, waſchhafte Schreibart, welche dieſem Hrn. Teller eigen iſt. Gleich der erſte Aufſatz, welcher **einige Bemerkungen über die beſte Sprache der Erbauung** enthalten ſoll, wie mager, wie abgedroſchen, wie ſchülerhaft! Z. E. das Erbauliche einer Predigt beruhet nicht blos auf dem Ausdrucke, ſondern auch auf dem Inhalte; und wie muß dieſer nun beſchaffen ſeyn?

„Ich finde es, antwortet Hr. T. in den Worten Pauli: Redet die Wahrheit ein jeglicher mit ſeinem Nächſten. Gottes Wort iſt die Wahrheit. Die Schrift zeugt von Chriſto. Prediget alſo nur Gottes Wort rein und lauter — prediget Chriſtum, ſo werdet ihr allemal bibliſch und die Wahrheit predigen: denn er iſt die Wahrheit, wie er ſelbſt ſagt, und die Gnade und Wahrheit iſt uns durch ihn geworden. Prediget ihn aber auch ſo, wie er in der Bibel iſt. Und das zuſammen nenne ich (nemlich Hr. D. Joh. Fr. Teller) bibliſch predigen — evangeliſch — chriſtlich.“ Wer nun nach einer ſo gründlichen, deutlichen, trefflichen Anweiſung noch immer nicht erbaulich predigen kann, der ſchreibe es ſich ſelbſt zu!

Die zweyte Abhandlung betrifft die Frage: **Ob der Prediger denn eben ein gelehrter Mann ſeyn müſſe?** welche verneint wird. Aber, ſetzt Hr. T. hinzu:

„Ein Gottesgelehrter ſoll der Prediger ſchlechterdings allemal ſeyn. Ich denke aber, indem ich das ſage, nicht ſowohl einen Mann, der viel gelernt hat, ſondern einen ſolchen, deſſen Wiſſenſchaft mehr **Gnade und Salbung**, als **Natur und Kunſt** ſind; dem viel gegeben iſt — dem gegeben iſt, zu wiſſen die Geheimniſſe des Reichs Gottes; — der von Gott gelehrt iſt, ein erleuchteter Mann.“ Warum nicht lieber gerade heraus: **ein Cruſianer**?

Unter wenigſtens funfzig angeſtrichenen Stellen, die ihres abgeſchmackten Inhalts und des ſelbſtgefälligen, widerlichen Tons wegen, der durch das ganze Buch herrſcht, vorzüglich auffallend ſind, will ich nur eine einzige ausheben, welche denen, die des Verfaſſers Geiſt und Rednertalente aus anderweitigen Produkten ſeiner Feder noch nicht zu kennen das Glück haben, auf einmal anſchaulich machen kann, wie viel man ohngefähr zur Verbeſſerung der Kanzelberedſamkeit von ihm zu erwarten habe:

„Am Sonntage Reminiscere des vorigen Jahrs war die Eröffnung unsers Stiftstages. Welcher Prediger wird eine solche Begebenheit nicht zu seiner Hauptsache bey seinem Vortrage machen? — Das that ich. Und wie machts dann? (Man gebe wohl Achtung! Hier ist etwas zu lernen.) Mein Text war der schicklichste, der nur zutreffen konnte, der vom Cananäischen Weibe: Sie schrie: Jesu, du Sohn David, erbarme dich mein! Sie schrie: Herr hilf mir! Weil sie denn so schreit, so werde ich etwan auch das: Herr hilf mir! zuerst hören — Dazu kömmt, ich sehe eine ganz neue Verbindung dieser Worte mit dem Zeitumstande ein. Was werde ich denn also thun? Sogleich diese Worte zu meinem Hauptsatze machen. Nichts weniger. Da ich meinen Text verlas, da glaubten gewiß alle meine Zuhörer: Er wird von der göttlichen Hülfe predigen. (Ja, hat sich was! Angeführt!) Nunmehr wäre also zu wenig Invention, zu wenig Genie für mich, zu wenig Unerwartetes für meine Zuhörer darinne. Ich denke jetzo, die Worte des Cananäischen Weibes: Herr, hilf mir! gehen jetzo vielmehr den Prediger, gehen vielmehr mich an; bitte Gott um Segen und Beystand: Herr, hilf mir! und nun gehts gut.

Ich predigte damals: Von den unförmlichen Klagen eines Volks, das seinen Klagen abgeholfen wissen will, und deßentwegen die Hohen am Throne Gottes und des Fürsten zu heilsamen Berathschlagungen versammelt sind. *) Sie sind unförmliche:

1) In Ansehung der Art. (formaliter.)
2) In Ansehung der Sache. (materialiter.)

Wer Lust hat, kann die Ausführung dieses Satzes bey dem Hrn. Verfasser selbst lesen.

Mr.

*) Er macht hierbey die Note: Das Thema, wird mancher sagen, ist zu lang! (nicht doch? Die Länge ist sein geringster Fehler: zu unsinnig, wird mancher sagen.) Ja, der recht, wie ers versteht. So lange das Thema ein Begriff ist, unverständiger Mann, (da hast du es!) so lange ists auch nicht zu lang; (und wenn also gar kein Begriff darinne ist: so kann es ja noch viel weniger zu lang seyn!) Dann allererst, wenn es zu viel Sache, zu viel reelle Einschaltungen hat. Das merke die

Beweise

Beweise und Gedanken für die christliche Religion aus der h. Schrift und Vernunft. Bern, bey Fetscherin, 1775. 8. Erster Band 250 S. Zweyter Band 193 S.

Ein sauber gedrucktes, und gut gemeintes, aber nicht so ausgeführtes Buch. Die Sachen sind bey weitem nicht immer hinlänglich geprüft, und gut geordnet worden. Auch fehlt vieles, daß die biblischen Stellen, wodurch jene erläutert und bestätigt werden sollen, stets sorgsam gewählet worden wären. Wir geben, des Raums wegen, nur einige wenige Belege. Die bekannte Stelle von Christo, welche in manchen Abschriften des Josephus (Antiq. L. 18. c. 3.) zu lesen steht, hat der V. hergesetzt, und sich für die Aechtheit derselben erkläret. Aus verschiedenen Gründen möchte es aber überwiegend wahrscheinlich seyn, daß sie nicht von ihm herrühre, sondern von einem christlichen Schriftsteller in jenes Buch hineingeflickt worden; — vielleicht vom Eusеb, nach T. le Fevre's Meinung. Ob die Zeugnisse des Sokrates, des Sozomenus, und Ammianus Marcellinus hinreichend seyn, „der ganzen Wundergeschichte“ unter dem K. Julian, der Erderschütterung ꝛc. nemlich bey dem, von diesem angefangenen, Tempelbau zu Jerusalem, Glauben beyzumessen: dieses läßt unser V. dahin gestellt seyn. Aller Erinnerungen Basnage's u. a. ungeachtet: dürfte die Begebenheit selbst nicht in Zweifel zu ziehen, wohl aber die wunderthätige Wirkung Gottes dabey noch nicht erwiesen seyn. Gegen alle Geschichte aber streitet die, freylich in vielen großen und kleinen Geschichtsbüchern enthaltene, Angabe: „zu derselbigen (Christi! oder seiner Apostel! der V. hat sich hier nicht scharf genug ausgedrückt; Eines von beyden aber muß nach dem Zusammenhange gemeinet seyn) „Zeit hörten auch die heidnischen Oracula auf, welche durch des Teufels Gewalt, oder den Betrug der Priester, so lange Zeit ganze Völker im Aberglauben gestärkt hatten.“ S. 37. Finden sich doch unter den Antoninen und dem Severus Aussprüche des branchidischen Orakels. Ja nach der Versicherung eines Schriftstellers aus den Zeiten Konstantin's des Großen, des Jamblichus, war selbiges nebst dem delphischen und clarischen damals noch vorhanden.

Und vom didymäiſchen erhielten Licinius und Julian noch Antworten.

Der Schweizer kann ſich nicht verläugnen, und der, der Sprachrichtigkeit unkundige Scribent, noch weniger. Etwelche, Verlürſte, Verderbnuß, Erkantnuß, Hindernuſſe, keinſen ſtatt keines, des einten Menſchen, ihne ſtatt ihn, zudeme, obwohlen, allfällige Zweifel ſtatt etwänige, gemitten ſtatt gemieden, u. dgl. m. bemerkt man auf jedem Blatte.

Der V. ſcheint ſelbſt die Mängel dieſes ſeines Buchs anzuerkennen. „Da der Verf. heißt es in der Vorrede S. XIII, niemal den Studien gewidmet geweſen, und ſich auch nicht auf Wiſſenſchaften gelegt, ohne welche unmöglich ein wohlgeſchriebenes Werk entſteht: ſo hoffet er, man werde auch von dem gegenwärtigen keine gelehrte ſyſtematiſche Ordnung noch einen flieſſenden Styl erwarten.“ Wirklich wiſſen wir nicht, für welche Claſſe von Leſern es eigentlich taugen möge. Ungelehrte und keines Nachdenkens fähige können es nicht nützen, weil die Beweiſe und Gedanken nicht gehörig entwickelt, ausgeführt und gereihet ſind. Gelehrte, Scharfſinnige und Geſchmackvolle aber bemerken zu viel Chaotiſches, Schielendes, Unrichtiges in den Sachen, und zu viel Fehlerhaftes im Styl und in der Sprache, als daß ſie es gebrauchen könnten. Gut, daß es an Schriften für beyde nicht ganz fehlet. Der V. mag ein wackrer, nützlicher Mann ſeyn. Wir wünſchten aber, daß dieſes Buch, wenn es auch nicht ſein erſtes Werk iſt, doch ſein letztes ſeyn, und er die Schriftſtellerey, insbeſondere über ein ſo wichtiges Süjet, als die Religion iſt, Andern überlaſſen möge.

Se.

Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmahls, von Johann Joachim Lachmann, dritter Theil, nebſt einigen Unterhaltungen bey Krankencommunionen. Züllichau, in der Waiſenhaus und Frommanſchen Buchhandlung. 1777. 19 Bogen, in 8.

Predigten für chriſtliche Ehegatten. Erſtes Bändchen. Quedlinburg, bey Reußner. 1777. 13 Bogen in 8.

Herr

Hr. Lachmann bleibt ſich ſelber in ſeinen Arbeiten völlig gleich, daher wir uns ſicher auf die Recenſionen der vorigen Theile beziehen können. In den Unterhaltungen bey Krankencommunionen findet man zwar manche paſſende Vorſtellung; aber das Ganze iſt noch zu ſtudirt, und zu wenig von dogmatiſchen Auswüchſen in den Lehren von der Genugthuung Chriſti und vom Abendmahl gereinigt, als daß wir dieſe Verſuche für wirkliche Muſter ausgeben könnten. Verſtändige Geiſtliche werden ohnehin ſchon nach jedesmaliger Lage der Umſtände mit Kranken zu reden wiſſen; und ſchlechte Prediger, die nur nachbeten, nicht aber unterſcheiden und urtheilen gelernt haben, thun leicht Schaden, wenn ſie ſich nach ſolchen Muſtern richten.

In den Predigten für chriſtliche Ehegatten kommen viel gute Lehren für diejenigen, die in den Eheſtand treten wollen, oder ſchon darinnen leben, vor. Es ſind nicht wirklich gehaltene Predigten; ſondern freye Ausarbeitungen über Texte der h. Schrift, zwar nicht völlig nach der ſteifen Predigtform zugeſchnitten, aber doch, was den Ton betrifft, ziemlich darnach geſtimmet. Wenn die Schreibart etwas mehr Anmuth hätte, auch mehr Ordnung und weniger Wiederholung und Weitſchweifigkeit in Ausführung der Sachen herrſchte, ſo würden ſie ſich beſſer leſen laſſen. Die abgehandelten Materien ſelbſt ſind von großer Wichtigkeit, und verdienen oft erwogen zu werden.

Vr.

Predigten nach dem Vorbilde der heilſamen Lehre, von Hr. F. D. Schmidt, Prediger zu Wahren. Büßow. 1777.

Der Verf. vertheidiget in der Vorrede ſeine Predigt von der Größe des Leidens Chriſti am Oelberge, und glaubt in dieſem Leiden ganz neue Beweiſe für das Verdienſtliche und Stellvertretende deſſelben gefunden zu haben, und die er, wie er ſelbſt ſagt, überaus treffend wider die Schüler und Freunde des Socins gefunden. „Dieſe guten Leute — denn wer keines „verſöhnenden Mittlers bey Gott bedarf, muß doch wohl herz„lich gut ſeyn“ — kann man denn nicht, widerlegen ohne zu ſpotten? Neu iſt dieſer Beweis nun nicht: denn man findet ihn ja ſehr oft, und alſo werden „diejenigen, deren Werk es eigent„lich

„lich ist die Kriege der Kirche zu führen“ über denselben nicht weiter nachdenken dürfen. Wenn wird man denn aufhören solche anstößige Redensarten gegen unsre Gegner zu führen, und ein eigen Werk daraus machen, Krieg und Streit für die Wahrheit anzufangen? Der Predigten sind 12. Wenn man gegen einzelne Beweise auch etwas zu erinnern hätte; so ist doch das Uebrige alles recht gut, plan, faßlich und deutlich. Die 6te Predigt, von der Achtung, die man den Kindern schuldig ist, ist besonders sehr gut gerathen. Scheint es überhaupt nicht, daß der gute Geschmack in Predigten in unsern Zeiten zunimmt, und daß man nur selten eine Predigt findet, die so dürre, geschmacklos und unkräftig wäre, als die meisten sind, die man in der ersten Hälfte dieses Seculi noch antrifft? Darinn sind wir doch sicher einen guten Theil weiter gekommen.

Hn.

Biblia Sacra, oder die heilige Schrift des N. T. die heil. Evangelisten, Matth. Mark. Luk. und Joh. verdeutscht, und mit Anmerkungen versehen durch Ignaz Weitenauer, Augsburg, bey Wolff. 1777. 1 Alph. 17½ Bogen in med. 8.

So lieb uns auch jede Bemühung römisch-katholischer Gelehrten, das Lesen und Verständniß der Bibel unter ihren Glaubensgenossen zu befördern, ist; so können wir doch dieser Uebersetzung aus vielen Gründen unmöglich Beyfall geben; der wir, wenn es blos auf gute Absicht und Fleiß ankäme, das gebührende Lob nicht versagen würden. Daß der Ueb. sich viele Mühe gegeben, ist auf allen Seiten einleuchtend: er hat nicht allein neben der Vulgata, welches eigentlich seine Urschrift ist, aus welcher er übersetzt, den griechischen Text, sondern auch die orientalischen Uebersetzungen, die in Waltons Polyglotte stehen, nemlich die syrische, arabische, äthiopische und persische zu Rathe gezogen. Allein philosophische oder gründliche über das Lexicon hinausgehende Sprachkenntniß, Beurtheilungskraft, Kritik und Kenntniß der Uebersetzungsregeln, haben wir bey vielen Stellen vermißt. Ein Uebersetzer ist doch vor allen Dingen verbunden, seinem Grundtext treu zu bleiben, und er kann andre Uebersetzungen wohl als Beyhülfe zum Verständniß seines Grundtextes brauchen;

chen; darf aber die Abweichungen derſelben von den Worten und Sinn des Grundtextes nicht mit in ſeine Ueberſetzung übertragen. Hieran bindet ſich Hr. Weitenauer gar nicht, ſondern er nimmt ſeine Vulgata vor ſich und überſetzt daraus; ſtimmt das Griechiſche und die vorhin genannten morgenländiſchen Ueberſetzungen damit überein, ſo iſt es gut, wo nicht, ſo nimmt er nach Gutdünken aus jenen, was ihm beſſer gefällt. Thäte er dies blos mit den Griechiſchen, ſo wäre dawider nichts zu ſagen; ſo aber haben die vorgedachten Ueberſetzungen bey ihm einerley Autorität mit dem Griechiſchen, und er benennt alle dieſe Sprachen, die griechiſche mit eingeſchloſſen, mit dem gemeinſchaftlichen Namen, Gründſprachen; ohne zu bedenken, daß man nur die Sprache Grundſprache nennt, worin ein Buch urſprünglich von ſeinem Verfaſſer geſchrieben worden. Hieraus iſt es auch gekommen, daß er, nicht wiſſend, welchem Text er den Vorzug geben ſolle, zuweilen zweyerley Leſeart in ſeine Ueberſetzung aufgenommen. So iſt z. E. Matth. 2, 6. überſetzt: „Auch du, Bethlehem, „in dem Landſtriche Juda, du biſt keineswegs die geringſte unter den vornehmen Städten“ (vermuthlich nach dem lateiniſchen in principibus, wobey der Ueberſ. ciuitatibus verſtand; hätte er hier ſeine ſämmtlichen Grundſprachen zu Rathe gezogen, ſo würde er ἐν τοῖς ἡγεμόσιν wohl nicht ſo überſetzt haben) „Judenlands (ſo ſchreibt der Ueberſ. ad formam Griechenland, immer ſtatt des üblichen Judäa) „denn aus dir wird „jener Führer und König ausgehn, welcher mein Volk Iſ„rael regieren und weyden ſoll.“ Das erſtemal iſt bey König die Note gemacht, „aus dem Syriſchen,“ das andremal bey weyden, „aus dem Griechiſchen und Syriſchen.“ Wer gewohnt iſt, in einer Ueberſetzung nicht mehr zu leſen, als im Text, den muß dies freylich befremden. Hiezu kommt noch, daß der Syrer ἡγεμὼν oder ἡγούμενος gewöhnlich durch ܡܠܟܐ ausdrückt, welches aber nicht geradehin einen König anzeigt; ſonſt hätte er auch vorher überſetzen müſſen: unter den vornehmen Städten und Königen; denn da hat der Syrer ebenfalls ܡܠܟܐ Matth. IV, 1. heißt hier: „Alsdann hat ſich „Jeſus voll des heiligen Geiſtes von dem Jordan weg„begeben: und alsbald trieb und führte ihn der heilige Geiſt „in die Wüſte,“ wo der Ausdruck, heiliger Geiſt, wieder aus dem Syriſchen genommen iſt. Ueberdem hat Hr. Weitenauer das Beſondere, daß er beym Matthäus alle Parallelſtellen

ſtellen der übrigen Evangeliſten einſchaltet, damit dieſer zugleich die Stelle einer Harmonie vertreten könne; und dabey iſt er ſo pedantiſch genau, daß, ſobald der Ausdruck nur im geringſten verſchieden ſcheint, wie hier trieb und führte, er einerley Sache mit zwey Ausdrücken bezeichnet, welches, das Sonderbare ungerechnet, auch unangenehm zu leſen iſt; auch werden manche Verſe dadurch ſo lang, als ganze Kapitel, z. E. Kap. VIII, 28. 29. 34. Die Ueberſetzung mancher Ausdrücke ſcheint uns zu lexikaliſch, als λέγων ſprechend, tribus Iuda die Zunft Juda, ὄχλος turba, die Schaaren, u. ſ. w.; manche burlesk, als: Daß ihre Augen ſich verſchlieſſen und zugekleiſtert werden; (welcher Ausdruck aus Jeſ. 6, 9. genommen ſeyn ſoll. War denn aber nicht Platz in den Anmerkungen, wenn ſolche Anführungen aus dem A. T. ja berichtigt werden ſollten?) das Regiment der Teufel für λεγιὼν; manche falſch, als: Hierauf trug ihn der Teufel in die heilige Stadt Jeruſalem, und ſtellte ihn auf die Zinne des Tempels; er wird ihn doch nicht auf dem Arm getragen haben; Matth. VIII, 29. Biſt du denn deswegen zu frühzeitig gekommen, daß du uns peinigeſt? Kap. XIII, 22. Betrügerey des Reichthums, für ἀπάτη τοῦ πλούτου, ebend. v. 19. iſt ἐχέτωσαν ὁ πατὴρ καὶ ἀδελφούς ein bloßer Pleonasmus, der nicht ſo nachdrücklich überſetzt werden durfte: Kömmt der böſe Geiſt zu ihm. Von dieſer und ähnlicher Art könnten wir vieles anführen, wenn es nöthig wäre. Indeſſen müſſen wir aber auch dem Ueberſetzer die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu geſtehen, daß er die übrigen Evangeliſten, und zumal den Johannes, im Ganzen genommen, beſſer überſetzt, als den Matthäus. Hier iſt eine kleine Probe aus dem 17ten Kap. Joh. „Nach dieſen Reden erhob Jeſus die Augen gen Himmel, und ſprach: Vater, die „Zeit iſt gekommen, verherrliche deinen Sohn, auf daß dein „Sohn dich verherrliche. Gleichwie du ihm die Vollmacht „über alle Menſchen gegeben haſt, daß er allen das ewige „Leben ertheile, welche du ihm geſchenkt. Dies iſt aber das „ewige Leben, daß du, der einige wahre Gott, und der von „dir geſandte Jeſus der Geſalbte, von ihnen erkennet (erkannt) werden. Ich habe dich auf Erden herrlich gemacht, „und das Werk vollendet, welches du mir zu verrichten übergeben haſt. Nun mache auch du mich herrlich, o Vater, „bey dir ſelbſten, in jener Herrlichkeit, welche ich vor Anbeginn der Welt bey dir hatte," u. ſ. w. Der gröſte Theil

der

der Anmerkungen besteht aus Nachweisungen auf Parallelstellen, und die Orientalischen Uebersetzungen, woraus so viele Ausdrücke genommen sind. Manche beschäftigen sich auch mit Erläuterung und Aufhebung anscheinender Widersprüche und Schwierigkeiten, und sind freylich für uns nicht sehr erheblich und befriedigend; indessen kann doch ein großer Theil derselben dem Publikum, für das sie eigentlich bestimmt sind, gute Dienste thun: wie denn überhaupt diese Uebersetzung für katholische Leser in Oberdeutschland nicht ohne Nutzen seyn wird. Auf Kritik hat der Ueb. sich nur selten eingelassen; und sie scheint überhaupt seine Sache nicht zu seyn. Von Joh. VIII, 1. ff. sagt er: „Ueber diese Erzählung von der Ehebrecherinn ist vor Zeiten viel gestritten worden: nunmehr ist es „bey den gelehrtesten Kunstrichtern, Protestanten so wohl als „Katholiken, eine ausgemachte Sache, daß diese Begebenheit „ein wahrer und unverfälschter Theil der göttlichen Schrift „ist.“ Was mögen doch das wohl für gelehrte Protestanten seyn, bey denen dies eine ausgemachte Sache ist? Bey den wirklichen Kritikern, die diesen Namen verdienen, ist vielmehr das Gegentheil ausgemacht. Von der Stelle Joh. V, 4. ist kein Wort gesagt. Allein Matth. VI, 13. ist die Doxologie weggelassen: ohne Zweifel nicht so wohl nach anderweitigen gegründeten Regeln der Kritik, als vielmehr deswegen, weil sie von der lateinischen Kirche nicht anerkannt wird.

Fo.

Kurzer Inbegriff der Kirchengeschichte des Neuen Testaments in Tabellen, von D. Georg Friedrich Seiler. Dritte mit dem achtzehnten Jahrhunderte vermehrte Auflage. Erlangen, bey Walther, 1777. 14½ Bogen in 4.

Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in fünf Tabellen; ein Anhang zu der Seilerischen Kirchengeschichte, von D. Johann Georg Rosenmüller. Erlangen, bey Walther 1777. 4 Bogen in 4.

Die

Die Kirchengeſchichte des Neuen Teſtaments bis auf gegenwärtige Zeit in XXVII. Tabellen vorgeſtellt. Mannheim, in der akademiſchen Buchhandlung, 1777. 15 Bogen in klein Folio.

Die dritte Auflage der Seilerſchen Tabellen ſcheint nichts anders zu ſeyn, als ein neuer Titelbogen um die zweyte Ausgabe geſchlagen, mit einer kleinen neuen Vorrede, damit die Roſenmüllerſchen Tabellen beygelegt werden könnten. Schon in der zweyten Auflage war manches eingeſchaltet und einiges etwas deutlicher als in der erſten ausgedrückt worden. Die Zuſätze betreffen hauptſächlich die Kaiſergeſchichte und die Hiſtorie der Päbſte. Manches wäre noch einer Verbeſſerung fähig geweſen, z. B. wenn geſagt wird, Montan habe ſich für den Paraklet ausgegeben, da er doch nicht für den Paraklet, ſondern nur für ein Werkzeug deſſelben gehalten ſeyn wollte; oder wenn Ambroſius, Biſchoff von Mailand, ins dritte Jahrhundert geſetzt wird, da er doch in der erſten Ausgabe richtig im vierten ſtand u. dergl. Hin und wieder hätte ich eine noch ſtrengere Wahl für ſo kurze Tabellen gewünſcht, damit das Gedächtniß des Anfängers nicht mit Namen überhäuft würde, deren Kenntniß ihm noch nichts nutzt; deren Menge aber ihn entweder abſchrecken oder verwirren kann. Dadurch wäre zugleich Raum gewonnen worden, einige wichtigere Gegenſtände etwas ausführlicher und genauer darzuſtellen.

Die Roſenmüllerſchen Tabellen über das achtzehente Jahrhundert, welche auch beſonders unter ihrem eigenen Titel verkauft werden, ſind nach dem Seilerſchen Plane mit guter Kenntniß und Auswahl der Begebenheiten gemacht. Hr. R. hat überdieß auf einem Bogen eine kurze Einleitung in die Kirchengeſchichte überhaupt vorausgeſchickt, worinnen von dem Begriffe und den Eintheilungen, von dem Nutzen und der Brauchbarkeit, von den Quellen und Hülfsmitteln und von den Eigenſchaften einer brauchbaren Kirchengeſchichte gehandelt, und das Nöthigſte von der Staatsverfaſſung und dem Zuſtande der Religion und Gelehrſamkeit um die Zeit der Geburt Chriſti kurz berührt iſt.

In der Vorrede der in Mannheim herausgekommenen Tabellen heißt es, der Herausgeber habe öfters ſchon einen ſchicklichern Auszug aus den größern Werken über die Kirchengeſchichte gewünſcht. Nachdem ihm die Seilerſchen Tabellen

in

zu Geſichte gekommen, habe er geglaubt ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen. Die ganze Einrichtung habe ihm ungemein gefallen. Da ihm aber manche Stellen, beſonders die Geſchichte der römiſchen Biſchöffe, allzukurz abgefaßt vorgekommen wären, und das achtzehnte Jahrhundert gefehlt hätte: ſo habe er ſich entſchloſſen, die Einrichtung derſelben zwar beyzubehalten, ſie aber, ſo viel es die geſetzten Schranken zuließen, zu vermehren, und bis auf gegenwärtige Zeit fortzuſetzen. — Wirklich ſind dieſe Tabellen nichts anders als die Sellerſchen, nicht allein der ganzen Einrichtung nach, ſondern auch ſelbſt den Worten nach, welche durchgehends von Herr Sellern entlehnt ſind. Der ganze Unterſchied beruhet auf kleinen Einſchiebſeln, die aber größtentheils von keiner beſondern Wichtigkeit ſind. Nicht einmal in der Geſchichte der Päbſte haben die Mannheimer Tabellen ſonderlich viel zum Voraus, wenn man ſie mit der zwoten und dritten Auflage der Sellerſchen vergleicht, ſondern auch hier ſind zwiſchen Herrn Sellers Worte nur hie und da kleine Zuſätze eingeſchaltet. Doch kann man ihnen in Abſicht der Vollſtändigkeit einigen Vorzug einräumen. Nur iſts Schade, daß manche Zuſätze beſſer weggeblieben wären, z. B. gleich in der erſten Tabelle: Simon — „war einer von den größten „Gegnern der Apoſtel, und richtete nicht nur eine neue Secte unter den Chriſten auf; ſondern war auch der erſte Stif„ter einer Ketzerey in der Kirche.“ Bloß bey dem achtzehnten Jahrhunderte ſind beyde Tabellen von einander unabhängig. Auch hier ſind die Mannheimer meiſt etwas weitläuftiger und zuweilen wirklich vollſtändiger; allein die Roſenmüllerſchen haben bey einer mehr gedrungenen Kürze dafür manche andere Vorzüge. Man wird ſie mit Nutzen unter einander vergleichen und wechſelsweiſe aus einander ergänzen können. Den eingeſtreuten oder auch nur durch die Erzählung durchſchimmernden Urtheilen des Mannheimer Geleheten kann Recenſent nicht immer beypflichten.

2. Rechtsgelahrheit.

Io. Hartwich Reuter IC. Potentiſſ. Boruſſ. Regi in ſupremo omn. prouocat. trib. a conſil. ſecret. Exer-

Exercitationes academicae, praeſtantiora maxime iuris ciuilis capita illuſtrantes. Hal. typis Hendelianis 1 Alphab. 16½ Bogen in Quart (1776.)

Die Reuteriſchen Diſſertationen und Programmen, welche keiner Bekanntmachung und Anpreiſung mehr bedürfen, ſind hier nicht zuſammen gedruckt, ſondern bloß zuſammen gelegt, und mit einem Titelblatte verſehen. Die Titel ſind: 1) de ICto theologos imitante, Progr. 2) Diſſ. de doli incidentis et cauſam dantis in contractibus effectu. 3) Diſſ. de arrha pacto imperfecto data. 4) Progr. aenigmatis quod Imp. L. un. C. de nud. iur. quiritar. toll. viſum in dominio quiritario ac bonitario, ſolutio. 5) Diſſ. de effectu querelae inofficioſi teſtamenti iuxta ordinem edicti ſucceſſorii inſtitutae, intuitu non querentis. 6) Diſſ. de iure teſtandi vnientibus poſt initam vnionem prolium competente, cauſisque, quare non vbique vnio prolium frequens, ſublatis. 7) Diſſ. de ſubſtitutione reciproca, eiusque a iure adcreſcendi diſcrimine. 8) Diſſ. de quaeſtione: an ius Romanum ius poſitiuum ciuile, in ſpecie in Germania, eſſe poſſit. 9) Diſſ. de foro competenti prouocationum ex practica legis diffamari 5. Cod. de ingen. manumiſſ. et L. ſi contendat 28 D. de fideiuſſor.

Ratio ſtudii iuridici in vniuerſitate Vindobonenſi edita a *Franciſco Ferdinando Schroetter*, V. I. D. S. C. R. A. Maieſtatis conſiliario aulico actuali, et officiali in cancellar. aulico ſtatus intimi, Facult. iurid. C. R. Praeſide et Directore. 1775. Excudebat Kurzboeck. 64 S. gr. 8.

Voran eine kurze Geſchichte der Univerſität Wien. Schon zu Friedrichs II. Zeiten waren öffentliche Schulen da, in quibus prudentia docetur (wie ein Diplom von 1237 ſagt,) in populis, et rudis aetas inſtruitur puerorum. Sie ſind aber nicht der Grund der dortigen Akademie. Denn ſie blieben in ihrem Weſen, als dieſe errichtet wurde. Rudolph IV. und ſeine Brüder Albert und Leopold ſind die Stifter dieſer hohen

hen Schule, Die erſten Fundationsdiplome Rudolphs ſind vom 12ten März 1365. Als er bald darauf ſtarb, vollendeten Albert III. und Leopold das angefangene Werk, gaben der Univerſität Privilegien und Statuten. Neue Geſetze wurden im J. 1703. und wieder neue Statuten für die Juriſtenfacultät im Jahre 1746 gemacht. Die jetztregierende Kaiſ. Königinn ließ durch den Freyherrn von Swieten im J. 1753 eine Grundreforme der Univerſität vornehmen, und damals bekam ſie ihre itzige Verfaſſung. Dieſe beſchreibt dann der V. ſo viel davon nämlich die Juriſtenfacultät betrifft. Sie hat einen Präſidenten, der die Facultätsconvenue anſagen läßt, das Directorium darinn führt, darauf ſieht, daß alle Collegia ordentlich geleſen werden, die Diſſertationen und Leſebücher cenſirt. Dieſen beſtellt der Landesherr. Den Decanus wählt alljährlich die Facultät. Bey ihm werden alle der Akademie zu erhibirende Schriften präſentirt. Er iſt der Vicarius des Präſidenten, und hat die Matrickel der Rechtsbefliſſenen Studenten. Der ordentlichen Profeſſoren ſind fünfe. Jedem iſt ſeine eigene Wiſſenſchaft zugetheilt und ein Lehrbuch vorgeſchrieben, worüber er leſen muß. Zwey Stunden am Tage muß er öffentlich und umſonſt halten. Das Naturrecht wird über Martini poſitiones, die Rechtshiſtorie über eben deſſelben ord. hiſtor. iuris ciuilis; die Inſtitutionen und Pandecten über den Heineccius; das peinliche Recht über die Thereſianiſche H. G. O. die Reichshiſtorie über eines gewiſſen Gaſpari Lehrbuch, Stadtenhiſtorie über den Achenwall, Kirchenrecht über Riegger, Lehn- und Staatsrecht über den Maſcov geleſen. Alle dieſe Wiſſenſchaften werden in öffentlichen Vorleſungen vorgetragen; die übrigen, die noch ein Juriſt zu lernen hat, z. E. deutſches Recht, Praxis ꝛc. privatim. Sobald eine Materie erklärt iſt, examinirt der Lehrer die Zuhörer. Am Ende jedes Monats wird wieder zwey Tage examinirt, und endlich iſt zu Ende des halben Jahrs noch ein großes in Gegenwart des Präſidenten zu haltendes Examen. Niemand bekömmt eine juriſtiſche Bedienung, der nicht ein Zeugniß des Fleißes vom Präſidenten beybringt. Das übrige von den akademiſchen Würden, der Immatriculation, und den rechtlichen Gutachten, übergehen wir.

Vg.

Beobach-

Beobachtungen über die Grundgesetze eines Staats von Licentiat Spittler, Herzogl. Würtenbergischen Advocaten. Tübingen, 1777. 36. S. in 8.

Diese kleine Abhandlung enthält wenig Neues; kann aber als ein erträgliches Probstück eines angehenden Gelehrten gelten. Grundgesetze nennt der V. diejenigen, in welchen zwischen den Regenten und seinen Unterthanen durch einen Vertrag die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt werden; Grundverträge aber heißen nach seiner Meinung uneigentlich Gesetze, weil bey Verträgen kein Befehlender und Gehorchender, sondern beyde Theile gleich sind, folglich der Regent hier nicht als Gesetzgeber zu betrachten sey. Sie sind entweder geschrieben, oder durch Gewohnheit mit beyder Theile Einwilligung auf die Nachwelt fortgepflanzet, und in diesem Fall unter dem Namen des Herkommens bekannt. Sie betreffen entweder die politische Verfassung eines Landes, oder die Religionsverfassung, und werden in jenem Fall weltliche, in diesem geistliche Grundgesetze genannt. Sie können entweder alle Mitglieder des Staats, oder nur eine gewisse Classe angehen; sind aber doch auch in diesem Fall allgemein verbindlich. Grundgesetze, so wie sie nur durch einen Vertrag gemacht werden, so können sie auch niemals einseitig vom Regenten, sondern nur durch einen Vertrag erläutert oder abgeschafft werden §. 12. u. f. Oefters kann auch das Herkommen eine Stütze der Landesverfassung werden, wovon in den letzten §§. gehandelt wird. Einiges müssen wir dem V. zur Lehre anmerken. Unschicklich läßt ihm das §. 5. geäußerte, ungegründete und unüberlegte Urtheil; was die Wirkung von übertriebenen Monarchien sey, besonders über Völker, „denen das Joch der Unterwürfigkeit gegen die „Freyheit verwechselt worden, werden die amerikanischen Co„lonien Großbritanniens entweder mit ihrem oder Englands „Schaden darthun.“ Unrichtig ist es, wann der V. §. 4. den Despotismus nicht unter die Regierungsarten zählen will, weil er nicht die möglich besten Mittel festsetze, ein Volk glücklich zu machen. Gesetzt, das letztere sey wahr, (welches auch nicht so ganz richtig ist) so bleibt der Despotismus immer eine Regierungsart, aber keine gute. Eine Ausführung von dem Unterschied und der Gleichheit der Gesetze und Verträge, welche dieser ganzen Abhandlung das beste Licht gegeben hätte,

haben

haben wir ungerne vermißt. Doch das sey genug, um dem V. einen Fingerzeig zu geben, was wir bey seinem vorhabenden Werk von den Verfassungen einzelner Staaten und deren Vergleichungen gegeneinander, welches im letzten §. angekündigt wird, beobachtet zu sehen wünschten.

D. Johann Ludwig Schmidts aus Quedlinburg, öffentliche Rechtssprüche zur Erweiterung der practischen Rechtsgelahrheit, nebst einer Vorrede, worinne zugleich von der vortrefflichen Nutzbarkeit eines casuistischen Rechtscollegiums gehandelt wird. Jena, 1777. 936 S. ohne Vorrede und Register.

In der Vorrede rühmt der V. sehr den Nutzen eines casuistischen Rechtscollegiums; er versteht darunter ein Collegium, da man die Rechtswissenschaft mit besondern Rechtsfällen dergestalt erläutert, daß selbige den Zuhörern theils zur mündlichen, theils zur schriftlichen Entscheidung vorgetragen, und dabey zur abwechselnden Aenderung des Urtheils in der Geschichte bald Umstände hinzugefüget, bald welche wieder hinweggenommen werden. Wir haben dagegen in der Hauptsache nichts einzuwenden, und glauben selbst, daß durch ein solches Collegium am sichersten gute practische Köpfe erzogen, und besonders die Beurtheilungskraft zur Praxis vorbereitet werden könne. Aber es dünkt uns auch, wenn der Lehrer diese einzige Absicht hat, seine Zuhörer in Beurtheilung und Entscheidung vorliegender Fälle zu üben, so wird ein solches Collegium viel zu einförmig seyn, und wird von den kurzen Universitätsjahren, wo doch kein vollkommener practischer Jurist erzeuget werden kann, zu viele Zeit rauben: daher hat Rec. diese Uebungen immer mit einer Einleitung zur juristischen Praxis und mit practischen Ausarbeitungen verbunden, und diese Methode probat erfunden.

Die Rechtssprüche hat der Verf. in fünf Abschnitte eingetheilt, deren erster von dinglichen Rechten, der zweyte von persönlichen Rechten und Verbindlichkeiten, der dritte von Lehnssachen, der vierte vom Civilprocesse, und der fünfte von Verbrechen und deren öffentlichen Bestrafung handelt, und jeder Abschnitt wieder seine Unterabtheilungen hat, wie z. E.

D. *Alberti Philippi Frickii*, ICti et Anteceſſoris in Academia Iulio-Carolina, libellus ſingularis de reuocandis tam rebus alienatis, quam nummis ſolutis, imminenti aut moto concurſus iudicio. Helmſtad. 1777. Ohne Dedication und Vorrede 92 S. in 4to.

In der Dedication, in welcher der V. als ein getreuer Schwabe der Univerſität Tübingen zu ihrem dritten Jubeljahr Glück wünſcht, haben wir nichts auszuſetzen, als daß der regierende Hr. Herzog von Würtenberg auf Koſten des vortrefflichen und um Tübingen ausnehmend verdienten Herzog Eberharts gelobt, und jener in Bezug auf dieſen, alter academiae Tubingenſis, *ſed maior priore*, fundator inſtauratorque felicisſimus genannt wird.

In der Abhandlung ſelbſt loben wir beſonders die gute Schreibart, und die reine lateiniſche Sprache des V. nur dünkt es uns, daß er hie und da ſeine im übrigen ſchön geſagten Dinge, wie z. E. §. 3. 9. 10. 12. 20. 27. am unrechten Ort angebracht habe. Er fängt §. 1. mit Beſtimmung des concurſus creditorum an, den er ganz richtig concertationem plurium creditorum coram eodem iudice de conſtituendo liquido et protopraxia conſequenda nennt; und läßt den concurſum imminentem §. 2. anfangen, wenn der Schuldner weis, daß ſein Vermögen zu Bezahlung der Schulden nicht mehr hinreicht, den concurſum notum ſ. motum aber, von dem Tag der erlaſſenen Ladung der Glaubiger. Nach dieſer Eintheilung führt er in der Folge aus, in wiefern und mit welchen Klagen die vom Schuldner veräußerte Dinge und bezahlte Gelder wieder gefordert werden können. Der Schuldner kann nach erregtem Concursproceß nicht mehr veräußern; aber unrichtig iſt der angeführte Grund, als ob alle ſeine Sachen litigioſae wären: man müßte ſich dann einen ganz andern Begriff von der re litigioſa als das römiſche Recht machen. Beſſer iſt der andere vom V. angeführte Grund, weil durch die Einlaſſung der Glaubiger in die verſchuldeten Güter, ſie ein prätoriſches Unterpfand erhalten, welches ihnen durch keine Veräußerung mehr genommen werden kann.

Um alſo die nach erregtem Concursproceß veräußerten Dinge oder bezahlte Gelder zurückzufordern, giebt der V. ei actionem in factum, und eine reſciſſoriam; jene ſoll ei

von der Paulianischen unterschiedene, im Prätorischen Edict gegründete persönliche Klage seyn, welche einen solchen Schuldner erfordert, der nach erregtem Concursproceß etwas zum Nachtheil der Glaubiger gethan hat, daß sie den ihnen gehörigen Besitz nicht erhalten haben; diese hingegen soll diejenige dingliche Klage seyn, welche vom K. Justinian in §. 6. I. de act. angeführt wird, und wieder von der Paulianischen als einer persönlichen Klage unterschieden ist; was aber von der Einsetzung der Glaubiger veräußert worden, soll mit der persönlichen Paulianischen Klage zurückgefordert werden. Allein so sehr sich auch der V. bemüht, diese seine Sätze zu behaupten, so hat er uns doch nicht überzeugt; wir glauben vielmehr, daß sowohl die nach, als die vor erregtem Concursproceß veräußerte Dinge mit der Paulianischen Klage gefordert werden können, und im erstern Fall wegen des prätorischen Pfandrechts den Glaubigern auch die Pfandklage zustehe. Jene actio in factum ist nichts anders als die Paulianische Klage, welche nach L. 1. pr. D. quae in fraud. cred. alles, quae fraudationis causa gesta erunt, also auch den vom V. angeführten Fall betrifft, indem unter die gesta nicht nur das gehört, was der Schuldner durch einen Contract veräußert, sondern auch, wenn er ein Recht oder Sache verloren gehen läßt, oder macht, daß er nicht mehr hat, was er gehabt hat. l. 3. §. 122. D. eod. Des V. rescissorische Klage ist nichts anders, als unsere Paulianische. Warum sollte Justinian in seinem Verzeichniß von Klagen, wo er nie die Absicht hatte, ein Gesetz zu geben, eine neue Klage eingeführet, und die wichtige Paulianische Klage vergessen haben? warum sollte Justinian in einem Fall, wo die Glaubiger wegen ihres prätorischen Unterpfands durch die Pfandklage hinlänglich gesichert sind, eine neue dingliche Klage eingeführet haben? Der ganze Mißverstand des V. gründet sich auf die nach dem Wort: *praesidis* gesetzte: welche gar nicht hieher gehören; der Text sagt: Item si quis in fraudem creditorum rem suam alicui tradiderit, bonis eius a creditoribus possessis ex sententia praesidis permittitur ipsis creditoribus, eam rem petere — das heißt: wann einer zum Nachtheil seiner Glaubiger etwas veräußert hat, so wird diesen, wenn sie ex sententia praesidis eingesetzt sind, gestattet, die veräußerte Sache zu fordern. Es wird also hier unter den übrigen dinglichen Klagen auch die Paulianische angeführt, welche zwar von den Glaubigern erst nach der Einsetzung angestellt werden kann,

kann, aber ohne Unterſchied, ob die Veräußerung vor oder nach der Einſetzung geſchehen; denn daß im §. 6. I. de act. eine dingliche Klage angeführt wird, iſt gerade wider den V. und beweiſet, daß die Pauliſaniſche durchaus in keine andre Claſſe von Klagen gebracht werden könne. Daß §. 7. gegen den, welcher eine nach erregtem Gantproceß vom Schuldner veräußerte Sache bekommen, und bona fide wieder veräußert hat, condictio ſine cauſa Statt finden könne, auf das, was er an dieſer Sache gewonnen hat, glauben wir nicht; weil in ſolchem Fall gewiß kein hinlänglicher Grund zur condictione ſine cauſa vorhanden iſt. Sonſt iſt die Lehre von der Pauliſaniſchen Klage gut ausgeführt; was vor Einſetzung der Glaubiger vom Schuldner veräußert worden, kann nur alsdann wieder gefordert werden, wenn es ein anderer titulo lucratiuo erhalten, oder zwar titulo oneroſo bekommen, aber an des Schuldners Betrug Antheil genommen hat; alſo kann zu dieſer Zeit ein wachſamer Glaubiger ſich vom Schuldner bezahlen laſſen, §. 9. mit ihm compenſiren, §. 10. oder ſich gewiſſe Dinge an Bezahlungs Statt geben laſſen; doch bleibt in dieſem Fall den Pfandglaubigern ihre Pfandklage. § 11. auch kann das Heyrathgut, das der Schuldner ſeiner Tochtermann gegeben, nicht zurückgefordert werden, es müßte denn letzterer auch am Betrug Antheil genommen haben. Hingegen iſt der V. §. 12. der Meinung, daß wenn der Schuldner vor erregtem Concursproceſſe das Heyrathgut nur verſprochen, der Tochtermann, wenn er ſchon am Betrug unſchuldig geweſen, es im Concurs nicht, kraft ſeines ihm ſonſt gebührenden geſetzlichen Pfandrechts, fordern könne, welches wir aber nach dem römiſchen Recht zu behaupten, nicht wagen. Im 13. und f. §§. führt der V. die Vorrechte des Fiſcus in Zurückforderung der vor erregtem Gantproceß veräußerten Dinge und bezahlten Gelder, im 17. und f. §§. die beſondern Rechte der Pfandglaubiger, und die Natur der Pauliſaniſchen Klage weiter aus, im §. 28. und f. aber wird noch weitläuftig die Frage abgehandelt, ob und in wiefern ein Glaubiger ſich ſelbſt die Bezahlung von ſeinem Schuldner zu nehmen befugt ſey. Der Raum verbietet uns, uns hier in die nähere Unterſuchung dieſer Dinge einzulaſſen; wir können aber unſere Leſer verſichern, daß ſie in dieſer Abhandlung viel Gutes, und gut vorgetragenes leſen, und ſich mit unſerm Wunſch, noch mehrere dergleichen Abhandlungen von Hr. Frick zu leſen, vereinigen werden. Pm.

Nicolai Hieron. Gundlingii, ICti, de emtione vxorum, dote et morgengaba ex iure germanico libellus singularis. Cum indicibus autorum et rerum. Editio noua Lipſ. ex officina Langenhemiana 1777. 19 Bogen in Quart.

Was den Verleger bewog, dieſe Abhandlung, die ſchon in den Gundlingiſchen Exercitationen ſteht, hier beſonders aufzulegen, wiſſen wir nicht. Aber ohne Zweifel weis er es.

Inſtitutiones iuris criminalis. Scripſit *Io. Chriſtoph. Koch.* — *Editio quarta*, denuo emendata et inſigniter aucta. Ien. apud vid. Croeckeri 1775. 678 S. ohne Vorrede und Regiſter, in Octav.

Man iſt es ſchon gewohnt an dieſem Verf. daß er ſeinen akademiſchen Lehrbüchern bey jeder neuen Auflage einen höhern Grad der Vollkommenheit giebt. Dieß iſt auch hier geſchehen. Ein Beweis ſeiner Wahrheitsliebe iſts, daß er an manchen Orten ſeine erſte Meinung geändert, und beſſern Einſichten Platz gegeben hat; und ein Beweis ſeines unermüdeten Forſchens ſind die vielen neuen Zuſätze und Anmerkungen in dieſer Edition. Nicht nur von Seite des gründlichen Vortrags, ſondern auch wegen der vollſtändigen und neueſten Litteratur, die man in dieſem Lehrbuch findet, verdient es ohne Zweifel die erſte Stelle unter ſeines gleichen.

Repraeſentatio iuris vniuerſi et remediorum, ius ſuum in iudicio perſequendi, praeluſoria. *Pars prima*, ſiſtens ius obiectiuum. Autore *Io. Frid. Helm.* — Hildburghuſae literis Penzoldianis, 1777. 7 Bogen Octav.

Faſt ſcheints, als ob uns dieſer V. wieder mit einem neuen Syſtem des römiſchen Rechts heimſuchen will. Wir bitten ihn angelegentlich, dieß nicht zu thun, und lieber Zeit und Fleiß

Fleiß auf Ausführungen und Abhandlungen einzelner Materien zu wenden. Es ist rühmlich, daß der V. mehr theoretische Kenntnisse hat, als viele seiner Mitbrüder in der goldnen Praxis. Aber muß man denn gleich alles, was man weis, drucken lassen? Wenn man mehr von einer Sache weis als andere; etwas besser, deutlicher, ordentlicher zu sagen vermag: so schreibe man. Außerdem ists ja gar nicht nöthig, nützet und frommet nicht. Daß diese Bogen von dem Recht überhaupt und dessen verschiedenen Arten, die in Deutschland gelten, handle, giebt schon der Titel zu erkennen.

Vg.

Auswahl derer (der) wichtigsten in denen (den) Landes- und Stadtgerichten des Herzogthums Ehstland, auch noch jetzt geltenden Königl. schwedischen Verordnungen. Reval, bey Lindfors. 1777. 2 Alph. 2 Bogen in 8.

Weitläuftige Sammlungen, darinn geltende und abgeschaffte Gesetze unter einander stehen, sind ermüdend, und für die meisten Leser ohne gehörigen Nutzen. Eine geschickte Auswahl, welche die nothwendige Bekanntschaft mit den Landesgesetzen erleichtert, verdient daher Dank. Das gegenwärtige Buch, welches aus den vorhandenen gedruckten liefländischen Landesordnungen, dem Land- und Stadtrechte, u. s. w. zusammengetragen ist, könnte zwar vollkommner seyn; doch ist es schon jetzt in manchem Betracht brauchbar. — Der Titel verspricht blos Verordnungen, die in Ehstland gelten; wir finden aber auch etliche, die nicht mehr gelten, andere, die blos das Herzogthum Liefland angehen. — Die schwedische in beyden Herzogthümern geltende Kirchenordnung nimmt einen großen Raum ein. Sie ist nicht nur schon einzeln gedruckt, sondern auch dem Land- und Stadtrechte angehängt: vermuthlich muß sie in Ehstland selten geworden seyn, weil man sie hier abermals abzudrucken für gut befunden hat. Hätte doch der Herausgeber die Königl. Schwedische Declaration der Kirchenordnung vom J. 1692, die dem Herzogthum Ehstland gegeben, und unsers Wissens nirgends gedruckt zu haben ist, beygefügt. Auch würde eine kurze Erklärung der vorkommenden veralteten, jetzt wenig bekannten

Wörter, und eine Anzeige, woher jede Verordnung genommen ist, manchem Leser angenehm gewesen seyn. — Aber wird denn nicht einmal auch das Ehstländische Landrecht im Druck erscheinen, das schon im J. 1718. sollte abgedruckt werden? Es würde gewiß nicht blos an Ehstländern, sondern auch in Deutschland Abnehmer finden.

Pe.

Farrago legum antiquarum Daniae municipalium, vna cum Commentario *Pauli Cypraei* in leges Sleswicenses, curante *Petro Kofod Ancher*. Hafniae, 1776. ap. Pelt.

Der Nutzen ist entschieden, den die Kenntniß auswärtiger Rechte selbst bey der Erklärung deutscher Gesetze und Gewohnheiten leistet, und in diesem Betracht ist auch für Liebhaber der deutschen Rechtsgelehrsamkeit diese Sammlung ein angenehmes Geschenk. Hr. A. sieht sie vorzüglich als einen Beytrag zur dänischen Rechtsgeschichte an; aber selbst die practische Rechtsgelehrsamkeit muß dadurch gewinnen, wenn man der Gesetzgebung nachgeht, und sie in ihrer ersten Entstehung beobachtet. Einige dieser hier bekannt gemachten Stücke zeichnen sich vorzüglich durch Alter und Seltenheit aus. Das erste Stück ist das alte Schleswigische Recht, aus einem auf Pergament geschriebenen Ebeltoftischen Codex, der nach Hr. A. Vermuthung im dreyzehnten Jahrhunderte, nicht lange nach der Zeit des Königs Sweno Grathe, unter dessen Regierung eigentlich dieses Gesetz verfaßt ist, geschrieben worden. Als Zeichen des Alterthums bemerkt Hr. A. daß z. E. horarum statt orarum, honere statt onere, nichil statt nihil stehe; daß kein Abtheilungszeichen als der Punkt vorkomme, daß öfters die Figur des §. ohne Zahlen beym Anfang einzelner Theile des Gesetzes stehe, und daß die Particul item die Abtheilungen anzeige. Westphal hält dieses alte Schleswigische Recht in T. III. Monum. Cimbr. p. 58. für verloren; bemerkt aber, daß es Henning Flotow im J. 1386. gewissermaaßen dadurch hergestellt habe, daß er einen sehr alten Codicem legum Flensburgensium vom Jahr 1284 geliefert, und in der Vorrede darzu bemerkt habe, daß diese Flensburgische Gesetze oft wörtlich mit den Schleswigischen übereinkommen. Hr. A. hat den Ebeltoftischen Codex mit dem

dem Flotowiſchen verglichen, Varianten bemerkt, und wie einer aus dem andern genommen, angegeben. Das zweyte iſt eine lateiniſche Ueberſetzung des neuen Schleswigiſchen Rechts, welche nach Hrn. A. wiewohl ungewiſſer Vermuthung gleichfals vom Cypräus herſtammt. Hierzu gehört nun der drittens beygebrachte Commentar vom Paulus Cypräus, von dem Hr. v. Weſtphalen in der Vorrede T. III. monum. cimbr. p. 13 et 44. glaubt, daß er niemals vorhanden geweſen, weil ſein Sohn zwar deſſelben Meldung gethan, und ihn herauszugeben verſprochen, aber niemals Wort gehalten: er ſelbſt aber in ſeinem Tractat de iure connubiorum, wo er bisweilen das Jütiſche und andere Landesgeſetze anführt, weder des Schleswigiſchen Rechts noch dieſes ſeines Commentars mit einer Sylbe gedenket, und es ihm in Frankreich, wo er ſich aufgehalten, an Hülfsmitteln dazu gefehlt habe. Der Commentar ſelbſt iſt wirklich voller Fehler, enthält nur wenige gute Bemerkungen; hergegen eine Menge ganz unerheblicher und unrecht angebrachter Erläuterungen aus dem römiſchen Rechte, und Hr. H. glaubt desfalls nicht ohne Grund, daß, wie auch Weſtphalen a. a. O. vermuthet, es ein blos angefangenes Werk ſey, und hat auch einige Stellen, die durch die Abſchreiber noch mehr verunſtaltet ſchienen, ſo weit es ohne critiſche Verwegenheit und Nachtheil des Sinnes möglich geweſen, verbeſſert. Die Vorrede iſt darum merkwürdig, weil darinne Nachricht vom Alter dieſes Schleswigiſchen Rechts, deſſen Verfaſſung und Quellen gegeben, und ein Verzeichniß der vermöge deſſelben der Stadt zukommenden Vorrechte beygebracht iſt. Die übrigen ſind, König Erich VI. gemeines däniſches Stadtrecht, und der Königinn Margaretha den däniſchen Städten ertheiltes Privilegium, nebſt verſchiedenen däniſchen Special-Stadtrechten.

Vg.

Georg. Samuel. Madihn I. V. et Phil. Doctoris — Exercitationes academicae Halenſes, ad praeſtantiora maxime iuris ciuilis capita pertinentes. Halae, apud Hendel, ohne Jahrzahl (1777.) 3 Alph. 16 Bog. in 4.

Die Madihniſche Diſſertationen und Programmen ſind hier zuſammengeſchlagen und mit einem allgemeinen Titelblatte

blatte verſehen. Wenn der Verleger die kleinen Koſten daran gewandt, und ein Regiſter dazu hätte machen laſſen, ſo würde mans ihm Dank gewuſt haben. Die Rubriken der Abhandlungen ſind: 1) De imperii ſacri ſtatuum Imperii Proteſtantium I. R. G. vera natura et indole. Praeſide *Dan. Nettelbladt.* 1751. 2) De efficacia pacti familiae illuſtris agnato remotiori ius ſuccedendi tribuentis. Diſſ. inaugur. 1754. 3) De bonae fidei poſſeſſore ſingulari a reſtitutione fructuum preceptorum immuni ad L. 4. §. 2. D. fin. reg. 1771. 4) De legitime natorum portione legitima in ſucceſſione cum legitimatis. 1755. 5) De effectu legis commiſſoriae parte pretii ſoluta. 1755. 6) De poena capitali in furto haud mitiganda ob reſtitutionem rei ablatae 1757. Wir hofften, daß wir hier eine neue Anmerkung finden würden, worinn der V. ſeine ganz eigne Meinung: **der Diebſtahl ſey nicht conſumiert, wenn der Dieb die geſtohlne Sache wieder giebt, ehe er in die Inquiſition kömmt**, bewieſen hätte. Denn dieſer Gedanke iſt wohl nie in irgend eines andern Criminaliſten Zirbeldrüſe gekommen, und Herr geh. Rath Koch hat in ſeinen inſtit. iur. crim. hart dagegen geſchrieben. 7) De iure protimiſeos, eiusque a iure retractus diſcrimine 1758. 8) Gedanken von der wahren Gründlichkeit, beſonders in der Rechtsgelahrheit, und ihren Hinderniſſen im Vortrage. eod. an. 9) De vera indole ſubſtitutionis pupillaris tam iure veteri quam recentiori 1759. deinde reuiſa *et inſigniter aucta* ſub titulo: Diatribe iuris ciuilis, viciſſitudines ſubſtitutionis impuberum complexa 1769. Die inſignes auctiones haben wir eben nicht gefunden. 10) De vera indole literarum obligationis atque exceptionis non numeratae pecuniae earumque vſu in foris noſtris ceſſante 1760. 11) De cauſa debitoris circa pecuniae ſolutionem mutato poſt contractum nummorum valore 1762 recuſa et aucta 1767. 12) Programma creditorem in pignore media diligentia non ſemper liberari. 13) De validitate teſtamenti non rite oblati 1771. Warum hat der Verleger nicht Hrn. M. Gedanken von den wahren Gränzen des Rechts der Natur, Halle, 1767. 8. wieder gedruckt, und dem Faſcikel beygelegt? Desgleichen deſſen Gedanken von der Verjährung nach dem Rechte der Natur, Halle, 1764. 4.

Auf gleiche Weiſe ſind auch die Heiſterſchen Diſſertationen zuſammengeſchlagen, und iſt folgender Titel vorgedruckt worden: *D. Philip.*

D. Philippi Iacobi Heisleri ICti, — Exercitationum academicarum ad diuersas materias iuris pertinentium fasciculus de annis 1750 — 1775. Halae apud Hendel. 1776.

Sie sind: 1) Diss. de pupillariter substituto heredes legitimos, praecipue matrem pupilli excludente. Hal. 1750. 2) De iure retentionis 1751. 3) De rei nunquam possessae per actionem Publicianam vindicatione eod. ann. Der V. beweißt hier den unumstößlichen Satz: daß man die Publicianische Klage zuweilen anstellen kann, wenn man auch nie im Besitze der Sache, die man in Anspruch nimmt, gewesen ist; in dem Falle nämlich wo das Eigenthum ipso iure übergeht. Demnach kann das Fundament der Publicianischen Klage nicht die fingirte Usucapion seyn: denn Usucapion läßt sich ohne Besitz nicht denken. Dies alles, wie gesagt, hat der V. gründlich bewiesen, und daher wundern wir uns, daß so viele Juristen, z. E. auch Hr. Hellfeld in seinen Pandecten, jenen Irrthum: die fingirte Usucapion sey der Grund der Publicianischen Klage, noch immer nachbeten. 4) De iustis poenam mitigandi causis in criminalibus. 1752. 5) De liberis positis in conditione, comprehensis etiam in dispositione. 1754. 6) De nuda proprietate, pleno domino, vt et proprietatis domino seruitutem imponente, praesertim occasione Lib. 4 et 15. in fine ff. de vsufr. 1756. Jeder Rechtsgelehrte weiß, daß Lib. 15. de vsufr. eines der unerklärbarsten Gesetze ist: Proprietatis dominus nequidem consentiente fructuario, seruitutem imponere potest. Nisi, (sagt das gleichfolgende 16te Gesetz) condicio vsufructuarii deterior non fiat. Warum soll der Proprietar keine Servitut auf die usufructuarische Sache legen können, wenn der Usufructuar einwilliget? Der V. führt die verschiedenen Erklärungen an. Warum aber ist Wieling ausgelassen, der ausführlich darüber geschrieben hat? Warum Jensius, der in seinen Strictures auch eine eigene Meynung hat? Der Verf. will sich damit helfen, daß er anstatt consentiente, *consciente*, d. i. sciente, liest. Und nun erklärt er das Gesetz dahin: wenn der Usufructuar gewußt hat, daß der Proprietar die Sache mit einer Servitut beschwehrt habe: so läßt sich aus seiner bloßen Wissenschaft noch kein Consens schließen. Recensent aber muß sagen, daß ihm diese Emen-

Emendation im mindeſten nicht gefällt. Vorerſt iſt es ſchon ungewöhnlich, conſciente ſtatt ſciente oder conſcio zu ſagen. Fürs andere hängt nun das 15te und 16te Geſetz nicht gut zuſammen. Und drittens, wer wird denn jemals daran gedacht haben, die bloße Wiſſenſchaft des Uſufructuars für eine Einwilligung zu halten? Anderer Gründe nicht zu gedenken. 7) De iure accreſcendi in legatis ſemper iure non decreſcendi. Der V. behauptet mit vielen andern, daß der Regel nach, nur die re und mixtim coniuncti das ius accreſcendi haben, die verbis coniuncti nicht, außer in einem Falle. Daher ſey das ius accreſcendi eigentlich nur ein ius non decreſcendi. Aber da er zugiebt, daß in einem gewiſſen Falle die verbis coniuncti dieſes Recht haben: ſo ſagt das Wort *nunquam* auf dem Titel der Diſputation mehr als wahr iſt. Daß der V. die gründliche Abh. Bachs von eben dieſer Materie nicht benutzt hat, wundert uns ſehr. 8) De expenſis criminalibus in proceſſu inquiſitionis 1769. 9) De commendatore teutonico, patrono eccleſiae, quae commendaturae incorporata eſt, non vulgari. Sectio prior 1770. 10) De fratrum germanorum liberis, ſiue cum fratre defuncti vnilaterali, ſiue cum fratris vnilateralis filiis, ſiue cum thiis defuncti concurrant ſecundum Nou. CXVIII. iure repraeſentationis in ſtirpes ſuccedentibus. 1775. Der V. glaubt alſo, daß eines vollbürtigen Bruders Kinder, wenn ſie ihren Oheim erben wollen, allezeit in Stämmen ſuccediren, ſie mögen nun concurriren 1) mit Halbgeſchwiſtern, oder 2) mit Kindern von Halbgeſchwiſtern, oder 3) mit des Verſtorbenen Onkels und Tanten. Es iſt nicht zu leugnen, daß er alles geſagt hat, was ſich für dieſe Meynung ſagen läßt. Indeſſen ſcheint uns die gegenſeitige Meinung dem R. A. von 1572. doch noch immer gemäßer. Denn dies Geſetz ſagt faſt ganz allgemein: „wenn einer keinen Bruder oder Schweſter, ſondern ſeiner Brüder oder Schweſter Kinder in ungleicher Zahl „verläßt: daß alsdenn dieſelbige in die Häupter erben.“ Daß die Bruders- und Schweſterkinder den Halbgeſchwiſtern und deren Kindern, auch dem Oheim vorgehen, ſagt die Novelle 118. Wie ſie erben ſollen, beſtimmt der R. A. Man kann dem V. zugeben, daß die Kinder der Geſchwiſter ihre Eltern in der Succeſſion repräſentiren, und deswegen den andern eben genannten Perſonen vorgehen. Daraus folgt aber nichts. Demungeachtet können ſie nachher, wenn ſie die Erbſchaft unter ſich vertheilen, die Theilung auf die Köpfe machen. Doch wir

wir entfernen uns zu weit von unserm Zwecke, der nicht war die einzelnen, gar nicht mehr neuen Dissertationen zu recensiren; sondern nur überhaupt zu sagen, was die Käufer unter dem obenangeführten Titel zu suchen haben.

Joh. Carl von der Becke, D. von der allgemeinern Brauchbarkeit mehrerer Theile der positiven Jurisprudenz. Nebst einer Anzeige seiner Sommervorlesungen, und einem Plane vom Handlungs- Wechsel- und Seerecht. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 42 S. Octav.

Aus dem Titel wird man den Inhalt schwer errathen. Der Verf. zeigt, daß verschiedene der in Deutschland geltenden Rechte, auch bey andern Europäischen Nationen gesetzliches Ansehen haben. Dahin rechnet er das römische, das in den Niederlanden, Italien, England, Spanien, Portugall und Frankreich gilt, und bey Verfertigung der dänischen Gesetzbücher gebraucht worden ist; das päbstlich-canonische, und das Langobardische Lehnrecht. Das letzte, sagt der Verf. hat sich auch bey den übrigen Nationen eingeschlichen. Welche sind aber diese übrigen?

Da der Verf. es für nützlich hält, Handlungs- Wechsel- und Seerecht mit einander zu verbinden, weil sie im besten Zusammenhange stünden, und auf diese Art ein gewisses Ganzes ausmachten: so hat er einen Plan zu einem Buche entworfen, worinn diese drey Rechte abgehandelt werden. Daß es dem Verf. an der Gabe, seine Ideen gut auszudrücken, noch zur Zeit fehle, davon sey folgende Periode S. 4. eine Probe: „Wenn ich sehe, daß nach dem Privatrechte des deutschen hohen Adels, die Ausschließung der Töchter, selbst derjenigen, welche nicht renuncirt haben, im Falle, wenn Söhne da sind, keinem Zweifel unterworfen ist; ein Grundsatz, der übrigens den Vorschriften des Kaysers Justinian gerade zuwider ist: so kann ich die Verschiedenheit beyder Rechte zwar nicht aus der Ungleichheit des Nationalcharakters oder der Religion herleiten; allein das seh ich, daß Papinian, Cajus und Ulpian das Staatssystem Roms wohl kannten; aber unmöglich eine Idee von so einem Stande, als unser hoher Adel ist, haben konnten.“ Wenn uns jemand

hier

hier einen natürlichen Zusammenhang der Ideen zeigen kann: so sind wir bereit, ihn als einen großen Apoll zu verehren.

Christiani Thomasii Dissertationum academicarum, varii, inprimis iuridici argumenti *Tomus III.* Halae impensis Gebaueri. 1777. 956 S. groß Octav.

Dieser Band enthält 38 Dissertationen, die auch wieder in chronologischer Ordnung auf einander folgen. Die Titel sind: 71) De sensu legis decemuiralis testamentariae. 72) De perpetuitate debitorum pecuniariorum. 73) De aequitate cerebrina legis 2. Cod. de rescind. vendit. et eius vsu practico. 74) De differentiis iuris ciuilis et canonici in doctrina de testamentis. 75) De iure Principis euangelici aggratiandi in causis homicidii. 76) De bonorum saecularisatorum natura. 77) De vsu practico adcuratae distinctionis inter emtionem cum pacto de retropendendo et contractum pignoratitium. 78) De vsu exiguo Senatusconsulti Velleiani in foris Germaniae. 79) De desertione ordinis ecclesiastici. 80) De officio Principis euangelici circa augenda salaria et honores ministrorum ecclesiae. 81) De existimatione, fama et infamia extra rem publicam. 82) Obseruationes selectae de iure detractionis ad ordin. polit. ducat. Magdeburg. caput. LVI. 83) De iudice sententiam in causis criminalibus ab aliis remouente. 84) De foro competente et subiectione clericorum sub potestate ciuili. 85) De inutilitate brocardici vulgaris: quae sunt in territorio, praesumuntur etiam esse de territorio. 86) Cautelae circa doctrinam de natura precum iuridicarum. 87) De non rescindendo contractu conductionis ob metum spectrorum. 88) De origine processus inquisitorii. 89) De occasione, conceptione ac intentione constitutionis criminalis Carolinae. 90) De vera origine, natura, progressu et interitu iudiciorum Westphalicorum. 91) De vsu practico distinctionis hominum in liberos et seruos. 92) De vsu practico distinctionis hominum in ingenuos et libertinos. 93) De vsu practico doctrinae de impedimentis manumissionis. 94) De vsu practico denuntiationis euangelicae ad cap. 13. X. de iudiciis. 95) De origine ac progressu processus inquisitorii contra

contra fagas. 96) De pactis futurorum ſponſaliuin. (*Vom Jaworte.*). 97) De vſu practico tituli Inſtitutionum de his, qui ſui vel alieni iuris ſunt. 98) De vſu practico tituli Inſtitutionum de patria poteſtate. 99) De remiſſione tacita pignoris vel hypothecae per remiſſionem debiti et conſenſum in alienationem rei. 100) De concubinatu. 101) De vſu practico doctrinae Inſtitutionum de nuptiis. 102) De regalibus fiſci Principum Germaniae circa adquiſitionem praecipue. 103) De vſu practico doctrinae Inſtitutionum de legitimatione. 104) De vſu practico tituli Inſtitutionum de adoptionibus. 105) De vſu practico actionis aduerſus Iudicem imperite iudicantem ad Princip. Inſtitut. de obligat. quae quaſi ex del. naſc. 106) Theſes inaugurales, exhibentes obſeruationes varias theoretico-practicas de actione iniuriarum. 107) De reuocatione tacita mandati iudicialis ad cap. ſi quem. 8. de procurat. in 6. 108) Praecipua iuris Patronatus eccleſiarum Proteſtantium vulgaris capita. Die noch übrigen Diſputationen und ein allgemeines Regiſter ſollen den vierten und letzten Band ausmachen. Der Herausgeber verſichert, daß ein Vir doctiſſimus die Regiſter machen werde. Gut, nur muß er auch Vir diligens und accuratus ſeyn.

Von der Vermiſchung der Obrigkeiten auf dem Lande, und den Mitteln, denſelben abzuhelfen, eine praktiſche Abhandlung, gekrönt von der K. K. ökonom. Geſellſchaft in Krain den 20ſten November 1770. von K. von Zalheim. Wien, 1774. 66 Seiten gr. Octav.

Dieſe Abhandlung, welche ſchon in den Krainerischen ökonomiſchen Sammlungen für das Jahr 1771 ſteht, hat der Verf. hier auch beſonders abdrucken laſſen. Im Herzogthum Krain hat ein Bauer oft zwey, drey und mehr Obrigkeiten; den Zins- und Grundherrn, den Schutzherrn, das Landgericht, und die Dorfobrigkeit. Dieſes verurſacht häufige Conflicte der Gerichtsbarkeit und andere Unbequemlichkeiten. Die Agriculturſocietät gab deswegen die Preisaufgabe: „Welches wären die Nachtheile einer Verfaſſung, in welcher das „Landvolk unter verſchiedene, mit verſchiedner Gewalt bewaff-

„nete

„nete Obrigkeiten dergestalt vertheilt wäre, daß nicht selten „in Einem Dorfe derer zwo, drey und noch mehrere beysam„men angetroffen würden; und zumal die Grundobrigkeit „beynahe nach der Anzahl der Häuser, zehen, zwanzig von „einander entlegenen Herrnhöfen angehörte? — Welches wä„ren die Mittel, eine so fehlerhafte Verfassung zu verbessern? „— Und wo dem Uebel endlich abgeholfen wäre, durch was „vor Mittel könnten die einmal concentrirten Güter vor künf„tiger Zergliederung bewahrt werden?“ Hr. v. Z. erhielt den Preis durch die gegenwärtige Abhandlung, in der er denn die Inconvenienzen der beschriebenen Verfassung ausführlich zeigt, und gute Vorschläge thut, sie zu verbessern. Da die ganze Schrift nur einen Localnutzen hat: so enthalten wir uns einer weitläuftigern Anzeige. Die Schreibart ist oft zu gesucht und preciös.

Juristisches Wochenblatt, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Vierter Jahrgang. Leipzig bey Heinsius 1775. 680 S. in Octav.

oder mit einem andern Titel:

Magazin für Rechtsgelehrte und Geschichtforscher. Erster Band.

Hr. P. Schott verlegte zuerst diese Sammlung selbst, und gab sie wirklich als ein Wochenblatt, nemlich wöchentlich einen Bogen heraus. Nachher trat er, vom dritten Bande an, den Verlag an den Buchhändler Heinsius ab. Dieser giebt einen jeden Jahrgang zusammen aus. Weil aber das Buch nun nicht wohl mehr Wochenblatt heißen kann: so sind die zwey oben angeführte Titelblätter vorgedruckt, von denen jeder Besitzer eines nach Belieben wählen und vorbinden lassen kann.

Die in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen sind folgende: 1) von Braun, ob der Sohn das Lehn behalten und die väterliche Erbschaft fahren lassen könne? Der V. zeigt in dieser schönen Abhandlung, daß die Verordnung II. Feud. 45. Der Sohn kann das Lehn nicht ohne das Allodium annehmen, ganz gegen die Rechtsanalogie streitet. Darauf untersucht er die verschiedenen Auslegungen dieses un-

billigen

billigen Gesetzes, zeigt, daß es in der Praxis gilt, und sucht es nur in seine gebührende Gränzen einzuschränken.

2) Steck von Proselyten. Diese Abhandlung steht nunmehr verbessert in des Verf. Ausführungen rechtlicher und politischer Materien.

3) Ebendesselben Schilderung der Charaktere der Westphälischen Friedensgesandten. Ein sehr interessantes Stück.

4) Knorre ob das Wort Wechsel ein wesentliches Stück eines Wechselbriefes sey? Der V. leugnet es, wo nicht Landesgesetze es vorschreiben.

5) Heißlers Erläuterung des 172. und 174. Artikels der H. G. O. Carls V. aus den Glaubenssätzen und der Liturgie der röm. Kirche.

6) Gedanken, warum in einem Testamente nur über das ganze Vermögen disponirt werden könne? Der V. glaubt einen ganz neuen Grund der Regel: nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest, entdeckt zu haben. Er sagt: die ältesten Testamente wurden in den Comitien gemacht. Nun würde es wider die Hoheit dieser Versammlungen und die dem Volk schuldige Ehrerbietung gewesen seyn, wenn einer mit einer Erbeinsetzung auf einen geringen Theil das Volk hätte aufhalten wollen. Wer einen Fremden mit Ausschließung seiner Intestaterben einsetzen wollte, müßte dem Volk die Unwürdigkeit der Intestaterben vorstellen. Wie konnte er also das Volk bitten, diesen Unwürdigen doch noch einen Theil seines Vermögens zu überlassen? — Wie außerordentlich schwach und unstichhaltig (um einmal ein Canzley-Styl-Wort zu brauchen) dieß ganze Raisonnement ist, darf man kaum beweisen. Wenn ich einen Erben auf einen Theil ernenne, so muß ja das nicht gerade ein geringer Theil seyn. Es war je erlaubt zu sagen, Tullius soll $\frac{11}{12}$ meines Vermögens haben, meine Intestaterben nur $\frac{1}{12}$. Warum gieng es nicht an, daß ich den Tullius auf $\frac{11}{12}$ ausdrücklich einsetzte, und das übrige $\frac{1}{12}$ den Intestaterben stillschweigends hinterließ? Das ist eigentlich das Problem, das wir aufgelößt haben wollen: das erste war erlaubt, muß also nicht gegen die dem Volk schuldige Ehrerbietung gestritten haben. Warum war ihr denn das letztere zuwider? Daß der Testator dem Volk die Unwürdigkeit seiner Verwandten bekannt machen mußte, ist einmal gar nicht erwiesen, und fürs andere folgt nichts daraus. Was liegt denn widersprechendes darin, wenn ich dem Volk sage: meine Ver-

wandte haben ſich unfreundſchaftlich gegen mich aufgeführt; daher ſoll Mevius, ein Fremder, die Hälfte meines Vermögens haben. Wenn das widerſprechend wäre: ſo würde es auch nicht angehen, daß ich meine Verwandte ausdrücklich auf die eine Hälfte und den Fremden auf die andere einſetzte. Der Recenſ. glaubt, daß Pomponius im L. 7. D. de R. I. (was auch der V. dagegen ſagt) die wahre Raiſon jener Rechtsregel angiebt: Earum rerum naturaliter inter ſe pugna eſt, teſtatus et inteſtatus. Die Teſtamentariſche und Inteſtaterbfolge ſind ſo ganz in ihren Grundregeln diſparat, daß es nicht angehet, beyde bey einer und derſelben Erbſchaft zugleich ſtatt finden zu laſſen. Man ſtelle ſich vor, ich ſetzte einige Fremden zu Erben ein auf die Hälfte meines Vermögens; von der andern Hälfte ſagte ich nichts. Nun wollten alſo die Eingeſetzten aus dem Teſtament, die Verwandten ab inteſtato erben. Welche ſeltſame Confuſion würde das werden? in welche Schwierigkeiten würde man gerathen in Anſehung der Vermächtniſſe der Falcidiſchen Quart, des Accreſcirrechtes u. ſ. w. dazu kommt noch, daß ein Teſtirer, der einen Erben auf einen Theil ernannt eigentlich zu erkennen giebt: ich will meine Inteſtaterben ausſchließen, was ich mit dem übrigen Theil machen will, weis ich noch nicht. Wenn er nun über dieſen Theil nachher nicht diſponiret: ſo iſt niemand näher dazu als der eingeſetzte Erbe. Doch wir halten uns hier zu lange bey einer Sache auf, die eine eigne Ausführung verdiente. Das müſſen wir indeſſen noch anmerken, daß wenn der Verf. glaubt, in dem neueſten römiſchen Rechte fänden ſich noch Regeln, die ſich auf die älteſte Art in den Comitien zu teſtiren, gründeten, dieſe Meinung ſchon längſt vor Trekell in ſeiner Abh. von der römiſchen Teſtamentifaction widerlegt worden ſey.

7) **Lenz** von den edlen Herrn von **Warberge.**

8) Ebenderſelbe von den edlen Herrn von **Harbke.**

9) Ebenderſelbe von den Edelingen bey den alten Sachſen.

10) **Strube** von der Glaubwürdigkeit alter Urkunden, beſonders derer, wovon im III. Jahrgang S. 721. gehandelt worden. Der Paſtor **Falke** hat in den gelehrten Anzeigen einige von **Schminke** in den Monumentis Haſſiacis P. 2. p. 657. bekannt gemachte Urkunden kritiſiret, und zwar nach Regeln, die der geh. Juſtizrath **Strube** mißbilligt. Seine Kritiken werden alſo hier geprüfet.

11) **A *****

11) A *** von der Aera Hiſpanica. Der V. trägt hier die Meinung des Spaniers Sepulveda als ein Supplement zu der Schmauſſiſchen Abhandlung von dieſer Materie vor. (S. Juriſt. Wochenblatt. 3 B. 737 S.) Aber Schmauß antwortet im

12) ten Stücke, daß er dieſe Meinung für zu lächerlich gehalten, um ſie anzuführen.

13) J. H. Böhmer von der alten deutſchen Treu und Redlichkeit. Der Anfang iſt nur abgedruckt. Das Ende fehlt, weil das Mſpt. wie der Herausgeber in der Vorrede ſagt, während des Abdrucks verloren gegangen. Es ſoll im nächſten Bande dieſes Wochenblatts folgen.

14) J. G. Wolf, von der ceſſione in potentiorem, und wer eigentlich davor zu halten? Ein Facultätsgutachten über folgenden Fall. Ein Cavalier hatte ein gewiſſes Recht an ſich gebracht; der Verkäufer aber hatte ſich ausbedungen, daß dieß Recht nicht an einen Mächtigern cedirt würde. Der Cavalier wollte es nach einiger Zeit an den Landesherrn überlaſſen. Die Frage alſo war, ob dieß nicht mit dem Contract ſtreite? Der V. glaubt Nein.

15) J. H. Böhmers Unterſuchung der Frage: ob der Mönch Gratianus, der das Decretum verfertigt, vom Pabſt Alexander III. zur Cardinalswürde erhoben worden, und Biſchof zu Cluſium geweſen ſey? Wird verneinet.

16) J. G. Wolfs hinlängliche Nachricht von der Brabantiſchen güldenen Bulle zur Erläuterung des letztern §. des 27. Artikels der allerneueſten kayſerl. Wahlcapitulation.

17) J. S. F. Böhmers Belehrung, wie und nach welchen Rechten die ſtatutariſche Portion der Eheleute zu beurtheilen.

18) J. H. Böhmers beſondere Anmerkung von den vielerley Arten der Concursproceſſe außer den bekannten Concursproceſſen der Glaubiger. Der V. rechnet hierher den Streit mehrerer Inteſtaterben um die Proximität des Grades; den Streit des Principalintervenienten mit der Hauptparthey, den Streit mehrerer Verlobten um den Vorzug ꝛc. ꝛc.

19) B. F. R. Lauhn von den Gerechtſamen, mit blauem Wachſe zu ſiegeln. Die Abhandlung, die in der deutſchen Geſellſchaft zu Jena vorgeleſen worden iſt, erſcheint hier zum erſtenmal gedruckt. Man lernt eigentlich nicht vielmehr daraus, als daß das Recht mit blauem Wachſe zu ſiegeln vormals eine Diſtinction war. Der Uebergang vom blauen

Wachſe auf das ſchöne blaue Firmament, und von dieſem auf den Geburtstag des Hrn. Herzogs von Sachſen-Weimar hätte bey dieſem Abdrucke wohl wegbleiben können.

20) Eines katholiſchen Rechtsgelehrten, (Streckers) Antwort auf einige beſonders die päbſtliche Bullen betreffende Fragen.

21) Vom Erbzinsrecht. Nemlich von dem wahren Unterſchied der Zins- und Erbzinsgüter nach Braunſchweigiſch-Wolfenbüttelliſchen Rechten.

22) Vom Hoflehn.

23) Was feudum manuale bedeute? Verſchiedene V. tragen hier ihre Meinungen vor.

24) Vom Rutſcherzins.

25) Wie die Zehenden in Sachſen aufgekommen? Der V. glaubt, daß ſie alle geiſtlichen Urſprungs ſeyn.

26) Woher die Meyergüter am wahrſcheinlichſten ſo genannt worden, und wie alt erweislicherma aßen die Benennung ſey? Der Name wird vom lateiniſchen: maior domus hergeleitet, und behauptet, daß er zur Zeit Henrich des Vogels zuerſt aufgekommen ſey.

27) J. G. Pertſch Anmerkung und Aufgabe, die ſogenannte primarias preces der Kayſer betreffend. Auch von dieſer Abhandlung wird nur der Anfang gegeben, der Beſchluß ſoll im künftigen Bande folgen. Der Verleger ſcheint hierin die Sultanin in der Tauſend und Einen Nacht nachzuahmen. Sie fieng in dieſer Nacht an, dem Sultan ein Mährchen zu erzählen, und brach am Morgen ab, um den Sultan zu nöthigen, daß er auch in der folgenden Nacht wieder bey ihr ſchlief.

Eberhard Habernikkel I. V. D. inſtitutiones iuris romani. *Editio tertia* recognita et emendata. Goettingae impenſis Boſſiegel 1776. 208 S. in Octav.

Wir würden von dieſem Compendium, das wir unter allen den Lehrbüchern des römiſchen Rechts in einer Methode, mit denen das Publikum ſeit einiger Zeit heimgeſucht worden iſt, für eins der beſten halten, weitläuftiger reden, wenn uns nicht das: Editio tertia auf dem Titel abhielte. Der Veränderungen müſſen in dieſer Auflage nicht viele ſeyn. Denn wir haben bey der Vergleichung verſchiedener Materien keine entdeckt.

Vg.

3. Arzney-

3. Arzneygelahrheit.

Ernſt Anton Nicolai (nun folgen 14 Zeilen Titulatur) — zu Jena — Pathologie oder Wiſſenſchaft von Krankheiten. 5ter Band. Halle bey Hemmerde, 1777. 8. 438 Seiten.

Dieſer Theil unterſuchet beſonders die Fehler der Sinne, oder wie der V. es nennt, der Empfindungen und Bewegungen. Der V. verfährt bey der Angabe der verſchiedenen Urſachen dieſer Gebrechen mit groſſer Genauigkeit und Ordnung, beſchreibt gewöhnlich den Sitz der Krankheiten erſt phyſiologiſch, z. E. des Auges, Ohrs ꝛc. und iſt beſonders bey den Fehlern des Geſichts ſehr umſtändlich, wo unter andern auch Cheſeldens Blinder einige Seiten einnimmt; bey Gelegenheit des Hungers die Geſchichte einiger Vielfreſſer und ihre Section, welches alles in der That das ohnehin Unterhaltende des Gegenſtandes ſehr vermehrt. Da wir Aerzte leider! ſelten wiſſen, was das iſt, das wir vor uns haben, noch weniger die Urſache deſſelben: ſo iſt es ſehr nothwendig bey einem Werke dieſer Art, das die Urſache der verſchiedenen Krankheiten unterſuchen ſoll, daß wir unſere Philoſophie — nicht mit Demonſtrationen von Wahrſcheinlichkeit, ſondern mit Zeugniſſen und Beweiſen aus Leichen genommen, belegen. Den wichtigſten Theil dieſes Werks machen daher die pathologiſchen Leichenöffnungen und Beobachtungen von andern Aerzten beſchrieben, aus. Und wer zweifelt heutiges Tages noch, daß dieſe für den practiſchen Arzt auch lehrreicher ſind, als alle in den vorigen Zeiten gemachte künſtliche Theorien? Gern hätten wir nun noch zu gröſſerer Vollkommenheit dieſes brauchbaren Werkes, auch die triviale Erklärung durch Nervenſaft und dergl. weggewünſcht, und immer noch mehr Thatſachen, bey Leichen gemachte Entdeckungen geſehen. „Ich nehme, ſagt der Verf. „S. 181. die genaue Verbindung des Kopfes mit dem Magen, „als eine durch die Erfahrung erwieſene und beſtätigte Wahr„heit an, ohne mich in die Erklärung dieſer Sache „einzulaſſen.“ Würde dies Geſtändniß, dieſe Offenherzigkeit an mehrern Stellen ihm nicht eben ſo viel Ehre gemacht

haben, als wenn er ſich drückt und quält, um durch Nerven oder andere, Gottlob immer mehr aus der Mode kommende, dunkle, unbedeutende Ausdrücke eine im kranken Körper vorkommende Erſcheinung zu erklären? Die Urſachen des Wahnſinns hat der V. ſehr ausführlich. Bey den Fehlern des Gehörs, oder vielmehr den Urſachen der Taubheit, vermiſſen wir doch noch eine, da nämlich der zitzenförmige Fortſatz angegriffen worden. Doch ſind alle jemals entdeckten Urſachen eines Uebels, alle jemals gemachte Beobachtungen unmöglich die Arbeit für einen einzigen Mann. Bloß ein trockenes Verzeichniß der verſchiedenen Arten einer Krankheit, in dem Geſchmacke von Cullen, dem der V. immer ſeinen oft gebrauchten Sauvages hätte an die Seite ſetzen können, iſt oft eine inſtructive Pathologie. Ueberhaupt hat der V. die neueſten Schriftſteller nicht genug genutzt; ob wir ihm gleich Dank wiſſen, daß er uns von Morgagni, Meckel, Greding und andern Neuern, das Merkwürdigſte ausgezeichnet hat. Die Wahl der Quellen iſt bey dieſer Art Schriften wahrhaftig das Weſentlichſte: und ſchöpfet der V. hie oder da aus trüben (dahin wir allenfalls die für Hr. Nicolai ſehr ergiebigen aus den vorigen Jahrhunderten, auch die A. N. C. rechnen möchten) ſo verbreitet man ohne Zweifel mehr Dunkelheit als Licht über ſeine Materie. Es iſt übrigens nicht zu leugnen, daß Hr. M. Schrift voller Arbeit und eine der vollſtändigſten iſt, die wir in dieſem Fache noch beſitzen.

Pd.

Arzneykundige Abhandlungen, herausgegeben von dem Collegio der Aerzte in London. Aus dem Engliſchen überſetzt von Carl Chriſtian Krauſen, der Anat. und Chir. Prof. zu Leipzig. Dritter Band. Leipz. Fritſch, 1777. 4 Bogen 8.

Stärker nicht iſt dieſer dritte Band, oder vielmehr, wie wir aus der Vorrede ſehen, der Anfang des dritten Bandes, deſſen Fortſetzung ſich aber verzieht, ſo daß man den deutſchen Leſer nicht länger warten laſſen wollen. Hr. K. meynt, die Stockung rühre daher, weil man keine andere, als ſcharf geprüfte Abhandlungen und ganz ſeltene Wahrnehmungen zulaſſen wolle.

Ein

Ein Mann, der selbst an sich die angina pectoris bemerkt hat, berichtet seine Bemerkungen an Hr. Heberden, und verordnet, daß dieser ihn öffnen solle, falls er plötzlich sterben würde. Das geschah auch in drey Wochen. Hr. H. und der große Hunter öffneten ihn; fanden aber nichts, das eine offenbare Ursache des Todes hätte seyn können. Die Folge ist, daß man nicht in Ausleerungen, sondern in stärkenden Nervenmitteln die Heilung suchen müßte. (Recens. hat immer diese neuscheinende Krankheit für eine Art vom spasmodischen Asthma gehalten.) Dieser Mann hat auch an sich ein erscheinendes Aufhören des Lebens auf wenig Secunden, gleichsam eine Pause des Lebens, wie er es selbst nennt, bemerkt. Hr. H. ist dies ganz fremde, (dem Rec. nicht, der einigemal diese Empfindung sehr deutlich gehabt hat, unerachtet er bey sonst voller Gesundheit ist, und dem auch daraus sein einmal plötzlicher Tod seitdem sehr wahrscheinlich gewesen ist. Diese Empfindung gehört aber nicht zur Krankheit vor uns, von der der Rec. ganz frey ist.) Wall bemerkt von derselben Krankheit, der Schmerz, der sonst unter dem Brustbeine seinen Sitz hat, äußere sich beständig in der Richtung des Brustmuskels, befaste daher auch ein oder beyde Arme und zwar genau da, wo der Muskel sich in den Schulterknochen einsenkt. Bey einer Leichenöffnung fand W. die Knorpel der Ribben von der Bemühung die Brust zu öffnen (uns dünkt es nicht Folge sondern Miturſache) verbeinert, den Herzbeutel mit Fett bedecket, wie das Fett auch, und die Klappen in der linken Herzkammer, wie auch die Aorta einen Daumen breit vom Herzen verbeinert. (Den Anfang einer Verbeinerung an der Aorta sahen doch auch Hr. Heberden und Hr. Hunter an ihrer Leiche). Dies hält Wall für eine prädisponirende Ursache, obwohl er übrigens das Uebel auch für spasmodisch erklärt. Walker, ein virginischer Wundarzt berichtet, wie er bey vernachläßigten Fracturen und andern Fällen, wo der Beinfraß die Knochen des Arms und selbst des untern Kinnbackens (ein besonders merkwürdiger, aber zu wenig beumständeter Fall) verzehrt hat, ohne Amputation die Knochen sich durch die Natur ersetzen läßt. Man gab einem epileptischen Manne eine Krone zwischen die Zähne, damit er sich nicht die Zunge zerbisse. Er verschluckte sie, bekam allerhand Zufälle, brach die Krone endlich wieder aus und genaß von seiner Epilepsie. Wie die Sinsengwurzel in China bereitet wird. Haygarth wieder von der Brustbräune, bey dem aber eiterige Feuchtigkeit durchs

ganze Mittelfell ergoſſen war, dergleichen der Kranke mit Huſten aufbrachte (Uns ſcheint der Fall gar nicht dahin zu gehören.) Power hatte bey einem brandigen Abſterben des Zähen, das ſich bis an die Knöchel verbreitete, China und andere Mittel vergeblich gebrauchet. Er ſetzte Mehl, Honig und Waſſer durch Wärme in Gährungen, und ſchlug den gährenden Breyumſchlag um. Die Fäulniß ließ nach, dem Abſterben geſchah Einhalt, und die abgeſtorbenen Theile ſonderten ſich ab. Es kömmt noch ein dergleichen Fall vor. Derſelbe hängt noch als ein Problem die Frage an: iſt die fixe Luft nicht eine ſchwache Säure? Sie erweiſt ſich ſo mit alkaliſchen Salzen aller Art, vermiſcht ſich in der Natur mit allen Kalken, die ſie fixirt, und iſt wohl die allgemeine durch die Luft verbreitete Säure. Ihre Durchdringlichkeit macht, daß ſie ſo ſehr antiſeptiſch iſt.

Vg.

Allgemeine Geſchichte der Pflanzengifte, entworfen von Joh. Friedr. Gmelin, der Arzn. und Weltw. Lehrer zu Göttingen. Nürnb. Raſpe, 1777. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Unter dem Titel: allgemeine Geſchichte der Gifte, kam 1776. in der Weygandſchen Handlung in Leipzig ein erſter Theil heraus, der die allgemeine Vorſtellung der Gifte, die giftigen Dünſte und Schwaden, und die thieriſchen Gifte enthielt. Durch eine Veränderung des Verlags und des Titels erſcheinen nun die Pflanzengifte beſonders; ſind aber eigentlich der zweyte Theil des Werks.

Aus dem Inſtincte der Thiere, die eine Pflanze meiden, und aus dem botaniſchen Character fließt eine Muthmaßung der Schädlichkeit einer Pflanze. Aber ob ein Pflanzengift und welcher Art es empfangen ſey, davon bleiben die Merkmale noch ziemlich ungewiß. Dünſte freylich betäuben plötzlich, und thieriſche Gifte wirken meiſtens durch Wunden, mit Waſſerſcheu oder durch Zufälle der Harnwege. Aber die ſcharfen Pflanzengifte ſind ſchwer von den mineraliſchen zu unterſcheiden, wenns nicht dadurch iſt, daß ſie nicht vollend ſo heftig wirken. Mehr zeichnen ſich die betäubenden Pflanzen von allen andern Giften aus. Und wenn die Namen der Alten, die ein Opium

riſus,

rilus, ein Altercum oder Haderkraut, einen Schwindelhaber, die Tollkirschen und Liebesäpfel hatten, womit sie eine bestimmte Wirkung eines besondern Giftes andeuteten, nicht so beständig sind, auch diesen Giften nicht so einig und allein zukommen, daß man daraus sicher schließen könnte: so ist es dem Arzte in der Kur genug, daß er aus den Zufällen wisse, in welche Klasse das Gift gehöre, ob es bloß scharf, bloß betäubend, scharf und betäubend zugleich, oder lähmend sey? Und dies sind die vier Klassen, in die Hr. Gmelin die natürlichen Pflanzengifte theilet, so innerlich genommen werden.

Die scharfen Pflanzengifte, außer daß sie den ganzen Speisecanal hinab schon ihr Brennen äußern, haben mehr Zufälle der Entzündung, des Magens besonders, und erregen heftige Zufälle mit Brechen und Schmerzen, bis zuletzt auf die Ueberspannung, Betäubung, Schlummer und Irrereden folgen, die bey betäubenden vom Anfange an eine andere Klasse von Giften characterisiren. Der Geruch verräth diese Pflanzen nicht leicht. Das Mikroskop, das Spieß- und Krystallglas entdecken und die Chemie, die in ihnen Laugensalze finden soll, gewähren hier nichts sicheres. Doch nähern sie sich der Natur der Salze. Daher ist auch viel Wasser das beste Gegengift, weil es die schärfsten Salze so zertheilt, daß sie unschädlich werden. Und laues, das zugleich das Brechen befördert, ist besser, wie kaltes. Auch kann man es seimig machen, mit Honig oder Oel versetzen. In den meisten thun auch Säuren, Essig besonders, gut.

Aus dem Gurkengeschlechte ist hier bloß die Coloquinte; von Zwiebelgewächsen die Kaiserkrone, die Zeitlose und mehrere Blumenzwiebeln, obwohl diese weniger heftig wirken; aus den Larvenähnlichen, die Pedicularis, Digitalis, Cyclamen, Plumbago, die Apocyna, worunter Hr. G. das Scammonium und die Linnäischen Cerberas und Cynancha, auch die Asclepias gigantea rechnet; unter den Doldengewächsen Hydrocotyle, Oenanthe fistulosa und crocata, Scandire infesta, Thapsia foetida. Unter den Pflanzen, die dem Hahnenfuß nahe kommen, steht der Wasserwegerich, die Waldrebenarten, die Küchenschellen, und die Caltha palustris. Vom Hahnenfuß zählt Hr. G. 16 Arten, die durch ihre Schärfe schädlich werden, und aus dem Geschlechte der Euphorbien 19. Die Pflanzen mit einfacher Blumendecke (incompletae) enthalten 7 Arten von Aron, den Wasserpfeffer, zwo arabische

Winden (Jaelanthus Forſkal) drey Arten Iatropha, den Ricinus und Kroton. Unter die Bäume und Stauden rechnet Hr. G. 4 Arten der Daphne, die Chamälea, Anagyris Toxifera, den Stumach mit den verſchiedenen Arten von Rhus, die Excoecaria, das Anacardium u. a.

Die betäubenden Pflanzengifte kündigt das trunrige Anſehen der Pflanze, oder doch der Blume, am meiſten aber der widrige, wenn gleich oft ſüßliche Geruch an. Meiſtentheils ſind ſie geſchmacklos. Sie machen auf die Sinne und Nerven in kurzem einen widrigen Eindruck, verrichten die Empfindung, oder machen ſie irre und überſpannen ſie. Ihre deletäriſche Kraft zeigt ſich in der Schwächung der Muskeln, (uns dunkt, daß ſie auf die Muskeln nur mittelbar durch die Nerven wirken) in der Stockung der Säfte, und ſchnellen Fäulniß. Brechmittel verdienen die erſte, und Säuren die zweyte Stelle in der Cur. Blaſenpflaſtern und flüchtigen, auch Nervenmitteln, legt Hr. G. auch einigen Nutzen bey.

Voran ſtehen hier die Nachtſchattenarten, und zwar nicht bloß die Solana, ſondern auch Phyſalis, Atropa, Datura, Hyoſcyamus und Azalea Pontica. Unter den Perſonatis ſteht, und zwar billig mit einigem Zweifel, das einzige Antirrhinum Orontium, ſo wie die einzige Chriſtophoriana aus der Klaſſe mit vielen Staubfäden. Unter den Gräſern findet ſich der Schwindelhaber und unter den Blumen ohne Krone das Chenopodium hybridum und der Taxbaum.

Die Pflanzengifte, ſo zugleich ſcharf und betäubend ſind, haben beydes Geruch und Geſchmack, und beyde widrig. Sie wirken ſchon durch den Dunſt, aber verſchlungen noch ärger. Sie zeigen beyde Arten von Wirkung mit Heftigkeit.

Bäume und Stauden der Art ſind der Manchinellbaum, (Hippomane) Menispermum Cocculus, Coriaria myrtifolia, der Kirſchlorbeer, die Krähenaugen, Colubrina und das Nerium Oleander. Unter den Nachtſchatterarten ſteht die Belladonna oben an, dann der Taback und die Zaunrübe. Unter den Doldengewächſen iſt der Kälberkropf, die tolle Peterſilie, Waſſereppich und Waſſerſchierling, gefleckter Schierling (deſſen Saamen neuere Verſuche in Schottland empfehlen.) Mit ausnehmender Sorgfalt ſind hier die Abzeichen jeder Pflanze beſtimmt. Pflanzen mit vielen Staubfäden ſind hier das Delphinium (nur die?) Staphis agria und der Helleborus foetidus, und aus denen mit einer einfachen Blumenkrone das Bingelkraut. Die Schwämme gehören auch hieher.

Zu

Zu selten erfährt oder erkennt man die Art, die den Schaden gestiftet hat. Daher kann man auch nur einige nennen, aber allganz sind sie schädlich wegen des zähen Schleims (wir glauben schwammichten Wesens) der leichten Fäulung, und der kleinen Würmer, und deren Eyer. (Auch wegen eines wahren narkotischen Principii.) Einige führt Hr. G. an, und hängt dieser Klasse von Giften noch den Hanf und die Einbeere (Paris) an.

Die lähmenden Gifte endlich unterscheiden sich nur durch ihre langsamere Wirkung, und hier sind bloß Lathyrus, Cicera, und Bancrofts Caruna.

Pflanzengift, der nur durch eine Wunde beygebracht schadet, hat Hr. G. nur eben des Bancrofts Nibbees, die ihm eine Art Cirsus scheinen, und mit deren Extract die Wilden ihre Pfeile vergiften. Er tödtet durch die Wunde in wenig Minuten, und wird ohne Schaden verschlungen. Hr. G. empfiehlt das Bremen der Wunde, da selbst die Wilden noch kein Gegengift wissen.

Durch innern sowohl als äußern Gebrauch werden wohl die meisten obiger Gifte schädlich: allein von folgenden nur hat man Gewißheit, von scharfen Pflanzengiften, weiße Nießwurz, Christwurz, Ranunculus Thora, Anemone nemorosa und ranunculoides, der Eisenhut und Napell, und aus den betäubenden, Mohnsaft, Chelidonium glaucium, Lactuca scariola und virosa.

Widernatürlich nennt H. G. die Pflanzengifte, die es durch ein von selbst entstehendes Verderben werden, als Mutterkorn und Brand, bey deren Gelegenheit auch Verfälschung des Mehls, schlecht gebackenes Brod, Mehlthau von Blattläusen u. s. w. berührt werden; auch wenn unschuldige Oele und thierische Fettigkeit ranzig werden; oder es erhalten Säfte der Pflanzen diese schädliche Eigenschaft durch die Gewalt des Feuers, wie die brenzligen Oele und Laugensalze.

So weit dieser Theil, der, wie der erste, mit außerordentlicher Belesenheit und der guten Naturkenntniß geschrieben ist, die man in diesem Fache billig fodert.

R.

Iosephi Iacobi Plenck, Chirurg. Doctor. — Pharmacia chirurgica, seu Doctrina de Medicamentis praeparatis ac compositis, quae ad curandos

dos morbos externos adhiberi ſolent. Vienn. apud Gräfferum, 1775. 8 251 Seiten.

Joſeph Jacob Plenks chirurgiſche Pharmacie, oder Lehre von den zubereiteten und zuſammengeſetzten Arzneymitteln, ſo in der Heilung äußerlicher Krankheiten gebraucht zu werden pflegen. Aus dem lateiniſchen überſetzt von J. P. Pflug, der W. A. W. Candidaten. Kopenhagen, bey Proſt, 1776. 16 Bogen.

Joſeph Jacob Plenk, der Chirurgie Doctor — Lehrſätze der practiſchen Wundarzneywiſſenſchaft. Zum Gebrauch ſeiner Zuhörer. Erſter Theil. Wien, bey Gräffer. 1774. 8. 248 Seiten.

Joſeph Jacob Plenk, Doctor — Lehrſätze der practiſchen Wundarzneywiſſenſchaft. Zum Gebrauche ſeiner Zuhörer. Zweyter Theil. Wien, bey Gräffer, 1776. 8. 178 Seiten.

Ioſephi IacobiPlenck etc. Primae Lineae Anatomes. In vſum praelectionum. Wien, apud Gräffer, 1775. 8. 20 Bogen.

Ioſ. Iacobi Plenk &c. Selectus materiae chirurgicae, cui additur elenchus inſtrumentorum et faſciarum chirurgicarum. 8. Vienn. apud Graeffer, 1775. 5 Bogen.

Joſeph Jacob Plenks Auswahl der chirurgiſchen Arzneymittel, nebſt einem Verzeichniſſe der chirurgiſchen Werkzeuge und Bandagen. Aus dem lateiniſchen überſetzt. Wien, bey Gräffer, 1775. 8. 86 Seiten.

Wir befinden uns bey der Anzeige solcher Kompendien gemeiniglich in einer gewissen Verlegenheit. Selten läßt sich viel von ihnen sagen. Auf die Wissenschaft, die sie abhandeln, haben sie wenig, ja keinen Einfluß; sie schaden und nützen ihr nicht; sie bringen sie gemeiniglich keinen Fuß breit vorwärts oder zurück: es sind daher gemeiniglich unbedeutende Bücher, bey denen das Publicum gleichgültig ist; gleichsam Privatbücher, die der V. zu gewissen Absichten sich selbst schreibt. Ohne Zweifel giebt es Ausnahmen; aber sie sind selten; gemeiniglich gewinnt die Wissenschaft nichts bey solchen Büchern. Da aber der Verf. ein Mann ist, der Gelegenheiten und Fähigkeiten hat, wesentlichen Nutzen zu schaffen: so verliert die Wissenschaft dabey, wenn er seine Zeit auf solche Bücher wendet.

M.

Schilderung der Aerzte, oder, die Aerzte, wie sie sind, und wie sie seyn sollen. Aus dem Französischen. Zwey Theile. Straßburg, bey König. 1777. Cum permissu superiorum. in gr. 8. zusammen 15 Bogen.

Die fast vergessene Penelope des de la Mettrie auszugsweise, gut genug übersetzt, oder vielmehr „dieses Werk „aufs Wesentliche zurückgeführt, wie es die Fehler aufdeckt, „ohne die Fehlerhaften zu zeichnen, und von vielen andern „Unvollkommenheiten gereinigt, größtentheils nur ein Aus„zug aus der Penelope, worinn sich der Uebersetzer nicht im„mer an die Gedanken und Schreibart des Verf. gebunden, „sondern nach seinen Begriffen und nach seiner Bequemlich„keit geändert, abgekürzt und zugesetzt hat, was ihm beliebte.“ Der Uebersetzer hofft mit dieser Arbeit Dank zu verdienen; uns deucht aber diese Uebersetzung könnte keinen sonderlichen Nutzen haben.

G.

Joh. Coakley Lettsom medicinische Nachrichten von dem allgemeinen Dispensatorio in London, vom April

April 1773 bis zu dem März 1774. Aus dem Engliſchen. Altenburg, 1777. 8. 312 S.

Man muß ſich voraus einen Begriff dieſes Diſpenſatoriums aus der Vorrede machen laſſen. Reiche Leute in London, deren Anzahl auf 600 geſtiegen iſt, ſubſcribirten zu einer Armenanſtalt, wo für kranke Armen eine Apotheke, zween Aerzte und ein Wundarzt geſtiftet wurden. Nach Verhältniß des Beytrages konnte jeder Subſcribent Kranke zuſchicken. Einer dieſer Aerzte iſt Lettſom geweſen, der uns hier ſeine Erfahrungen und einige beſondere Meinungen, nebſt Krankenliſten u. dgl. mittheilet. Er liefert zuerſt Beobachtungen von Fiebern mit faulichten Zufällen. Er preiſet die Fieberrinde in einer ganz beſondern Menge, ohne Nachlaſſung des Fiebers oder Unterlaſſung abzuwarten. Er lobt den Wein. Die blaſenziehenden Mittel ſcheinen ihm gleichgültig. Der Schweis taugt ſelten etwas, außer wenn er eine Wirkung der Rinde iſt. Die freye Luft iſt heilſam, daher werden die Kranken aus dem Bette genommen, wovon Beyſpiele angeführt werden. Das Miasma ſcheint nicht im Blute zu haften, weil ſäugende Kinder nicht angeſtecket werden. Er beſtätigt ſeine Heilart durch 51 Krankengeſchichten. Erklärung der Wirkung des Opiums auf Nerven und feſte Theile, ohne Nervengeiſter und Rarefaction; es wird bisweilen als ein ſchmerzſtillendes, bisweilen als ein reizendes Mittel gegeben; durch fünf Fälle beſtätiget. Von einem gewiſſen Ausſchlage Leproſy. Vertheidigung der Blattereinimpfung. Vom Keichhuſten und den gewöhnlichen Mitteln dagegen. Endlich kommen einzelne Beobachtungen von verſchiedenem Inhalte, einige zum Lobe des Schierlings, wovon er das Pulver dem Extracte vorzieht. Ueberhaupt findet man bey dem Verf. manche nützliche und beſondere Anmerkungen. Zuletzt folgen die Vorſchriften des Diſpenſatoriums. — Man ſtößt in dieſem Werkchen auf einige kleine Widerſprüche, die ein Fehler der Ueberſetzung ſeyn mögen.

Ioan. Lang Diſſertatio inauguralis de Paſſione hyſterica. Vindobonae, 1776. gr. 8. 109 S.

Eine gelehrte, ſehr ſchulgerechte Abhandlung von der hyſteriſchen Krankheit, in eilf Hauptſtücken. Es wird hier von

von der Benennung, von der Natur und den Graden der Mutterkrankheit, und wie es nun so weiter die Forme und Ordnung giebt, von ihrer Verschiedenheit von andern Krankheiten, von ihren Ursachen, von der Diagnosis, Prognosis, und Heilart genau und ausführlich gehandelt, so viel sich nemlich aus einer weitläuftigen Belesenheit zusammenbringen läßt. Die Heilart ist pünktlich nach so vielerley entfernten Ursachen eingerichtet. So viele Quellen man aufzubringen wußte, so viele Hülfsmittel wurden dagegen in Vorschlag gebracht, die sich freylich manchmal werden besser lesen, als mit Nutzen ausüben lassen. Eigene Erfahrung und Bekanntschaft mit der Krankheit herrschet hier nicht. Manches mag wohl eher eine Wirkung oder Zufall der Krankheit oder Krankheitsmaterie seyn, was in dergleichen pünktlichen Schulschriften für eine Ursache angegeben und kurirt wird. Daher ist ein junger Arzt mit seiner systematischen Abhandlung in der Hand, zu seinem Mißvergnügen die Krankheit am wenigsten erschüttern kann.

Cm.

Io. Christ. Gottl. Ackermann, M. D. de dysenteriae antiquitatibus Liber bipartitus. Lipsi. ap. Mauk. 1777. 8. 154 Seiten.

Zu einer Zeit, als die gegenwärtige ist, wo sehr wenige Aerzte die Schriften ihrer Vorgänger zu schätzen und nach Verdienst zu nutzen wissen; andere alle Alte sammt und sonders, vom Hippocr. an bis auf die Schriftsteller von 1740. für blinde Führer erklären, und sie zur Speise der Würmer verdammen; noch andere wie unmündige Kindlein, sich von jedem Windmacher in ihrem medicinischen Glauben irre machen lassen, weil sie keine Geschichte ihrer Kunst inne haben: muß es uns immer lieb und angenehm seyn, wenn unter der Menge von Schriften, die jede Messe liefert, noch dann und wann eine sich mit den theuren Alten beschäftigt, und einzelne Lehren derselben wieder ins Andenken bringt. Dies war die Absicht des Verf., der in der Vorrede mit warmen Eifer die Alten vertheidigt, und in dem Werke selbst die durch unzeitige Anhänglichkeit an das Alte, und Mißbrauch unrecht verstandener Stellen in etwas verworrene Lehre von der Ruhr, in ihr Licht zu setzen sucht. Wir wünschten, daß dies mit weniger

ger jugendlicher Selbstgenügsamkeit gesagt worden wäre. Seine Arbeit, sagt er, soll das beste Modell (S. 420.) seyn zum prüfen; Er könne die wahre Meinung der Alten (S. 19) erklären; Niemand von den Neuern (S. 7.) habe den Werth der Alten gehörig eingesehen; Vogel (S. 30.) habe mit seiner Disp. de dysent. curat. so viel, wie nichts gethan; er wolle besonders die Therapie (S. 31.) lehren. Die Absicht ist recht gut und löblich; aber mußte denn dies in so beleidigenden Ausdrücken, z. B. Ab infrunitis veterum interpretibus, viri perquam tenui, confusanea atque hiulca antiquae medicinae cognitione gauisi (S. 20.) nasutuli veterum reprehensores (S. 22.) loquax homo (S. 85) gegen übrigens verdiente und ehrwürdige Männer, von einem jungen Arzte gesagt werden? Der Weg zum dauerhaften Ruhme ist ganz von diesem verschieden, den der Verf. einschlägt, und die vermeinte innere Ueberzeugung, als sey man der Censor und das Lumen mundi, wird deshalb nicht immer durch den Stempel des Publikums bestätigt. — Die Schrift selbst verfällt in 2 Bücher. Im ersten, welches 1775. in Halle vertheidigt ward, um die akademische Laufbahn, die, wie wir hören, bereits wieder geendigt ist, dem Herkommen gemäß eröffnen zu dürfen, und hier beynahe unverändert abgedruckt worden ist, wird von der Ruhr der Alten, und insbesondere den 4 Arten des Galens, der Dys. sanguinea, hepatica, atrabilaria und vlcerosa gehandelt; bey dieser aber 3 Stadia unterschieden, sodann die Ruhr, in wiefern sie sich zu andern Krankheiten, und diese wiederum zu jener gesellt, die kritische Ruhr, die zur Erzeugung derselben geschickte Jahrszeiten und Alter, die Ursachen der Dys. vlcerosae und sanguineae, durchgegangen und erklärt; im 2 Bande aber die Diät, ingleichen die Arzeneyen, welche die Alten gegen die Ruhr brauchten, zuletzt noch einige Mittel angezeigt. — Gegen die Stellung der Materien ließe sich noch manches erinnern; allein wir wollen nicht kritteln, sondern die Abschnitte einzeln durchgehen, und gelegentlich unsre Anmerkungen beyfügen. — Cap. 1. Dys. veterum. Enthält die allgemeinen Begriffe und die Eintheilung des Galens; außerdem nichts erhebliches, aber wohl verschiedenes falsches, wenigstens sehr unbestimmtes. Denn wenn der Verf. behauptet, die Dys. der Alten und der Neuern sey ganz verschieden: so zweifeln wir daran gar sehr, weil daraus blos erhellet, daß die Neuern den Begriff Dys. weiter ausgedehnt haben, als die Al-

ten.

ten. Kap. 2. Dyſ. ſanguinea. Iſt blos Verzeichniß der Galeniſchen Gedanken, vermöge welcher dieſelbe zur Geſundheit und zum Tode geteichen, im Frühjahre und im Alter, nach Ablöſen der Glieder und ruhiger Lebensart, geſchehen könne. Kap. 3. Dyſ. hepatica. Iſt nach der Behauptung des V. der fluxus hepaticus der Neuern; wir wünſchten aber, dies wäre nicht ſo ohne alle Einſchränkung geſagt, und die Stellen der Alten beſſer unter einander verglichen worden. Auch rechnet er des Alexanders Dyſ. rheumaticam hieher. Da aber eben dieſer alte Arzt den Sitz derſelben nicht in der Leber, ſondern im langwierigen Durchfalle ſucht: ſo möchte ſich auch dagegen manches einwenden laſſen. Kap. 4. Dyſ. atrabilaria. Die Lehre der Alten von der ſchwarzen Galle, die ſo wenig bearbeitet, noch weniger gehörig beſtimmt iſt, ſollte hier billig hinlänglich aus einander geſetzt ſeyn, und dann erſt würde die Dyſ. atrabilaria, die hier nur ſo mager erſcheint, den neuern Aerzten einleuchtender geworden ſeyn. Kap. 5. Dyſ. vlcerosa. Dieſe iſt von den Alten am beſten beſchrieben, und daher auch von dem Verf. am weitläuftigſten behandelt worden. Er zeigt ſehr gut, daß ἑλκωσις bey den Griechen nicht allemal eine Trennung der Theile und ihrer Subſtanz bedeute; daß der Sitz, die Materie und die Zufälle des Uebels oft ganz verſchieden ſeyn; daß die Alten nicht, wie einige behauptet, in jeder Ruhr eine Vlceration angenommen haben; daß man, bey Feſtſetzung dreyer Stadien, nach den verſchiedenen Graden der Zufälle und der Gefahr, dieſe Klippen vermeiden könne, und der Fleiß der Neuern würkliche Geſchwüre in den Därmen der an der Ruhr verſtorbenen entdeckt habe. Kap. 6. Ruhr bey andern Krankheiten. Iſt ſehr mager ausgefallen, ſo wie das Kap. 7. von der kritiſchen Ruhr, ganz weg ſeyn könnte, weil, nach des Verf. eigner Behauptung, das Wort Dyſenteria ſchwankend iſt, und oftmals jeden Durchfall bedeutet. Das Kap. 8. von den Krankheiten, die ſich zur Ruhr geſellen, iſt, ſelbſt aus den Ueberbleibſeln der alten Aerzte, noch mancher Zuſätze fähig, und das Kap. 9. an ſich einleuchtend, ſo wie das 10. von den Urſachen, zwar einige, aber bey weitem nicht alle, am wenigſten die vorzüglichſten, enthält; das 11. aber einige beſondere Zufälle, die eine Dyſ. ſanguineam, erzeugen können, z. B. Ablöſen der Glieder und unterdrückte gewöhnliche Ausleerungen, zum Beſchluſſe anfügt. Das B. 2. iſt überſchrieben: De dyſenteriae curationibus antiquis analecta, und erklärt die vornehmſten Heil-

methoden der Alten bey der Dyſ. vlcerosa. Hiebey abermals Ausfälle auf unſern verſtorbenen Leibarzt Vogel. Das Kap. 1. handelt von der Diät; das 2. aber von den Arzneymitteln, wobey wir uns nicht aufhalten wollen, weil ſie oft unnütze, oder doch überflüßige Wiederholungen haben; die gegründete Bemerkung ausgenommen, daß die Alten das Obſt in der Ruhr fleißig empfohlen, und dennoch die Neuern daſſelbe ſo ſehr verſchrieen haben. Das letzte Kap. giebt noch ein Beyſpiel ab, wie ſehr gerne der V. die Miene der Weisheit annimmt, ohne ſeine Vorgänger zu nennen, oder beſcheiden zu behandeln. Die Stelle des Hippokrates, wo er den Beyſchlaf, als ein Mittel gegen die Ruhr, erwähnt, hat den Commentatoren viel zu ſchaffen gemacht. Der Verf erklärt es aus der Theorie der Alten vom Saamen, und lacht alle andere aus, die von einer Verſetzung der Zellen und Verfälſchung des Textes reden, welches doch eben ſo wahr, als ſeine Meinung, ſeyn könnte. Hier dächten wir, hätte doch billig des ehrwürdigen Trillers Diſſ. de vitandis ſordidis ac laſciuis remediis antidyſentericis angeführt und genutzt werden ſollen. Aber freylich ſchien dem Verf. dieſe Mühe überflüßig, ſo wie uns, ferner von vorliegender Arbeit zu reden, die bey wenigerer Schwatzhaftigkeit und jugendlichem Feuer, bey mehrerer Gründlichkeit und Achtung für die Vorgänger, unſ partheyiſchen Kennern weit beſſer gefallen würde, als jetzt.

Hrn. Carl Strak — med. Beobachtungen von der Peterſchenkrankheit, nebſt der Art, wie man dieſelbe heilen ſoll. Aus dem Latein. überſetzt und mit einem Anhange von funfzehn vermiſchten Krankengeſchichten vermehrt, von Juſt. Zadig de Meza, d. A. W. Candid. — Kopenhagen und Leipz. bey Pelt. 1777. 8. 260 Seiten.

Das Original iſt zur Gnüge bekannt, auch die Hypotheſe des Verf. daß die Peterſchen aus den Därmen kommen, und durch Ausleerungsmittel gehoben werden müſſen. Die Ueberſetzung iſt richtig und getreu, und nur hier und da mit einigen harten Ausdrücken oder Verbindungen beflekt. — Die beygefügten Beobachtungen des Ueberſ. handeln von einer unge-

ungewöhnlichen Versetzung der Kindbetterreinigung; von einem durch Wurmmittel gehobenen Seitenstich; einem mit Wermuth gehobenen Tertianfieber, venerischem Kopfwehe, Schlagflusse, schädlichen Folgen des Zornes beym Tripper, haarigten und nicht auszurottenden Mutterflecken, guten Wirkung des Blasenpflasters beym Seitenstechen, einem durch verborgnes Venusgift beschwerlichen Essen, einer Mundverziehung, und durch Fliegentinctur gehobenen Kniegeschwulst, einem hartnäckigen Nervenhusten, Eicheltripper, und einer sonderbaren Backengeschwulst. — Sie enthalten nichts Neues oder seltnes; sind aber doch gut erzählt und vernünftig geheilt. — Hierbey ein Gedanke, den wir schon lange auf dem Herzen gehabt haben. Die Arzneywissenschaft ist durch Beobachtungen entstanden, und dadurch bis jetzt vervollkommnet worden. Jede Messe liefert dergleichen schaarenweise, reise und unreise, wahre und verdächtige; aber fast immer glückliche; warum keine unglückliche und mislungene? Diese, dünkt uns, würden dem vernünftigen Arzte mehr nutzen, als jene. Diese können ihn leicht sicher und nachläßig, jene vorsichtig und aufmerksam machen, und wer die Klippen kennt, woran andere gescheitert haben, wird sicherlich sich vorsehen, und eben dadurch ein größerer Arzt werden. Dergleichen Todesbetrachtungen, wie Asklepiades die epidemischen Bücher des Hippokrates spöttisch nennt, vielleicht ohne Namen der Verfas. müßten sehr willkommen seyn.

Praktische Pferdearzneykunst, oder der durch lange Erfahrung sicher curirende Pferdearzt. Verfasset von Joh. Andr. Gaab. — Herausgegeben von dessen Schwiegersohn, Gottl. Ludw. Fleischer, Büchsenspanner. Mit Kupfern. Leipzig, bey Heinsius. 1777. 8. 344 Seiten.

Ein Katechismus, in welchem die Pferdekrankheiten, ihre Ursachen, Zeichen und Heilungsarten, nebst den nöthigen Operationen und Bereitungen der Arzneyen, treu und ehrlich von dem Pferdearzt, nach seiner langen Erfahrung und nach seiner Art vorgetragen werden, und zugleich die Anweisung zu dem guten und sichern Anglaisiren, nebst allen dabey nöthigen Vortheilen und Handgriffen, (dazu die beyden Kupfer)

yser) endlich eine ziemliche Anzahl Mittel, die bey Menschen und Pferden sollen mit dem grösten Nutzen gebraucht worden seyn. Im Ganzen nicht so uneben; aber doch in einzelnen Theilen manches zu erinnern, das Pferdekenner am leichtesten rügen können.

Om.

Abhandlung von der wahren Ursache der Krankheiten, und der sichersten Art, sie durch ein einziges Mittel zu heilen. Herausgegeben von Hrn. Johann Casper von Ailhaud, Königl. Rath und Sekretär — Aus dem Franz. übersetzt. Straßburg, bey Levrault. 1777. Mit hoher Erlaubniß. In gr. 8. 1 Alph. 8 Bogen.

Das einzige Argument des Hrn. v. A., zur Vertheidigung seiner Universalarzney, worauf es, um des Volks willen, der Mühe werth ist, zu antworten, besteht in der Menge von Genesungsscheinen, womit er prahlet, und von welchen sich wenigstens nicht beweisen läßt, daß sie erlogen oder erschlichen wären. Immer hört man fragen: Was könnte ihr dagegen sagen? Dieses:

Das Ailhaudsche Pulver ist ein starkes Purgiermittel. In vielen Krankheiten kann eine zu glücklichen Stunden genommene und wiederholte Purganz nützlich seyn, und die Genesung befördern. In Mehrern ist ein starkes Purgiermittel verderblich; in noch weit Mehrern aber alsdann schädlich, wenn es zur Unzeit, ohne Unterscheidung der zufälligen Umstände, ohne Behutsamkeit, ohne genaue Kenntniß des individuellen Falles, genommen wird. Trotz geboten sey jedem Unwissenden, jedem Lügner, der dies leugnen wollte! Nun theile man eine solche Arzney unter zehntausend Kranke von aller Art aus, und lasse sie blindhin, nach einer so elenden Anweisung, wie diese hier ist, damit purgiren. Bey ein Paar Tausenden paßt sie, und befördert die Genesung. Das giebt zweytausend Genesungsscheine, von Aerzten, Predigern und andern redlichen und gültigen Zeugen bekräftiget, worinn denn kein Wort gelogen seyn soll. Dies sind die Treffer in der Lotterie über Leben und Gesundheit, — gegen achttausend Nieten!

! — gegen zweytausend Todte, die keine Todtenscheine
n , und sechstausend Betrogene, die übel angelaufen
aber theils nicht wissen, nicht beweisen, nicht glauben
n, daß dies von der Arzney herrühre; theils sich schä-
über ihre Thorheit, sich haben betrügen zu lassen, einen
ihrungsschein zu schreiben: und so bleiben endlich von
Menge etwa ein paar hundert übrig, die öffentlich beken-
daß sie durch ihre Leichtsinnigkeit betrogen, beschimpft
erwahrloset sind. Diesen wenigen stimmt die Menge
beschämten nicht bey, die lieber stillschweigend leiden, und
noch mehr ist, ihnen widersprechen laut jene Zweytau-
und widerspricht der Charlatan, der immer lauter schreyt,
1 hundert ehrliche Leute. Nun löse man sich das Räth-
, : der Unbarmherzige, dem ein Landesvater — wir
1 setzen zehntausend liebe Unterthanen Preis giebt, in
zig Jahren zwölf Bände, jeden bey 300 Seiten stark,
Genesungsscheine darlegen kann, womit er die Untrüg-
eit seiner Universalarzney beweiset, — und noch dazu
Genesungsscheine, wider deren Richtigkeit nichts einzu-
n ist, wenn man das Einzige ausnimmt, daß er sie so
unter die Namensrubriken der Krankheiten vertheilt,
ner Einige für alle nur erfinnliche Arten von Krankhei-
thanden sind, welchen Betrug ihm die unwissenden Kran-
ßt erleichtern, die einerley Krankheit immer nach den
lichsten, oder ersten, oder letzten Zufällen, mit hun-
ten Namen zu bezeichnen pflegen.

Hätte Hr. v. A. es bey diesem einzigen Argumente be-
n lassen: so hätte er sich unter der Menge gemeiner
tans verlohren; aber er wollte ihr Fürst seyn, und
also auch noch den gegenwärtigen **Beweis aus Grün-**
daß seine Purganz eine Universalarzney sey: ein Muster
Leichtigkeit, Unverschämtheit und Dummheit! Lese es
wer es kann, und lerne, daß alle mögliche Krankheiten
gehinderten „Absonderungen der Säfte herrühren; daß
Hindernisse in allen Absonderungsorganen durch Pur-
mittel am besten gehoben werden; daß es dazu kein bes-
in der Welt gebe, als das Ailhaudische Pulver; und
also das beste Mittel für die Universalursache aller Krank-
n nothwendig diese Universalarzney sey.“ Man lerne dies
und schmeichle sich dann mit Recht, ganz unerhörte Dinge
t zu haben. Aber nun lerne man auch diesen unwissen-
draley kennen, ehe man sein Opfer wird; diesen Johann

Caſper von Ailhaud, königlichen Rath und Secretaire, Baron von Caſtelet, Erbherrn, — Gouverneur, — und — barmherziger Himmel! — Doctor der mediciniſchen Facultät zu Aix in der Provence; „deſſen ſeel. Vater eine „Abhandlung über den Urſprung und die Urſache der Krank„heiten ans Licht ſtellte, worinn er zeigte, wie man ſie alle „vermittelſt eines einzigen von ihm erfundenen Purgiermit„tels heben könne:“ und der nun hintritt, und dieſen Unſinn des ſeel. Mannes, zum Hohne der geſunden Vernunft, vertheidigt, und, ſicher vor aller Critik, die hoch über ihn weggeht, friſch von der Fauſt weg beweiſet; — mit einer Süffiſance und Selbſtzufriedenheit! mit einer Stirn! mit einem Air! — mit dem Knopfe auf dem Beutel! — „der in „ſeiner Ehe fünf Söhne und zwo Töchter erzeugt hat, die „ſich, wie ihr Vater und Mutter, ganz wohl befinden, und „die Ehre haben kann, zu verſichern, daß ſie ſich insgeſammt „in den verſchiedenen Krankheiten, die ihnen zugeſtoßen, al„lein durch den Gebrauch der Univerſalarzney wieder herge„ſtellt haben;“ und der endlich noch zuletzt (durch einen glücklichen Schreib- oder Druckfehler des Ueberſetzers) das Publicum bittet, ihn zu entſchuldigen, wenn er aus Begierde, demſelben aufs geſchwindeſte ein Genüge zu leiſten, die gehörige Zeit nicht genommen hat, ſein Werk weniger vollkommen herauszugeben! O Complimente! Es iſt ſo nach Wunſch unvollkommen gerathen, daß es wahrhaftig nicht an Hrn. A. liegt, wenn nun das Publicum nicht klüger wird.

G.

Thomas Bayford, Wundarzt in London, von den Wirkungen des Einſprizens in die Harnröhre, nebſt dem Gebrauch und Mißbrauch dieſes Mittels. Altenburg, bey Richter. 1777. 8. 118 Seiten.

Eine gute Ueberſetzung der 1773. in London herausgekommenen Urſchrift. Herr B. iſt kein Freund von ſolchen Einſprizungen, und eifert beſonders wider den Mißbrauch, den einige Alterärzte damit machen, die, um ihre Kühnheit bey dieſer geſchwinden, aber gefährlichen Heilart des Trippers zu bemänteln, ſich und Andere zu überreden ſuchen, das Tripperübel ſey vom venoriſchen ganz verſchieden. Hr. B. giebt zwar zu,

zu, daß die Queckſilbermittel zu Heilung des Trippers mehrentheils unnöthig, ja oftmals ſchädlich ſind; doch gebe es Fälle, wo man ihrer nicht entbehren könne. Des V. Gründe wider die Einſprizungen ſind kürzlich folgende: 1) Zur Zeit der Entzündung ſind die Theile zu reizbar, und das bloße Einbringen der Sprize ſchädlich. 2) Verſtatte die Empfindlichkeit der Harnröhre, die zu allen Zeiten gröſſer ſey, als die des Auges, nicht, wirkſame Mittel einzuſprizen. 3) Dergleichen Einſprizungen können nicht anders als das Brennen beym Urinlaſſen vermehren, da man ja einem Geſunden ein Harnbrennen damit machen kann. 4) Da bekanntlich eine Verſtopfung des Tripperausfluſſes durch Erhitzung oder andre Gelegenheitsurſachen nie ohne üble Folgen iſt: ſo iſt auch nicht einzuſehen, warum die ſchnelle, durch den Gebrauch zuſammenziehender Mittel bewirkte Verſtopfung, nicht auch dergleichen haben ſollte. 5) Wegen der Gefahr, das Gift ins Blut zu bringen, ſeyen ſolche Einſprizungen vorzüglich unſchicklich, wenn der Ausfluß ſehr mißfärbig, grün oder blutig iſt. 6) Man laufe Gefahr, beſonders wenn der Sitz des Trippers der Blaſe näher, als gewöhnlich iſt, das Gift, ſtatt es auszuwaſchen, durch die mechaniſche Kraft der eingeſpritzten Feuchtigkeit weiter nach innen zu treiben. Endlich 8) ſo komme ein durch zuſammenziehende Mittel geſtopfter Tripperausfluß öfters bey der geringſten Ausſchweifung wieder, ja auch ohne anſcheinende Urſache, ſo bald man die Arzney ausſetzt. Hr. B. geſtattet die Einſprizungen nur in zwey Fällen: 1) im allererſten Anfang eines Trippers, noch ehe die Entzündung merklich iſt, und dann wähnt er eine Zubereitung aus Queckſilber, (wenn ſo, warum ſollen dergleichen nicht auch als Vorbauungsmittel dienen!) Er erlaubt 2) bey einem langwierigen Nachtripper, wo weder Entzündung noch Mißfarbe des Ausfluſſes iſt, eine gelind zuſammenziehende Einſprizung. Zuletzt, wieder die balſamiſchen Mittel; alles in einer weitſchweifigen, oft etwas verworrenen Schreibart, die doch unſer Verf. mit den meiſten neuern engliſchen Schriftſtellern in dieſem Fache gemein hat.

Gv.

N. D. Falck, von dem Queckſilber und deſſen Kräften bey verſchiedenen Krankheiten. Aus dem Engliſchen überſetzt. Leipzig, 1777. gr. 8. S. 268.

Falck lieferte uns einstens eine Abhandlung von venerischen Krankheiten, und man sich dabey mit den Eigenschaften und Wirkungen des Queckſilbers ziemlich bekannt gemacht haben. Er handelt hier in drey Abtheilungen von selbigem 1) von den Eigenschaften und der Wirkungsart des Queckſilbers, 2) von dessen Zubereitungen; 3) von dem Nutzen bey Krankheiten. Das Queckſilber wird als ein Metall im geschmolzenen Zustande betrachtet, welches bey der größten Kälte fest wird. Dieses geschmolzene Metall ist nun bey einer gelinden Wärme leicht flüchtig zu machen. Von den aufgelöseten und flüchtigen Theilchen kommen die großen Wirkungen in unsern Körpern. Bey diesem Auflösen und Flüchtigmachen, welches durch Wärme geschieht, setzet es auch viele Schlackentheilchen ab, welche auf feste Theile oder Nerven fallen, stocken bleiben, Lähmungen, Zehrungen und allerley Uebel machen, welches am ehesten vom Räuchern geschieht. Hierinnen ist Aehnlichkeit mit dem Bleydampfe. Die Vermischung des Bleyes mit Merkurius ist äußerst schädlich, und so auch die Dämpfe von beyden in Verbindung. Die Wirkung des Queckſilbers auf die Speicheldrüse bleibt immer dunkel; doch waget der Verf. S. 29. eine Erklärung, und raisonniret ganz subtil dahin. Die Bereitungen des Queckſilbers werden den rohen vorgezogen, gegen Astrucs Meinungen. Der versüßte Merkurius, der corrosive sublimirte, der rothe präcipitirte, sind die vornehmsten Zubereitungen. Man sollte das Queckſilber nie bis zum Speichelflusse geben, besonders keine von den zwo letztern Zubereitungen. Jedes Queckſilber, wenn es bis zum Speichelflusse, oder nur in zu starker Dose gegeben wird, schwächet die festen Theile, und bleibt hernach in schlappen Gefäßchen stocken, und stiftet Unheil. Wenn das Queckſilber anstatt des Speichelflusses eine andere starke Ausleerung macht, so entstehen allezeit schlimme Folgen. Man muß sich warm bey dem Gebrauche des Queckſilbers halten. Auch das versüßte Queckſilber kann schädlich seyn, wenn es nicht oft genug sublimiret, nicht fein genug gerieben, mit Bleyweiß verfälschet oder zu häufig gegeben wird. In der zweyten Abtheilung werden fast alle mögliche Zubereitungsarten des Queckſilbers mit Anmerkungen berühret. Es wird S. 58. die Art gezeiget, die Reinigung des rohen Queckſilbers durch die Destillation zu bewirken. S. 94. werden Zeichen der Verfälschung gegeben. Die Gaben des Queckſilbers können ihm nicht gering genug seyn: sobald nur irgend eine widernatür-

natürliche deutliche Wirkung zum Vorschein kömmt: so ist es ein Zeichen, daß zuviel auf einmal gegeben wurde. Nun die dritte Abtheilung von den Heilkräften. So sparsam der V. bey den Dosen des Queckſilbers zum innerlichen Gebrauche war: so verſchwenderiſch iſt manchmal der Sublimat oder Präcipitat zu äußerlicher Mitteln geſetzet. Das Queckſilber, heißt es, lindert Schärfe und krampfichte Spannungen. So weit ſich nun Schärfe und Spannung oder Zuſammenziehung in der Theorie der Krankheitsurſachen ausdehnen läßt, ſo weit wird der Gebrauch des Queckſilbers erhoben. Falck braucht alſo das Queckſilber in Hautkrankheiten reichlicher und ſicherer als wir ihm folgen möchten. Es wird in Entzündungen, im Brande, in Geſchwüren, Wunden, Quetſchungen mit andern gewöhnlichen Mitteln verbunden und gebrauchet. So erſtrecket ſich der Nutzen des Queckſilbers weiter bis auf Fieber, chroniſche Krankheiten, Scorbut, Waſſerſucht, u. ſ. w. Viele Formeln finden ſich hier, die wir in der Abhandlung von veneriſchen Krankheiten ſchon erhalten haben. Durch richtige Erfahrungen könnte der Werth dieſer Mittel am beſten entſchieden werden. Es iſt uns bisher nur allzu bekannt geworden, daß beym Gebrauche des Queckſilbers immer Vorſicht nöthig ſey. Gemeiniglich ſind eine widernatürliche Röthe der Wangen, ein verdorbener, gelber, faſt fetter Speichel oder Schleimauswurf, Neigung zur Kolik, übelriechender Mund, Nervenſchwäche, Lähmungen, manchmal Verluſt des Gehörs oder eines andern Sinnes u. dgl. die betrübte Folge des etwa zur Unzeit oder mit Unordnung gebrauchten Queckſilbers geweſen. Unſer Verf. iſt ſo ſehr von den Kräften ſeines mächtigen Queckſilbers eingenommen, daß er ſogar glaubt, der zu jetzigen Zeiten häufigere Gebrauch des Queckſilbers ſey Urſache, daß die Peſt nun ſeltner als vorhin ſey. Er leitet alle hitzige und langwierige Krankheiten von zwo Hauptquellen, von ſcharfen oder ſchleimigen Säften. Dagegen muß nun allemal Queckſilber ſchicklich ſeyn. In Vermeidung der Säuren, des Weines, bey der Diät, auch ſelbſt bey Vermiſchung des Calomels in ſeinen Formeln, iſt er oft wenig beſorget. Im Ganzen verdienet dieſe Schrift Aufmerkſamkeit einſichtsvoller Aerzte.

Vollſtändige Abhandlung von der Erkenntniß und Kur der veneriſchen Krankheiten. Aus dem franzöſiſchen des Herrn Fabre, u. ſ. w. überſetzt von Carl

Franz Schröder, mit Vorrede und Anmerkungen von D. Johann Clemens Tode. Kopenhagen 1777. gr. 8. 563 S.

Ein wunderlicher Contraſt, wenn der Franzmann ſogleich nach den Britten ſtudiret wird! Hier gilt das rohe Queckſilber, die Einreibungen, mit oder ohne Speichelfluß bey der vollſtändigen Seuche. Der Sublimat findet wenigen Beyfall. Es werden die ſonſt gewöhnlichen Heilarten mit und ohne Queckſilber verglichen, und endlich behält das Einreiben der Merkurialſalbe, woraus meiſtens ein Speichelfluß erfolget, den Vorzug. Durchfälle und allerley Ausleerungen, welche vom Queckſilber kommen, werden hier als günſtig angeſehen. Es werden zugleich alle bey der großen Seuche gewöhnliche Zufälle angeführet und behandelt. Vorher wird vom Tripper und ſeiner Verwandſchaft, Chancres, Leiſtenbeulen, Hodengeſchwulſt, Strangurie u. dgl. ausführlich geſchrieben. Alle Theorien, die von dieſen beyden Verfaſſern eingeſtreuet werden, kann man unmöglich, ohne äußerſt weitläuftig zu werden, in genaue Erwähnung bringen. Was die Heilart der Luſtſeuche betrifft, ſo hat man bey uns in Deutſchland bisher den Gebrauch des Sublimats für das gewöhnlichſte und wirkſamſte Mittel gehalten. Bey reicheren, ſchwächlichen, reizbaren und kränklichen Perſonen mag das Einreiben der Salbe ohne Erregung des Speichelfluſſes ſicherer ſeyn. Der Speichelfluß würde nie unſern Beyfall haben.

Cm.

Henr. Aug. Wrisbergii, Phil. et Med. Doct. — Obſeruationes anatomicae de quinto pare neruorum encephali, et de neruis qui ex eodem duram matrem ingredi falſo dicuntur. Cum tabula aenea. Goettingae apud I. Chr. Dieterich. 1777. 3½ Bogen in 4.

Dieſe Schrift iſt eigentlich den Commentarien der Göttingiſchen Societät der Wiſſ. beſtimmt geweſen. Liebhaber der feinen Zergliederung werden ſich aber freuen, ſie einzeln beſitzen zu können. Sie hat einen dreyfachen Vorwurf, den eigentlichen Urſprung des fünften Nervenpaars aufs genaueſte

zu

zu bestimmen, die wahre Beschaffenheit des sogenannten Gasserschen Nervenknoten (der Hr. V. nennt ihn mit größerm Rechte intumescentia semilunaris) aufzuklären, und die rechte Bewandniß mit denjenigen Fäden aus einander zu setzen, die man fälschlich für Nerven angesehen, die aus dem fünften Nervenpaar nach der harten Hirnhaut übergiengen. Die Ausführung ist so vortrefflich, wie man von der bekannten anatomischen Genauigkeit des Hrn. V. geschärft von einer rühmlichen Belesenheit, erwarten konnte.

†

D. Aug. Schaarschmid Tabulae anatomicae. Ex germanico in latinum traduxit, recensuit, supplementa auxit F. X. de Wasserberg. Viennae. ap. Ghelen. 42 Bogen groß 8.

Eine Uebersetzung eines bekannten Buchs, die zwar richtig aber eben nicht zierlich ist. — Der Anhang enthält synonymische Bemerkungen der Knochen und Muskeln aus verschiedenen Schriftstellern. Es wird Anfängern, und selbst Aerzten, die nicht viel anatomische Belesenheit haben, nützlich seyn. Es scheint, es würde bequemer gewesen seyn, diese Synonymien, gleich unter dem Text als Anmerkungen zu finden.

Xe.

Beobachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Bleymittel, nebst einigen allgemeinen Anmerkungen über die örtlichen Arzneyen, von Johann Aikin, Wundarzt, nach der zweyten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt. Altenburg, bey Richter 1776. 8. 124 S.

Außer der Befolgung der allgemeinen Pflicht, die jedem ausübenden Arzt und Wundarzte obliegt, auf die Wirkung aller Mittel, die er anwendet, sorgfältig zu achten, wäre für das Wohl unsrer noch so sehr unbestimmten Materia Medica zu wünschen, daß Jeder von ihnen, dem Kenntnisse und Beobachtungsgeist verliehen sind, sich ein, oder ein Paar Mittel zum

Gegen-

Franz Schröder, mit Vorrede und Anmerkungen von D. Johann Clemens Tode. Kopenhagen 1777. gr. 8. 563 S.

Ein wunderlicher Contraſt, wenn der Franzmann ſogleich nach den Britten ſtudiret wird! Hier gilt das rohe Queckſilber, die Einreibungen, mit oder ohne Speichelfluß bey der vollſtändigen Seuche. Der Sublimat findet wenigen Beyfall. Es werden die ſonſt gewöhnlichen Heilarten mit und ohne Queckſilber verglichen, und endlich behält das Einreiben der Merkurialſalbe, worauf meiſtens ein Speichelfluß erfolget, den Vorzug. Durchfälle und allerley Ausleerungen, welche vom Queckſilber kommen, werden hier als günſtig angeſehen. Es werden zugleich alle bey der großen Seuche gewöhnliche Zufälle angeführet und behandelt. Vorher wird vom Tripper und ſeiner Verwandſchaft, Chancres, Leiſtendeulen, Hodengeſchwulſt, Strangurie u. dgl. ausführlich geſchrieben. Alle Theorien, die von dieſen beyden Verfaſſern eingeſtreuet werden, kann man unmöglich, ohne äußerſt weitläuftig zu werden, in genaue Erwähnung bringen. Was die Heilart der Luſtſeuche betrifft, ſo hat man bey uns in Deutſchland bisher den Gebrauch des Sublimats für das gewöhnlichſte und wirkſamſte Mittel gehalten. Bey reicheren, ſchwächlichen, reizbaren und kränklichen Perſonen mag das Einreiben der Salbe ohne Erregung des Speichelfluſſes ſicherer ſeyn. Der Speichelfluß würde nie unſern Beyfall haben.

Cm.

Henr. Aug. Wrisbergii, Phil. et Med. Doct. — Obſeruationes anatomicae de quinto pare neruorum encephali, et de neruis qui ex eodem duram matrem ingredi falſo dicuntur. Cum tabula aenea. Goettingae apud I. Chr. Dieterich 1777. 3½ Bogen in 4.

Dieſe Schrift iſt eigentlich den Commentarien der Göttingiſchen Societät der Wiſſ. beſtimmt geweſen. Liebhaber der feinen Zergliederung werden ſich aber freuen, ſie einzeln beſitzen zu können. Sie hat einen dreyfachen Vorwurf, den eigentlichen Urſprung des fünften Nervenpaars aufs genaueſte

zu

zu bestimmen, die wahre Beschaffenheit des sogenannten Gasserschen Nervenknoten (der Hr. V. nennt ihn mit größerm Rechte intumescentia semilunaris) aufzuklären, und die rechte Bewandniß mit denjenigen Fäden aus einander zu setzen, die man fälschlich für Nerven angesehen, die aus dem fünften Nervenpaar nach der harten Hirnhaut übergiengen. Die Ausführung ist so vortrefflich, wie man von der bekannten anatomischen Genauigkeit des Hrn. V. geschärft von einer rühmlichen Belesenheit, erwarten konnte.

†

D. Aug. Schaarschmid Tabulae anatomicae. Ex germanico in latinum traduxit, recensuit, supplementa auxit F. X. de Wasserberg. Viennae. ap. Ghelen. 42 Bogen groß 8.

Eine Uebersetzung eines bekannten Buchs, die zwar richtig aber eben nicht zierlich ist. — Der Anhang enthält synonymische Bemerkungen der Knochen und Muskeln aus verschiedenen Schriftstellern. Es wird Anfängern, und selbst Aerzten, die nicht viel anatomische Belesenheit haben, nützlich seyn. Es scheint, es würde bequemer gewesen seyn, diese Synonymien, gleich unter dem Text als Anmerkungen zu finden.

Xe.

Beobachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Bleymittel, nebst einigen allgemeinen Anmerkungen über die örtlichen Arzneyen, von Johann Aikin, Wundarzt, nach der zweyten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt. Altenburg, bey Richter 1776. 8. 124 S.

Außer der Befolgung der allgemeinen Pflicht, die jedem ausübenden Arzt und Wundarzt obliegt, auf die Wirkung aller Mittel, die er anwendet, sorgfältig zu achten, wäre für das Wohl unsrer noch so sehr unbestimmten Materia Medica, zu wünschen, daß Jeder von ihnen, dem Kenntnisse und Beobachtungsgeist verliehen sind, sich ein, oder ein Paar Mittel zum

Gegen-

Gegenstand seiner besondern Untersuchung wählte; nicht nur aus wenigen flüchtigen Versuchen übereilte Schlüsse zu ziehen, und sie eben so übereilt der Welt als ausgemachte Wahrheiten vorzulegen; sondern um während seiner ganzen praktischen Laufbahn, wenigstens einem großen Theil derselben, dieses Mittel zu seinem besondern Augenmerk zu machen, häufige, oft wiederholte und oft veränderte Versuche damit anzustellen, die davon gerühmten Eigenschaften in allen Fällen, unter allen Gestalten zu prüfen, auf die verschiedene Wirksamkeit, die es durch Zusätze von andern Mitteln, durch Nebenumstände, durch die Beschaffenheit des Kranken, bey verschiedenen Zeiten der Krankheit, bey verschiedener Diät, nach andern vorher gebrauchten Arzneyen u. s. w. hat, genau zu merken, das Bemerkte aufzuschreiben, das Aufgeschriebene zu vergleichen, und endlich aus einer großen Menge dergleichen sorgfältiger und unpartheyischer Versuche und Beobachtungen einen kleinen, aber kernhaften zuverlässigen Artikel für die Materia Medica zu ziehen, und diesen als ein Vermächtniß seinen Amtsbrüdern und Nachfolgern zu hinterlassen! So gering auch die Anzahl der einsichtsvollen und einer gänzlichen Unpartheylichkeit fähigen Beobachter seyn mag, so giebt es doch deren in jedem Lande und zu jeder Zeit einige: hätten wir nun von Jedem einen solchen Artikel erhalten oder zu hoffen, wer könnte wohl den Werth des Buchs bestimmen, darinne sie gesammlet würden! Diese freylich mühsame, langsame, und mehr für das Publikum nützliche, als für den Verfasser ruhmreiche Art, bey Bestimmung der Kräfte einer Arzney zu Werke zu gehen, hat zwar Hr. A. nicht befolgt; doch müssen wir ihm auch für diese wenige Bemühungen Dank wissen, und dem Uebersetzer dafür, daß er sie uns in reinem fließenden Deutsch zu lesen giebt. Die übertriebene Lobeserhebungen, die Goulard von seinen Bleymitteln macht, einzuschränken, und die wahren und unzweifelhaften Wirkungen derselben fest zu setzen, waren des Verf Absichten. Erstere hat er erreicht, und seine Meinung mit Gründen unterstützt, die aber oft mehr aus der Theorie als aus der Erfahrung genommen sind; zu Erfüllung der letztern scheint es ihm an einer genugsamen Menge von Beobachtungen gefehlt zu haben. Wir führen, um bey einer Uebersetzung nicht weitläuftig zu werden, zu Bestätigung unsers Urtheils einen einzigen Beweis an; wenn bey frischen Wunden und Quetschungen die Eiterung unvermeidlich scheint, so verwirft Hr. A. den Gebrauch des Bleywassers, weil die

Theorie

Theorie lehrt, daß man in ſolchen Fällen die Eiterung befördern und folglich erweichende Mittel anwenden müſſe. Hätte Hr. A. die Goulardiſche Behauptung nicht ſchlechtweg nach vorgefaßter Meinung verworfen, ſondern die Wahrheit derſelben durch Verſuche geprüft, ſo würde ihn die Erfahrung gelehrt haben 1) daß durch den Gebrauch des Bleywaſſers öfters Wunden und Quetſchungen wider alle Wahrſcheinlichkeit ohne Eiterung, die freylich unter Anwendung erweichender Mittel unvermeidlich geweſen wäre, geheilt werden; und daß 2) wenn ſie erfolgen muß, ſolche nicht zum Nachtheil des Kranken durch das Bleywaſſer verhindert, wohl aber zu ſeinem Vortheil gemäßigt werde.

Ep.

Nöthige Erinnerungen für Aerzte und Kranke, die den Tripper heilen wollen, von Joh. Clemens Tode, D. und Pr. zu Kopenhagen. Acerba laeto temperat. Kopenhagen, 1777. bey Rothe, in 8. 224 Seiten.

Dies iſt die Fortſetzung einer Schrift, die wir zu ihrer Zeit empfohlen, und wovon wir uns noch viel mehr Gutes verſprochen haben. (A. d. B. 25 B. S. 214.) Beydes mit Recht. Wenn das Wahrheit iſt, was der V. in gegenwärtiger Schrift behauptet: ſo wird ſie in der Lehre von den veneriſchen Krankheiten Epoche machen: denn vor ihm hat noch Niemand ſo ausdrücklich, ſo umſtändlich, ſo deutlich und mit ſo ſtarken Gründen gelehrt, daß der Tripper keine veneriſche Krankheit, (deutlicher, kein Symptom oder Grad der Lues,) und das Gift, was ihn erzeugt und fortpflanzt, kein veneriſches, (nicht das Gift der Lues,) ſondern von ganz beſonderer und eigner Art ſey, das mit dem veneriſchen in keiner weſentlichen Verbindung oder Verwandſchaft ſteht; und daß man alſo die gewöhnlichen Folgen einer ächten veneriſchen Anſteckung (der Lues,) nach demſelben nicht zu beſorgen habe, wofern nicht, durch eine doppelte Anſteckung mit dem Trippergifte zugleich ein wahres veneriſches in den Körper gebracht worden iſt. Nun aber fragt ſichs: Iſt dies Wahrheit?

Wenn es auf die Stimme eines einzelnen Beurtheilers ankäme, der des Hrn. V. Gründe wohl ſtudirt, einzeln und

im Zusammenhange gepräft, und ernstliche Mühe angewandt hat, sie zu widerlegen oder wenigstens zu schwächen; so könnte Recensent entscheiden, und würde — mit Feuer im Beyfalle für deutsches Verdienst — obwohl mit einiger Einschränkung, sagen: Ja! Es ist ein so hoher Grad der Wahrscheinlichkeit in dem Gedanken; alles, — Geschichte der Krankheit, Theorie, Erfahrung, Beobachtung, Praxis, — Alles leuchtet auf ihn, und er wird desto heller, aus je mehr Gesichtspuncten man ihn betrachtet. Welcher genau beobachtende Arzt mag wohl nicht schon längst Ahndungen von so etwas gefühlt haben, wenn er die Erscheinungen dieser beyderley Krankheiten und ihre so auffallende Verschiedenheit im Anfange, im Fortgange, in der Behandlung ꝛc. verglichen hat? Wenigstens muß Rec. gestehen, daß ihm bey der eingeführten Theorie immer etwas unerklärbares übrig geblieben, und nur das Mißtrauen gegen seine Einsichten Ursache gewesen ist, daß er diese ihm oft vorbeyfliegende Vermuthung nicht erhascht und fest gehalten hat. Doch wir erkennen gern, daß in einer so wichtigen Sache unser Beyfall nichts entscheiden könne, und lassen uns demnach begnügen, dieselbe dem Urtheile des forschenden Publicums vorzulegen.

Die vornehmsten Gründe des Hrn. T. sind diese: 1. aus der Geschichte erhellet keineswegs, daß der Tripper ein bloßer Zufall oder Grad der eigentlichen Lustseuche, (lues) sondern vielmehr das Gegentheil sey. S. 15 ff. 43 ff. Theils ist es weder behauptet noch erwiesen, daß vor dem Ausbruche der venerischen niemals die Tripperkrankheit beobachtet worden. S. 31 f. theils finden sich Spuren bey alten Schriftstellern, daß die letztere wirklich schon zuvor als giftig und ansteckend bemerkt worden sey, und andere Quellen als das venerische Uebel gehabt habe. S. 43. Gesetzt indessen, beyde Krankheiten wären gleichzeitig, so können sie zweyerley verschiedene Gifte zu Quellen haben, die gleichwohl sich beyde nur bey verhurten Personen erzeugen. Dies ist daraus sehr wahrscheinlich, weil noch immer die meisten derselben nur eine von diesen beyden Krankheiten, die wenigsten aber beyde zugleich haben; S. 61 f. weil die Haupteigenschaften beyder wesentlich und unwandelbar von einander verschieden sind; S. 66 f. und weil die Unwahrscheinlichkeit sehr groß ist, daß das Trippergift in das von ihm so wesentlich verschiedene venerische abarten sollte. S. 72 f.

2. Es folgt auch nicht, daß Tripper und Lustseuche darum von einerley Gifte herrühren müßten, weil sie beyde aus einer

einerley unreinen Quelle kommen. S. 87 f. Das Gift des erstern wohnt im Schleime der Harnröhre, der letztern ihres ist das Chancregift, das in der Lymphe den Drüsen nachgeht, und sich durch das System der Lymphengefäße im ganzen Körper verbreitet. Von beyderley Krankheiten theilt, der Erfahrung gemäß, ein Mädchen immer nur diejenige mit, die sie selbst hat. Wenn man also bey ihr „eine Ambe gewinnt,“ so muß auch nothwendig in ihrem Schooße beyderley Gift von Chancre und Tripper zusammen gekommen seyn. S. 92 f.

3. Aus der großen und wesentlichen Verschiedenheit der Zufälle und Wirkungen beyder Krankheiten erhellet die wesentliche Verschiedenheit ihrer materiellen Ursachen aufs deutlichste. Dies führet der Hr. V. S. 92 — 161 aus — lehrreich, scharfsinnig, wahr und practisch! Die Mißfarbe des Trippersschleims beweiset kein venerisches Gift, sondern ist den Krankheiten der Schleimhaut gemein. S. 95. Die Schärfe desselben ist weder ihm allein eigen, noch erzeugt sie jemals venerische Schwären. S. 98. Die Leistenbeulen beym Tripper, zumal nach der Stopfung desselben, sind lediglich Wirkungen des Reizes. Eine ächte venerische Leistenbeule setzt immer einen Chancre voraus. S. 101. Die Hodenentzündungen, welche bey recht giftigen und noch mehr bey gestopften Trippern vorzukommen pflegen, lassen sich viel leichter von einem aus der Harnröhre bis in die Hoden verpflanztem Reize, aus einer Wirkung der so innigliehen Mitempfindung dieser Theile, oder aus einer dadurch bewirkten Sperrung des freyen Ausflusses der Saamenfeuchtigkeiten in die Harnröhre, als aus einem versetzten Gifte erklären. S. 110 f. Diese beyde letztern Ausführungen von den Leistenbeulen und der Hodenentzündung sind vortrefflich; aber man muß sie ganz und im Zusammenhange lesen.

4. Die Folgen des Trippers sind nicht von der Art, daß sie eine venerische Krankheit bewiesen. S. 161 f. Es ist falsch, daß der Tripper vor der wahren venerischen Seuche sichere, oder davon befreye, S. 163. und daß nach einem übelbehandelten Tripper wahre venerische Zufälle entstehen sollten. S. 169 — (ungemein lehrreich, und, wie uns dünkt, überzeugend!) Die Folgen der Zurücksaugungen und der Versetzungen des Trippergifts, wovon so viel geschwatzt wird, sind entweder aus ganz andern Ursachen herzuleiten, oder sie beweisen höchstens nur die Versetzung eines Trippergifts, nicht aber eines venerischen. S. 187. 192. Das Quecksilber dient entwe-

der in den vom Tripper nachbleibenden Krankheiten eben so wenig, wie im Tripper selbst, oder es wirkt wenigstens nicht durch seine specifische Kraft wider das venerische Gift. S. 195 u. f. w.

Aus dem allen folgert nun Hr. T., daß der Tripper ganz und gar nicht die Gegenmittel erfodere, die das venerische Uebel heilen; S. 201. daß er keine ächte venerische Krankheit sey, und daß man also auch die gewöhnlichen Folgen einer ächten venerischen Ansteckung nach ihm nicht zu besorgen habe; S. 206, daß hingegen das Trippergift von ganz besonderer und unveränderlicher Art sey, S. 208, ob es gleich zuweilen mit ächten venerischen Chancres verbunden seyn, S. 219, und auch außerdem nach übler Behandlung genug andere Beschwerlichkeiten nach sich ziehen kann. S. 221.

Unter allen Gründen für die ursprünglich venerische Natur des Trippergifts hält der V. selbst diejenigen für die triftigsten, welche die Meinung begünstigen, daß es bloß ein abgeartetes venerisches Gift sey, S. 76, und auch das, was er dieser Meinung S. 76 — 87 entgegen gesetzt hat, scheint uns noch am ersten einer genüglichen Beantwortung fähig zu seyn. Gleichwohl aber würden wir, wenn wir opponiren sollten, nicht auf der eigentlichen Ausartung des venerischen Giftes in das Trippergift bestehen, sondern vielmehr uns Fabre's Idee, S. 86, nähern, daß Trippergift nichts anders als der vom venerischen Gifte verdorbene Schleim der Harnröhre, und Chancre nichts anders als eben davon verdorbene Lymphe oder Drüsensaft sey. Einerley Gift, wenn es sich Säften verschiedener Art mittheilt, kann höchst verschiedene Producte geben. Es kann den einen Saft, mit dem es sich verbindet, unveränderlich lassen, hingegen einen andern zum Verderben bringen. Es kann von jenem entweder involvirt und ganz unwirksam gemacht werden, wie etwa das Viperngift im Magensafte; oder es kann in ihm unwirksam bleiben, wie etwa das Gift der spanischen Fliegen im Urine. Es kann mit diesem, den es verdirbt, eine Giftmasse von ganz andern Eigenschaften und Wirkungen erzeugen, als mit einem andern, den es ebenfalls verdirbt. Ein Gift, das die Blutmasse auf eine gewisse Weise zerstörte, könnte eine brandigte, und wenn es die Lymphe in den Drüsen verdürbe, eine krebsartige Giftmasse erzeugen und beyde könnten ansteckend seyn. Wie also, wenn das venerische Gift im Schleime der Harnröhre nur ein scharf eitriges, hingegen in Drüsensäften ein cancröses Giftproduct

verur-

verurſachte: wäre dann nicht das Tripper- und Chancregift gleichwohl beydes ein Product von einerley veneriſchem? wären dann nicht Tripper und Luſtſeuche, bey allen ihren weſentlichen Verſchiedenheiten, in ihrer Natur und im Verhältniſſe gegen die Heilungsmittel, gleichwohl beyde Wirkungen einerley Giftes, beyde Krankheiten veneriſchen Urſprungs? Es würde hieraus gar nicht folgen, daß nun das Trippergift, wenn es in die Drüſen gelangte, darinnen Chancre, oder das Chancregift, wenn es in die Harnröhre dringt, Tripperſchleim erzeugen müßte: denn dies ſind beydes nicht mehr einfache veneriſche, ſondern Giftproducte aus dem veneriſchen mit Säften verſchiedener Art, die alſo auch nicht mehr die Eigenſchaften des einfachen urſprünglichen haben. Pockengift im Pockeneiter, und eben daſſelbe Gift im Speichel der Kranken, macht, wenn es in die Hautgefäße gebracht wird, im erſten Falle die Hautſäfte pockengiftig, im andern läßt es die Wunde unvergiftet. So könnte auch veneriſches Gift im Schleime, wenn es in die Drüſen gebracht würde, nur ungiftige Wirkungen thun, ſo wie es das Chancregift in der Harnröhre nur thut. Hierzu könnte noch kommen, daß die einſaugenden Lymphgefäße das veneriſche Gift, wenn es im Schleime der Harnröhre, das iſt, im Tripper mitgetheilt wird, nie annähmen, weil ſie vermuthlich ihrer Natur nach den Schleim der Harnröhre nie einſaugen.

Dies würden wir etwa einwenden, und ſo möchte das Meiſte, was Hr. T. für den weſentlichen Unterſchied dieſer beyden Gifte und Krankheiten ſagt, zugegeben, aber dennoch die Folge geleugnet werden können, indem die ganze Verſchiedenheit bloß in den beyderley Vehikeln, worinn das veneriſche Gift fortgepflanzet wird, nicht aber in ihm ſelbſt läge. Denn wenn dem ſo wäre, ſo könnten gleichwohl damit alle die Erfahrungsſätze vollkommen beſtehen: daß Anſteckung mit Tripper nie Chancres, und Anſteckung mit Chancres nie Tripper erzeugte; daß jede Anſteckung ihre ihr eigene Wege und Sitze und Zufälle und Folgen hätte; jede eine ihr eigene Cur und Diät erfoderte; ja auch ſelbſt, daß das Queckſilber das Gift in dem einen Vehikel zerſtören oder losmachen könnte, im andern aber nicht: ſo wie mehrere Arzneyen und Gifte nur in gewiſſen Säften, nicht aber in andern gewiſſe Wirkungen leiſten, z. E. das Pfeilgift zwar das Blut, nicht aber die Lymphe zerſtört, ja ſogar, wenn es in einem Vehikel, auf welches es keine Gewalt hat; z. E. in den Verdauungsſäften,

durch den Magen ins Blut geht, auch seine Wirkung im Blut selbst verliert. Inzwischen sind wir weit davon entfernt, dem Hrn. V. diese Einwürfe mit Rechthaberey entgegen zu setzen: vielmehr gestehen wir aufrichtig, daß seine ganze Schrift an ihrem großen practischen Werthe und an dem Verdienste, die bisherigen verworrenen Begriffe von diesen Krankheiten in helleres Licht gesetzt und berichtiget zu haben, wenig oder nichts dabey verliere, ob der Unterschied des Trippers und der Lustseuche im ursprünglichen Gifte, oder nur in den Vehikeln liege; weil doch, durch die Ansteckung, das venerische Gift niemals uneingewickelt, sondern immer in einem von diesen beyden Vehikeln in einen Körper kommt, mithin in jedem Falle der wesentliche Unterschied im Sitze, in den Zufällen, in den Folgen, in der Behandlung und in den Arzneymitteln zu beobachten ist, als ob wirklich das Gift selbst und an sich von wesentlicher Verschiedenheit wäre. — Aber noch mehr! Alles, was wir jetzt eingewandt haben, ist nur gültig, in so fern man annimmt, daß das ursprüngliche venerische Gift eine von unsern Säften selbst verschiedene Materie sey, die sich mit ihnen verbinde und sie vergifte. Ganz anders wäre es, wenn ohne Hinzukommung irgend einer fremden Giftmaterie, die erste Lustseuche bloß aus einer cancrösen Verderbniß der Lymphe in den drüsichten Theilen der Geburtsglieder, wodurch diese zuerst die ansteckende Eigenschaft des Chancregifts erhalten, hingegen der erste Tripper aus einer Verderbniß des Schleims in den Geburtsgliedern, wodurch er zuerst ansteckendes Trippergift geworden, entsprungen wäre: denn in diesem Falle, welcher vermuthlich der wahre in der Natur ist, wären wirklich beyde Krankheiten völlig so wie es Hr. T. behauptet, ursprünglich und in ihren materiellen Ursachen selbst wesentlich verschieden. Nur müßte man dann, um Wortstreite zu verhüten, das Wort venerisch so erklären, daß es nur ansteckende Krankheiten und dergleichen verdorbene Säfte bedeute, die in den Geburtsgliedern ihren ursprünglichen Sitz haben, und seit ihrem Ursprunge sich bloß durch unreinen Umgang fortpflanzen. In diesem Sinne blieben beyderley Krankheiten und Gifte venerisch, und doch zugleich Hrn. T. Lehren von Wort zu Wort wahr.

G.

Christ. Friedr. Börners praktisches Werk von der Onanie. Zwey Theile. Zweyte verbesserte mit Anmer-

Anmerkungen und neuen Erfahrungen vermehrte Auflage. Leipz. Heinsius. 1776. 232 S. 8.

Es ist der 1769 herausgekommene „in den übeln Folgen „der Selbstbefleckung und andern damit verbundenen „oft unheilbaren Zufällen, als im Saamen- und weißen Fluß, „in der Unfruchtbarkeit u. s. w. sicher rathende Arzt," den wir schon ehedem Allg. deutsch. Bibl. XIII. 2. S. 507 angezeigt haben. In dieser Ausgabe hat sich der ungenannte Verfasser desselben genannt, und das Werk ist beträchtlich vermehrt. Manche Theorie von Schärfen u. dergl. hätten wir freylich dem Hrn. Verf. geschenkt; auch mehr einfache und treffende Mittel gewünscht. S. 94 z. E. steht ein beruhigendes Pulver aus Krebsaugen, Perlmutter, Salpeter, Korallen, und dem wässerichten Schaccarillextracte. Die Diät möchte S. 105 f. auch wohl practischer eingerichtet werden können, als man sie aus dem Boerhaave anführt. Das hindert aber nicht, dieses Werk sehr brauchbar zu finden, zu dem Zwecke wenigstens, wozu es der V. bestimmt hat, daß man sich selbst doch in etwas rathen kann. In etwas sage ich, denn im Ganzen ist das Werk, wie es nun ist, doch fast allein für die Aerzte niederer Größen; auch der Titel deshalb geändert.

R.

Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette. Von einem Patriotischen Pfälzer. Mannheim bey Schwan 1777. 9¼ Bogen, 8.

Diese Blätter sollen eine Art Satyre über mannichfaltige Gegenstände der Arzneywissenschaft vorstellen. Der V. wählt den Weg, einen jungen Arzt, so wie er neugebacken von der Schule kommt, in einer Unterredung durch die praktischen Theile der Arzneywissenschaft zu führen, und ihm bey der Gelegenheit einer Seits zu zeigen, wie viel man noch erst am Krankenbette zu lernen habe, und hiernächst läßt er ihm mannichfaltige Mängel sehen, die die gute Kunst hat, und die mannichfaltigen Gelegenheiten sich zu irren, und in seinen Absichten zu fehlen. Zuerst läßt er den jungen Mann sehen, wie oft der Unterschied der Temperamente den Arzt verleiten könne, und hier geht er mit ihm die Kammerjungfern-

temperamente, Kutscherstemperamente, Andächtslerstemperamente, Damenstemperamente ..... verliebte Temperamente durch. Bey den letztern sagt der V. „Wie oft werden Eure Wohlweisen mit gelehrtem Tiefsinn vor „dem Krankenbette einer zärtlichen Kammerjungfer die ganze „Pathologie des unsterblichen Boerhaave umstürzen, um „die Ursach des blassen Gesichts ..... zu finden. Umsonst „werden sie die Ursach in ..... suchen, ... wenn Sie nicht „erfahren können, daß der schwarzbraune Jäger ihrer zärtli„chen Neigung den Zoll der Gegenliebe verführt, und die „rothbackigte Hausmagd ihrem Kammerjüngferlichen Reize „..... vorzuziehen unterstehe. Eine unendliche Reizbarkeit „der kammerjüngferlichen Nerven ist die Grundursach ..... „Johann darf sich nur bekehren, und den Werth eines Kam„merjüngferchen vor einer plumpen Hausmagd erkennen, so „löset sich der Polypus ungemein auf, und das Aneurisma „verschwindet .....“ — Und in diesem Ton ist alles, und noch viel weltschweifiger: denn hier ist vieles ausgelassen. Der Witz der in diesen Bogen der sichtbaren Absicht des Verfassers nach glänzen soll, ist nicht der feinste, und die Einfälle sind oft von Herzen platt. Vermuthlich muß der Verf. viel unter den diis minorum gentium zu schaffen haben, denn mit den Kammerjüngferchen und Kutschern hat ers gewaltig zu thun. Die satyrischen Züge, die hier vorkommen, sind gemeiniglich häßlich massiv, gemeiniglich treffen sie nicht recht, oder fallen auf Gegenstände, die der Satyre nicht werth sind. Bis hieher soll dieses Werk ohngefähr die Absicht haben, wie Zimmermann's Werk von der Erfahrung, nemlich in so fern eine solche Absicht in einem solchen Kopfe, wie der unsers V. ist, sich denken läßt; aber der V. mag uns nicht verübeln, wenn wir urtheilen, er habe jenes Werk keinesweges überflüssig gemacht, und wenn wir jetzt noch eben so herzlich als jemals die Fortsetzung desselben, nemlich den dritten Band von Zimmermann's Werke von der Erfahrung wünschen.

Der zweyte Abschnitt dieses seltsamen Produkts, worin wir freylich hie und da einen ganz guten, aber eben keinen einzigen neuen lichtvollen Gedanken finden, ist überschrieben: Apothek für das schöne Geschlecht. Dieser Titel paßt aber gar nicht, es ist nichts anders als eine Musterung der Apotheke für alle Stände und Alter, worin der V. überaus strenge verfährt, und z. B. die widrige Ruhrwurzel, sagt er, und das Gummigutte mit vieler Laune hinauskehrt; wo-

in

in wie ihm durchaus nicht beyfallen können. Die in den Apotheken vorhandene Pillen giebt der drollige Herr Verfaſſer alleſammt den luſtigen Knaben hinaus, um ihr Blasrohr damit zu bewaffnen, welches den Beruf hat, die muthige Spatzen auf den Dächern zu klyſtieren. Seitdem der V. mit der Strafruthe purgierender Arzneyen die Ueberbleibſel der Schwelgerey aus gemeinen und Diſtinctionsdärmen auskehrt, und manchen herzhaften Freſſer einen halben Tag auf den Nachtſtuhl anſchmiedet, bedarf er nur dreyer Purgiermittel: Sennesblätter, Rhabarber und Jalappenwurzel. — Wir haben hiermit nicht allenthalben ausreichen können. Durch Reuten weis der V. die Luft aus dem aufgeblähten Unterleibe zu bringen, wenn er ſie durch Purganzen nicht hinausdonnern kann; denn ein Pferd hat das Talent, durch einen ſanften Trapp den ganzen Körper zu erſchüttern. Die Verwerfung mancher Mittel, wie der Sarſaparille, können wir durchaus nicht zugeben.

Was heißt es S. 141. der engliſche Lehrer zu Heidelberg, der gelehrte Gattenhof, der ſo göttlich vom — Fieberfroſt geſchrieben hat; Gattenhof iſt ja ein Deutſcher — welcher Bombaſt!

einmal weil es das Ende einer unangenehmen Lectüre iſt, und dann weil es die gute Abſicht des V. bey dieſem Buche, die er aber dadurch nicht erreichen wird, auf eine gute Weiſe ſagt.

Wr.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Sammlung neuer Originalſtücke für das deutſche Theater. Berlin, 1777. bey Decker, 18 Bog. 8.

Die in dieſer Sammlung enthaltenen Stücke ſind: der glückliche Geburtstag, ein Luſtſpiel von Schletter, Mitgliede der Seilerſchen Schauſpielergeſellſchaft; beſſer getrennt als ungeliebt, ein Schauſpiel von d'Arien; das Goldſtück oder der kleine Menſchenfreund, ein Luſtſpiel für Kinder von Schletter. Das erſte Stück könnte beſſer heißen, die Großmüthigen, weil im Stücke Großmuth über Großmuth gehäuft iſt, und der Umſtand des Geburtstages ganz und gar was zufälliges iſt. Ein reicher Banquier hat auf einer Reiſe faſt alles ſein baares Geld und Wechſel verloren, weil der Coffre, worin das alles befindlich geweſen, vom Wagen gefallen war. Er iſt darüber in Gefahr zu brechen. (Waren dagegen, wenigſtens was die verlornen Wechſel betrifft, keine Mittel? Ein großer Banquier pflegt doch nicht wie ein armer Philoſoph alles mit ſich zu führen) Nach vielem Laufen, Schicken und andern aufhaltenden Handlungen, entſchließt ſich die Frau des Kaufmannes, ohne Vorwiſſen deſſelben, ihren Schmuck zu verſetzen, um eine dringende Wechſelſchuld zu bezahlen. Weil die Summe nicht voll werden kann, legt der Handlungsdiener ſein langſam erſpartes Vermögen dazu. Die Schwägerin des Kaufmanns, Geliebte des Handlungsbedienten, will ihr Vermögen ihrem Schwager auf zehn Jahr ohne Intereſſen geben. Der Jude, an den der Schmuck verſetzt iſt, bringt ihn dem Kaufmann, und läßt ihn zurück ohne eine Schuldverſchreibung haben zu wollen. Ein anderer Kaufmann aus Moſcau kömmt, präſentirt einen Wechſel, und da der Banquier ſeine Umſtände zu erkennen giebt, zerreißt er ihn, wiewohl man dieſes als eine captatio benevolentiae auslegen kann, weil er, zwar ſchon ein alter

Mann,

Mann, um die schöne Schwägerin wirbt. Auf eine ganz sonderbare Art kömmt heraus, daß der Russische Kaufmann der Vater des Handlungsbedienten ist, der als ein Kind verloren, und von dem Banquier auf einer Reise durch Rußland aufgenommen worden war. Nun tritt der Vater, wie billig, seine Geliebte dem Sohn ab, und alles wird frölich, zumal da der verlorne Cosire sich wieder anfindet. Die ganze Anlage des Stücks ist schlecht erfunden. Das Stück selbst ist zu weichlich und nicht gesalzen, obgleich der V. durch einige Bedientenscenen, und die Auftritte mit dem Juden in der gemeinen Jüdischen Sprache es hat pikant machen wollen. Das andere Stück desselben Verfassers hat uns etwas besser gefallen, obgleich der Kinderton nicht immer getroffen ist, weniger bey den Haupt- als bey den Nebenpersonen, Hänschen, Gretchen, Conrad, die ganz natürlich wie Kinder reden und handeln.

Das zweyte Stück dieser Sammlung hat etwas mehr Kraft, Nachdruck und Interesse; ist doch aber im Ganzen von einer kahlen Mittelmäßigkeit. Es ist Göthens Stella verändert. Der Graf Sternfels hat eine Geliebte, mit der er einen Sohn erzeugt hatte, verlassen, und eine Dame seines Standes heyrathen müssen. Die Ehe fällt natürlich, wegen seines Kaltsinns und schwermüthigen Wesens, unglücklich aus. Die Gräfin unterhält eine strafbare Liebe mit dem Bruder ihres Gemahls. Die verlassene Geliebte kömmt mit ihrem Bruder und Sohne, um den Grafen noch einmal zu sprechen. Nach verschiedenen sehr stürmischen Auftritten, die Dolch und Gift befürchten lassen, trennt sich der Graf von seiner Gemahlin, mit gutem Willen derselben, die dagegen den Bruder des Grafen heyrathet, und dieser verbindet sich mit seiner ehemaligen Geliebten — Die Reise der Juliette, der Geliebten des Grafen, ist gar nicht gut angelegt. Was konnte sie wahrscheinlich als Unheil stiften? Die schnelle Sinnesänderung des Lieutenants Sternfels und noch mehr der Gräfin ist unbegreiflich. Anstößig ist es, daß die Ehebrecherin ihren Buhler, den Bruder ihres Gemahls, heyrathet. Die Scheidung geschieht billig auf einen Ausspruch des Fürsten; aber wie können Privatpersonen solche Cessionen, wie hier gedichtet wird, machen? Die Art, wie der Graf zu den Beweisstücken gegen seine Gemahlin kömmt, verräth zu sehr die Bedürfniß des Dichters, um die Handlung zur Entwickelung zu bringen. Die Scene wird an verschiedenen Orten gespielt,

welches erlaubt seyn mag; dennoch wird der schwer verwundete Lieutenant unnöthiger Weise herumgeschleppt. Der ganze Stoff, man mag ihn bearbeiten, wie man will, scheint keiner guten Entwickelung fähig zu seyn; es müßte denn das Ende tragisch werden, wozu in diesem Stücke die Anlage völlig da ist. Uebrigens sind die Charaktere überspannt und unnatürlich. Der Dialog ist voller unnützen Worte, und nicht allemal den redenden Personen angemessen. Nachahmungen bemerkt man beständig. Kurz Hr. d' Arien hat zwar viel gutes gelesen; aber nicht einmal alles verdauet, geschweige daß er selbst etwas vorzügliches fürs Theater erfinden könnte.

Litterarische Monate, ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien. Erster Band, enthaltend die Monate Octob. Novemb. Decemb. 1776. und Jan. 1777. Wien, bey Trattnern. 382 S. 8.

Dieses Journal soll theils eine Art poetischer Blumenlese seyn, theils die merkwürdigsten Begebenheiten der deutschen Litteratur und Kunst erzählen, und Beyträge zur Kritik liefern. Die Verfasser der Gedichte sind die Herren Alxinger, Denis, Haschka, Mastalier, Retzer, Riedel, und einige Ungenannte, von welchen nur drey Stücke, und darunter eine prosaische Idylle von einem eilfjährigen gräflichen Fräulein vorkommen. Die meisten Gedichte hat Herr Haschka geliefert. Sie sind fast alle in dem Bardenton angestimmt, welcher uns doch mehrentheils zu sehr gezwungen, rauh und mißtönend vorkömmt, auch durch seine Einförmigkeit ermüdet. Man sehe gleich Anfangs das Bardenduett auf den Tod einer großen Sängerinn, Maria Anna von Gluck, einer Nichte des berühmten Tonkünstlers.

Schauer umflossen espenherab
Brütet mein Harm ob ihrem Grab'.
Er mag schon ewig brüten mein Harm!
Nie wird sie doch wieder da unter mir warm!

Und eben daselbst von dem Ritter von Gluck.

Er gieng nun eben, der deutschen Tonkunst Ehre
Wieder zu tragen in Frankland zur Hör' und Lehre.

Das soll hoch seyn; ist aber herzlich platt.

Herr

Herr Denis singt in einer Ode auf ein Kunstfeuer:

Ists Asendämmrung? Ist es Uthornas Nacht,
Beschwert mit Himmelszeichen, als Lodas Geist
Aus seiner Wolkenburg nach Fingal
Glühende Schrecken umsonst versandte?

Verwunderung steht zuweilen dem Dichter ganz wohl. Aber wenn sich nun der Odendichter über alles verwundert? Ueber ein gemeines Ding, wie ein Feuerwerk, und Asen, Uthorna, Loda und Fingal herbeyholt, um ein Ding zu bewundern, das jedes Kind kennt, und das, um es recht deutsch heraus zu sagen, verständige Männer sehr oft unbedeutend finden. An solche Gegenstände sollte der Poet die hohen poetischen Farben nicht verschwenden. Es hält in den höhern Gedichten schon schwer, sich an die nordische Mythologie zu gewöhnen; was soll sie in Feuerwerksgedichten? Noten helfen nicht viel, und machen die Lesung eines Gedichts unangenehm. In einem Liede von Hrn. Haschka auf den Tod eines Fräuleins heißt es:

In dir, mein Fräulein! fand ich mit der Schönheit Seide
Umsponnen einen männergleichen Geist.
In deines Busens schwanenweißer Weichheit
Ein deutsches Herz!

Dein braunes Hirschaug, wenn es Seelenadel blicket,
Wenn Ernst, wenn Herzenschmelze, schalken Witz
Auf Menschenelend helle Mitleidstropfen
Herniederthaut;

u. s. w. Die Recensionen betreffen größtentheils Schriften aus den schönen Wissenschaften, und können von uns nicht ausgezogen werden. Von den andern Aufsätzen wollen wir doch einige anführen. Satyrische Vocation an Herrn Schmidt zu Gießen nach Wien als Oberdramaturg über die elenden Schauspiele; ein wirklich sehr elender satyrischer Aufsatz. Briefe über die Physiognomik. Der Verf. glaubt nur an die Pathognomik, witzelt übrigens auf eine ganz unerträgliche Art, und hat wohl weder über Physiognomik, noch über Pathognomik viel nachgedacht. In den Briefen plagiarischen Inhalts wird Scaliger eines argen Diebstahls überwiesen. Das folgende in diesen Briefen hat uns auf die Fortsetzung neugierig gemacht. Die Abhandlung von der deutschen Sprache ist viel zu kahl und unvollständig. Scharfe Kritik über die Semira-

mis von Voltaire aus dem Engl. Das Drama, Eigenlob ſtinkt, hat uns nicht gefallen. Wenn man in Wien auf Gelehrte Satyren machen will, ſo ſchafft man ſich wunderliche alberne Geſchöpfe, die niemand für Gelehrte gelten laſſen kann. Die Briefe von Klotz und Riedel enthalten ſehr wenig intereſſantes. Vor zehn Jahren möchten ſie es für Leute, welche die Anekdötchen zwiſchen Halle, Jena und Erfurt wiſſen wollten, etwas mehr geweſen ſeyn. Das Bildniß eines ächten Hofmeiſters, ein ziemlich fades ſatyriſches Stück. Ein Brief über die Freymüthigkeit. Der ländliche Garten und die Sommernacht, zwey proſaiſche Gedichte. Dieſe Aufſätze ſind ganz gut gerathen; indeſſen wird man ſie doch nicht mehr als einmal leſen können.

Wenn die Verf. dem Recenſenten es nicht übel nehmen wollten: ſo würde er ſie bitten, alle Gedichte in Verſen und in Proſe, auch alle moraliſche und witzige Aufſätze wegzulaſſen, in den Recenſionen, die ihnen gut zu glücken ſcheinen, ſich auf gewiſſe Fächer einzuſchränken, uns Nachrichten von öſterreichiſchen Gelehrten, Künſtlern, Kunſtſachen, die ſie beſſer als wir in unſern Gegenden haben können, zu liefern, und überhaupt die deutſche Litteratur, beſonders unſerer Sprache, die alte und die neue, zu bearbeiten. Dadurch wird ihr Journal an innerm Werthe und der Dauer gewinnen, und zu einer freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen dem obern und untern Deutſchlande viel beytragen können.

Der Bürger. Ein Trauerſpiel in drey Aufzügen. Frf. und Leipzig, 1776. 5½ Bogen 8.

In dieſem Stücke ſind zwey Haupthandlungen, eine Cabale wider einen angeſehenen rechtſchaffenen Handelsmann, der als ein Landesverräther bey dem Miniſter angegeben wird, und die Verführung und Schändung ſeiner einzigen Tochter, durch den Neffen des Miniſters. Beyde ſind inzwiſchen genau mit einander verbunden. Daß der Miniſter von dem fälſchlich nachgemachten und veränderten Briefe den Treumann bloß die Unterſchrift und Auſſenſeite ſehen läßt, worüber dieſer den Brief für den ſeinigen erkennt, iſt von beyden auf eine unwahrſcheinliche Art unvorſichtig gehandelt; daß aber ein kurz vorher geſchändetes Mädchen mit verſtörten Haaren auf das Theater kommt, und um Gerechtigkeit ruſet, iſt einer von den

den neumodischen Theaterstreichen, die gar keine Wirkung thun. Wollte der Verf. eine politische Materie auf das Theater bringen: so hätte er doch besser gethan, die andere Intrigue wegzulassen; oder sie doch nicht so weit zu treiben, wodurch einem Menschen das Leben hätte können gerettet werden. Die beyden Hauptcharactere des wackern Ministers und des Handelsmannes sind mittelmäßig gut gezeichnet. Das Betragen des Lieutenants von Drumer gegen Treumann, seinen gewesenen Vormund, ist wider die gemeine Höflichkeit, die kein Adelicher, er mag auf seine Geburt so stolz und eingebildet seyn, als er will, besonders gegen solche Männer, wie Treumann, verletzen kann; noch mehr aber die unanständige Begegnung des jungen Barons, der gleich in den ersten Minuten sich gegen eine vornehme Kaufmannstochter Freyheiten herausnimmt, die ein gemeines ehrliebendes Mädchen übel nehmen würde. Am schlimmsten ist, daß diese Ungezogenheiten ein Paar liederlicher Burschen als Freyheiten in dem Tone der großen Welt vorgestellt werden. Da sieht man, wie unsere jungen Schriftsteller die Welt kennen, und was sie noch erst lernen müßten, ehe sie fürs Theater arbeiten sollten. Der Verf. ist so bescheiden, dieses Stück nur als einen Versuch anzugeben, wodurch er anfrägt, ob er fortfahren dürfe. — dürfe? — Ey nun freylich, wer wird es wehren? ob es ihm selbst aber darnach nicht gereuen möchte, wollen wir nicht bestimmen.

Empfindsame Launen von J. C. L. Fresenius. Leipz. 1777. bey Keßler. 11 Bogen 8.

Der Titel erregt schon ein Vorurtheil wider das Buch. Es enthält allerhand sentimentalische Scenen. Der V. besucht das Grab eines während seiner Abwesenheit verstorbenen Freundes, und findet desselben Geliebte darauf sitzen, die ihm meldet, sein sterbender Freund habe sie seiner Freundschaft empfohlen, worauf es denn natürlicher Weise Umarmungen, und Küsse und Thränen setzt. Ein andermal wandelt der V. im May im Mondenscheine, und unterhält sich mit sich selbst, oder gratulirt in hoher Prose seiner Geliebten zu ihrem Geburtstage. Ein recht hochgetriebenes empfindsames Stück ist die Geschichte zweyer Liebenden, die erbärmlich hätten ums Leben kommen können, wenn nicht die Geliebte,

te, um ſich zu erſtechen, in eben das Zimmer gegangen wäre, wohin man ihren Geliebten, ohne daß ſie es wußte, aus dem Scharmützel, in welchem er verwundet war, gebracht hatte. Zwey alte Philoſophen waſchen viel über den Werth der Liebe. Der eine beredet den andern ſich zu verlieben. Das Gedicht Nereis wird noch einmal, und zwar verbeſſert geliefert. Wir dächten, es ließe ſich nicht verbeſſern. Endlich ein zuſammengeflickter Hymnus in Hexametern auf Gott: Eine Probe:

Zu dem Sturmwind ſagt er: Gehe, und wüte und reiſſe;
Was ſich deinem ſtarken Arm widerſetzt, das ſtürze!
Hoch nimm alles mit in die Lüfte, Menſchen und Thiere.
Werfe die Thürme um, und die Gründe des Bodens erſchüttern,
Brauſe und führe alles weit über Meere und Höhen —
Dann: — feyre, zerflattre in alle ätheriſche Räume!

Was für harte Verſe! Welche Hiatus! beſonders der dritte Vers! Es iſt ein ſchlimmes Ding um die Schreibſucht. Hr. F. will mit Gewalt den Juriſten, den Politiker und den ſchönen Geiſt mit einander vereinigen.

Halladat, oder das rothe Buch. (zum Vorleſen in den Schulen) 1775. 5 Bogen in 4.

Bey dieſer verſpäteten Anzeige werden die Leſer uns ſchon mit ihren Urtheilen zuvorgekommen ſeyn, und wir hätten faſt Luſt, uns dieſes Umſtandes zu bedienen, um uns von der Recenſion loszumachen. Man weis, daß Hr Gleim in dieſen Gedichten den Lehren der natürlichen Theologie und der Moral ein orientaliſches Kleid umgehüllet hat. So ſehr wir auch ſeine Verdienſte erkennen: ſo müſſen wir doch geſtehen, daß die von ihm beliebte Einkleidung uns nicht gefällt. Sie hat beſonders wegen der vielen orientaliſch klingenden Namen ein ſonderbares und geſuchtes Anſehen, und iſt bey allem dem nicht in ächtem morgenländiſchen Geſchmacke; und könnte oft den Leſer verführen, daß er was neues und ungeſagtes zu leſen glaubte,

te, wenn bloß dies Gewand neu ist. Für Kinder ist es daher vollends nicht: diese möchten fragen, warum ein rothes Buch schwarz gedruckt sey — „Halladat, ein rothes Buch, heißt es in einer Note des IX Gedichts, in welchem der Weise seine besten und freysten Gedanken niederschreibt, und in seinem tiefsten Gewahrsam behält, bis er einen Weisen findet, dem er ohne Sorgen alles offenbaren darf.“ Wir haben freylich viel schöne Gedanken in diesem Halladat gefunden; aber doch auch keine, die nicht in ältern Halladats stünden; auch noch besser, z. E. in den Psalmen und im Jesaias; als ein Halladat hätte es auch nicht müssen durch den Druck entheiligt werden. Zwey Gedichte haben uns vorzüglich und durchgehends gefallen, die Sonne und die Landschaft. Lehrreich und angenehm sind noch verschiedene andere, als gegen das Ende, die Flucht, der Abgesandte, das an Amalt und die Tugend; scheinen aber nicht so viel poetisches Verdienst zu haben. Das erste Stück, der Beruf, worinn den Sehern Gottes (den Geistlichen,) eingeprägt wird, Menschenfreunde zu seyn, zielt vielleicht auf eine besondere Begebenheit; kann aber, es mag sich damit verhalten, wie es will, in Schulen nicht gebraucht werden. Von Gott heißt es: Wer erforscht,

— — Wie er den Ocean
In so geschmeidigen Gehorsam hält,
Daß seines Wassers nicht ein Tropfe fort
Aus seiner Tiefe will! Wie er den Mond
An einen dünnen Faden bindet, und
In blauer Luft ihn schweben läßt; Wie er
In Zeit von Nesses oder Reuters Huy!
Zehntausend Millionen Sonnenfernen mißt,
Und keines Apfels, keines Staubes fehlt!

Der erste Gedanke ist in der Bibel schöner und richtiger ausgedrückt, wenn es heißt: Gott habe dem tobenden Meere Grenzen gesetzt, wo sich seine stolzen Wellen legen sollen. Der dünne Faden giebt auch kein gutes Bild. Vielleicht hieße es besser: Ein unsichtbarer Faden. Das Huy und der Apfel sind auch anstößig. — In dem Gedichte: Die Stimme, ist der Anfang:

In jener fünften, schönen, hellen Nacht
Des neunten Lenzen, meiner bösen Zeit
Und meiner festern Anschauung —

sehr unverständlich. Auch der in diesem und dem folgenden Gedichte mehrmals wiederholte Gedanke: Gott ist Gott! wird in der Bibel schöner und anschaulicher ausgedrückt. — Die Aufforderung des Dichters, ihm eine Winde zu leihen, und einen gewissen Gedanken aus seiner Seele zu winden, giebt ein seltsames und unpoetisches Bild. — Sieben ganzer Jahre soll man in sein Julig gehen, und sich mit allen seinen Seelenkräften besprechen, ob man sich in die Vertiefung Gottes wagen solle. Besser dächten wir, möchten die sieben Jahre angewandt werden, Gottes Werke und Regierung zu beobachten. Die Anstrengung einer erhitzten Einbildungskraft führt nur irre. — Die Gedichte an Adazull, und der Zweifler, sind zu schwärmerisch und übertrieben. — Amatabas, der Urheber des Bösen, soll der erste Sklave Gottes seyn. Weil Gott alles mögliche erschaffen wollte, habe er auch diesen erschaffen müssen. — Der ungeheure, 10000 gute Spannen lange Fisch Baraphit, klingt rabbinisch; ein Roß besteht sich nicht im Wasser. Sonst ist dieses Stück, wegen des Schlußgedankens, der Käfer betitelt, schönen moralischen Inhalts. — In dem Gedichte, die Aussicht, wird es als klein angegeben, wenn man darauf stolz seyn wollte, daß man ein Mensch und kein Käfer ist. Aber der Mensch ist ja allerdings weit über den Käfer erhaben. Wozu Gebürge, Klüfte, Ströme u. s. w. dienen, wissen wir ziemlich. Schuppen, die vom Auge fallen, möchten wir in der Poesie nicht sagen. — Der zweyte Theil ist mehr moralischen Inhalts; da der erste größtentheils die Lehre von Gott, und etwas aus der Theodicee enthält. Der Weg des Lebens, besonders gegen das Ende, ist sehr gut, wiewohl nichts ungesagtes darinn vorkommt. — Taledobar giebt fünfhunderten von seinen Gütern, und zweyen alles. Daran that er ohne Zweifel unrecht, weil er sich die Macht nahm, nach seinen Einsichten Gutes zu thun. — Die Geschichte von dem Zuta-Zarak hätte können besser erfunden werden. Die Sklaven haben vermuthlich nach seinem Tode nicht für ihn gebetet. — Die folgenden weinerlichen Gedichte von dem Ebarit Abuladott sind übertrieben empfindsam. — Das Stück, der Freund, hat mehr Worte, als Inhalt. — Die beyden Todtenköpfe sehr mystisch und leer.

Wir hoffen, daß wir diesesmal die Freyheit, unsere Meynung laut zu sagen, nicht werden gemißbraucht haben. Wir verkennen Hrn. Gleims übrige Verdienste nicht, wenn wir gleich glauben, daß die Liebe zum Sonderbaren ihn hier oft

von

von dem rechten Wege abgeleitet habe. Das Buch hätte für alle Stände classisch werden können, wenn es nicht hätte roth, das heißt orientalisch, seyn sollen.

Pf.

Melancholieen. Stralsund, bey Struck, 1777. 8.

Der Verf. versichert in der Vorrede, was manche aus Nachahmungen oder Ziererey sängen, sey bey ihm Wahrheit und Gefühl. Aber dem Recensenten ist das nicht allerdings so vorgekommen; denn, wo der Reim Gedank und Wendung erzeugt, wo ganze, ausgemalte Bilder anderer Dichter nachgepinselt werden, und dann wieder die Sucht Original zu seyn, statt des himmelblauen oder rosenfarbenen Blümchens, das freylich schön hundertmal gestickt worden ist, nun zur Veränderung eine grüngelbe oder rothgelbe Blume gewählt wird, da scheint der so genannte Dichter nicht mit energischer Wahrheit und innigem Gefühl groß thun zu dürfen. Wir wollen dies alles mit einigen Beyspielen belegen:

S. 13. Ich seh ihr Bild am Tage,
Ich sehs in dunkler Nacht;
Bey jedem Seygerschlage
Verfolgt mich seine Pracht.

Ebendaselbst:

Von ihres Lächelns Schallen
Bebt jede Nerve mir;
Von ihres Fußtritts Hallen
Schwillt Brust und Seele mir.

S. 17.

Eingesäuselt schlief sie ein,
Und in jungfräulichen Betten
Ruht ihr züchtiges Gebein.

Sollte man doch glauben, daß von einem Beinhause, und nicht von Betten die Rede sey!

S. 92. Hier, wo mir in den Locken
Der Wind vom Mittag wühlt,
Und Hagelsaat und Flocken
Auf mich hernieder spühlt.

Wi-

Wie deutlich hat hier überall der Reim die Wendung hervorgebracht, und wie unschicklich ist doch jeder Ausdruck!

Dem Denis nachgeahmt ist der Eichbaum. S. 60. Noch mehr! welcher gute Dichter wird sagen:

Es windet sich mein Auge. S. 14.

Thränen, köstlicher denn Diamant
Schwimmen aus des blauen Auges Höhlen
Wie die Wege aus der Quelle Rand. S. 33.

Welch ein groteskes Bild! Ists doch nicht anders, als ob der Verfasser das Gesicht seiner Schönen in einem Hohlspiegel gesehen hätte!

Geweint hat sie um mich,
Sie meiner Seelen All — Was soll das heißen? Ist das deutsche Construction? — aber selbst der Gedanke, den man herausräthseln muß, ist Unsinn.

Und ferner wölk keine Zähre klein,
Mein treues Aug! — S. 106.

In dem Gedichte mit dem unschicklichen Titel Aufersteyn, (wer wird Unsinn lesen wollen?) steht:

Die Luft zerfloß in Kriegen.
Von Bley und Eisen stampfte
Die Parce mir ein Seil.

Bisher hat man noch keine eiserne Seile, so wenig wie hölzerne Steine gekannt! —

Gern haut ich aus den Adern das Blut mir heraus. S. 88.

Ohe iam satis est!!

L.z.

Die Henriade. Erster Gesang. Aus dem Französischen — — Moskau, 1775. 24 S. in 4.

— — Zweyter Gesang — 19 S.

Ein deutsches Gedicht aus Moskau, gar ein Heldengedicht, wenigstens die Uebersetzung eines Heldengedichts in deutschen Versen ist eine zu seltene Erscheinung, als daß wir ganz davon

davon ſchweigen ſollten. — Ohne bekannte Gemeinörter von dem Werthe ſolcher Ueberſetzungen hier anzubringen, wollen wir unſere Leſer nur verſichern, daß ſie nichts verlieren, wenn ſie gleich dieſe dactyliſchen reimloſen Verſe, die Hexametern etwas ähnlich ſehen, nie zu Geſicht bekommen.

Ph.

Siegwart, oder der auf dem Grabe ſeiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuziner. Eine abentheuerliche aber wahrhaftige Mord- und Kloſtergeſchichte, die ſich vor etlichen Jahren im Fürſtenthume Oettingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofrathstochter aus Ingolſtadt zugetragen. Der chriſtlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht und abgeſungen nach dem Lied: Hört zu ihr Junggeſellen ꝛc. Ohne Ort 2½ Bog. 8.

Eine ganz drollichte Erzählung der weſentlichen Umſtände der bekannten und von uns bereits beurtheilten Geſchichte Siegwarts. Wir können verſichern, daß uns dieſes kleine Product mehr Vergnügen gemacht habe, als die Geſchichte ſelbſt. Der Kunſtrichter könnte freylich vieles daran tadeln; aber nach unſern Begriffen werden ſolche Dinger nicht für Kunſtrichter gemacht, und ſicherlich iſt auch die Kritik nicht für ſolche Schnurren da. Wir wünſchen indeſſen, daß alle eifrigen Leſer, die auf Siegwarts Geſchichte etliche Wochen verwandt haben, auch dieſen wenigen Strophen eine halbe Stunde ſchenken mögen; ſie werden darinn manchen heilſamen Wink wegen jenes Buchs finden. Der Anfang heißt:

Ihr edle weiche Seelen!
Verſchmäht mein Büchlein nicht,
Und laſſet euch erzählen
Die neue Kloſtergeſchicht:

Von einem feinen Knaben,
Der Xaver Siegwart hieß,
Aus einem Dorf in Schwaben,
Das an die Donau ſtieß.

Sein Vater aß gern Tauben,
Und war mit einem Wort
Ein Mann von Treu und Glauben,
Und Amtmann in dem Ort.

Sonst hatte noch der Purſche
Ein zartes Schweſterlein,
Mit der er in Diskurſe
Sich gar zu gern ließ ein.

Das Mädchen hieß Thereſe
Und ware ganz Natur,
Aß kalte Milch und Käſe
Auf ſeiner Gartenflur.

Las Aepfel auf und Birnen,
Blieb ſtets bey gutem Muth,
Und war den Officieren
Von ganzem Herzen gut.

Las gern die Meſſiade
Und andre Dichter mehr,
Und meint', es wäre Schade,
Daß Kleiſt geſtorben wär! u. ſ. w.

Noch iſt es ſehr gut, daß auch bey jeder Strophe die Seite des Buchs ſelbſt angemerkt iſt, worauf ſie ſich beziehe.

Sch.

Die Waiſe, ein Schauſpiel in vier Aufzügen von einem preußiſchen Officier, Frankf. 1778.

Das Süjet iſt die Geſchichte, die vor einiger Zeit in den Zeitungen gemeldet wurde, da der Kaiſer im Prater zu Wien eine weinende Perſon antraf, die er nach eingezogener Erkundigung aus dem äußerſten Grade des Elends herausriß. Sie iſt hier ſehr intereſſant behandelt, die Sprache iſt edel, naiv, ſtark und nachdrücklich, ſo wie es die Charactere erfodern, die nicht gemein oder alltäglich ſind: wahre Natur, leichter Dialog, edle ſchöne Geſinnungen machen den Werth dieſes Stücks aus.

Dormont und Julie, ein Schauſpiel in 3 Aufzügen, von einem Frauenzimmer verfertigt. Hamb. 1777.

Ein

Ein schönes Stück mit vieler Stärke, Sprache der Leidenschaften und Interesse geschrieben, welches wir an einem Frauenzimmer billig doppelt schätzen müssen. Die Situationen sind zwar nicht neu, und manchmal dünken uns besonders die beyden Hauptpersonen, Julie und Dormont, selbst in der Angst der Verzweiflung, zu geschmückt, zu blumenreich, zu sehr in Bildern und Vergleichungen zu reden; aber allem dem ohngeachtet was ein strenger Kritikus daran zu tadeln finden möchte, bleibt es immer ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe zur Bildung des Geschmacks für Frauenzimmer, herausgegeben von der Fr. v. Runkel. Erster Theil. Dresden, 1777.

Die Frau von Runkel, der wir auch die Moral für Frauenzimmer zu danken haben, hat uns hier eine sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung verschafft. Es sind wirklich geschriebene Briefe über allerley Gegenstände, Gesellschaften, Schauspiele, Bücher, in einer sehr natürlichen, fließenden und angenehmen Schreibart. Die Frau Verfasserinn verspricht uns bald einen zweyten Theil, dem wir mit Verlangen entgegen sehen. Es wäre zu wünschen, daß manche Sammlungen von der Art gemacht würden, woran die Franzosen so reich sind, und worinn wir noch so wenig Gutes besitzen.

Ob.

Sammlung theatralischer Gedichte, nebst einigen Gedichten und Epigrammen auf Schauspieler und Schauspielerinnen. Erste Samml. Leipz. 1776.

Man findet hier von 1750 an alles sehr sorgfältig gesammlet, was bey Eröffnung und Schließung der Schaubühnen in Hamburg, Lübek, Leipzig und an dem Orten für Reden sind gehalten worden. Schade, daß das Meiste so sehr mittelmäßig ist, und so wenig interessiren kann, da niemand die Streitigkeiten der Schauspieler, ihre Verhältnisse, ihre Anspielungen u. dergl. heut zu Tage mehr kennt. Unterdessen sieht man doch mit Vergnügen, wie auch, je näher man un-

sern Zeiten kömmt, diese Reden sich verbessern, wie auch darinn mehr Geschmack und Feinheit anfängt zu herrschen. Man kann diese Sammlung also beyläufig als einen kleinen aber sehr kleinen Beytrag zur Geschichte unserer Dicht- und Schauspielerkunst ansehen. Die übrigen Gedichte von Jacobi, Kaschinn, Kästner, Dusch u. a. sind bekannt genug.

Herrn George Tillo dramatische Werke. Aus dem Englischen. Erster Band. Leipz. 1777. Zweyter Band. ebendas. 1777.

Der Werth von Tillos Arbeiten ist längst entschieden, wir zeigen daher nur bloß diese Uebersetzung an, die freylich nicht ganz genau und meistens sehr steif ist.

Lise, ein kleines Lustspiel von einem Aufzuge. Berlin, 1776.

Ein kleines Stück. Der Personen sind viere. Veit, ein Bauer, Lise, seine Tochter, Michel, ein junger Bauerkerl, Tux, Veits Bruder. Des Bauern Tochter ist von dem Knechte schwanger, der sie nachher heirathet. Aus dieser so gewöhnlichen und alltäglichen Handlung hat der Verf. dennoch etwas Interessantes zu machen gewußt, das man mit einigem Vergnügen liest. Tux besonders ist ein guter Kerl.

Osmann und Bella. Ein Drama in fünf Aufzügen, von einem Frauenzimmer aus Schlesien. Breslau, 1776.

Emilie Waldegrau. Ein Drama in fünf Aufzügen, von v. Kreutzin. Nördlingen, 1776.

Die Aderlaß, ein Schauspiel in einem Aufzuge aus dem Franz. Leipz. 1776.

Die Engländerinn in Berlin. Eine moderne Uebers. der Andria des Terenz. Berlin, 1777.

Alle diese Stücke zusammen sind nicht viel werth. Das erste ist eine nur gar zu sichtbare Nachahmung der Zayre.

*+

Komische Opern von C. F. Weisse. Drey Theile. Leipz. bey Dyck, 1777. 50 Bog. 8.

Der erste Theil enthält: Lottchen am Hofe und die Liebe auf dem Lande. Der zweyte: die verwandelten Weiber, der lustige Schuster, der Dorfbalbier. Der dritte: die Jagd, der Aerndtekranz. Diese Stücke sind durch die öftere Aufführung auf allen Theatern und durch den ausgebreiteten Beyfall der Leser unserer ganzen Nation bekannt. Wir vermissen hier noch die Jubelhochzeit. Hoffentlich arbeitet Hr. W. an einem neuen Stücke, welches mit demselben den 4ten Band ausmachen wird.

Salomon Gessners Schriften. Erster Band. Zürich, beym Verfasser. 1777. 24 Bog. in gr. 4.

Dieser Band enthält: 1. Idyllen. Es sind, nur in veränderter Ordnung, die 23 ersten, die in der Octavausgabe von 1770, im 3ten von S. 1 — 121 stehen. 2. Vermischte Gedichte. Sind die daselbst, gleichfalls unter dem Titel: Idyllen, folgende acht Stücke, von S. 122 bis zu Ende; und zwar wiederum hier in anderer Ordnung folgend. 3. Der erste Schiffer, in zween Gesängen. Steht in der erwähnten Ausgabe im 4ten Theile von S. 147 bis zu Ende. — — Die Veränderungen sind in dieser Ausgabe, gegen die von 1770 gehalten, äußerst wenig und geringe; hin und wieder ein Wörtchen, eine Sylbe wegen des Wohlklangs verbessert: vornehmlich sagt der V. itzt der Schooß, nicht mehr wie zuvor die Schooß, und macht die Adjectiva itzt mehr durch das wohlklingende ig, als icht, z. E. bockfüßig, großäugig, blumige Gestade u. s. w. Auch in der Orthographie braucht er nicht die Bindestriche mehr, sondern schreibt die zusammengesetzten Wörter in eins, als Sommertag, nicht mehr Sommer-Tag u. s. w. — Aber in dieser correcten Ausgabe steht in der 16ten Idylle doch ein den Sinn sehr störender Druckfehler: Hain statt Hahn.

Sie hat übrigens die größte typographische Schönheit und Pracht. Was sie aber mehr als alles andere erhebt, sind die vom Verf. selbst gezeichneten und radirten Verzierungen. Es sind zehn große Blatter und eine sehr große Menge von Anfangs- und Schlußvignetten und kleinerer Zierrathen. Man kennt schon des Verf. vortreffliche Erfindungen und vortreffliche Ausführungen; vornehmlich schätzt jeder seine Landschaften, seinen Baumschlag, und seine Vertheilung des Lichts. In den Vignetten hat der V. sehr die Antiken vor sich gehabt; doch sind auch einige von der originalsten launigsten Erfindung, als der Satyr, der den Ziegenbock tanzen lehrt, unter der Idylle: die übel belohnte Liebe. Der V. braucht übrigens seine Radiernadel auf eine so kraftvolle und zugleich sanfte Art, daß man diese Stücke auf den ersten Blick für schwarze Kunst halten sollte. — — Wo ist ein Mann einer andern Nation, der zugleich in zwo so wichtigen Künsten so vorzüglich ist?

Ta.

Basni i skazki — *Gellerta.* Perewel — M. *Matinskoi.* W Sanktpeterburge, pri imperatorsk. Akademii nauk. 1775. Der erste Theil 120, der zweete 112 S. in 8.

Die polnischen Uebersetzungen etlicher Gellertschen Schriften haben wir in dieser Bibliothek angezeigt; wir dürfen daher auch von der gegenwärtigen russischen bey der Akad. der Wiss. zu St. Petersburg herausgekommenen Uebersetzung der Fabeln und Erzählungen nicht schweigen. Wie werden sich Gellerts Freunde darüber freuen! — — Der russische Uebersetzer hat sich auf dem Titel genannt.

Op.

Magazin für Frauenzimmer. Ersten Bandes erster Theil. Halle, 1777, bey Hendel. 12 Bogen in 8 — Ersten Bandes anderer Theil, ebendas. 11 Bog.

Gleich Anfangs versprechen die Herausgeber, daß ihre Schreibart „auch reizend und von Belang“ seyn würde. Nun ist uns freylich sehr wohl bekannt, was z. E. Sachen,

chen, Neuigkeiten, Unternehmungen von Belang *) sagen wollen. Aber in Verbindung mit dem Stile könnten wir uns darüber keinen Begriff bilden, und diese kleine Probe war ungeschickt zu einem günstigen Vorurtheile. Man sieht aber wohl, daß die Verfasser recht zierlich zu schreiben sich bemühen. Sie sprechen von Abbeestirn, Marinelliskünsten, Warnerstimme, Abderitenlberkeit. In der Geschichte der Königinn Maria von Schotzland, welche sie (S. 42 u. f.) als einen Roman ausschmücken, und eben dadurch den Mangel der Beurtheilungskraft verrathen, wird unter andern gesagt, daß diese Unglückliche „ein Ideal in ihrem „zweyten Gemahl zu finden geglaubt, welches die Grandisons „weit hinter sich gelassen!“ Der Stil wird zuweilen durch Auslassung oder Versetzung ganz am unrechten Orte komisch, als eben daselbst: „Wurd nicht erhört, dieses Gesuche.“ Uebrigens ist die historische Genauigkeit darinn eben nicht groß. Will man recht was Ungesalzenes lesen, so suche man im zweyten Theile die Scenen auf, welche der Zerstreuete überschrieben sind. Zudem werden fast alle Züge, als die Verwechselung der Uhr und des Schnupftabacks, wie auch der Briefe, ohne ein Wörtchen davon zu sagen, aus dem Regnard entlehnt. Doch hat der Verf. von dem Seinigen hinzugethan; über Regnards Zerstreuten muß man lächeln; dieser gehört ins Tollhaus. Die übrigen moralischen Stücke sind von tadelfreyem Inhalte, wenn sie nur mit mehr Präcision des Ausdrucks und gedankenreicher geschrieben wären.

Jk.

*) Dieses ehrliche Wort ist, seitdem es Lessing in der Emilia Galotti hervorgesucht, in Ansehen gekommen. Doch wird es noch darinn von empfindsam übertroffen, weil man sich gemeiniglich einbildet, wie es auch der Uebersetzer von Yoricks Reisen in der Vorrede versichert, als wenn Lessing das Wort zu diesen Reisen zuerst geprägt hätte. Das ist aber mit Erlaubniß nicht gegründet. In der so genannten neuesten Geschichte der Marquisin von Pompadour, einer (höchst elenden) Uebersetzung, welche im Jahre 1765, und also drey Jahre vor der ersten Ausgabe der Yorickschen Reisen heraus kam, liest man S. 21. das Wort empfindsam, und S. 39. Empfindsamkeit.

Theatraliſche Werke von Carl Gozzi. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Zweyter Theil. Bern, bey der typograph. Geſellſchaft. 1777. 514 Seiten in 8.

Daß Zaubermärchen durch die Neuigkeit der Sache, durch Maſchinen und das Spiel einer guten Truppe gefallen und den regelmäßigern Goldoni verdrängt haben, iſt eben kein Wunder. Mehr Aufmerkſamkeit verdient es aber, daß Gozzi dieſe albernen Mährchen hier und da durch ſeine Kunſt intereſſant zu machen gewuſt habe. Die Ueberſetzung kann für einen dramatiſchen Dichter als eine Art von Magazin vielleicht nicht unbrauchbar ſeyn, und iſt übrigens, wie ſchon bey dem erſten Theile erinnert worden, nicht übel gerathen. Der gegenwärtige zweyte Band enthält 1) die Frau eine Schlange, 2) Zobeis, 3) das blaue Ungeheuer, 4) die glücklichen Bettler.

Briefe vom Herrn Joh. Georg Jacobi. Berlin, 1778. 5 Bogen in 8.

Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin, 1778. 280 Seiten in 8.

Dieß iſt, ſo viel wir geſehen haben, ein ganz unveränderter Abdruck der bekannten Sammlungen, die wir im erſten Stück des 10ten Bandes S. 189. bey ihrer erſten Erſcheinung hinlänglich beurtheilten. Sollten die Verf. gar nichts darin zu verbeſſern gefunden haben? In Gleims Liede: Unter Scherz und Lachen, heißt eine Zeile: Keinen Scherz und Lachen! Dieß ſollte doch heißen: keinen Scherz, kein Lachen. Jk.

Kapeluſza rozne przypadki y poſtawy przez Iegomoſci Pana *Gellerta* ſławnego rymotwórcepo niemiecku napiſane a teraz wierszem polſkim pkzelozone (*przełożone*). w Warszawie, 1775. Nakładem M. Grölla — — 1 Bogen, 8.

Geb

Gellerts Fabel vom Hut, erſcheint hier in polniſchen Verſen, deren Werth polniſche Dichter beſtimmen mögen. Die Gedanken des Originals finden wir meiſtentheils in der Ueberſetzung getreulich ausgedrückt. Daß Gellert nicht hier, wie in den bisher zu Breslau herausgekommenen Ueberſetzungen ſeiner Werke, Profeſſor heißt, mag wohl mit gutem Vorbedacht aus mehr als einer Urſache geſchehen ſeyn.

Ph.

5. Schöne Künſte, Muſik.

Erſte und zweyte Sammlung der vorzüglichſten, noch ungedruckten Arien und Duetten des deutſchen Theaters, von verſchiedenen Componiſten, herausgegeben von Joh. Adam Hiller, Leipzig bey Junius, 1777.

Hr. H. ſagt uns im Vorberichte dieſer Sammlung, daß er ſich anitzt weniger mit Componiren komiſcher Opern und Lieder, als mit dem Unterrichte im Geſange, und mit der Anſchaffung der dazu dienlichen Sachen beſchäftigt. Dafür verdient nun wohl H. H. von ſeinen Landsleuten doppelten Dank. Denn ohne dieſes würde die ganze große Menge der Liederſammlungen, komiſchen Opern und Cantaten — obgleich man ſie für eine Anzeige anſehen kann, daß die deutſchen Kehlen Luſt bekommen mit den Italienern zu wetteifern, und ſich das Geſangsſtudium mehr angelegen ſeyn zu laſſen, als ſie ſonſt thaten — ſehr wenig zur wahren Verbeſſerung des Geſanges thun. Um nicht alle Gemeinſchaft mit dem muſikaliſchen Publiko aufzuheben, will H. H. ihm, von Zeit zu Zeit aus ſeinem Vorrathe etwas mittheilen, das zur Uebung des Geſanges nicht unnütz, und zum Vergnügen vielleicht noch dienlicher ſeyn ſoll, als wenn er es ſelbſt gemacht hätte. Daß möchten wir nun eben nicht geſagt haben: H. H. iſt und bleibt ein Lieblingscomponiſt ſeiner Na-

tion, und hat noch gar nicht Urſache, die weiſe Lehre, die Gellerts Nachtigall den Dichtern giebt, auf ſich anzuwenden. Es iſt aber doppelt rühmlich, wenn ein Mann ſolche Arbeiten, die mehr in die Augen fallen, auch wohl gar beſſer belohnt werden, andern Arbeiten nachſetzt, die weniger glänzend ſind und ſpäter erkannt werden, nichts deſtoweniger aber größern Nutzen haben.

Die Ueberzeugung, daß Geſänge, die man auf dem Theater hört, ſich am meiſten empfehlen, und dem Geſange bey einem Volke mehreren Eingang verſchaffen, bewog Hrn. H. gegenwärtige Sammlung, wovon jährlich zween Theile erſcheinen ſollen, zu veranſtalten. Da von den Compoſitionen italieniſcher und franzöſiſcher Operetten, denen man itzt ſo häufig deutſche Texte unterlegt, unter welchen die Verdeutſchungen des Hrn. Pr. Eſchenburg und Hrn. Mag. Breitkopf die beſten ſind, wohl ſchwerlich ganze Clavierauszüge erſcheinen möchten; ſo will H. H. die vorzüglichſten Arien und Duetten derſelben in dieſe Sammlung, im Clavierauszuge einrücken. Den größten Theil dieſer Sammlung nehmen aber Arien deutſcher Componiſten ein, die theils aus ungedruckten Opern und Operetten gezogen, theils gelegentlich zu dieſem oder jenem Stück, für dieſen oder jenen Sänger von verſchiedenen Componiſten verfertigt worden.

Die Wahl der Stücke iſt ſo wie man es ſich von der Einſicht und dem Geſchmack des Hrn. H. verſprechen konnte. Wir haben kein ſchlechtes Stück darinnen gefunden. In der Ordnung wie ſie auf einander folgen, wollen wir ſie hier kurz anzeigen.

Erſte Sammlung. Den Anfang machen fünf Arien und ein Duett aus Robert und Calliſte nach der Compoſition der *Sposa fedele* von Hrn. Guglielmi. Worunter uns die erſte und letzte Arie am beſten gefallen: die andern ſehen ſich gar zu ähnlich. Die deutſche Ueberſetzung dieſer ſechs Stücke iſt von Hrn. Pr. Eſchenburg, und größtentheils ſehr paſſend: auch hat der Dichter hie und da manches zur Verdolung der Worte geändert. Dieſen Arien folgt das nun ſchon allgemein beliebte Rondeau aus dem Walder von E. Benda. Es kann zum Muſter dienen, wie ein Rondeau gemacht werden muß, wenn es nicht eckelhaft ſeyn ſoll. Auch die Worte dieſes Stücks, von Hrn. Gotter, zeichnen ſich ſehr zu ihrem Vortheile aus. Hierauf folgen zwey der vortrefflichſten Arien aus Haſſens Piramus und Thisbe.

Es

Es wäre überflüßig, von dieſem Meiſterſtück der Tonkunſt etwas weiter zu ſagen, als daß Hr. Mag. **Breitkopf** herzlich Dank verdient, daß er durch ſeine ſehr gute und paſſende Ueberſetzung dieſes vortreffliche Stück für das deutſche Theater, und für Freunde des deutſchen Geſanges, brauchbar gemacht hat. Hierauf folgt noch ein begleitetes Recitativ nebſt einer Arie, die Hr. **Hiller** vor einigen Jahren zum Geburtstag des Churfürſten in ein allegoriſches Ballet verfertigte. In dem Recitativ iſt viel wahrer Ausdruck.

Die Arie iſt voll Leben und Ausdruck. Es wird eine gute Kehle dazu erfordert. Den Beſchluß macht die Arie aus der Jagd:

Was ſind die Menſchen nicht für Thoren,

für einen Sänger des Seilleriſchen Theaters, der für die erſte Compoſition nicht Tiefe genug hatte, neu componirt. Uns gefällt die erſte Compoſition beſſer: ſie iſt zwar weniger modiſch; aber dem Charakter der Perſon und den ernſten Worten mehr angemeſſen. Indeſſen würde uns dieſe Compoſition ſehr gefallen haben, wenn wir die erſtere nicht kennten; und junge Componiſten können aus der Vergleichung beyder Nutzen ziehen.

Zweyte Sammlung. Zuerſt eine Arie von **Naumann**. Sie iſt ſehr brillant; aber für deutſche Worte wohl etwas zu ſehr italieniſirt. Dann zwey Arien und ein Duett aus der komiſchen Oper la Contellina von **Gasmann**. Es iſt ſehr viel angenehmes und wahrhaftig komiſches in dieſen Stücken. Dieſen folgt eine Arie von **Schuſter**: die Worte ließen wohl nicht etwas beſonderes in der Muſik zu. Drauf folgt noch eine recht hübſche Arie von **Gasmann**. Und nun die ſchöne erſte Arie aus **Piramus und Thisbe**, das drauf folgende Recitativ mit Begleitung, und das über allen Ausdruck ſchöne Duett. Dann eine brillante Arie aus **Semire** und Aior von **Neefe**. Und endlich zwey Arien **aus dem geretteten Troja von Hiller**, die beyde viel komiſches haben, ſich aber etwas zu ähnlich ſind. In der erſten hat uns die kluge Behandlung der Worte in Abſicht auf den Rythmus ſehr gefallen. Den Beſchluß macht eine allerliebſte Arie aus **den beyden Geizigen von Hiller**. Sie iſt eine der beſten in dieſer Sammlung. Wir ſehen der Fortſetzung dieſer wohlgewählten Sammlung mit Vergnügen entgegen, und mit uns wohl ohne Zweifel das ganze muſikaliſche Publikum.

Eine

Eins müssen wir noch von dieser Sammlung erwähnen, wir haben bemerkt, daß H. H. in den Auszügen aus Hasse's Piramus and Thisbe einige Aenderungen im Hasischen Gesange vorgenommen. Hier und da haben einzelne Noten des deutschen Textes wegen müssen geändert werden, und das ist nicht zu tadeln. Wo aber Veränderungen vorgenommen worden, um den Hasischen Gesang zu verzieren oder zu verschönern, da haben uns die Veränderungen nicht recht gefallen wollen. Wir bewundern an diesem Meisterstück unsers großen Hasse ganz vorzüglich die edle Einfalt im Gesange, diese wird durch jede Verbrämung entstellt: und diese wollen wir uns am wenigsten gerne rauben lassen. Doch vielleicht liegt es auch nur an der Abschrift, die H. H. von dem Hasischen Original besitzt.

Bk.

Oden und Lieder mit Melodien in die Musik gesezt von *Friedrich Gottlob Fischer. I. Theil.* Neue Auflage. Braunschweig, 1775. Verlegt von Schroeders Erben.

Lieder nach dem Anakreon, in Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle. Berlin, 1775.

Sammlung geistlicher Lieder für Liebhaber eines ungekünstelten Gesangs und leichter Clavierbegleitung, herausgegeben von Johann Heinrich Rolle in Magdeburg. Leipzig, bey Breitkopf, 1775.

Alle diese Lieder sind schon zu bekannt und beliebt, als daß sie noch einer Anpreisung bedürften. Nur müssen wir noch sagen, daß uns in Hrn. Rolle geistlichen Liedern, die Compositionen zu den Klopstockischen Liedern am wenigsten gefallen haben.

Sechs Clavierſonaten mit der willkührlichen Begleitung einer Violine, von C. G. Neefe. Glogau bey Günther.

Wer

Wer dem V. kleine harmoniſche und rythmiſche Fehler und zu viel Aehnlichkeit und Wiederholung in den Paſſagien verzeihen will, der wird an dieſen Sonaten ſein Vergnügen finden. Sie ſind brillant und angenehm. Wer noch gar ein blinder Verehrer der neueſten Moden iſt, der wird durch dieſe Sonaten entzückt werden: denn ſie ſind eitel neumodiſch. Die zweyte Sonate iſt es weniger wie die andern, und iſt in jeder Rückſicht die beſte.

Die Amerikanerinn, ein lyriſches Gemälde vom Hrn. von Gerſtenberg, in Muſik geſetzt von Johann Chriſtoph Friedrich Bach. Riga, bey Hartknoch. 1776.

Es herrſcht durch dieſes ganze Stück eine ſehr genaue und richtige Declamation, ſehr edler ſimpler Geſang und eine wohlgeordnete reine Harmonie. H. B. hat uns die vollſtändige Partitur davon gegeben und dafür müſſen wir ihm beſonders danken. Den Mangel an Mannichfaltigkeit im Geſange, die ſich freylich ſelten mit der Wahrheit der Declamation recht verträgt, hat H. B. durch eine angenehme, ausdrückende und unterhaltende Begleitung der Violinen erſetzt. Warum ſich der V. aber der blaſenden Inſtrumente, vorzüglich der Flöten nicht bedient habe, ſehen wir nicht ein. Vielleicht hat er ſie auch nur nicht wollen beydrucken laſſen, um Raum zu erſparen; das ſollte uns aber ſehr leid thun. Auch hätte dieſes alsdann müſſen angezeigt werden.

Mr.

Die Iſraeliten in der Wüſte, ein Oratorium, in Muſik geſetzt von C. P. E. Bach. Hamburg, 1775.

Dieſes vortreffliche Kirchenſtück iſt gewiß allen Kennern und Freunden der wahren, edlen Muſik ſchon bekant und werth. Durchaus herrſcht edler, rührender Geſang darinnen, und nicht ſelten überraſchen den aufmerkſamen Zuhörer originale Wendungen und neue kühne Gedanken. Ganz über unſern Ausdruck haben uns einige Arien gerührt. Sollten wir es wagen, etwas an

dieſem

diesem vortrefflichen Werke auszusetzen, so beträfe es die Vernachläßigung des grammatikalischen Accents; nicht nur in der Arie, wo es oft zum Vortheil des oratorischen Accents geschehen, und dieses müssen wir loben, sondern auch in den Recitativen. Und ferner die gar zu häufige und oft unbedeutende Umkehrung und Verwerfung der Worte. Jeder billige Dichter giebt dem Componisten hiezu gerne seine Einwilligung, wenn es zur Verstärkung, zur Erhöhung des Ausdrucks geschiehet; und an seiner rechten Stelle ist es ein sehr kräftiges Mittel, den Zuhörer von allen Seiten anzugreiffen, ihm die Worte näher ans Herz zu legen, sie ihm tiefer einzuprägen. Geschiehet es aber zu oft, in allen Arien, blos um die Worte so vielfältig umzukehren und zu verkürzen, als sie es nur leiden, ohne nonsenstkalisch zu werden, geschiehet es ohne die Absicht, den Gedanken von allen Seiten zu zeigen, die Empfindung in ihren verschiedenen Graden auszudrücken, um dem musikalischen Gedanken mehr Deutlichkeit, mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben, alsdann thut das bloße Spiel mit den Worten entweder keine oder wohl gar eine widrige Wirkung, und selbst die zweckmäßigsten Umkehrungen und Verkürzungen der Worte verlieren dadurch ihre Kraft.

Noch müssen wir dem Hrn. C. V. innigst danken, daß er uns mit der vollständigen Partitur dieses Werks beschenkt hat. Daß doch alle junge und viele alte Componisten mit Eifer diese Partitur ergriffen, und sich solche zum ernsten Studium wählten! Wir erinnern uns nicht, seit dem Tode Jesu unsers unsterblichen Grauns eine durch den Druck bekannt gewordene Partitur gesehen zu haben, aus welcher so viel Nutzen und Erbauung für die Componisten zu ziehen wäre. Wir würden daher auch eine schlechte Meinung von einem deutschen Componisten fassen, bey dem wir nicht dieses Werk anträfen.

Die Poesie dieses Oratoriums ist im Ganzen, obgleich nicht allemal gute poetische, doch gute musikalische Poesie. Der frühe Tod des seel. D. Schieblers, der so viel Anlage zu einem vollkommenen musikalischen Dichter hatte, ist wahrlich ein Nationalverlust, und dieses um desto mehr, da unsere Dichter noch immer so wenig gute musikalische Poesie liefern.

Variirte Choräle für die Orgel, von Joh. Chr. Dieh. Quedlinburg, bey Reußner. 1776.

Noch

Nach ſcheint uns Hr. O. weder die Werke des großen Sebaſtian Bach, noch die Harmonie fleißiger ſtudirt zu haben: wir wollen alſo unſern Wunſch, den wir bey der Beurtheilung des erſten Theils dieſer Choräle (B. XXII. St. 2. S. 531.) äußerten, wiederholen, und uns etwas deutlicher darüber erklären. Wir meynten nemlich, daß Hr. O. dem Hrn. Bach das Kirchenmäßige und Orgelmäßige mehr ablernen möchte: denn wir finden in ſeinen Arbeiten ſehr vieles, was ſich weder für die Kirche, noch für die Orgel ſchickt. Und überdies findet man noch häufig harmoniſche Nachläßigkeiten.

Auch bemerkten wir damals, daß der Titel eigentlich heißen müßte: Vorſpiele vor Chorälen; finden aber dennoch den erſtern Titel wieder.

Six Sonatines pour le Clavecin compoſées par *Erneſt Eichner*. Oeuvre VII à Frankfort ſur le Mein, chez le Sr. Haueiſen.

Dieſe Sonatinen ſind, wie alle Eichnerſche Sachen, voll angenehmer Gedanken; ſind aber eben ſo wenig, wie alle übrigen Clavierſachen des Verf., und faſt noch weniger Claviermäßig. Auf einem Blas- oder Saiteninſtrument würden ſich alle dieſe Sonaten beſſer ausnehmen, als auf dem Clavier, oder gar Clavecin. Auch ſind ſie eben ſo wenig correkt in Abſicht auf Harmonie und Rythmus, als die bisher bekannt gewordenen Eichnerſchen Sachen. Indeſſen werden Liebhaber, die an dem Gängelbande der Mode gehen, und die noch jung genug ſind, ſich mit anakreontiſchen Gedichten ſättigen zu können, ſatt daran haben.

L'Année Muſicale, ouvrage periodique contenant diverſes Pièces nouvellement compoſées et arrangées pour le Clavecin, les Paroles ſont de Mr. de Bellefontaine, Officier d'Infanterie, la Muſique eſt de Mr. H** No. I. et No. II. à Paris, chez Declaron, à Berlin et Leipſic chez Decker, à Berne, chez Funck. 1776.

Eduard

Eduard und seine Mutter, ein Singstück für das Clavier, von dem Verf. der Année Muſicale. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1776.

Uebungsstücke eines Anfängers in der Musik. Das letzte ist noch das leidlichste; wiewohl die Composition, die auch an sich voller Fehler ist, den herrlichen Worten, aus der klassischen Schrift; von deutscher Art und Kunst genommen, auf keine Weise angemessen ist. Daß doch die Liebhaber der Tonkunst, die weder besondere Fähigkeit zur Kunst noch Einsicht in dieselbe besitzen, endlich einmal aufhörten, ihre Schulexercyen bekannt zu machen, und sich ein anderes Steckenpferd erwählten, bey dem die unverschämte Forderung, daß wir hinten auf sitzen sollten, nicht statt fände!

Robert und Kalliste, oder der Triumph der Treue. Eine Operette in drey Aufzügen, nach dem Inhalte und der Composition der Sposa fedele von Guglielmi. Berlin, bey Birnstiel. 1777.

Es ist dieses ein schlechter Clavierauszug der auf dem Titel benannten Operetts, zu der Hr. Pr. Eschenburg die deutschen Worte untergelegt, und die auf den meisten deutschen Theatern mit vielem Beyfall gespielt worden ist. Es gehört dieses mit zur gerechten Klage über unser deutsches Publikum, daß eine solche Musik, der es zwar nicht an einzelnen Annehmlichkeiten fehlt, die aber doch im Ganzen nur mittelmäßig ist, daß diese so viel Beyfall hat finden können, da wir unter uns einen Hiller, Benda, Wolff u. a. m. haben. Und würde sich Hr. Pr. Eschenburg nicht unendlich verdienter um sein Vaterland machen; wenn er, der es so ganz vermag, unsern bessern, deutschen Componisten eigene Operetten oder Opern zu bearbeiten gäbe? Das Unterlegen deutscher Worte unter italiänische Musik ist eine, unserer Meinung nach, höchst undankbare Arbeit. Wer die Natur der beyden Sprachen und die italienische Musik, besonders der ital. komischen Opern genau kennt, der sieht leicht ein, wie wenig die neuere italienische Musik zur deutschen Sprache paßt; und es ist wirklich nicht bloß Affectation für Zuhörer die keine Kenner sind, wenn sie sagen, die Musik gefällt ihnen mit italienischen

nischen Worten besser. Und hierbey ist diese undankbare Arbeit höchst mühsam. Wenn Hr. E. diese Mühe an einen Händelschen Judas Makkabäus oder Messias wendet, wird ihm jeder Kenner der Musik aufs wärmste danken: denn durch die deutschen unterlegten Worte wird es möglich, diese göttliche Musiken in Deutschland zu hören und zu empfinden. Aber italiänische komische Opern? mit allen ihren Fratzen und widernatürlicher Einrichtung? Sollte ein Mann von Hrn. E. Fähigkeiten wohl billig seine Zeit daran verschwenden?

Fundamenta partiturae in compendio data. Das ist: Kurzer und gründlicher Unterricht, den Generalbaß oder die Partitur nach den Regeln recht und wohl schlagen zu lernen. Verfaßt von Matthäo Gugl. Augsburg, bey Wolf. 1777. 52 Seiten in 4.

Wir wollen unsern Lesern den Vorbericht dieses Werkleins herschreiben, woraus sie zur Genüge ersehen werden, was sie sich von Hrn. G. zu versprechen haben. Er lautet also: „Geneigter Leser! Nimm dieses kleine Werklein „nicht für ein weitläuftiges, zu der Partitur-Erlernung ausbündiges Werk, sondern vielmehr für ein Compendium an, welches ich meistentheils zu Ersparung der Mühe wegen meiner ohne Ruhm viel habenden Scholaren, so ich sonst jeglichem insonderheit schreiben mußte, herausgegeben, in welchem du doch alles ersehen wirst, daß „unterschiedliche *Modi* a 3, und 4tro zu schlagen, „gar ausführlich angedeutet sind: auch selten oder gar „nichts in dem Orgel-Baß vorkommen kann, so nicht „in diesem Compendio oder so genannten Fundamentis partiturae sich befinde, zu welchem Ziel und Ende auch solches „durch unsere Hochfürstl. Herrn Capell- und Vicecapellmeister revidirt und approbirt worden. Sollte sich aber ein- oder „anderer mit diesem nicht contentiren, oder einige Zweifel darinnen finden: so bin ich allezeit bereit, solchen sattsame schriftliche und mündliche Satisfaction zu geben. Dir aber, großmüthiger Leser, empfehle ich dieses, „obwohl kleine, doch höchst nothwendige und nützliche „Werklein bestens. Noch eines habe den geneigten Leser er-

„innern wollen, daß dieſes Zeichen ♭, welches oftmals „wird geſehen werden, eben ſo viel gelte, als ó „*Sexta maior.*“

Die armen Augsburger ſind zu beklagen, die vom Hrn. G. den Generalbaß lernen ſollen. Den Beweis davon zu führen, iſt der Mühe nicht werth.

Bb.

Sechs Sonaten für das Clavier, mit einer begleitenden Violine, Seiner Königl. Hoheit dem Cronprinzen von Preuſſen allerunterthänigſt zugeeignet von Chr. Benj. Uber. Breßlau, in Commiſſion bey Meyer. 1776.

Ungern geſtehen wirs, daß auch Hr. U. zu der Zahl derer Liebhaber gehört, von denen wir zur Ehre und zur Ausbreitung des guten Geſchmacks wünſchten, daß ſie mit ihren Arbeiten zurückhaltender ſeyn möchten. Würde Hr. U. jetzt, an ſtatt immer fort zu ſchreiben, unſere beſten theoretiſchen Werke, und dabey die Ausarbeitungen der beſten Componiſten ſtudiren, und das, was er während deſſen ſelbſt ſchreibe, in ſeinem Pult ruhen laſſen, oder es nur in dem Cirkel ſeiner Freunde bekannt machen: ſo würde er nach einigen Jahren fähig ſeyn, ſeine eigene Arbeiten richtig zu beurtheilen, zu verbeſſern, und unter ihnen eine verſtändige Auswahl zu machen. Die ihm dann ſelbſt gefielen, würden auch wir mit Dank annehmen: und er ſelbſt würde das Vergnügen haben, gebildeten Muſikfreunden ein reines und dauerhaftes Vergnügen zu machen; da jetzt vielleicht einige herumhüpfende Schmetterlinge, die alles betaſten, Blumen und Unkraut, ſich einige Augenblicke mit ſeinen Stücken amüſiren, und ſie dann auf ewig vergeſſen.

Sechs Clavierſuiten von Gottl. Wilh. Burmann. Berlin, bey Decker. 1776.

Dieſe Sonaten ſind angenehm und brillant, und machen dem Hrn. B. als Liebhaber, Ehre. Hr. B. thut Unrecht, daß er bey ſeiner Fähigkeit und Anlage zu etwas recht

gutem

guten Componiſten, nicht mehr Zeit auf den theoretiſchen Theil der Tonkunſt wendet, um auch in ſeinen Werken von Seiten der Harmonie und des Rythmus tadelsfrey zu werden.

Jeder dieſer Clavier-Suiten hat Hr. B. ein Lied angehängt: das ſollte man nach dem Titel nicht vermuthen. Clavierſpielern, die nicht auch ſingen, wird dieſes ein Stein des Anſtoßes ſeyn. Warum Hr. B. die allerliebſte Romanze: Phidila von Claudius durchaus, jede Strophe beſonders componirt hat, ſehen wir nicht ein. Würde die Poeſie wohl dieſelbe Naivität haben, wenn ſie nicht in Strophen abgetheilt wäre? Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Geſange. Zwar kann man ſo jede Strophe genauer declamiren: das iſt wahr. Man kann aber auch, wiewohl mit weit größerer Mühe, zu einem Liede eine Melodie finden und ausarbeiten, die ſich zu allen Strophen paßt, und die vorzüglich wichtigen Strophen auch vollkommen ausdrückt. Zu jenem hat man nur das Sylbenmaaß und den grammatikaliſchen Accent aufs genaueſte zu beobachten, ſowohl in Abſicht auf Höhe und Tiefe, als auf Länge und Kürze. Zu dem andern muß man ausdrückenden oratoriſchen Accent aufs genaueſte mit jenem richtigen grammatikaliſchen Accent zu verbinden. Viel Mühe macht dieſes, das iſt wahr: und dieſe Mühe wird nur von wenigen erkannt, ſelbſt von wenigen mit Dank belohnt. Aber dieſe wenigen auf einer Seite der Wagſchaale, jener unzähliger Haufe auf der andern — welche Schaale ſteigt?

Kleine Lieder für kleine Jünglinge. Text und Muſik von G. W. Burmann. Berlin, bey Decker und Hartung. 1777.

Rühmlich iſt der Wunſch des Verfaſſers: Daß auch dieſe Lieder dem guten Geſchmack Ehre machen, deutſchen Eltern wohlgefallen, und der ganzen deutſchen Jugend nützlich und brauchbar ſeyn mögen! — Und wir zweifeln nicht an der Erreichung ſeines Wunſches. Die Lieder haben größtentheils angenehmen, gefälligen Geſang. Ueberall Neuheit und völlig reine Harmonie zu verlangen, das würde mancher Liebhaber der Tonkunſt zu viel verlangt finden, und das um deſto mehr, da ſelbſt ſo wenige Künſtler jetzt neu und völlig korrekt ſind.

Lieder mit Melodieen, von Joh. Gottfr. Krebs. Altenburg, bey Richtern. 1777.

Diese Lieder haben viel Wahrheit im Ausdrucke, und zugleich viel Annehmlichkeit im Gesange. Sie gehören zu den besten Liedern, die in Deutschland öffentlich bekannt gemacht worden sind, und wir sehen der Fortsetzung derselben mit Verlangen entgegen.

Kurze Anweisung, das Trommelspielen auf die leichteste Art zu erlernen, nebst sieben in Noten gesetzte Stücken und Märschen, mit Anmerkungen, von einem Tonkünstler. Berlin, bey Winters Wittwe. 1777. 19 Seiten in 4.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Verf. dieser Anweisung seinen Leser oder sich selbst zum besten habe. Gleich der Vorbericht enthält solch kauderwelsches Gewäsche, das nur durch das Geständniß des Verfassers, er habe sein Werklein in der Krankheit geschrieben, erläutert werden kann. Ohnfehlbar war er auch noch krank, da er es drucken ließ. Am Ende des Vorberichts spricht der Verf. gar possierlich von Kennern und Liebhabern des Trommelspiels. Er sagt: **Ein jeder Liebhaber und Kenner des Trommelspiels wird aus folgenden Stücken, sobald er selbige hört, gleich verstehen, ob er aufzustehen oder zum Feuer oder zu Bette zu gehen genöthigt wird.** Das soll wohl Witz seyn? In eben dem Tone folgt nun eine vier Seiten lange Anweisung mit **trau, lau, rau,** und endlich folgen Anmerkungen, die größtentheils in lustigen Schwänken bestehen, zu sieben in Noten gesetzte Stücken und Märschen, als: 1) *reveille*, 2) **Kirchen-Parade**, 3) **Vergatterung zur Wachtparade**, 4) **Fahnen-Marsch**, 5) **Zapfenstreich**, 6) **Feuerlärmen**, 7) **Todtenmarsch**. Das lustigste ist, daß selbst die meisten dieser Stücke falsch und gänzlich wider ihren Charakter aufgeschrieben worden: wo ein Auftakt seyn soll, ist ein Herunterschlag des Takts, u. s. w.

Wir glaubten anfänglich, da wir den Titel sahen, daß ein verständiger Musikus die Gelegenheit genützt haben würde, um von den Gesetzen der Bewegung zu handeln: und da ließe

ließe sich schon was rechtes sagen. So aber ist dieses Werklein, wie unsere Leser aus dem kurzen Auszuge hinlänglich ersehen werden, eine Schnacke eines unwitzigen Witzlings, und — wenn es wirklich, wie der Titel sagt, von einem Tonkünstler ist — eines Handlangers in der Kunst.

Ein Divertiment für den Flügel, mit 2 Violinen, 2 Flöten, 2 Waldhörnern, Bratsche und Baß, von Chr. Benj. Uber. Breslau, bey Korn. 1777.

Dieses Divertiment ist dem Hrn. Capellmeister Wolf in Weimar zugeeignet, und enthält die Zueignungsschrift: eine öffentliche Danksagung für die freundschaftliche Beurtheilung des Hrn. W., über die zeitherigen musikalischen Aufsätze des Hrn. U. und für die freundschaftliche Aufmunterung desselben, den Musen dem ohngeachtet treu zu bleiben, und anderweitige Versuche zu wagen, zu einer Zeit, da scharfe Recensenten bey vermeintlicher Beurtheilung der ersten musikalischen Versuche, den Herrn U. beynahe von allen fernern dergleichen Arbeiten abgeschreckt hätten. Um nicht den Ruhmredigen zu machen, übergeht Hr. U. alles, was Hr. W. ihm von seinen etwannigen musikalischen Talenten zu schreiben gütig genug war. Wir glauben schwerlich, daß dem Hrn. W. die öffentliche Bekanntmachung jener seiner nachsichtsvollen Güte angenehm seyn wird, da Hr. U. nach diesem Divertiment und andern von ihm herausgekommenen Arbeiten zu urtheilen, aus dem offenherzigen Lobe und Tadel des Hrn. W., und aus denen ihm an die Hand gegebenen Mitteln künftig die angemerkten Fehler vermeiden zu können, (welches alles die Zueignungsschrift sagt,) so wenig Nutzen gezogen hat. Wir glauben vielmehr, daß Hr. W. durch diese öffentliche Bekanntmachung seiner Privathöflichkeit, auch in Privatbeurtheilungen gegen Anfänger in der Kunst strenger werden wird, und diese wenigstens bey der Aufmunterung zum Schreiben (denn warum sollten nicht Liebhaber der Kunst auch hierinn ihr Vergnügen suchen?) von der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Uebungsstücke abzuhalten suchen.

Auch klagt Hr. U. in der Zueignungsschrift über den Haufen der öffentlichen Kunstrichter und über ihre diktatorische Machtsprüche, womit sie oft junge aufkeimende Genies auf einmal niederdrücken. Ueber den ersten Theil dieser Klagen müssen wir Hrn. U. gestehen, daß wir glauben, er habe gar keine Ursache darzu; seine ersten Arbeiten, namentlich die Operette Clarisse, ist an vielen Orten und selbst in dieser allgem. d. Bibliothek, (wie gegenwärtiger Rec. glaubt,) als Arbeiten eines Liebhabers mit zu vieler Nachsicht beurtheilt worden; und was den zweyten Theil der Klage anbelangt: so müssen wir gestehen, daß wir in Hrn. U. öffentlich bekannt gewordenen Sachen noch keinen Funken von musikalischem Genie wahrgenommen haben. Genie äußert sich doch wohl nicht durch Armuth und Dürftigkeit, durch sclavische Nachahmung, durch Trägheit und Kälte? Und dennoch sind dieses die charakteristischen Züge dieses Divertiments und anderer Arbeiten des Hrn. U.

F*

Quartetto per il Flauto Traverso, Oboe overo Violino Fagotto overo Violoncello, e Basso, da *Ernesto Guilielmo Wolf.* In Breslavia nelle libraria di Loewe. 1776.

Ein gefälliges und doch gut gearbeitetes Quartett. Je weniger diese Art Stücke in unsern itzigen galanten Zeiten zum Vorschein kommen, desto mehr wünschten wir, daß uns Hr. W. eine Sammlung solcher angenehmen und guten Quartetts gäbe.

Concerto I. per il Violino Concertato accompagnato da due Violini, Violetta, Basso continuo, e Basso di Ripieno, composto da *Adamo Veichtner.* In Riga, presso Hartknoch. 1775.

Dieses Concert gehört zu den besten Sachen, die seit einiger Zeit herausgekommen. Bey sehr vielem Feuer und großer Annehmlichkeit herrscht eine Ordnung im Plan, und eine rythmische Genauigkeit und harmonische Reinigkeit, die dem Ganzen den Charakter des Edlen und Vollendeten geben. Auch

persich

verräth und verlangt dieses Concert einen Violinspieler, der sein Instrument ganz in seiner Gewalt hat, und der das seltne Verdienst hat, Meister im Allegro und im Adagio zu seyn. Und dieses seltne Verdienst besitzt der Herr Capellmeister Veichtner in hohem Grade. Möchte er uns bald mehrere dergleichen Stücke geben, die wir den jungen Componisten, so wie dieses Concert, sicher zum Muster empfehlen könnten. Dieses müssen wir aus doppelten Gründen um so viel lebhafter wünschen. Einmal, weil wir gewahr worden, daß die herrlichen Concerte des Hrn. Concertmeisters Franz Benda, und des seel. Hrn. Concertmeisters Graun so wenig mehr gespielt werden, welche doch eben die großen Muster sind, die einen solchen Virtuosen und Componisten, wie H. C. Veichtner ist, haben bilden können. Unsre Nachkommen aber werden jene großen Männer gewiß rächen. Sie werden gewiß unsre neumodischen lustigen Lappen verachten, wenn sie nicht anders schon zerstäubt und von den Winden verweht worden, und sich an den prächtigen geist- und seelevollen Werken jener Meister ergötzen.

Ferner sehen wir, daß unter der großen Menge von Musikalien, die jede Messe herauskommt, so wenig Violinsachen befindlich sind: und dies ist der zweyte Grund, warum wir die baldige Fortsetzung dieses schönen Concerts wünschen.

Gesänge mit Begleitung des Claviers.

Tief aus dem Herzen hingesungen
Nehmt diese Lieder, Herzen ein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen!
So sind auch eure Freuden, mein!

Winterthur bey Steiner und Compagnie. 1777.

Rec. irrt sich wohl nicht, wenn er von dem Componisten dieser Gesänge glaubt, er sey ein junger Mann, der sich für ein Genie hält, und es nicht ist. Viel thörichtes hat er zwar hingeschrieben, wie diese Gesänge beweisen; ist aber doch kein Genie. Ein Mann von wahrem Genie, von feinem, lebhaftem Gefühl und scharfen Blick erkennt in den Werken grosser Meister sehr bald, daß da etwas mehr drinnen liege, als eine erhitzte Einbildungskraft: er fühlt und erkennt drinnen Studium der Natur und der Kunst. Und fühlt

und erkennt er dieſes erſt, ſo ſtrebt er auch ſelbſt darnach, wenn er anders Eifer für die Sache hat. Die erſte Wirkung dieſer Erkenntniß iſt wohl ſicher dieſe, daß er den Unwerth ſeiner eigenen wilden Geburten erkennt, die ihm jugendliche, erhitzte Einbildungskraft für etwas hohes anrechnen wollte. Werden indeſſen dieſe jugendliche Arbeiten durch Zufall oder Umſtände bekannt: ſo erkennt der Kenner auch in dieſen ſehr bald an überſtrömender Fülle, an Kühnheit, an dem, ſelbſt in den Fehlern Eigenen — den Mann von Genie. Hier finden wir aber leider Armuth, Trägheit, dann wieder erzwungene Kühnheit und alltägliche Fehler, die jeder Schüler in ſeinen erſten Uebungen begeht. Da wir übrigens aus der guten Wahl der Poeſien vermuthen, daß der V. ſonſt gute Kenntniſſe hat: ſo wollten wir ihm lieber rathen, etwas zu ergreifen, wodurch er der Welt ein nützlicher Bürger werden kann, als die edle Zeit ferner mit mittelmäßigen und ſchlechten Compoſitionen hinzuſchlendern.

Mr.

Spiel ohne Karten oder harmoniſche Unterhaltung beym Clavier von J. D. Holland. Hamburg bey Bohn. 1776.

Text mit Noten und Noten ohne Text, für empfindſame Clavierſpieler, verſchiedener Art, nebſt einem Anhange von geiſtlichen Liedern, in Muſik geſetzt von Johann David Holland, Hamburg bey Bock.

Fades, alltägliches Zeug. H. H. hätte ein ſehr paſſendes Motto zu ſeinem letzten Werke in den ſämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten finden können, es iſt überſchrieben: Noch ein dito vor empfindſame Leſer; und heißt:

Unſre Mutter hat Gänſe,
Fünf blaue, ſechs graue,
Sind das nicht Gänſe.

F.

6. Ge-

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Johann Adam Grüsners — Diplomatische Beyträge. Viertes Stück. Frankfurt, in der Andreäischen Buchhandlung 1777. 16 Bogen, in 8. nebst einer Stammtafel in Fol.

Dieses Stück beschäftiget sich ganz mit der Genealogie der ausgestorbenen Familie derer von Bikkenbach, und dienet hauptsächlich zur Ergänzung des in Schneiders Erpachischen Historie befindlichen Entwurfs einer Bikkenbachischen Stammtafel. Hr. Grüsner ist durch einige vorher ungedruckte, hier aber beygefügte Urkunden in den Stand gesetzt worden, bey weitem mehr zu leisten, als Schneider; doch sind noch einige Lücken in der genealogischen Geschichte dieses ehemals so ansehnlichen Hauses, zur künftigen Ausfüllung, übrig geblieben. Vieles geht freylich sehr ins Kleine; es wird aber doch wenigstens den noch blühenden Familien, die mit der Bikkenbachischen verwandt sind, nicht ganz gleichgültig seyn, und diese könnten vielleicht auch aus ihren Archiven jene Lücken ergänzen, z. B. die Dalberge, Truchsesse von Waldenburg, Bibra.

Christian Friedrich Sattlers — Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzoge. Neunter Theil. Mit 68 Urkunden und einigen Kupfern bestärket. Ulm, bey Stettin. 1776. Der Text beträgt 1 Alph. 9 Bogen, die Beylagen 1 Alph. und die Vorrede 1 Bogen, in 4.

In diesem Theil ist die Würtenbergische Geschichte vom J. 1648. oder vom Westphälischen Frieden bis 1660. oder bis zur Theilnehmung Würtenbergs an dem Rheinischen Bund fortgeführt. Mit seiner bekannten juristischen Weitschweifigkeit und in dem langweiligsten Ton erzählt Herr Sattler,

ler, wie Herzog Eberhard der 3te nach vielfachen Schwierigkeiten, den Besitz der ihm im 30jährigen Krieg entzogenen Ländereyen, Stifter und Klöster wieder erlangt, und wie es überhaupt bey den mancherley Unterhandlungen, die wegen der Vollziehung des Friedens gepflogen worden, ferner auf dem nach dem Nürnberger Executionsschluß gehaltenen Reichstag und der Ordinari-Reichsdeputation, und bey der, Deutschlands Ruhe befestigenden Rheinischen Allianz zugegangen ist. Recht unnöthiger Weise vergrößert der Verfasser das Werk, und ersäuft die wichtigsten Vorgänge in einem Schwall von Kleinigkeiten, theils durch unerhebliche Beylagen, wohin z. B. das Dankschreiben an den Kaiser für die Wiedereinräumung der Festung Asperg gehört. Es war schon genug, daß in dem Text vorne gesagt wurde, der Herzog habe dem Kaiser dafür gedankt, und dabey um Hinterlassung des dort befindlichen übrigen Kriegsvorraths angehalten. Wer würde wohl Hrn. S. Zweifel dagegen erregt haben? Dennoch fand er für gut — vermuthlich weil so die Bogen leicht zu füllen sind — uns das ganze Dankschreiben mit allen Komplimenten hinten unter den Beylagen zu lesen zu geben. Dahin rechnen wir auch das elende Gedicht S. 49. Lobspruch der weit berühmten Festung Hohen-Twiel, das zwey volle Bogen einnimmt, und mehrere andre Beylagen.) theils durch eben so unerhebliche, ja noch unerheblichere Begebenheiten in der Geschichte selbst. Wer uns etwa nicht glauben will, der lese nur z. B. S. 115. u. f. die mikrologische Erzählung aller Cerimonien bey einem Besuch, den der Herzog dem Kaiser abstattet. Uebrigens sind aber, so wie in den vorherigen Bänden, manche wichtige Umstände aus Archiven von Hrn. S. ans Licht gebracht worden, die zum Theil der ganzen deutschen Reichsgeschichte zur Erläuterung dienen.

Vr.

Ueber den Aufstand der englischen Colonien in Amerika. Frankf. 1776. 24 S. in 8.

Tagebuch der Seereise von Stade nach Quebec in Amerika, durch die zweyte Division Herzogl. Braunschweigischer Hülfsvölker. Von einem Officier — — Frankf. 1776. 48 S. in 8.

Zwo

Zwo sehr entbehrliche Schriften; sonderlich die letzte, in welcher gar nichts Interessantes, hingegen genug eckelhafte Kleinigkeiten vorkommen.

In der ersten eifert der Verf. wider die Colonien, denen er vorwirft, daß sie ihren blühenden Zustand (der freylich einige Einschränkungen leidet,) „zu welchem sie sich in weniger „als 100 Jahren empor geschwungen haben, der väterlichen „Regierung ihres mütterlichen Landes und der Großmuth ihrer Mitbürger in Europa, zu danken haben;“ indem ihnen von England mehr als 6 Millionen Pfund Sterling an Geschenken, Aufmunterungen u. d. g. wären zugestanden, und über 34 Millionen zu ihrer Beschützung verwandt worden. In dieser Hinsicht muß man freylich die Colonien wegen ihrer Undankbarkeit anklagen, und wie unser Verf. will, strafen; wenn sie sich nur strafen lassen.

Briefe über die jetzige Uneinigkeit zwischen den Amerikanischen Colonien und dem Englischen Parlament. Aus dem Englischen. Hannover 1776. 7 Bogen in 8.

Den Schwarm von großen und kleinen Schriften, fliegenden Blättern und Briefen, welchen die unglücklichen Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika veranlassen, können wir unmöglich weitläuftig durchgehen: kurze Anzeigen sind hinreichend.

Diese Schrift sieht mehr einer Abhandlung als Briefen ähnlich; sie ist eine beleidigende und unverschämte Vertheidigung der Colonien. Der zügellose Verf. verlangt, der König soll ohne Umschweif für wahnwitzig erklärt, und ihm, bis alles wieder hergestellt ist, die Regierung abgenommen werden.

Op

Die Staatsverfassung von England, oder Nachricht von der englischen Regierung, worinn sie mit der republikanischen Form und gelegentlich mit den andern Monarchien in Europa verglichen wird, von J. L. de Lolme, Advocat, Bürger von Genf.

Aus

Aus dem Engliſchen — — Leipzig, bey Junius, 1776. 424 S. in 8.

Dieſes brauchbare, und ſelbſt in England von Kennern mit Beyfall aufgenommene Buch, trat anfangs etwas unvollſtändiger in franzöſiſcher, dann in engliſcher Sprache ans Licht. Der Ueberſetzer irrt, wenn er es in der Vorrede eine Statiſtik nennt; die wollte der Verf. (welcher ſich jetzt in London aufhält,) wie der Titel zeigt, nicht liefern; daher meldet er nichts von Producten, Manufacturen, Kriegsmacht u. d. g. Hingegen werden ſelbſt Männer, die mit der innern engliſchen Verfaſſung bekannt zu ſeyn ſich ſchmeicheln, hier noch manches lernen. Vieles was man ſchon weiß, wird in einem neuen, faſt möchten wir ſagen hinreißenden Licht gezeigt. Freylich blickt des Verf. Enthuſiasmus für die engliſche Freyheit, Gerichtsform u. d. g. aller Orten durch; oft declamirt er, oder übertreibt die Sache, welches er ſelbſt mag gefühlt haben z. B. S. 280, und ihm vom Ueberſetzer S. 267. mit Recht vorgeworfen wird. Auch ſchweift er zuweilen aus, ſonderlich wenn er England mit alten Republiken vergleicht. Er muß bey ſeinen Leſern gar keine Kenntniß der ehemaligen römiſchen Verfaſſung vorausſetzen; nicht ſelten lieſt er darüber ein ſeitenlanges Collegium. Doch ſind auch ſeine Ausſchweifungen, nur ein Paar Stellen ausgenommen, unterhaltend.

Seine Urtheile ſind größtentheils gründlich. Wir ſagen größtentheils: zuweilen ſieht er die Sache von einer zu günſtigen Seite an. Z. B. S. 371. u. f. will er die Dauerhaftigkeit der engl. Verfaſſung daraus beweiſen, weil beyde Parlamentshäuſer einander die Waage ſo halten, daß keins einen nachtheiligen Schritt unternehmen kann. Aber die angeführten Beyſpiele beweiſen blos, daß damals in beyden Häuſern Männer von Einſicht und Standhaftigkeit geſeſſen haben. Was würde hingegen geſchehen, wenn ſolche ſeltner werden, oder deren Stimme durch den erkauften großen Haufen kraftlos iſt? — Leute, die einer monarchiſchen Regierung gewohnt ſind, werden ohnehin nicht alle ſeine Urtheile unterſchreiben; ein Beyſpiel giebt unſer Ueberſetzer, der in einer Anmerkung S. 292. u. f. wider die Preßfreyheit mancherley Bedenklichkeiten äußert, und Einſchränkungen wünſcht, ohne zu erwägen, daß ſie die Preßfreyheit, die er gleichwohl nicht verwerfen

werfen will, aufheben würden. Seine Furcht ist vergeblich; eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die englische Verfassung mit der Preßfreyheit bestehen kann; Gesetze beugen gefährlichen Folgen vor.

Uebrigens zeigt der Uebersetzer durch seine beygefügten Anmerkungen, daß er mit der englischen Verfassung und dasigen Gelehrsamkeit nicht unbekannt ist; bey einigen ist, vermuthlich durch des Setzers Versehen, ungewiß, ob sie vom Verf. oder Uebersetzer herrühren. Dieser braucht anstatt Gemeine im Gegensatze der Lords, durchgängig das Wort Commons, welches zwar wider den Sprachgebrauch, aber nicht zu tadeln ist.

Lz.

Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland, in Briefen an seine Freunde.

Life is a Feſt and all Things ſhew it,
I thought ſe once, but now I know it. *Gay.*

Erster Theil. Altenburg, Richter. 1775. 8. 398 S.
Zweyter Theil. 490 S.
Dritter Theil. 568 S.

Der Verfasser dieser Briefe soll, dem Vorberichte nach, um seiner Gesundheit willen gereiset, und nun nicht mehr am Leben seyn. Er war gewiß ein Mann von vielen Einsichten, und seine größte Stärke verräth er in der Naturforschung und Arzneywissenschaft, ob er gleich auch von viel andern Dingen ungemein treffend urtheilt. Am eigentlichsten kann man seine Reise wohl physikalisch nennen, und in sofern ist es Schade, daß er sie größtentheils in ungünstiger Jahreszeit und in ziemlicher Eil zurückgelegt hat. Sie währete von der Mitte Decembers 1773 bis zur Mitte des Junius 1774, und gieng von Großensee über Frankfurt, Maynz, Mannheim, Straßburg, Nancy ꝛc. nach Paris, von da, im März, über Calais nach England, im May zurück nach Holland, nach acht Tagen schon wieder in Lüttich, von da nach Spa, Aachen, Ems, Schwalbach ꝛc Frankfurt, und in der Mitte des Junius zu Hause. Unterwegs bemerkte der V. aufs sorgfältigste

klaſſe jede Veränderung der Erdarten von einem Orte zum andern, ſo viel nämlich davon an der Landſtraße beym Durchreiſen in die Augen fällt, und giebt zugleich die gemeinſten Kräuter an, die in jeder Erdart wachſen. Zuweilen iſt die Erzählung etwas langweilig, weil er nie vergißt anzuzeigen, wo die Straße Bergan oder Bergein führt, wie gut oder ſchlecht die Wege und Wirthshäuſer und zuweilen die Reiſegeſellſchaft geweſen, u. dgl. Dagegen aber wird man wieder durch viele angenehme Nachrichten, Anecdoten, Beſchreibungen und Erzählungen entſchädigt, die der V. häufig und in einem nicht ſchwatzhaften noch begeiſterten, aber doch unterhaltendem Vortrage mittheilt. Von den großen Städten, beſonders London und Paris, erzählt er die berühmten Merkwürdigkeiten, wovon alle Reiſende ſprechen, als Augenzeuge, und dem Anſehen nach, ſehr richtig, immer etwas kalt, und nicht ſelten im Tone eines Kenners. Die Beſchreibungen der Hoſpitäler und anderer öffentlichen mediciniſchen Policeyanſtalten, wie auch der Geſundbrunnenwaſſer ꝛc., verrathen vornehmlich einen einſichtvollen Arzt, und verdienen beſonders die Aufmerkſamkeit der Leſer. Wir wollen, damit ſich das Werk ſelbſt empfehle, aus allen drey Theilen ein Weniges auszeichnen.

Erſter Theil. S. 13. Der V. hat in Heſſen weder Tauben noch Taubenhäuſer geſehen, und vermuthet, daß eine weiſe Policey ſie als ſchädliche und ungeſunde Vögel aus dem Lande geſchafft habe. S. 39. Das Senkenbergiſche Inſtitut zu Frankfurt. S. 44. Die Judengaſſen daſelbſt. Es ſind ihrer nur zwo, und die volkreichſte iſt nicht über ſechs Schritte breit, ohngefähr 800 Schritte lang, die Gebäude 2 bis 3 Stock hoch und einander ſo nahe, daß die Giebel faſt zuſammenſtoßen. Außerdem iſt ſie ſehr unſauber und eine dichte Wolke übelriechender Dämpfe ſteigt aus ihr unaufhörlich in die Höhe. In dieſen ſchmutzigen engen Gebäuden wohnen, wie man in Frankfurt durchgängig behauptet, über 8 bis 10000, theils ſehr reiche Juden, und es wimmelt den ganzen Tag von Menſchen in der Straße. Ein berühmter Arzt verſicherte den V., daß gleichwohl unter ihnen bey den letzten Seuchen die wenigſten Kranken geweſen wären, welches er der Menge Knoblauch zuſchrieb, der die Ausdünſtung frey hielte; (gleich als ob ſchlechterdings die Gifte anſteckender Krankheiten durch die Haut ihren Ausgang nähmen.) S. 87. Das herrliche Mannheim, beſonders S. 97. der daſige Bildersſaal. S. 147. Strasburg. Die Anatomie. Die Leichen werden aus dem

deutſchen

deutſchen Stadthoſpitale geliefert, und um hernach bey der Beerdigung die proteſtantiſchen von den römiſchcatholiſchen zu unterſcheiden, bindet man den erſtern, gleich bey der Ueberlieferung an die Anatomie, einen Strick um den Hals, der aber oft, wenn man eine Leiche gern länger behalten will, zur Verfallszeit jenen ab- und manchem guten Catholiken umgebunden wird. S. 154. Das Bürgerhoſpital. Auf Reinlichkeit und friſche Luft wird nicht viel geachtet: gleichwohl ſind der Todten nur ſehr wenige. Den ganzen Schwarm der Störkiſchen Wundermittel kannte man beynahe gar nicht. S. 172. Die Geſellſchaft der Minneſinger, umſtändlich beſchrieben. S. 207 Nancy. S. 256. Champagne. Die kleine Anzahl guter Weinberge allhier, die Arbeit, Mühe und Koſten bey ihrem Baue, die Mißjahre, die Wahl, mit der man die Trauben ſammlet, die Sorgfalt, mit der man ſie preßt, das Zerſpringen der Flaſchen, und endlich die anſehnlichen Auflagen, ſind die Urſachen, warum ächter Champagnerwein ſchon an ſeinem Geburtsorte theure, mithin wohlfeiler ſicherlich ein durch Kunſt verfertigtes Getränk iſt. Wenn man die beſten Trauben, auf Weidenhorden nicht über einander gelegt, an durchſtreichende Luft ſtellt, ohne daß ſie der Froſt treffen kann, ſo bleiben ſie den Winter hindurch bis Oſtern friſch. S. 266. Abſcheulichkeit der franzöſiſchen Landwirthshäuſer und Küchen. — Da in den letztern der Feuerheerd fehlt, und alles in eben dem Kamine an der Erde gekocht und gebraten wird, um welches, nebſt dem Koche, das ganze Haus, ſich zu erwärmen liegt, und alles nach dem Feuer zu huſtet und ſpucket, ſo geht es nothwendig nicht ſelten darneben und auf den am Spieße ſteckenden Braten oder Frikaßeepfanne; nicht zu gedenken, daß ſich gleich neben dem Spieße auch die Füße der Bauern und Fuhrleute erwärmen, oder ihre ſtinkenden Kleider um die Geſchirre herumhängen. S. 274. Paris. Das Hotel de Dieu. Das Hauptverderben für das herrliche Inſtitut iſt die ganz ungeheure Anzahl von Kranken, welche in einen engen Raum eingekerkert ſind. In 23 Sälen ſind 1233 Bettſtellen, in jedem Saale vier Reihen Betten, und in jedem Bette, 2, 3 bis 4 Kranke, je zween mit den Füßen gegen einander. Acht Aerzte und ein Oberwundarzt mit ſeinen hundert Gehülfen bedienen die Kranken, davon jeder der erſtern jährlich 800 Liv. Beſoldung hat. Der V. ſahe dem Beſuche eines ſolchen Doctors zu, der wie eine Schwalbe zwiſchen den Betten durchflog. Der ihn begleitende Apotheker ſchrieb ſeine Verordnungen

gen in ein Buch, die er beym Schlusse unterzeichnete. D. Masjaule mußte selbst gestehen, daß man alles nach einer Liste curire. Nach den Hospitalverzeichnissen kommen jährlich dreyßigtausend lebendig hinein, und vier und zwanziatausend wieder heraus, daß also von fünfen einer stirbt: und doch ist es ein Glück, daß der dürftigste Theil der Einwohner nicht gar verschmachten darf, wenn er erkrankt. S. 299. Das große Findlingshaus. Da der V. es besuchte, waren seit 24 Stunden 50 Kinder eingebracht, und die Zahl war im letzten Jahre auf 8000 gestiegen, welches (nach 2 Th. S. 22.) der dritte Theil aller Gebohrnen ist. In der Krankenstube lagen itzt eben 18 in den letzten Zügen. Der größte Theil der Kinder ist venerisch. Die ganze Anstalt kann etwa dienen, den Kindermord größtentheils zu hintertreiben; aber der Abnahme und Verringerung des ganzen Volks wird dadurch nicht gewehret. Was sonst in der Seine den Tod gefunden hätte, findet ihn nun im Findelhause. S. 305. Mehr Hespitäler. S. 343. Der Königliche Kräutergarten. S. 349. Versailles, wo der V. der Procession vom Orden des heil. Geistes, die er beschreibt, selbst beywohnte. S. 371. Die Königl. Bibliothek von etwa 140 000 Bänden. S. 376. Das Invalidenhaus. Damals (in Friedenszeit) belief sich die Anzahl auf viertehalbtausend. S. 382. Bicetre, eine grausenvolle Beschreibung! Dem V. ist es unbegreiflich, warum hier nicht die Pest unaufhörlich wütet, so überlegt, unreinlich, eng und dunstig liegen hier, in niedrigen Sälen, und in Betten, in die sich schwerlich ein reinlicher Hund legen würde, Hunderte von Kranken unabgesondert durch einander ꝛc.

Zweyter Theil. S. 9. Die unvergleichliche Gemäldesammlung im Palais Royal, welche die Mannheimer an Anzahl und Schönheit weit unter sich läßt. S. 17. Das königl. Naturalienca binett. An jedes Stück ist der Name, das Geschlecht und die Gattung geschrieben. Die Sorgfalt der Oberaufseher ist dabey so weit gegangen, daß sie dem Linné ihre Stuffen zugeschickt und ihn seine Namen haben beyzeichnen lassen. Am vollständigsten und schönsten ist die Sammlung der Vögel. Sie recht trocken zu erhalten, und vor der freyen Luft bestens zu verwahren, schien dem Hrn Daubenton noch immer das beste Mittel, dem Wurmfraße abzuwehren. S. 21. Unter den Versteinerungen ist eine Menschenhand aus Türkis. S. 23. Die Landdammen. Die davon herrührende schlechte Erziehung und allgemeine Unwissenheit des französischen Volks.

Volks. Ganze Dörfer, wo kein Menſch leſen oder ſchreiben kann; und wer ſich mit franzöſiſchen Gelehrten bekannt macht, wird eine ſolche Unwiſſenheit in der Litteratur der benachbarten Völker, und ſogar in ihren Sitten, bey ihnen finden, daß er ſeinen eignen Ohren nicht trauen wird. Bekümmert ſich aber ja Einer um das, was auswärts vorgeht, ſo verfällt er darüber in eine Pedanterey, welche die deutſche ohne Verhältniß überſteigt. S. 35. Die Salpetriere, oder L'Hopital, iſt ein Inſtitut, worinn 8000 dürftige Mädchen zu weiblichen Geſchäften erzogen und angewieſen werden. Unſere Damen, die Pariſer Spitzen, Manſchetten, Pointen und reich geſtickte Kleider tragen, mögen ſich erinnern, daß alle dieſe Arbeiten in der Salpetriere von Mädchen von zehen bis zwanzig Jahren verfertiget werden, unter welchen insgemein alles voll Krätzige iſt. S. 40. Es ſind auch hier Anſtalten für tauſend Verrückte und für liederliche Weibsperſonen. Noch mehr Hoſpitäler. S. 47. Die Handſchriften und Bibliothek der Benedictiner zu St. Germain. S. 57. die Viehärzneyſchule. Sie ſcheint eher in Verfall als in Aufnahme zu gerathen, und das ganze Phänomenon wird, nach ſeiner ſeichten Anlage, wohl bald wieder verſchwinden. S. 75. Diät der Pariſer. Linſen und getrocknete weiße Bohnen erſcheinen bey allen Mahlzeiten, und ſind, nebſt dem Rindfleiſche mit Senf oder Salzgurken, die Hauptſchüſſeln. Das gemeine Küchenſalz iſt ſchwarz, wie die Erde. Rockenbrod iſt weder in Champagne, noch Paris, noch in mehrern Gegenden Frankreichs bekannt, S. 208, und Butterbrod ſpeiſen die Franzoſen nie, ob ſie gleich ſehr gute Butter haben. Das Waſſer iſt äußerſt elend. Es wird aus der Seine in alle öffentliche Brunnen getrieben. Weil ſich aber der Unflath verſchiedener Provinzen und der ganzen Stadt aus allen Abtritten, Cloaken und Krankenhäuſern in dieſem Waſſer vereinigt: ſo ſucht man es ſo gut als möglich zu reinigen, und doch ſieht es bey Regenwetter ſo trübe, wie Lehmenwaſſer aus, und ſchmeckt ſo faulig, als ob man Leichen darinn weichen ließe. Es wird durch Sand geſeigert. Viele Fremde bekommen, ehe ſie ſich an dieſes Waſſer gewöhnen, den Durchlauf, und, ohne andere Urſachen davon zu ſuchen, hält es der V. für glaublich, daß der Unflath, nur allein aus dem Hotel de Dieu, ſchon hinlänglich ſey, das reinſte Waſſer zu verſetzen, und ihm purgirende Kräfte mitzutheilen. Die Franzoſen ſpeiſen eben ſo ſtark, beſonders Fleiſch, und der gemeine Mann betrinkt ſich ſo häufig, als die Deutſchen. Ihre Unreinlichkeit

bey Tische. Es ist nichts seltenes, Leute von nicht ganz niedrigem Stande zu sehen, die wechselsweise einen Bissen in den Mund stecken, dann eine Prise nehmen, sich einmal schneuzen, und dann räuspern. S. 89. Zustand der Arzney- und Wundarzneykunst in Paris. Es scheint dem Character der Nation zuwider, gute Aerzte zu seyn, da ihnen das Gesetzte und die zu beobachtende so nöthige Geduld und Schwere bey ihrer Flüchtigkeit fehlt. Alle neuere Entdeckungen, die nicht von einem Franzosen gemacht sind, werden bey ihnen gering geachtet. S. 100. Frechheit der liederlichen Weibsleute, Abends auf den Straßen, und die Wirthschaft in ihren Häusern. S. 126. Die Oper, wo die Zuschauer stehen müssen und fast todt gedrückt werden. Ungezogenheiten des Volks dabey, woraus erhellet, daß es der Nationalcharacter sey, durch Kleinigkeiten und ohne alle vorhergegangene Beurtheilung entzückt zu werden, und einem Kaufmannsdiener oder leicht zu erstaunenden Schneiderburschen zu Gunsten, der zuerst bey einer Stelle zu klatschen oder zu lachen anfängt, ein solches Getöse von Beyfall zu machen, daß man nicht mehr hört noch sieht. Die Musik ist hier rein und lauter französisch. „Es ist bekannt, „sagt der V. S. 134, daß man die Stärke der Franzosen hier„inn nicht sehr schätzt, und es ist wirklich wahr, daß die Mo„notonie, das Schreyende, und die fast keine Pausen kennende Composition, einem jeden Ausländer, der nur ein wenig „Ohr hat, sogleich auffallen und eckeln muß.“ S. 141. Marly, wo die Unterhaltung der Wasserkünste allein jährlich 100000 Thaler kosten soll. S. 165. Nochmals Versailles; von beyden gar ausführlich. S. 194. Aufbruch von Paris. Abschiedsbesuche. „Man thut sehr übel, sagt der V., wenn „man sich vornimmt, alle Gelehrte eines Landes, oder einer „Stadt, die bey uns dafür ausgeschrieen sind, kennen zu lernen. Von den wenigsten weiß Jemand was an ihrem Wohnorte, ein Theil sind grobe Pedanten, und bey noch andern „kömmt man in Gefahr, den Hals zu brechen, weil sie, dem „Elende dieses Lebens bey Zeiten zu entgehen, in die Dachstuben geflohen sind, und ihre Tage mit Hungerleiden zubringen.“ — Der Verf. wundert sich S. 270, von den Gegenden von Champagne an, da wo die Marne schiffbar wird, auf 100 Stunden fort, die aus lauter Kreide und Mergel bestehende Erdart mit einer unbeschreiblichen Menge Feuersteinen angefüllt zu finden. Allein man weiß ja, daß eben aus solchen Erdarten die Feuersteine erwachsen.

S. 271.

S. 273. England. S. 327. Popens Garten und rotte. S. 350, wie auch 401, 419, 421, 429, 427 ꝛc. be reibt der V. die gute Einrichtung verſchiedener engliſcher Ha täler. Von Seiten des Unterrichts für junge Leute verei gt ſich hier alles, einen guten Arzt zu bilden. Die Lehrer d überaus gute und ſcharfe Beobachter: ſie geben ihre Arz ney mit Wahl, Muth und Standhaftigkeit, bleiben nicht i Schlendrian kleben, verſtatten bey einer einfachen Me hode der Krankheit ihren Gang zu gehen, und machen ſie nicht e Augenblicke irre. Sie ſind gegen ihre Patienten leutſelig d gut, ohne zärtlich zu ſeyn; man ſchwatzt nicht bey den Be ſ oder den Unterſuchungen und erhält dadurch den Kranken d den Beyſeyenden in der beſten Aufmerkſamkeit, weil man ht mehr ſpricht, als nöthig iſt, und jeder begreifen und be ten kann. Die Aerzte ſind ihrem Nationalcharacter nach on geſetzte und mit Nachdenken handelnde Männer, die nicht t die Heuſchrecken und ihre Nachbarn, in dem Saale her i und von einem Bette zum andern hüpfen, und wohl gar u pfeifen und lachen. Und endlich gewöhnen ſie mit ihrem yſpiele ihre Schüler, was nützlich und gut iſt, ſich ſelbſt auf eichnen. S. 475. Bey dem allem iſt die Quackſalberey nir ds gemeiner und privilegirter, als in London. Die Apo ker, deren Anzahl weit in die Tauſende hineinreicht, ſind mer die erſte Inſtanz der Kranken, und hindern, daß ein , der nicht ſelbſt Vermögen, oder ein beſonderes Glück , jemals aufkommen kann. Hingegen ſind aber auch die rzte, denen der Himmel wohl will, im Stande, wie D. Fother l, der Quacker, 70 Guineas in einem Tage zu verdienen. 369. Das brittiſche Muſeum. S. 379. Die Waſſerkün werden hier mit viel weniger Pracht, aber auch weit wohlf er als die Franzöſiſchen, durch Feuer in Bewegung geſetzt. 383. Die Pauls kirche und die unvergleichliche Ausſicht von n herab. Ihr Umfang iſt 2292 Fuß. S. 389, die Tower 429, Bedlam, ein Stück aus einer andern Welt; S. 452, ſtminſterabtey, ein Schauplatz für die hohe Melancholie! 485, Banks weit ausſehende Anſtalten zu ſeinem großen rke für die Naturforſchung. —

Dritter Theil. S. 13. Das Zeughaus bey Woolwich, s der größten in der Welt, wo ſich zuweilen über 7000 ück Geſchütz beyſammen finden ſollen. S. 15. Das Seeho al zu Greenwich, wo bis 1600 Invaliden unterhalten wer . S. 19. Die unaufhörlichen Räubereyen und die Unſicher

heit in und um London. Gründe davon. S. 24. „Der Bösewicht ſtehle in England ein Paar Guineas, oder 100000 Thlr. oder raube und morde zugleich: das Aergſte, was ihm dafür begegnen kann, iſt, daß er aufgeknüpft wird; und da man wenigſtens alle Monat einmal eine Parthey aufhenken ſieht, ſo wird der Verwegne am Ende ſo dreiſt, und achtet die Art Strafe ſo gering, daß ers wohl wagt, um eines großen Gewinnſtes willen einzubrechen, zu ſtehlen oder zu morden, wenn er ſieht, daß andere durch Liſt und Ränke dem Galgen entlaſſen und wohl gar am Ende mit Reichthümern beladen aus Indien zurück gekommen ſind. — Mittlerweile nimmt das Rauben, Stehlen und Morden in und um London kein Ende. Ein ehrlicher Mann legt ſich ſtolz auf ſeine engliſche Freyheit ruhig zu Bette. Des Nachts bricht eine Bande ein, plündert ihn rein aus, und bringt ihn auch wohl um Geſundheit und Leben. Und dies geſchieht nicht allein auf dem Lande, ſondern auch mitten in der Stadt, und oft vor der Reſidenz des Königs. Wer kann wohl gut dafür ſeyn, daß er nicht rein ausgeplündert und ſelbſt am Leben bedrohet werde, ſobald er in der Nacht allein in einer engen Gaſſe, einem Court, oder auf einer Landſtraße geht? Kein Tag verſtreicht, da nicht einige Räubereyen und Einbrüche in den Zeitungen angezeigt werden, und nirgend giebt es mehr Beutelſchneider, als unter dem Galgen zu Tyburn. So wenig achtet man das Henken.“ S. 48, Bath. Für ſolche berühmte und ſtark beſuchte Bäder ſind die Anſtalten zur Bequemlichkeit für die Kranken im Grunde elend. Nach den vom V. angeſtellten Verſuchen iſt es ein ſehr ſchwaches, einfaches, mit wenig Beſtandtheilen angefülltes Eiſenwaſſer, das ſeinen größten Ruhm der natürlichen Wärme zu danken hat, die etwas über hundert Gr. Fahrenh. ſteigt. S. 67. Nicht viel vorzüglicher Briſtol, welches ein lauwarmes, überaus leichtes und mit unmerklich wenigen Theilchen mineraliſchen Laugen- und Kochſalzes angefülltes Waſſer, ohne Schwefel, Eiſen, noch ſonſt etwas Wirkſames iſt. Es hat die Eigenſchaft, daß es niemals verſiehet, daher es durch ganz Europa und ſelbſt nach beyden Indien verführt wird. S. 165, die Gärten zu Kew. Der daſige Kräutergarten iſt unter allen bekannten der vollſtändigſte und am beſten eingerichtete. S. 179, die Caffee- und Speiſehäuſer in London. „Alle Unwahrheiten, die zu jeder Stunde des Tages in gröſter Anzahl in den Zeitungsblättern herumſchwärmen, und jenſeit dem Meer ſteif und feſt geglaubt, oder wohl

gar

gar wie Geheimnisse betrachtet werden, sind in den Caffeehäusern bey einer großen Theeschale erfunden worden.“ S. 187. Cox Museum ist eine Sammlung mechanischer Spielwerke in kostbarem Aufputze mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Es sollte damals durch eine Lotterie ausgespielt werden. Es waren 56 Stücke, die für 197500 Pfund, und Ohrringe, die der Kaiserinn von Rußland bestimmt gewesen, welche für 10000 angeschlagen worden. S. 193. Der V. behauptet, er habe unter dem Volke in der Stadt und auf dem Lande in England mehr wahre und aufrichtige Höflichkeit, ohne knechtische Nachgiebigkeit, als bey den Franzosen und andern Nachbarn Englands gefunden. Allein man ist hier auch zugleich mistrauischer gegen sich selbst und argwöhnischer gegen andere, als sonst wo, und dies macht den ersten Umgang der Engländer, wenn er sich zumal auf keine genauern Empfehlungen gründet, abscheulich steif und kalt und die Unterredungen sehr abgebrochen. S. 201. Die Pockenhäuser. Seit ihrer Errichtung hatten sich bis in den März 1774 zum Inoculiren 12554 angegeben; aber es waren auch 12444 natürliche Blatterkranke aufgenommen worden. S. 207. Die Oper. S. 210. Die Dampfbäder des Dominicetti. S. 215. Die Theater zu Drury-Lane (Garricks,) und Coventgarden. Der V. sahe Garrick den Hamlet spielen, der ihm durch seine Unterredung mit dem Geiste einen kalten Todesschweiß auspreßte. S. 223. Ranelaugh Caffeehaus; Vauxhall ꝛc. S. 226. Newgate, ein eben so abscheuliches Gefängniß als Bicetre in Frankreich. Ohngeachtet der Ventilatoren ist der Gestank von faulen Dünsten unausstehlich.

S. 250. Ueberfahrt nach Holland; Beschreibung der Seekrankheit. S. 267. Ein junger Franzoß, dem die Lastträger im Haag zu viel abforderten, sagte in der Hitze: das sind Canaillen! Ein Holländer, der vielleicht ihr Aufseher war und französisch verstund, antwortete ganz trocken und gelassen: Nein, wir sind Holländer und keine Canaillen! S. 314. Wildmanns zahme Bienen. Die Sache ist keine Gauckeley, und es wäre wohl der Mühe werth, dem Manne seinen Kunstgriff abzukaufen, wozu er geneigt ist. S. 346. In der Apotheke des Findelhauses in Amsterdam fand der V. ein Glas vollkommen schönes Kajeputöl, welches der Apotheker Kehlenberg aus den Blättern selbst verfertigt, die ihm sein ehemaliger Lehrling aus Ostindien zugesendet hatte. Sie sind lanzetförmig, mit fünf dicken Adern durchzogen, von einem tro-

ckenen fäserichten Gewebe, angenehmen Campfergeruche und scharf bitterlichen Geschmacke, ohngefähr Fingerslang und einen halben Zoll breit. Der Stiel hat nicht den dritten Theil ihrer Länge. Sie scheinen von einer Art Lorbeern zu seyn. Besonders ists, daß dieses Oel noch 1774 weder in Frankreich noch England in irgend einer Apotheke zu finden war. S. 349. Beschreibung eines Musico. (Bordells.) Der V. hat sich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Privete der Wollust in Paris, London und Amsterdam zu besuchen. S. 356. Die Harlemer Leinwand- und Garnbleichen; umständlich und lehrreich. S. 363. Das ungesunde, stinkende Amsterdam. S. 370. Der V. will eine große Aehnlichkeit zwischen den Chinesen und Holländern gefunden haben. Uns scheint, wenigstens nach Ansons Beschreibung, eine feine Spitzfindigkeit und jüdische Anbringlichkeit den Chinesen gar sehr von dem plumpen und kalten Holländer zu unterscheiden. — Die ganze Reisebeschreibung durch Holland ist weniger merkwürdig, als unterhaltend. Die Rückreise durch Deutschland ist durch die Beschreibung vieler mineralischer Wasser lehrreich, als S. 417, Spa, 450, Aachen, wo der V. in den Wassern ein Salz entdeckte, wovon er S. 468 meynt, daß es vielleicht ein flüchtiger Eisenvitriol sey. Er hält es nicht für ausgemacht, daß im Aachner Wasser gar kein Eisen seyn sollte. S. 511, Ems, dessen Wasser, nach S. 519, so genau mit den Bathwassern übereinkömmt, daß ein Deutscher nie nöthig hätte, deshalb übers Meer zu reisen. S. 529, Langenschwalbach; S. 536, das sehr schwache Schlangenbad, S. 545, Wisbaden.

N. S. Nachdem diese Recension schon geschrieben war, erfährt der Rec., daß Herr D. Grimm in Gotha, der Verfasser dieser Bemerkungen sey.

Gz.

Historisch-statistische Notiz der Großbrittannischen Colonien in Amerika, mit politischen Anmerkungen, die gegenwärtigen amerikanischen Unruhen betreffend. Frankf. 1776. 6 Bogen in 8.

Der Verf. schreibt blos für Leute welche „die Verfassung „von Amerika nicht kennen, und von den gegenwärtigen rebellischen Auftritten falsch urtheilen.“ Seine Nachrichten

richten hat er theils aus andern Büchern, theils aus mündlichen Unterredungen mit Leuten, die verſchiedene Amerikaner geſprochen haben. Berichte aus dem zweyten, dritten Mund ſind immer etwas zweifelhaft. Wir haben weder intereſſante noch neue Bemerkungen gefunden; überhaupt iſt jetzt an ähnlichen Schriften kein Mangel: einige ſind bereits in dieſer Bibliothek angezeigt worden. Eine Stelle S. 49. u. f. wo das Verhalten der Einwohner von Rhode-Island, und die glücklichen Folgen ihrer Toleranz, geſchildert werden, empfehlen wir allen Intoleranten zur Beherzigung.

Ze.

Edmund Burkes Jahrbücher der neuern Geſchichte der engliſchen Pflanzungen in Nordamerika, ſeit dem J. 1755. bis auf jetzige Zeiten. Zur Fortſetzung der Geſchichte der Engliſchen Colonien — — welche 1775. und 1776. zu Leipzig — — herausgegeben worden. Aus dem Engliſchen überſetzt, nach Erforderniß ergänzt oder abgekürzt — — Erſter Band. Danzig, bey Flörke, 1777. 396 S. in 8.

Für unbrauchbar oder überflüßig wollen wir das Buch nicht erklären; aber viel Sonderbares bemerkt man dabey. Es heißt eine Ueberſetzung von Burke's Jahrbüchern; gleichwohl geſteht der Ueberſetzer in der Vorrede, daß er nicht weis, ob Burke wirklich der Verfaſſer ſey, und ob er viel oder wenig an den Jahrbüchern gearbeitet habe. Ueberdies iſt es nicht einmal eigentliche Ueberſetzung der Jahrbücher; bald hat man weggelaſſen, bald hinzugeſetzt; wenn auch Burke der Verf. wäre, weis man doch nicht, ob man ſeine, oder eines Andern, Gedanken lieſt. Ganze Stellen aus Smollet ſind eingerückt; das giebt Verwirrung. Wer Burke und Smollet kennt, wird wiſſen, wie ſehr beyde in ihren Geſinnungen von einander abweichen. Als Compilation hätte das Buch einen andern Titel erfodert: vielleicht ſollte der gewählte eine Anlockung ſeyn.

Doch das ist noch nicht alles. Das Buch wird auf dem Titel für eine Fortsetzung der aus dem Englischen übersetzten und zu Leipzig herausgekommenen Geschichte der engl. Colonien in Nordamerika — — bis auf den Frieden 1763, ausgegeben. Das ist es eigentlich nicht. Der Uebersetzer sagt selbst, er habe gefunden, daß in jener Geschichte das meiste zu kurz abgefaßt sey, und daher ein Werk liefern wollen, das für sich ein Ganzes ausmacht. Das heißt also: es ist Fortsetzung, und ist doch keine. Das merkt man auch gleich. In der langen Einleitung bis S. 122. findet man die Geschichte der französischen Colonien in Nordamerika, bis auf den Krieg 1755. Dann folgen erst die Jahrbücher; jedes Jahr macht ein Buch aus, deren etliche sehr kurz gerathen sind; das letzte oder neunte begreift das Jahr 1764. An der angeführten Geschichte der engl. Colonien tadelt der Uebers. daß sie die Begebenheiten der Jahre liefert, die nicht mehr soviel Anziehendes für die Leser haben, als die darauf folgenden: gleichwohl enthält der gegenwärtige erste Band auch nichts anders: aber das verdient eben keinen Tadel; alles kommt auf die Absicht des Verf. an. Erst S. 366. wird eigentlich auf die gegenwärtigen Uneinigkeiten näher eingesichtet; die genommene Partöey fällt gar zu sehr in die Augen. — Auch manche Unerheblichkeit hätte können wegbleiben.

Bestimmte Urtheile sucht man vergebens; inzwischen kann Mancher daraus für sich allerley Anmerkungen machen. Man sieht, was die engl. Colonien bey dem letzten Krieg mit Frankreich in Nordamerika gethan haben; wo Einigkeit, Einsicht, Bereitwilligkeit; oder wo Widersetzung und Bosheit herrschet haben. — Die folgenden Bände werden denn den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks genauer bestimmen lassen.

Sehr wundern wir uns über die Unwissenheit, welche der Uebersetzer verräth, da er in der Vorrede zweifelhaft ist, ob des Burke Abhandl. vom Erhabenen und Schönen, in das Deutsche übersetzt sey. Das hätte er ja von jedem Buchführer erfahren können. Eben so wundert uns das Urtheil über den Verf. der Briefe, die unter dem Namen Junius bekannt sind; es heißt: wenn der Teufel selbst ein Briefsteller werden wollte, könnte er nicht mehr Bosheit und Tücke beweisen. War denn keine schicklichere Bezeichnung aufzubringen?

Ph.

Allge-

Allgemeine Geſchichte der neueſten Entdeckungen welche von verſchiedenen gelehrten Reiſenden in vielen Gegenden des ruſſiſchen Reichs und Perſien, in der Hiſtorie, Landwirthſchaft und Naturgeſchichte ꝛc. ſind gemacht worden. Erſter Theil. Mit Kupfern. Bern, bey der typogr. Geſellſchaft 1777. in 8. Nebſt Einleit. und Regiſter 30 Bogen, $2\frac{1}{4}$ Bogen Kupfer.

Der Einfall, alle ſeit geraumer Zeit von den Naturprodukten, Völkern ꝛc. des großen ruſſiſchen Reichs, bekannt gemachte, in mehrern weitläuftigen und theuern Werken vorkommende Nachrichten, in eins zuſammen zu bringen, und mit gehöriger Auswahl ſo zu ordnen, daß Wiederholungen vermieden, Leſer von allerley Art befriediget, und alle blos die Verfaſſer oder deren Reiſegeräthe betreffende, Unerheblichkeiten unterdrückt würden, hat uns gleich bey der Ankündigung um ſo mehr gefallen, da wir ſchon vorher in dieſer Bibliothek den Wunſch geäußert hatten, daß eine geſchickte Hand aus jenen Werken brauchbare Auszüge machen möchte.

Der gegenwärtige erſte Theil iſt ganz gut gerathen; man hat nichts Merkwürdiges ausgelaſſen; jeder Verfaſſer, von dem man eine Nachricht entlehnt, wird durch ein beſonderes Zeichen bemerkt; auch ſind hin und wieder Anmerkungen aus andern Schriften beygefügt worden.

Freylich könnten wir Manches erinnern. Ohne an das ſchlechte Papier zu denken, oder etliche unbewährte Ausdrücke zu rügen, müſſen wir frey geſtehen, daß bey einer ſtrengern Wahl hätte können Raum geſchont und noch manche unnütze Kleinigkeit ſtillſchweigend übergangen werden. — Das Urtheil über das ruſſiſche Landvolk in der Einleit. S. 2. iſt etwas ſchielend; der gemeinſte Ruſſe fühlt gewiß vernünftige Vorſtellungen, und iſt ohnehin auf ſeinen Vortheil aufmerkſam. Bey dem Ruhm S. 18. ebend. als habe Georgi vom See Baikal eine gute Charte aufgenommen, hätte wohl Verfertiger und Herausgeber ſollen unterſchieden werden. Auch iſt nicht jedes ruſſiſches Wort richtig genug erklärt, z. B. S. 40. ebend. Slobode, welches zuweilen eine Vorſtadt oder gar

einen Theil der Stadt anzeigt, so heißt ein beträchtlicher Theil der Stadt Moskow die deutsche Slobode. Ueber die beygefügte Charte könnten wir auch etwas sagen; z. B. die Anmerkung, daß bey Achtuba eine Seidenfabrik ist, gehört doch wirklich auf keine Charte; bey Tschitskaja hätten die lateinischen Wörter superior und inferior können vermieden, hingegen die neu angelegten Colonien auf dem leeren Raum an der Wolgha vollständig angezeigt werden. — Wir wünschen, daß das Werk alle mögliche Vollkommenheit erlangen möge.

Merkwürdigkeiten der Mordvanen, Kosaken, Kalmücken, — — Nebst andern dahin gehörigen Nachrichten und Kupfern. Ein Auszug aus Pallas Reisen, Erstem Theile. Frankf. 1773. 300 Seiten in 8.

Merkwürdigkeiten der Baschkiren, Mestscheräken, Wogulen — — Auszug aus Pallas Reisen zweytem Theile. — — 1777. 235 S.

Merkwürdigkeiten der obischen Ostjaken, Samojeden, dauriſchen Tunguſen — — Ausz. aus Pallas Reisen drittem Theile — — 1777. 334 S.

Merkwürdigkeiten verschiedener unbekannten Völker des Russischen Reichs. — — Ausz. aus Georgi's Bemerkungen. — — 1777. 331 Seiten.

Leser, die ihre Wißbegierde befriedigen, aber sich nicht gern weitläuftige theure Werke anschaffen wollen; auch solche, die blos zum Zeitvertreib lesen, finden hier, wenn gleich nicht alles Merkwürdige aus Pallas und Georgi bekannt gemachten Nachrichten, doch das Interessanteste, und eine angenehme Unterhaltung. Diese Auszüge können wir daher um so viel mehr empfehlen, da wir durch eine genaue Gegeneinanderhaltung zuverläſſig wissen, daß sie mit Sorgfalt und Treue

angc-

angefertigt; auch die beygefügten Kupfer getreulich nachgeſtochen ſind.

Materialien zu der ruſſiſ. Geſchichte, ſeit dem Tode Kayſers Peters des Großen. Erſter Theil 1725—1730. Mit Münzen, Riga, bey Hartknoch, 1777. 460 S. in 8.

Anekdoten, unbekannte Nachrichten, Auseinanderſetzungen und Berichtigungen zweifelhafter Begebenheiten, gründliche Urtheile über die brauchbarſten Schriften u. d. g. alles zum Vortheil des künftigen ruſſiſchen Geſchichtſchreibers; ſchien uns der Titel zu verſprechen. Wir fanden nur ein Compendium, doch ein ganz brauchbares. Der Verf. zeigt Beleſenheit in neuern Schriften, trägt alles unterhaltend vor, befördert durch kurze eingeſtreute Anmerkungen, des Leſers Aufmerkſamkeit, bemerkt, wo die vorhandenen Nachrichten von einander abgehen, und befleißigt ſich einer dem Gegenſtand angemeſſenen Schreibart, von der er ſich nur ſelten z. B. S. 44. etwas entfernt.

Die lange Einleitung von 195 Seiten hätte füglich können wegbleiben; die darin mitgetheilten ältern Nachrichten ſind bekannt, kein Leſer erwartet ſie nach dem Titel. — In die vorgetragene Geſchichte Catharina I. und Peters II. ſind wie billig, allerley brauchbare und unterhaltende, obgleich bekannte Nachrichten, von einigen am ruſſiſchen Hofe merkwürdig gewordenen Perſonen und Miniſtern, eingewebt worden.

Nicht aller Orten hat uns der Verf. Gnüge gethan: nur etwas wollen wir anführen. Von der ruſſiſchen Regierungsform ſcheint er keine rechte Kenntniß zu haben. Er findet (S. 18.) ſeit Peter I. das Aeußere einer ganz unumſchränkten Oberherrſchaft, die aber meiſtens Ariſtokratie oder Oligarchie ſoll geweſen ſeyn. Wir wiſſen, wie falſch Ausländer gemeiniglich von der ruſſiſchen Regierungsform urtheilen; wir glauben ſogar, daß mancher ruſſiſcher Miniſter verlegen ſeyn würde, wenn man von ihm eine genaue Beſtimmung derſelben foderte. Hier iſt nicht die Zeit uns weitläuftig darüber zu erklären; nur etwas erinnern wir. Die große Macht des ruſſiſchen Regenten iſt in manchen Fällen durch alte Gewohnheiten und Geſetze gebunden: Neuerungen können bald große Unruhe erregen. Die Erhöhung oder Abänderung einmal eingeführter Abgaben, erfodert große Behutſamkeit; wie oft

oft ist es zu blutigen Auftritten gekommen, wenn Dörfer angewiesen wurden, ihr gewöhnliches Kopfgeld bey Bergwerken abzuarbeiten; nur das Schrecken einer zahlreichen Armee kann alsdenn Gehorsam gegen Befehle verschaffen. Aristokratie oder Oligarchie ist gar nicht zu finden: die einem oder mehrern Lieblingen eingeräumte Gewalt gehört nicht hieher; ein finstrer Augenblick stürzt den mächtigsten Liebling in sein voriges Nichts zurück, wie einige vom Verf. erzehlte Begebenheiten beweisen. Eigentlich hat ohne des Monarchen freye Wahl keine Familie oder Person an der Regierung Antheil.

Daß der Verf. über die russ. Staatseinkünfte nicht richtig genug urtheilt, wundert uns nicht: vielleicht kann sie kein einziger russ. Minister ganz genau bestimmen, weil 1) einige blos von Zufällen und Umständen, oder Glück abhängen, z. B. die aus Bergwerken, Zöllen, etlichen Monopolien u. dgl. 2) einige blos in Produkten bestehen, deren Preis abwechselt; oder die gar nicht in Berechnung kommen, da sie zu Löhnungen verbraucht werden; 3) einige in bloßen Diensten bestehen, und folglich als Ersparungen müßten berechnet werden; 4) sie alle von sehr vielen, weit entlegenen Departementern verwaltet werden; 5) es vielleicht manchmal an gehöriger Treue fehlt, u. s. w. Wenn sie aber jemand bestimmen will: so dürfen sie durchaus nicht mit den Einkünften in andern Reichen verglichen werden; Rußland richtet mehr mit 10, als eine andre Macht mit 15 Millionen aus; man nehme nur Rücksicht auf den kleinen Sold des Kriegsheers, auf den Ueberfluß von allen Bedürfnissen, die in mancher Provinz fast keinen Werth haben, u. dgl. Wie wohlfeil kann Rußland ein Schiff bauen, wenn redlich dabey verfahren wird. Welches Reich kann das leisten, was Rußland neuerlich geleistet hat? Und welche Geschenke! — Die Berechnung der Einkünfte und Ausgaben S. 284. ist gewiß falsch.

Auch in der russischen Verfassung scheint der Verfasser fremd zu seyn. S. 275. sagt er: „Da die Kopfsteuer, meines Wissens, nicht im ganzen russ. Reiche eingeführt ist, „und nicht von allen Ständen der männlichen Einwohner „bezahlt wird“ — Die eroberten Provinzen bezahlen keine Kopfsteuer, sondern andere sehr mäßige Abgaben; die Kopfsteuer in Geld bezahlen nicht alle Mannspersonen aus der Klasse des russischen Pöbels: einige bezahlen sie in Pelzwerk, andere leisten dafür Dienste, u. s. w. Aber was sollen die Stände? In Rußland hat man eigentlich nur Adel und Bauer;

Bauer: jener bezahlt nichts, nur muß er Rekruten liefern; dieſer bezahlt Kopfſteuer. Der Bürgerſtand fängt nun an, eine beſondere Klaſſe zu machen, (wenn man die Ausländer bürgerlichen Standes ausnimmt); doch findet man in Städten noch viele Kaufleute, die als Bauern der Krone Kopfgeld, und ihren Edelleuten für die Erlaubniß zu handeln, jährlich eine gewiſſe Abgabe bezahlen.

Das Vorgeben S. 164 und 185, als habe Peter I. zum Nachtheil des Reichs die Reſidenz nach Petersburg verlegt, iſt gewiß dem leichtſinnigen Wraxall nachgeſchrieben. Moſkow und die umliegende Gegend verloren etwas; ob dieß ins ganze Reich einen Einfluß habe, iſt eine große Frage; und eine noch größere, ob nicht das Reich dadurch gewonnen habe. Man vergißt Rußlands Größe und Einrichtung, wenn man vorgiebt, Moſkow liege mehr im Mittelpunkt, und zur Regierung des Reichs bequemer. Nein, Petersburg liegt wegen der Schifffahrt in vielen Betracht bequemer.

Auch die Meynung S. 156, als habe die patriarchaliſche Würde dem Monarchen zu ſehr die Waage gehalten, iſt aus Miſsverſtand entſtanden. Nur ſchwache Fürſten hängen von geiſtlichen Schreckbildern ab. Peter I. ſchaffte aus andern Gründen dieſe Würde ab. Daß der Monarch bey einem feyerlichen Auftritte dem Patriarchen gewiſſe bekannte Dienſte erwies, iſt kein Beweis für des letzten großes Anſehen. Dieſe Feyerlichkeit geſchahe jährlich nur einmal am Palmſonntage, nicht aus Ehrerbietung gegen den Patriarchen, ſondern aus Andacht zum Andenken einer bibliſchen Geſchichte. Wenn an etlichen Höfen zwölf alten Männern die Füße gewaſchen werden: ſo iſt dies doch wohl kein Zeichen einer beſondern Ehrfurcht gegen ſie?

Billig hätte der Verf. alle fliegende unerweisliche Gerüchte weglaſſen ſollen. Was er S. 187. von der Hamilton erzählt, iſt allgemein bekannt; aber es iſt zuverläſſig falſch, daß der Kayſer ſie auf das Blutgerüſte begleitet, dort von ihr zärtlichen Abſchied genommen, und ihre bebenden Lippen nach der Enthauptung geküßt habe. Im Gefängniß ſoll er ſie beſucht, und ihr verſprochen haben, daß keine Scharfrichters Hand ihren Leib berühren ſollte. — — Die Auszüge aus dem alten ruſſiſchen Landrechte von S. 74. bis 115. ſind ganz gut; ſtehen aber unſers Erachtens am unrechten Orte; und die aus ruſſiſchen Schriften mitgetheilten Stellen z. B. S. 318. kann kein deutſcher Leſer ohne Ueberſetzung nutzen. Das

Wort

Wort Tſchetwert S. 82. iſt viel zu unvollſtändig erklärt worden.

Der Verf. ſchreibt die ruſſ. Wörter nach der von einigen deutſchen Schriftſtellern angenommenen Art, bey welcher aber wirklich manches Wort unkenntlich wird, z. B. Suzdalſ, S. 16. wird Jedermann Sutsdali ausſprechen: in des Ruſſen Munde klingt es mehr wie Suſdal.

Da ein deutſcher Gelehrter ſeine angefangene Einleitung in die ruſſiſche Geſchichte nicht bis auf die neueſten Zeiten fortgeſetzt hat: ſo verſprechen wir den gegenwärtigen Materialien deſto mehr Leſer, und ermuntern den Verf. zur baldigen Vollendung.

Pe.

Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfaſſung, Handlung, Sitten, Naturgeſchichte und andern merkwürdigen Dingen verſchiedener Länder und Völker gegeben wird. XVII. Band, mit vielen nützlichen Kupfern. Berlin verlegts Mylius. 1777. 1 Alph. 4½ Bogen in gr. 8.

Dieſer Band enthält zwey Artikel. 1) **Fortſetzung und Schluß der Reiſen Eduard Ives nach Indien und Perſien**, bis S. 171. Die etwas trocknen Nachrichten von den Kriegsoperationen des Schiffs, auf dem Ives Wundarzt war, werden durch einige rührende Erzählungen, von dem Kampf der väterlichen und kindlichen Liebe bey der tödtlichen Verwundung des Cap. Speke und ſeines 16jährigen Sohnes durch einen Schuß, bey Belagerung des Forts Chandernagore, S. 28, und von dem Tode des würdigen Admiral Watſons S. 51, intereſſant und unterhaltend. 2) **Auszug aus Niebuhrs Reiſebeſchreibung nach Arabien**: er iſt leſenswürdig, und muß allen Beſitzern dieſer Sammlung erwünſcht ſeyn. Dazu gehören auch das bey dieſem Band befindliche Kupfer von einer Hochzeitproceßion zu Kahira, und die Landkarte von dem größten Theil des Arabiſchen Meerbuſens

ferns und der Küste Arabiens, von Sues bis Loheja. Sie thut beym Lesen gute Dienste: doch verläßt sie den Leser bey den folgenden Reisen in das Innere von Arabien. Die fleißigen Nachrichten von den Handelsproducten Aegyptens und Arabiens, machen diesen Auszug sehr lehrreich: am lehrreichsten aber würde er geworden seyn, wenn man die Resultate dieser Reise kurz zusammengezogen, und damit den Leser in den Stand gesetzt hätte, zu beurtheilen, wieferne die königlichen Absichten bey deren Veranstaltung erreicht worden sind, und was das Neue eigentlich sey, was dadurch für die Erdbeschreibung, Naturgeschichte, heilige Alterthümer und Sprachkunde, an den Tag gebracht worden ist. Jedoch dies kann auch noch bey dem Verfolg dieses Auszugs geschehen, wenn die Reisebeschreibung mit dem zweyten Bande geendigt seyn wird. Manches würden wir unsers Theils nicht in den Auszug gebracht haben, z. B. den unedlen Scherz mit einem armen ägyptischen Bauer, als er aus Hrn. N. Fernglas sein Dorf verkehrt erblickte, S. 206. oder daß die Flöhe in der koptischen Kirche zu Siste, Quartier bey den Reisenden gesucht haben, S. 217. und würden den Platz lieber mancher abgekürzten oder gar übergangenen Bemerkung aus der Naturgeschichte gegönnt haben. Druckfehler haben wir abermals einige bemerkt: vermuthlich sollen die Schicksale der Feinde, die man S. 25 abzuschneiden suchte, Schiffseile seyn. Nochmals wiederholen wir es, daß sehr für die Bequemlichkeit des Durchlesens gesorgt würde, wenn man die Namen der durchreisten und beschriebenen Orte, durch den Druck unterscheiden wollte, damit sie sogleich in die Augen fielen.

Jz.

Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Wohnungen, Kleidungen. — Erste Ausgabe. Nationen vom Finnischen Stamme. Petersburg, bey Müller. 1776. 11 Bog. in 4. und 25 Blätter Kupfer.

— — Zweyte Ausgabe. Tatarische Nationen — — 1776. 24 Bogen und 30 Kupferst.

Wer

Wer die bisher herausgekommenen Reisebemerkungen der im russischen Reiche herumgesandten Akademisten gelesen hat, dem wird das Meiste schon bekannt seyn. Von einigen hier beschriebenen Nationen werden überhaupt nur wenige, und noch weniger interessante; von andern manche unerwiesene oder gar unrichtige Nachrichten geliefert: eben nicht die beste Empfehlung für ein so theures Werk!

Unerwiesen ist gleich S. 2. das Vorgeben, als wären alle finnischen Völker nach ihrer ältesten Verfassung Nomaden gewesen; Ehsten und Liven haben ja schon in uralten Zeiten Ackerbau und Fischerey getrieben, sich auf die Schiffahrt gelegt, und wie schwedische Geschichtschreiber versichern, zur See Einfälle in Schweden gewagt; auch sind die alten Tschudischen Bergarbeiten tief in Rußland, bekannt: lauter Zeugnisse wider die vorgegebene nomadische Lebensart. Eben so ist noch nicht ausgemacht, und schwerlich zu erweisen, daß die itzigen Finnen von den Lappen in bessern Gegenden und zu einer gemächlichern Lebensart sollen ausgezogen seyn. S. 3. Eher läßt sich ein Verdrängen nach kältern nördlichern Gegenden gedenken; und daß Finnen die ersten Bewohner in Schweden gewesen sind, ist außer Streit.

Sehr wundern wir uns über die S. 22. u. f. vorkommenden schleifenden und falschen Nachrichten. Wider alle historische Wahrheit werden Letten, Ehsten und Liven (nach einer neuern liefl. Gelehrten Entscheidungsgründen schreiben wir lieber Liwen,) zusammengesetzt. Liven und Ehsten stehen sichtlich beysammen, beyde sind Zweige des großen finnischen Stammes; aber wie kommen die Letten in ihre Gesellschaft? Vermuthlich wurde ein Liefländer ersucht, von allen in seinem Vaterlande befindlichen Völkern Nachricht zu geben; und dieser glaubte gewiß am kürzesten abzukommen, wenn er diese drey Völker zusammen mischte. Seine eingeschränkte Kenntniß verräth sich gar zu deutlich; denn vieles, was er von diesen Völkern erzählt, ist grundfalsch oder bedarf wenigstens einer grossen Berichtigung. Einiges wollen wir anführen: 1) **Ehsten, Liwen und Letten sollen verwandt, doch nicht ein Volk seyn.** Das ist unverständlich. Ehsten und Letten sind in Sprache, Gebräuchen ꝛc. himmelweit unterschieden, zwischen beyden ist ein unauslöschlicher Haß. Daß sich durch allerley Anlässe etliche Ehsten und Liwen unter die Letten gemischt haben, macht keine Verwandtschaft. 2) **Leben und Liebe ausgenommen, sollen sie gegen alles in der**

Welt

Welt gleichgültig ſeyn. Nicht doch? Das Leben achten ſie nicht ſonderlich hoch, gegen den Tod ſind ſie gleichgültig; auch haben nicht alle ſtarke Anwandlungen von Liebe: Trunkenheit iſt ihre herrſchende Leidenſchaft. 3) Sie ſollen alle in kleinen Dörfern wohnen. Auch falſch: Ehſten wohnen theils in großen theils in kleinen Dörfern. 4) Sie ſollen ihre Sache auf nichts ſetzen, weil ſie der Edelmann ernähren muß. Wie ſchielend! Es giebt unter ihnen ſehr fleißige, und ſonderlich unter den Letten wohlhabende Leute. Nur ein Theil, ſonderlich unter den Ehſten, bittet von ſeinem Herrn Unterſtützung; ob er ſie ernähren muß, gehört nicht hieher. Sorgenloſe Menſchen giebt es in allen Ländern; aber die müſſen ſo gut in Liefland als anderwärts hungern. Die harte Sklaverey iſt wohl die nächſte Urſache ihrer Sorgloſigkeit und Armuth. 5) Mannsleute ſollen meiſtens ohne Bärte gehen, die Weibsperſonen Schuh und Pantoffeln tragen. Nein, alle verheyrathete Ehſten, auch alte Letten, tragen lange Bärte; der größte Theil der Ehſtinnen kennt kaum Schuhe, Pantoffeln gar nicht. — Zum Unglück weiß man hier nicht, wenn von Ehſten oder wenn von Letten die Rede iſt; beyder Völker Sitten und Gebräuche ſind ſehr verſchieden. 6) Die Letten ſollen Slaven mit Finnen vermiſcht, ſeyn. Vielleicht iſt hier auf die Thunmannſche Hypotheſe Rückſicht genommen, nach welcher die Letten vermöge ihrer Sprache, ein aus Sklaven, Gothen und Finnen vermiſchtes Volk ſeyn ſollen. Ihr ſtehen wichtige Gründe entgegen, als wovon wir zu andrer Zeit in dieſer Bibliothek geredet haben. Eichenet kann man mit Schlözer behaupten, daß die Letten jetzt ein beſonderes Volk ſind, das aber urſprünglich von den Sklaven abſtammt. Soll es aber heißen, nach und nach hätten ſich Leute vom finniſchen Stamme, z. B. Ehſten, unter die Letten gemiſcht: ſo haben wir nichts dawider. Aber wo findet man denn eine einzige ganz unvermiſchte Nation? 7) Die Letten ſollen ſich von Alters her auf den Ackerbau gelegt haben, im dreyzehnten Jahrhundert nach Liefland gekommen ſeyn, durch ihre Ausbreitung die Finnen veranlaßt haben, ſich zurück zu ziehen, und den Ackerbau von ihnen zu lernen. Lauter unerwieſene falſche Sätze, die wir aber zur Schonung des Raums nicht widerlegen wollen. Man merkt, daß hier kein ſcharf beobachtender Petersburgiſcher Akademiſt die

Feder geführt hat. Doch haben auch wohl solche zuweilen ihre Beobachtungen etwas eilfertig niedergeschrieben. Aus ihren Bemerkungen wird z. B. von vielen Nationen, als den Mordwinen (Morduanen) Wotjaken u. a. m. versichert, Schaitan sey die oberste unter ihren bösen Gottheiten. Gesetzt, sie haben Namen und Begriff nicht von den Russen entlehnt; sollten sie wohl schlechterdings eine Gottheit darunter verstehen? Viele Theologen predigen vom Teufel und dessen fürchterlichen Einfluß, ohne ihn für einen Gott zu halten.

S. 90. hätte sollen angezeigt werden, daß die Tatarn überhaupt mäßig und Feinde des Diebstahls sind; daß sie aber gemeiniglich durch üble Beyspiele gereizt, eine andre Gestalt annehmen, wenn sie sich haben taufen lassen. Der Zusatz ebendaselbst als sey das politische Verhältniß dieser Nation zum russischen Staat, in der Hauptsache dem bey den finnischen Nationen eingeführten, gleich, bedarf einer großen Einschränkung und Berichtigung — Die Anzeige S. 95, daß muhamedanische Tatarn ihre Woche mit dem Freytag anfangen, ist wohl überflüßig.

Doch wir brechen ab, und merken nur noch an, daß die Kupferstiche, welche man illuminirt oder schwarz bekommen kann, zuweilen nur die Kleidung von einem kleinen unbeträchtlichen Theil einer Nation abbilden; auch wird nicht jede beschriebene Völkerschaft auf einer Kupferplatte vorgestellt. Von der Beschreibung, die auch ohne Kupfer verkauft wird, sind noch zwey Ausgaben oder Theile zu erwarten; daß sie auch in russischer und französischer Sprache gedruckt wird, wissen unsre Leser vermuthlich schon aus der vorhergegangenen Ankündigung.

Pe.

Ueber den Druck der geographischen Charten. Nebst beygefügter Probe einer durch die Buchdruckerkunst gesetzten und gedruckten Landcharte, von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchhandlung. 1777. 20 Seit. in 4.

Die Kunst, geographische Charten durch Abdruck zu vervielfältigen, ist, wie die Kunst in Holz zu schneiden, die

Kupferstecherkunst, und Buchdruckerkunst selbst, eine deutsche Erfindung: sie ist von einem der ersten deutschen Buchdrucker, Conrad Schweinheim, in den ersten Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Ausübung gebracht worden. Die noch neue Kunst der Kupferstecherey hatte sich bisher nur mit Bildern beschäftigt, und war bey Büchern noch gar nicht angewandt worden; Schweinheim demnach, der nebst Arnold Pannartz, die nun ausgebildete Kunst, Bücher zu drucken, nach Rom gebracht hatte, und daselbst den Ptolemäus drucken wollte, ließ die Kupferstecherkunst einen Schritt weiter thun, und von Bildern zur Schrift übergehen; oder er versuchte es, die 27 zu diesem Werke gehörigen Charten in Kupfer zu stechen. Er bediente sich bey der in den Charten vorkommenden Schrift, oder bey den Namen, eben solcher stählerner Stempel, als der Buchdrucker bey Verfertigung der Formen zum Guß der Buchstaben braucht, und schlug sie Buchstaben vor Buchstaben, in seine Platte ein: ob sie aus Kupfer oder Zinn bestanden, ist nicht genau zu bestimmen. Allein er starb nach dreyjähriger unablässiger Arbeit, noch vor Beendigung des Werks, und ein anderer Deutscher, Arnold Bucking, brachte es 1478. zu Stande und ans Licht. Bologna will zwar die Ehre der ersten Anwendung der Kupferstecherkunst auf geographische Charten, der Stadt Rom und dem Deutschen, Schweinheim, streitig machen, da es eine Ausgabe des Ptolemäus mit in Kupfer gestochenen Landcharten von dem Drucker Dominicus de Lapis, schon vom Jahr 1462. vorzeigt. Allein diese Jahrzahl ist zuverlässig falsch, da man vor diesem Drucker kein Buch vor 1477. aufzuweisen hat, und der Herausgeber dieser Ausgabe, Philippus Beroaldus, erst 1450. gebohren war. Der Verf. vermuthet daher nicht unwahrscheinlich, daß die Jahrzahl in der Ausgabe von Bologna eigentlich MCCCCLXLI. oder 1491 habe heissen sollen, und daß der Setzer statt L ein I ergriffen habe.

Ein zweyter Versuch, Landcharten abzudrucken, geschahe durch Anwendung der Holzschneidekunst. Diese Kunst war bey den Deutschen schon zu einer großen Vollkommenheit gediehen: das schwerste für sie war noch, Schrift zu schneiden, welches aber doch bey einer in Holz zu schneidenden Landcharte nöthig war. Dennoch aber versuchte es ein Künstler, Joh. Schnitzer von Arnheim, und führte seine Arbeit gut hinaus. Die ersten Proben waren die Landcharten zu der Ausgabe des

Ptolemäus, die der Buchdrucker, Leonhard Holl, zu Ulm 1482, beſorgte, welche Ausgabe 1486. wiederholt wurde. Dieſe Erfindung wurde 1515. bey einer andern Ausgabe, die Joh. Schott zu Straßburg beſorgte, durch Nachahmung der nicht lange zuvor entdeckten Kunſt des Clair-obſcur, erweitert. (Zu den älteſten Proben der in Holz geſchnittenen Landcharten zählet der Recenſent die, freylich noch ſehr rohe, fehlerhafte und ohne Maaßſtab und Proportion geſchnittene Charte von Paläſtina, in Bernhard von Breydenbachs Reiſe nach Jeruſalem vom Jahr 1486. Sie iſt mit Illumination gedruckt, Dörfer roth und blau, Wälder grün gedeckt, Berge grün und Flüſſe gelb ſchattirt, und beſteht aus 4 neben einander geſetzten Bogen.

Weil inzwiſchen der Schnitt der Buchſtaben, der gleichwohl das Hauptwerk einer Charte war, dem Formſchneider eine unfruchtbare Mühe machte, und der Kupferſtecher vielen Vortheil vor ihm hatte: ſo verſuchte man es, ihm das mühſame Schriftſchneiden abzunehmen; man ließ ihn bloß die auf den Charten vorkommenden Figuren und Zeichnungen ſchneiden, und da, wo Namen ſtehen ſollten, nur Löcher in die Holzforme machen, wo hinein man die zu jedem Namen gehörenden Buchſtaben der Buchdruckerey ſteckte, und wie andere Schrift abdruckte. Leſerlicher wurden nun wohl die Namen, aber die Charten bekamen dadurch ein ſeltſames Anſehen. Der erſte Verſuch dieſer Art kam mit dem Ptolemäus, zu Venedig bey Jak. Pentius de Beucho 1511. in gr. Fol. heraus, und der Einfall wurde, nur ſchlechter, von Heinr. Petri zu Baſel, 1544. (nicht 1444. wie es hier durch einen Druckfehler heißt,) mit Sebaſt. Münſters Coſmographie nachgeahmt.

Dieſe Erfindung aber erhielt ſich nicht lange: die Kupferſtecherkunſt trat in Anſehung der Landcharten, wieder in ihre alten Rechte, wovon die häufigen Charten bey *Ortelii* theatro orbis terrarum, 1570. durch Aegid. Dieſt geſtochen, zum erſten vorzüglichen Beyſpiele dienen. Inzwiſchen war von dem letzten Verſuch der Buchdruckerey in Landcharten bey der Münſterſchen Coſmographie, nur noch ein Schritt zu thun übrig, um ſich ſolchen aufs neue und ganz zuzueignen. Außer der Schrift ſind auf einer Landcharte nur noch Zeichen von Orten, Flüſſen, Bergen und Wäldern übrig. Es iſt daher zu verwundern, daß man nicht ſchon längſt darauf verfallen iſt, Figuren zu erfinden, durch deren Zuſammenſetzung

setzung man diese noch übrigen Theile der Charte auf eben diese Art auszudrücken im Stande wäre, wie es mit den Namen der Länder und Oerter durch Zusammensetzung der Buchstaben geschieht, um den Holzschnitt ganz zu entbehren. Vielleicht schreckte manchen die geglaubte Unmöglichkeit ab, einen willkührlich, bald horizontal, bald perpendicular, bald diagonal, bald sinkenden, bald steigenden, fortlaufenden Faden, durch eine gleichwohl blos horizontal parallel gehende Zusammensetzung der Figuren bilden zu können, als die Zeichnungen der Flüsse, Wege und Gränzen auf den Landcharten sind. Hr. Br. hat inzwischen wirklich schon diese Idee vor 20 Jahren gehabt. Allein weil er versichert war, daß diese Erfindung immer einige Grade schlechter und für das Auge unangenehmer ausfallen müßte, als das, was man bisher an Landcharten zu sehen gewohnt war: so war er nicht willens, seinen Gedanken auszuführen. Allein die Bekanntmachung eines ähnlichen Einfalls vom Hrn. Hofdiaconus Preusch in Carlsruhe, durch die Hand des jüngern Hrn. Haaß in Basel, erweckten ihn wieder, seinen alten Grundriß hervor zu suchen und in Ausübung zu bringen. Er hat sich bereits in den Wüschingischen wöchentlichen Nachrichten darüber erklärt: sieht sich aber nunmehr veranlaßt, nicht nur den vorher bekannt gewordenen Correctur-Abzug seines typographischen Versuchs verbessert zu liefern, sondern sich auch über den Verdacht zu rechtfertigen, als wenn er mit Ungrund Hrn. Preuschen die Ehre der ersten Erfindung habe entziehen wollen, und vielmehr durch ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht worden sey, und zugleich dessen Arbeit mit der seinigen zu vergleichen. So viel ist nun wohl jedem Unpartheyischen sichtbar, daß Hr. Br. nicht erst seit der Ankündigung der Preuschen Erfindung in den wöchentlichen Nachrichten, auf den Gedanken eines ähnlichen Versuchs könne geführt worden seyn; sondern daß er die Sache von geraumer Zeit her überdacht haben müsse. Inzwischen darf es Hrn. Pr. eben so wenig mißfällig seyn, daß ein Mann, wie Hr. Br., in seiner eignen Kunst schon lange die Idee gehabt, auf die er durch sich selbst durch Nachdenken gebracht worden ist, als es Hrn. Br. nachtheilig seyn kann, daß ihm Hr. Pr. in der Bekanntmachung einer Erfindung, deren Ehre ihm zuerst gebührt, zuvorgekommen ist; so wenig als die frühere Bekanntmachung der Jupitersträbanten durch den Galiläi den Simon Marius um die Ehre bringen konnte, sie zuerst bemerkt zu haben. Hr. Br. hat aber

zu ſeiner Probe die Gegend um Leipzig gewählt, weil hier die meiſten Schwierigkeiten, ſieben zum Theil an Stärke zunehmende Flüſſe vorkommen. Er rühmt von ſeiner Arbeit, daß ſie, nach der Buchdruckerſprache zu reden, geſetzt, (d. i. aus Typen von einerley Kegel, oder Körperſtärke, und von einer unwandelbaren Form, ohne durch einen Meſſerſchnitt oder Zuſatz von Holz und Kartenſpänen geändert worden zu ſeyn, zuſammengeſetzt ſey,) Hrn. Pr. Charten von der Schweiz aber wenigſtens hie und da, geflickt, d. i. von dem allen das Gegentheil ſey.

Die Erfindung bleibt allemal merkwürdig, und verdiente daher auch, da ſie eine deutſche Erfindung iſt, in der A. d. B. eine umſtändliche Bekanntmachung; damit ſie aber nicht bloß Speculation bleibe, ſondern auch brauchbar werde, ſo ſchlägt der V. vor, ſie unter dem Beyſtande des Hrn. D. Büſchings, zu Verfertigung eines ſo genannten Schulatlaſſes anzuwenden, und verlangt darüber die Stimme des Publicums. Da aber dieſe durch Typen geſetzte Charten vermuthlich nicht wohlfeiler, als die in Kupfer geſtochenen, ausfallen werden; und doch in der Ausführung bey der unterſchiedenen Projection der zu liefernden Charten, ihre großen Schwierigkeiten finden müſſen; ſo wiſſen wir unſers Theils nicht, ob wir aus einem andern Grunde darzu rathen ſollen, als daß ein Denkmal dieſer Erfindung auf die Nachwelt komme. Wenigſtens iſt ſo viel wahr, daß in dieſen erſten Proben des Diſtricts um Leipzig nicht alle geographiſche Typen nach ſtrenger geometriſchen Maaße geſetzt ſind.

Noch vor Abſendung dieſer Recenſion erhalten wir ferner weit von Hrn. Breitkopfen

Beſchreibung des Reichs der Liebe, mit beygefügter Landcharte. Ein zweyter Verſuch, im Satz und Druck geographiſcher Charten durch die Buchdruckerkunſt, von J. G. J. B. Leipzig, aus der Breitkopfiſchen Buchdruckerey, den 19ten Oct. 1777.

Da das allegoriſche Reich der Liebe ſeine verſchiedenen Regionen und Gränzen, z. E. ein Land der Jugend, der Lüſte, der glücklichen oder trauernden Liebe, ein Land der Hageſtolze ꝛc. ſeine Flüſſe, (Freudenſtrohm, Thränenbach, Schwär-

Schwälgerfluß,) Gebirge, Seen, Moräſte, Wäldchen, (unter andern den Werthershayn, von kritiſchen Holzhackern und moraliſchen Wildſchützen durchkreuzt), Wüſten und Orte hat, ſo konnte es auch zur Ausübung des neuerfundenen Landcharakterdrucks dienen. Ein Urtheil über die Allegorie ſelbſten, und Prüfung eines jeden einzelnen Theils und Namens insbeſondere über Abtheilung und Gränze, gehört nicht in die Anzeige geographiſcher Schriften.

Hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung der zwölf vereinigten Colonien von Nordamerika. Nebſt einer Abſchilderung des gegenwärtigen Zuſtandes von Großbrittannien. Bunzlau, im Waiſenhauſe. 9½ Bogen in 8. die Vorrede iſt vom 28 Febr. 1777.

Iſt eine von den Gelegenheitsſchriften, von dem gewöhnlichen Schlag und Gepräge, wie die meiſten ſind, die für die Bedürfniſſe des großen Haufens der Zeitungsleſer geſchrieben werden, aus ganz bekannten Quellen geſchöpft und mit dem Geiſt der Partheylichkeit geſauert. Schon auf dem Titel verräth ſie der Verfaſſer. Erd- und Geſchichtſchreiber ſollten doch wohl erſt einen Friedensſchluß abwarten, ehe ſie mit dem Titel der vereinigten Colonien ſo freygebig ſind. Gegen die Könige aus dem Hannöveriſchen Haus iſt er ungerecht; er wirft ihnen vor, daß unter den Georgen der Engliſche Handel gefallen ſey, der unter den Stuartiſchen Königen den ſchlechteſten, die auf Engliſchem Thron ſaßen, in weit größerm Flor geweſen ſey; daß ſie mit Willen die Nationalſchuld vergrößerten, und von keinen Vorſchlägen, ſolche zu melden, etwas wiſſen wollten, weil ſie dadurch die Sicherheit der bey intereſſirten Engliſchen Familien mit dem Intereſſe ihres Hauſes verbänden. Die Coloniſten ſollen ſich gleich Anfangs ihr Recht, als freye Britten behandelt zu werden, bey ihrem Abzug vorbehalten haben; und die unter ihnen befindlichen Deutſchen müßten den Engländern gleich ſeyn. Welche Vorausſetzung! womit will ſie der V. beweiſen? Schon bey den Griechen und Römern hatten die Colonien nicht alle Rechte des Mutterlandes: und die armen Pfälzer, Salzburger, Herrnhuther und andre demüthige deutſche Auswanderer, ſollen bey ihrer Aufnahme in den Engliſchen Colonien an die ſtolzen

Forderungen gedacht haben, die ſich jetzt ihre Enkel in Kopf ſetzen? Immer das ewige Lied, daß die Inſurgenten in Amerika in dem Fall wären, worin ehemals die Niederländer und Helvetier waren; und daß man einen Waſhington und Hankok einſt mit eben der Achtung nennen werde, mit der man itzt einen Prinzen von Oranien, einen Stauffacher und Melchthal nennt! Waren Niederländer und Helvetier, Coloniſten des Volks, deſſen ſchmälichſte Druckungen ſie erdulden mußten? und kann man das Verfahren des Engliſchen Miniſteriums gegen ſeine Colonien, mit der Tyranney der ſpaniſchen Befehlshaber und der öſterreichiſchen Landvögte vergleichen?

In der Vorrede entſchuldigt ſich der V. daß er die Lagen der Colonien blos nach der Breite, und nicht nach der Länge beſtimme, weil der Begriff der Länge für die Leſer, für die er ſchreibe, zu ſchwer ſey. Wir dächten, eins ließe ſich von dem andern nicht trennen, und wer das eine nicht begreifen kann, könne auch das andre nicht verſtehen. Und wie iſt es denn möglich, eine Lage durch die bloße Breite, ohne die Länge beſtimmt anzugeben? Können nicht drey Orte in Europa, Afrika und Amerika einerley Breite haben, die blos durch die Länge unterſchieden ſind? Uebrigens kann das Buch, die einſeitigen Urtheile abgerechnet, für Leſer, die keine wichtigern Bücher in Händen haben, zur Noth ganz brauchbar ſeyn.

Joh. Wilhelm von Bergers hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung von Corſika in ältern Zeiten. Aus dem lateiniſchen überſetzt. Gera, bey Heinr. Gottlieb Rothen 1777. 15 Bogen in 8.

Das iſt eine Ueberſetzung von des ſel. Bergers eclogis antiquitatum corſicarum, die er, wie der Ueb. ſagt, in den mittlern Jahren dieſes Jahrhunderts, in Wittenberg nacheinander von dem Catheder herab vertheidigt, d. h. laut anempfohlen hat. Wenn ſie in den Jahren erſchienen wäre, wo noch Paoli auf dem Schauplatz von Corſika ſeine Rolle ſpielte, ſo hätte es uns nicht wundern ſollen; ſie hätte denn den Pendant zu Boswells Beſchreibung abgeben können: was ſie aber itzt für eine Abſicht haben ſoll, und wie ſie ihr Glück zu machen gedenke, können wir nicht abſehen. Der Ueberſetzer giebt zwar zur Urſache an, daß die lateiniſchen Erem-

Exemplare ganz in der Welt herum vergriffen und vergriffen wären: allein wenn das war, ſo konnte man nur Bergers eclogas wieder auflegen laſſen; denn ſie ſind für Leſer beſtimmt, die keiner deutſchen Ueberſetzung bedürfen. Und wenn gleich der Ueb. meint, daß das Wittenbergiſche Latein des ſel. Bergers mehr Senecaiſch und Taciteiſch als Ciceronianiſch ſey: ſo können wir ihn doch verſichern, daß der Freund der alten Litteratur und Geographie es zehnmal lieber leſen wird, als ſeine deutſche Ueberſetzung; wiewohl ſie ſich noch immer erträglicher leſen läßt, als man aus dem wunderlichen Ton der Vorrede hätte erwarten ſollen. Von dem Werk ſelbſt einen Auszug zu geben, iſt nicht nöthig, da es nicht neu iſt, und der Ueberſ. weiter nichts neues, als einige Anmerkungen aus dem Boswell hinzugethan hat. Es iſt allerdings ſeinem Inhalt nach leſenswürdig, ſagt weit mehr von dem alten Corſika, als Cluver und Cellarius, und enthält noch manche kritiſche Unterſuchungen, die man hier nicht erwartet: der Ueb. hätte aber die geſammleten Collektaneen durch gewiſſe Abtheilungen oder wenigſtens durch Marginalien, noch brauchbarer machen können. Berger konnte wohl im lateiniſchen *Miſſionii* iter italicum allegiren; das war aber im Deutſchen nicht nöthig.

Iſ.

7. Gelehrtengeſchichte.

Beyträge zur Oettingiſchen, politiſchen, kirchlichen und gelehrten Geſchichte, von dem Verfaſſer der Oettingiſchen Bibliothek geſammelt und herausgegeben. Zweyten Theils zweyte Sammlung. Nebſt einem Regiſter. Oettingen, bey Lohſe, 1775. 8. 402 S. die erſte Sammlung mit eingeſchloſſen, ohne das Regiſter.

Bereits im J. 1758. gab der Herr Verfaſſer, der Fürſtlich Oetting. Generalſuperintendent Michel, den erſten Theil ſeiner Oettingiſchen Bibliothek, (Anſpach, bey Po-

ſchen, SS. 258 ohne Regiſter.) heraus, welchem im J. 1765. der zweyte, (Oettingen bey Lohſe, SS. 268. und im J. 1768. der dritte und letzte Theil, (ebendaſ. S. 214.) nachfolgte. Als eine Fortſetzung dieſes Werks ſind die bemerkten Beyträge, deren erſter Theil im J. 1772. (S. 268,) dann des zweyten Theils erſte Sammlung, 1774. herausgekommen iſt, und die auch fremde Aufſätze enthalten, anzuſehen. Der V. hat ſich durch alle dieſe Sammlungen um die ganze Geſchichte des Hauſes Oettingen wirkliches Verdienſt erworben, und inzwiſchen mehrere ſeiner Landsleute angelocket, Felder aus der Oroſchaft zu ziehen, die man bisher nicht gehörig bearbeiten mögen oder können. Dermalen ſchränkt ſich der Recenſent nur auf das oben angezeigte neueſte Stück ein, da die übrigen ſchon zu alt und bereits zu ihrer Zeit in andern gelehrten Blättern angezeigt worden ſind. N. 1. enthält, wie gewöhnlich, wieder Zuſätze und Erweiterungen zu einigen Abſchnitten der O. Bibliothek; N. 2. Nachricht von einem neuen Jubelprieſter, ſammt einer Nachleſe zu den bisherigen. N. 3. Verzeichniß der ſämmtlichen Herren Geiſtlichen O. L. auf dem Lande vom J. 1539. bis 1775. nach der Ordnung der Inſpektionen, (eine mühſame, aktenmäßige und in gar vielerley Abſicht für Oettinger brauchbare Arbeit,) ſo unbeträchtlich ſie auch vielleicht manchen, die immer nur unterhalten ſeyn wollen, vorkommen möchte. Mich wundert, daß der Hr. V. der katholiſchen Geiſtlichkeit in dem Oettingiſchen noch keine Erwähnung gethan, und dabey die Augsburgiſchen und Eychſtedtiſchen geiſtliche Addreßhandbücher gebrauchet hat.) N. 4. Sammlung von Grabſchriften und Denkmalen, welche einigen Herrſchaftl. Perſonen des hohen Hauſes O. die außer Landes verſtorben, an den Orten ihrer Begräbniſſe errichtet worden; eine Sammlung, die ſorgfältig fortgeſetzt und vermehrt zu werden verdiente. N. 5. Verſuch zur nähern Berichtigung einiger Stellen in der Oett. Genealogie vom J. 1224. bis 1313; (d. i. gerade derjenigen Epoche, wo die größte Unrichtigkeit in den O. Geſchlechtsreihen herrſchet. Der V. iſt auf der Straße, die da heißt die richtige, und kann darauf zu ſeinem Ziele gelangen, wenn er beſonders noch immer mehrere Urkunden ſammelt; dieſe unter einander vergleichet, und ſichs nicht verdrießen läßt, eine etwa einmal angenommene Hypotheſe ſo oft wieder zu verlaſſen; ſo oft documenta nouiter reperta die Sachen in den vorigen oder in einen andern Stand herzuſtellen oder umzuändern anrathen.

S. 352. befindet sich in einem Urkundenauszuge vom J. 1242. „bonae memoriae Comes *Cunradus* VIVUS *nostrum*“ (Gr. Ludwig der ältere und jüngere urkunden) „*Frater et* „*alterius pater*“; ein offenbarer Fehler. Denn, *vivus* soll hier offenbar *vivus* heißen, weil Gr. Conrad des Grafen Ludwigs des ältern Bruder, und Gr. Ludwigs, des jüngern, Vater gewesen ist. Eine abermalige Probe von der Unzuverläßigkeit bloßer Copeyen! S. 354. wird in der Note eines Siegels Gr. Ludwigs an einer Urkunde vom J. 1289. Meldung gethan, auf welchem das Oett. Wappen zu sehen, und diesem ein Hirschgeweih, (als ein Theil des Hirschbergischen Wappens) beygefügt sey. Recensent zweifelt aus gar vielen sphragistischen Gründen an der Aechtheit dieses sonst gewiß sehr wunderbaren Siegels, kann sich aber an diesem Orte hierüber nicht umständlicher erklären.) N. 6. Nachricht von dem Leben der beyden berühmten Maler und Kupferätzer, Anton Joseph und Georg Caspar von Prenner, zween Oettingischen Landeskindern; von dem fürstl. Oetting. Wallerstein. Hrn. Hofrath Preu verfaßt. Diese gut geschriebene Biographie leidet keinen Auszug, verdiente aber besonders abgedruckt zu werden. Des letztgenannten Georg Caspars von Prenner noch vorhandene und verkäufliche Zeichnungen nach dem Leben, mit schwarzer Kreide, ohne Grund, auf schönem und dichtem Papier in 3 Foliobänden sind eine Sammlung, die selbst die Forschbegierde eines Lavaters rege machen könnte. Eine sehens und studierenswerthe Sammlung, die einzige in ihrer Art, mit dem Titel: Il fiore degli Uomini illustri di Roma, tanto nelle Scienze, che nelle belle arti, raccolto dal loro natural volto, disegnato dal l'Anno 1741. fino al 1747. di me G. G. de Prenner. Vol. I. Anno 1747. — 1750. Vol. II. anno 1750. — 1766. Vol. III. Sie enthält 232 Porträte, mehrentheils aber nur die Köpfe, welche jedoch mit so viel Zierde, so viel Feinheit und Wahrheit gezeichnet sind, daß man nicht leicht etwas niedlicheres dieser Art sehen wird. *Prenner* fieng nämlich mit dem Anfange seines Aufenthalts in Rom an, die berühmtesten Leute, welche er kannte, zu seinem eigenen Vergnügen, nach dem Leben abzuzeichnen, setzte, solches auch in Rußland und bis an seinen Tod fort. Kein Stand oder Geschlecht war hiervon ausgeschlossen. Päbste, Cardinäle, Gelehrte, Tonkünstler, Maler, Bildhauer, Baumeister, Medailleurs, und andere, auch Frauenzimmer, die sich durch Verstand und Geschicklichkeit hervorgethan haben,

ben, faßt diese Sammlung. Es ist dabey faß jedesmal die Name der Person, ihr Stand, zuweilen auch ihr Alter, und die Zeit, wenn sie abgezeichnet worden, angegeben.

Uebrigens werden die Beyträge fortgesetzt werden. Das versprochene Namen-, Personen-, Ort- und Sachenregister, sowohl über sie als die 3 Theile der O. Bibliothek wird das Ganze erst recht brauchbar machen.

Literarisches Museum. Altdorf im Verlag Lorenz Schüpfels. 1777. I und II Stück, jedes von 10 Bogen in 8.

Die Verfasser dieses neuen Journals zeichnen sich in der Vorrede ihre Gränzen folgendergestalt: „Unser Museum soll „literarisch seyn. Man weiß, wie ausgebreitet das Feld „der Litteratur ist, unter welchen man Bücherkenntniß, Geschichte der Gelehrten, der Bücher und der Wissenschaften zu „begreifen gewohnt ist.“ Und dieses Feld bearbeiten sie theils durch eigne Abhandlungen, theils durch Recensionen dahin einschlagender Bücher. Die zwey ersten Stücke, so wir von uns haben, enthalten folgende Artikel. 1. Von Correctoriis biblicis S. I und II St. S. 177. So nannte man ehemals kritische Ausgaben der Vulgata, die die gewöhnliche Lesart aus ältern Handschriften, aus den ebräischen und griechischen Originalschriften, aus Kirchenvätern und aus andern Uebersetzungen verbesserten. Es werden hier deren drey beschrieben. Das Correctorium biblie per *Magdalium Idcobum*, das zwar das Jahr 1500 auf dem Titel führt; aber nach dem M. nicht vor dem Jahre 1508 zuerst im Druck erschienen seyn soll; des Cardinals *Hugo de S. Caro liber de correctionibus variis super biblia*, eine Handschrift, woraus manche nicht unerhebliche Beyspiele kritischer Bemerkungen angeführet werden, sonderlich bey Stellen, wo Hugo griechische Handschriften zu brauchen vorgiebt. Wir müssen sie Freunden der biblischen Kritik nachzulesen empfehlen. Das dritte ist das *Correctorium Parisiense*, gleichfalls eine Handschrift aus dem zwölften Jahrhunderte. Hody schreibt dieses Correctorium, doch nur aus einer bloßen Vermuthung, dem englischen Kanzler, *Langton*, zu.

2, Anzeige einiger Originalausgaben von Schriften, welche wegen des Packiſchen Bündniſſes im 1527ſten und folgenden Jahren herausgekommen ſind. S. 43. Otto von Pack, Herzogs Georgs von Sachſen Rath und Kanzler entdeckte 1528 dem Landgrafen Philip von Heſſen, daß Ferdinand, König von Böhmen, Churfürſt Albrecht von Maynz, Churfürſt Joachim von Brandenburg, Matthäus, Erzbiſchoff von Salzburg, die Biſchöffe von Bamberg und Würzburg, Herzog Georg von Sachſen, nebſt Wilhelm und Ludwig, Herzogen von Bayern, im Jahre 1927 in Breßlau, einen Bund wider die Proteſtanten, und namentlich gegen den Churfürſten von Sachſen und Landgrafen von Heſſen, geſchloſſen hätten. Letzterer beklagte ſich darüber gegen ſeinen Schwiegervater, Herzog Georg von S., worauf nicht nur dieſer, ſondern auch alle übrige intereßirte Fürſten, die Richtigkeit des vorgegebenen Bündniſſes leugnete. daher es denn kam, daß es gleichſam zum Spott das Packiſche Bündniß genannt wurde. Die Sache ſelbſt nebſt den vornehmſten darüber gewechſelten Schriften und der Gefahr, worein ſie die Proteſtanten, wegen der dargegen gemachten Zurüſtungen hätte ſtürzen können, iſt aus den deutſchen Geſchichtſchreibern, ſonderlich aus dem Hortleder, nicht unbekannt. Der V. hat bloß das Verdienſt, die Originalſchriften, die in dieſer Streitſache zu Urkunden dienen können, geſammelt zu haben. Sie beſtehen in dem Abdrucke des vorgegebenen Bündniſſes ſelbſt, ohne Ort und Jahr; in dem Briefe Landgraf Phillips an Herzog Georg ſammt deſſen Antwort, 1528. in der Entſchuldigung des Landgr. wegen ſeiner Kriegsrüſtungen 1528 in den Ablehnungsſchriften der Churfürſten von Brandenburg und Maynz, des Biſchoffs von Würzburg, des Königs von Böhmen, der Herzoge von Bayern und des Erzbiſchoffs von Salzburg, allen von 1528 und deren mehrmaligen Auflagen. Vom Biſchoffe von Bamberg hat der V. keine Vertheidigungsſchrift zu ſehen bekommen. Luther äußert in einem Briefe an D. Wenz. Link in Nürnberg ſeine Bedenklichkeiten und Zweifel gegen die Vertheidigung Herzog Georgs. Der Brief kam in des Herzogs Hände, der Luthern hierüber zur Rechenſchaft forderte. Auch die in dieſem Nebenſtreite gewechſelten Streitſchriften werden ſorgfältig angeführt. Der Recenſent iſt übrigens immer mehr geneigt geweſen, Packen für einen Betrüger und Geldſchneider und das Bündniß für erdichtet zu halten.

3. Bey-

3. Beytrag zur Geſchichte der Betrügerin, welche ſich für Anna von Cleve, geweſene Gemahlin K. Heinrichs VIII. von England, ausgab. S. 87. Heinrich VIII. beyrathete nach dem Tode der Johanna von Seymour im Jahre 1539 Anna, Johanns III. Herzogs von Cleve Tochter. Sie war ſchön; der König fand ſie aber nicht nach ſeinem Geſchmacke, und hatte inzwiſchen eine Neigung zu Kath. Howard gefaßt, die nachher ſeine fünfte Gemahlin wurde: er ließ ſich daher durch die Geiſtlichkeit von ihr ſcheiden, und die Eheſcheidung durch das Parlament beſtätigen. Sie lebte nachher unter dem Titel einer adoptirten Schweſter des Königs bey einem mäßigen Jahrgelde zu Richmond, wo ſie im Jahre 1557 ſtarb. Nichtsdeſtoweniger erſchien 1559 in Gotha die vorgebliche Königin, Anna von Cleve, die mit einem unermeßlichen Schatze heimlich aus England entwichen ſeyn wollte, wo man nach ihrer Entfernung, ihren Tod vorgegeben und zum Scheine ihr ein feyerliches Leichenbegängniß gehalten habe. Sie that dem Rathe zu Nürnberg ſchriftlich den Antrag, ihm eine mitgebrachte Summe von 45 Tonnen Goldes in ſichere Verwahrung zu geben, und verlangte deswegen, daß man eine vertraute Perſon zu ſie ſchicken ſollte. Der Rath erwählte darzu einen Mann, der die wahre Anna von Cleve gekannt hatte und engliſch verſtand. Sie wußte ihn von der Möglichkeit einen ſolchen Schatz zu ſammeln zu haben, zu überreden; er rühmte bey ſeiner Zurückkunft ihren Verſtand und ihre Beredſamkeit, und verſicherte, daß ſie erwähnter Prinzeßinn vollkommen ähnlich ſähe. Dem Rathe kam zwar die ganze Sache verdächtig vor, doch ſchickte er den Abgeordneten zum zweytenmale an ſie: ſie zeigte ihm eine ausgeſtellte Schuldverſchreibung der Stadt Danzig von 300000 Kronen, und wollte auch die an England bey der Ranzion König Johanns von Frankreich vorgeblich verſetzt geweſene franzöſiſche Krone, Scepter und Reichsapfel bey ſich haben, durch deren Zurückgebung ſie eine Heirath ihres Vettern, Herz. Joh. Wilhelms von Sachſen mit der franzöſiſchen Princeſſin, Eliſabeth, und beſſer Erlangung auf den engliſchen Thron, nach dem Tode der K. Maria, bewirken wollte. Als der Abgeordnete zum drittenmale zurück kam, war inzwiſchen die vermeinte Königin in Verhaft genommen worden, ohne daß er erfahren konnte, wohin. Ein Heſſiſcher dienter der wahren Königin Anna, den der Herzog von Cleve, ihr Bruder, um ſie zu beobachten, nach Gotha geſchickt hatte,

hatte

hatte entdeckt, daß ſie eine von dem Frauenzimmer der unglücklichen Königin ſey, und dadurch ihren Fall veranlaßt. Weiter gehen die hier mitgetheilten Nürnbergiſchen Archivnachrichten nicht.

4. wird **Melanchthons** vortreffliche Apologie für D. Luthern beſchrieben, die Anfangs unter dem Titel: *I. Didymi Fauentini* aduerſus Thomam Placentinum pro Mart. Luthero oratio, 1521 aber zu verſchiedenenmalen unter ſeinem eigenen Namen herauskam. Merkwürdig iſt es, daß bereits hierinn, alſo im Jahre 1520 der Pabſt der Antichriſt genannt wird S. 155. 5. **zur Geſchichte der** Formula Concordiae S. 234. Ein freymüthig geſchriebener und ſehr leſenswürdiger Artikel, der eigentlich einen Beytrag zur Geſchichte der Bewegungen liefert, die die von der Reichsſtadt Nürnberg geforderte Unterſchreibung der ſogenannten Concordienformel daſelbſt veranlaßt hat, ſamt den darüber von dem Nürnbergiſchen Miniſterium 1577 ausgeſtellten abſchlägigen Gutachten. Die Urſachen dieſer Weigerung lagen theils in einem gewiſſen Misvergnügen der proteſtantiſchen Reichsſtädte, daß man ſie bey Ausbrütung dieſer unglücklichen Geburt nicht auch, wie andere Reichsſtände, zu Rathe gezogen, da ſie doch jederzeit an allen Religionsunterhandlungen Theil gehabt, ſondern bloß ihre Unterſchrift forderte, nachdem ſie ſchon ſeit Jahr und Tag bekannt gemacht und von andern unterſchrieben war; theils in einer dankbaren Anhänglichkeit der damaligen Nürnbergiſchen Lehrer und auch vieler aus dem politiſchen Stande, gegen ihren gemeinſchaftlichen Lehrer, **Melanchthon**, den man in dieſer intereſſanten Schrift verdächtig machte, und hingegen Luthern und ſeine Schriften auf allen Seiten anzog, da doch Luther ohne Melanchthon das nicht geworden ſeyn würde, was er war; und endlich in der Einführung einer unbibliſchen ſcholaſtiſchen Terminologie, und Abweichung von gewiſſen Lehrpuncten, worüber man bey Uebergabe der A. C. mit den Catholiken einig geweſen ſey. Der V. dieſes Aufſatzes fühlt an ſeiner Perſon die glücklichen Folgen dieſer ſtandhaften Weigerung, dieſes läſtige Joch anzunehmen, da er von ſich rühmen kann, nie auf die Concordienformel geſchworen zu haben.

Den übrigen Raum dieſer beyden erſten Stücke nehmen Recenſionen ein, welche nicht bloß Anzeigen, ſondern Auszüge oder Verbeſſerungen und Zuſätze zu den recenſirten Schriften enthalten. Um den Umfang dieſer periodiſchen Schrift ganz überſehen zu können, wollen wir die Titel dieſer Bücher herſetzen.

ſetzen. Es ſind ſolches: *Chriſt. a Stadion* Ep. Aug. oratio in ſynodo a. 1518. habita. Ulm. 1776. Füeſslein Lebensbeſchreibung M. Ulr. Zwingli's. Zürch. 1776. Füeslins Lebensgeſchichte Andr. Bodenſteins oder Carlſtadts, Frf. und Leipz. 1776. Der Rec. macht ſelbſt Hoffnung zu einer ausführlichen Geſchichte Carlſtadts, wozu die Beurtheilung der gegenwärtigen viele Erwartung erregt. Knoch von Calvins Buche Interim adultero-germanum, Hamb. 1776. Wir lernen hier, daß der Joh. Hermann, der gegen das Interim geſchrieben, eigentlich Flacius ſey. Vermiſchte Beyträge zur Theologie, Kritik und Hiſtorie, herausgegeben von einigen evangeliſchen Predigern der Zwickauiſchen Ephorie. I Theil. Chemnitz, 1776. ſcharf, doch nach Verdienſt behandelt. Celaberr. Virorum epiſtolae ineditae LX hiſtórico-eccleſ. ac literarii argumenti, editae ab *Hummelio*. Nor. 1777. Ein ſehr fruchtbarer Auszug. Amoenitates literariae Friburgenſes. Faſc. I. II. III. Ulm, 1776. Der Herausgeber, Hr. von Riegger will nicht Wort haben, daß der Ketzer, Urbanus Regius, Luthers Freund, eigentlich Rieger geheißen habe; ſondern daß er dieſen Namen von ſeinem Vater König angenommen habe, der Recenſ. aber ſetzt das erſte außer Zweifel. Strobels Ausgabe der churſächſiſchen Viſitationsartikel vom J. 1527 und 1528. Altdorf. 1777. Ianociana ſ. clarorum Poloniae auctorum memoriae miſcellae. Vol. I. Varſov. 1776. *Tromleri* diatribe de Polonis latine doctis. B. *Mertens* de bibliothecae Auguſtanae cimeliis. Sie hat 338 Bände Handſchriften, und darunter 120 griechiſche. In dem Stücke iſt endlich noch ein lateiniſcher Brief Willibald Pirkheimers angehängt, der eine an den Erasmus, der zweyte an den Oecolampadius, gegen den er in der Lehre vom h. Abendmal geſchrieben hatte.

Wir können dieſer neuen periodiſchen Schrift in den meiſten Artikeln unſern Beyfall nicht verſagen: auch kann es den Herausgebern bey ihrer weitläuftigen Bekanntſchaft mit alten Büchern, an Stoff zu langer Fortſetzung nicht fehlen.

Nen.

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Virgils Eklogen, Leipzig 1777. in der Dykischen Buchhandlung, in 8. 64 Seiten, ohne Vorrede und Zueignungsschrift.

Daß der Verf. in der Vorrede gesteht, die Arbeiten seiner Vorgänger genutzt zu haben, erweckt für die Uebersetzung ein günstiges Vorurtheil. Wir finden sie auch in der That dem Tone des Ganzen angemessen und artig; nur scheint uns das molle et facetum des Virgils noch überall nicht völlkommen erreicht zu seyn. Da dies in manchen Stellen von der Bauart des Verses, und von manchen eigenthümlichen Schönheiten der lateinischen Sprache abhängt: so war es freylich so leicht nicht, es ganz zu erreichen. Ein vollkommner Uebersetzer irgend einer Dichtart muß selbst in dieser Dichtart groß seyn, oder doch wenigstens durch fleißiges Lesen der Werke in dieser Art sich ganz in den Ton dieser Dichtart hineinstudirt haben. Denn um hier schön zu übersetzen, muß man nicht allemal wörtlich übersetzen; man muß Schönheiten gegen Schönheiten zu vertauschen wissen, und die eigenthümlichen Schönheiten dieser Art in beyden Sprachen vollkommen kennen. Die sanften, unnennbaren Schönheiten der Hirtengedichte sind eben, weil sie so sanft sind, am schwersten zu erreichen, und eben darum mißrathen Uebersetzungen dieser Art Gedichte so leicht. Verschiedenes was im Virgil angenehme Eindrücke machte, ist in der Uebersetzung erkaltet, ohne Zweifel deswegen, weil man im Augenblicke des Uebersetzens zu voll vom Originale ist, als daß man die Mängel der Copie hinlänglich empfinden könnte. Wir wollen einige solcher Stellen anmerken, um den Verf. bey kälterer Untersuchung seiner Arbeit, auf ihre Mängel aufmerksam zu machen.

Gleich im Anfang der ersten Ekloge würde eine kleine Versetzung der Worte, die Copie dem Originale näher gebracht haben. Meditaris steht beym Virgil fast am Ende des zweyten Verses; du spielst, steht in der Uebersetzung gleich am Anfange. Dadurch wird zuerst das Bild des Spielers erweckt, und nach Virgil, sollte das Bild von der Lage des Spielenden, vorangehen. Der Verf. übersetzt: Tityrus, du

ſpielſt unter der weitſchattenden Buche gelagert, auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied. Folgende Ordnung iſt dem Originale gemäßer, und dünkt uns auch an ſich poetiſcher: Tityrus, neben der weitſchattenden Buche gelagert, ſpielſt du auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied. Gleich darauf ſteht, ich aber, dem Sinne gemäß; allein zu proſaiſch; und nicht ausdruckvoll genug. Dulcia arua iſt freylich richtig durch geliebte Gefilde überſetzt; allein eben dadurch, daß es vom vorhergehenden abgeſondert wird, verliert es einen Theil ſeiner Wirkung. Bey dulcia aura muß man patriae wiederholen, wenn nicht der Ausdruck matt hinten nachſchleppen ſoll. Das Zeitwort lehrſt, welches nach dem Original weiter zurückgeſtellt werden ſollte, iſt abermals zu weit vorn geſetzt. Man urtheile aus der Vergleichung: der Verf. überſetzt: Tityrus . . u. ſ. w.; ich aber verlaſſe den väterlichen Rein und die geliebten Gefilde, ich fliehe das Vaterland, und du Tityrus, lehrſt ruhig im Schatten die Wälder der reizenden Amaryllis Namen wiedertönen. Unſerer Empfindung nach mußte die ganze Periode ſo lauten: Tityrus unter der weitſchattenden Buche (vielleicht noch beſſer, unter weitſchattender Buche) gelagert, ſpielſt du auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied; und ich verlaſſe meinen väterlichen, meinen geliebten Rein, ich fliehe mein Vaterland; und du Tityrus ruhend im Schatten lehrſt du die Wälder den Namen der reizenden Amaryllis wiederhallen.

Tityrus antwortet: ein Gott o Meliböus verleih mir dieſe Ruhe, denn ſtets ſoll er mir ein Gott ſeyn. Oft ſoll ein zartes Lamm aus meinen Händen auf ſeinem Altar bluten. Er vergönnt, daß hier, wie du ſiehſt, meine Rinder umher irren, und ich auf ländlicher Flöte ſpielen darf was ich will. Virgil macht hier nur zwo Perioden, der Verf. drey; die neue Theilung ſchwächt oft den Eindruck des Ganzen. Die Wörter er und ſein Altar hätten, da ſie den ganzen Nachdruck der Rede tragen, am Anfange der Sätze ſtehen müſſen. Das Bluten des Lammes erweckt eine unangenehme Idee, die im Originale nicht iſt. Aus dieſen Gründen hätten wir gewünſcht ohngefähr ſo überſetzt zu ſehen: O Meliböus, ein Gott hat mir dieſe Muße verſchafft; denn er ſoll mir allezeit ein Gott ſeyn; ſeinen Altar ſoll oft aus meinen Händen ein zartes Lamm benetzen. Er hat meinen Rindern, wie du ſiehſt, herumzuirren, und mir ſelbſt erlaubt, was ich nur will auf ländlicher Flöte zu ſpielen.

Melibeus

Meliböus antwortet: ich neide dich nicht, ich wundere mich nur (miror magis ist nicht genug ausgedrückt,) da weit auf diesen Fluren alles in Aufruhr ist. (visque adeo turbatur, sagt mehr; da, ist zu syllogismenmäßig angebracht, und steht im Original nicht.) Siehe! matt treibe ich meine Ziegen vor mir her und kaum kann ich diese hier nachführen. (duco ist ausdrucksvoller als ich kann nachführen.) Eben warf sie unter die dichten Haselstauden zwey Junge, die Hoffnung der Heerde, und ach! sie mußte sie auf unbemoßten Steinen zurücklassen. Alles dies Unglück haben uns, wären wir nicht leichtsinnig gewesen (mens laeva ist mehr, es ist blödsinnig,) Eichen vom Blitz getroffen geweissaget (zweydeutig, es kann auch so viel sagen, die Eichen haben geweissaget, nachdem sie vom Blitz getroffen worden, und das soll es doch nicht sagen). oft hat es die unglückkräuende Krähe von der hohen Steineiche verkündet. Doch Tityrus sage, wer ist dieser Gott? Folgendes schiene uns dem Originale näher zu kommen: ich neide dich nicht; ich wundere mich vielmehr; so sehr ist alles auf dem ganzen Lande in Unruhe. Siehe ich selbst treibe matt die Ziegen vor mir her, und diese, mein Tityrus, schleppe ich nur kaum mit mir fort. Hier unter dicken Haselstauden hat sie eben zwey Junge, die Hoffnung der Heerde, ach! auf unbemoßten Steinen geworfen und verlassen. Oft haben uns dieses Unglück, wär' unser Sinn nicht blöde gewesen, vom Blitz getroffene Eichen vorher gezeigt. — Dennoch aber, sage mir Tityrus, wer dieser Gott ist.

Aus diesen Proben sieht man zur Genüge, daß der Verf. manche einzelne Ausdrücke sehr glücklich zu geben weiß, und diese haben wir allemal in unserer Uebersetzung beybehalten. Den Gang der Virgilischen Ideen, und die Stellung der Worte hat er nicht genug beobachtet; wer Dichter gelesen und studirt hat, wird wissen, wie sehr eben hierinn das Genie eines jeden sich zeigt. Diese also bitten wir den Verf. noch mehr zu studiren, und sich zu bestreben, dem Originale hierin so nahe, als es unsre Sprache erlauben will, zu kommen. Dann wird gewiß diese Uebersetzung so seyn, wie sich Virgil ausgedrückt haben würde, wenn er ein Deutscher gewesen wäre; das ist, sie wird das seyn, was eine vollkommene Uebersetzung seyn soll.

Or.

Griechiſche Alterthümer, von Johann Baptiſt Bolla; Wien, bey Jahn 1775. 8. 4 Bogen.

Iſt der erſte Verſuch eines wißbegierigen Staccaturarbeiters, welcher ſich vorzüglich der griechiſchen Sprache gewidmet hatte, und durch hohen Vorſchub ohnlängſt eine Reiſe nach Italien unternommen hat. Es iſt eine Sammlung von Anmerkungen, die ſelbſt nach den Begriffen eines Mädchens ſind, — ſo beurtheilet ſich der Verfaſſer ſelbſt im Vorbericht, man findet in dieſen Blättern die größte Hochachtung für den Homer, viel Entzückendes gegen das weibliche Geſchlecht, und manchen Gebrauch der Alten kurz und gut erkläret, nur hätte derſelbe mit Anführung und genauer Angebung der Stellen, aus den alten Schriften nicht ſo ſparſam ſeyn ſollen. Eine genaue Kenntniß der griechiſchen Sprache kann dem angehenden Verfaſſer nicht abgeſprochen werden, und es iſt zu hoffen, daß derſelbe von ſeinen Reiſen, reifere Früchte ſeiner erlangten Erkenntniß des gebildeten Alterthums mitbringen wird.

Z.

In Q. Septimii Florentis Tertulliani opera indices locorum S. S. rerum et latinitatis Tertullianae cum praefatione *Io. Sal. Semleri*. Volum. Sextum. Halae apud Hendel. 1776.

Wieder ein wichtiges Geſchenk des guten Mannes, der ſo treu geholfen hat, den Werth der Kirchenväter gehörig zu beſtimmen, ſo daß wir doch etwas weiter gekommen ſind, die Autorität vieler ſehr mäßigen und einfältigen Menſchen unter ihnen nach Verdienſt einzuſchränken. Tertullian iſt, wie auch Hr. D. S. anmerkt, der erſte unter den Lateinern, der ſich an Ueberſetzungen gemacht hat; es war alſo ſehr der Mühe werth, einen ſolchen klaſſiſchen Kirchenvater mit Fleiß zu bearbeiten, damit Gelehrte es doch näher einſehen können, wie viel und wie wenig der Mann gewußt hat, und wie die von ihm vorgetragenen Begriffe und Erklärungen die Urquelle von nachherigen Hypotheſen, Meinungen und Urtheilen geworden ſind. In der Vorrede erwähnt Hr. S. noch ſeiner Conjektur, die er ſonſt ſchon vorgetragen hat, daß Tertullian

und Irenäus derſelbe Verfaſſer wären, ſo daß er griechiſch, und lateiniſch geſchrieben habe. Zum Beweiſe derſelben führt er den Grund hier an, daß die vorkommenden Varianten bey beyden dieſelben ſind, und verſpricht dieſes Räthſel von Uebereinſtimmung gelegentlich näher aufzuklären. In der Hauptſache ſcheint uns Hr. S. völlig Recht zu haben, daß man ſich bey der ſo ſichtbaren Uebereinſtimmung beyder (man ſehe die gemachten Verſuche im fünften Theil) gegründeter Vermuthungen ohnmöglich erwehren kann, daß beyde Original ohnmöglich ſeyn können. Wie wenn aber der eine den andern ausgeſchrieben hätte? eine Frage, deren Beantwortung wir von dem gelehrten Manne angelegentlich wünſchen. Endlich verſpricht er noch die ſchon im erſten Theile verſprochenen Diſſertationen über den Tertullian zu liefern, welches wir denn aus mehr als einer Abſicht wünſchten.

Die Indices ſelbſt rühren vom Hrn. Prof. Schütz und Hrn. Conr. Windorf her. Ein vollſtändiges Verzeichniß der vom Tert. angeführten Schriftſtellen, ein Regiſter der merkwürdigſten Sachen und Sentenzen, und Erklärungen der beym Tert. ſo gewöhnlichen dunklen Ausdrücke und ſeiner ſeltſamen Latinität machen dieſe Arbeit vorzüglich wichtig. Es haben zwar die Verfaſſer die Arbeiten eines Salmaſius ꝛc. genutzt; aber es findet ſich auch ſo viel eigner Fleiß und gutes Geſchick, ſo daß wir ihre mühſame Arbeit mit allem Dank erkennen. Einige merkwürdige Anmerkungen müſſen wir ihrer Brauchbarkeit wegen anführen. p. 305. wird der verjährten Fabel gedacht, daß der K. Tiber Chriſtum unter die Götter habe ſetzen wollen, und mit Tanaquil Faber verworfen, als eine Erdichtung, die ſich auf die bekannten acta Pilati gründet. Wer es weiß, wie gerne jene ſogenannten Kirchenväter auf Koſten der Wahrheit und der geſunden Vernunft Erdichtungen vorgenommen haben, wird ſich wohl nicht überreden laſſen können, dieſen Einfall zu glauben, wenn man Tibers Haß gegen fremde Religionen, und namentlich die Juden, auch andere ähnliche Sekten, wie Sveton es ausdrückt, ſeinen Charakter und die damalige Unbekanntheit der Chriſten bedenkt. Und wenn ſelbſt dieſe Gründe nicht Gewicht genug hätten, ſo würde man es doch, denken wir, wohl nur nach damaliger Art der Vergötterung verſtehen können, und damit hätten wir fürs Syſtem doch wieder nichts gewonnen. p. 398. vacua illa quae peperit, et non peperit: Niſi quis heißt es dabey, forte de Ezechiele poëta acceperit tragoedo. Beym Cle-

mens von Alexandrien findet man dieſe alberne Erzählung auch. Wenn man weiß, wie wunderlich die heiligen Väter allegoriſiren, wird man ſchwerlich dieſer Meinung Beyfall geben können, vielmehr aber die Anſpielung auf Ex 44, 2. anerkennen. Auch eine Menſchlichkeit wird von ihm p. 297. angeführt, da er vorgiebt, daß dem Simon Magus eine Statüe vt Deo geſetzt ſey, da es doch eine Seule des Herkules iſt: Semoni ſancto (ſanco) Deo Fidio. Man ſehe Kippings Antiquitäten p. 98. 99.

Richard Simons kritiſche Hiſtorie des Textes des Neuen Teſtaments, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Heinr. Matth. Aug. Cramer, nebſt einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet von D. Joh. Sal. Semler. Halle, bey Gebauer, 1776. 8.

Dies Werk von dem gelehrten Richard Simon verdiente, wenn man es ja nicht im Originale wieder auflegen wollte, eine Ueberſetzung; ob wir es gleich lieber geſehen hätten, wenn wir davor eine unſern Zeiten angemeſſene kritiſche Hiſtorie erhalten hätten. Denn es iſt wirklich zu viel unnöthige Weitläuftigkeit, Unrichtigkeit, auch zum Theil zu viel vorſichtiges Nachgeben gegen das damalige Zeitalter im Simon. Weil aber doch in den Producten eines guten Kopfs oft für ein ganzes Jahrhundert Nahrung ſteckt, die nur ſehr allmählig ſchmackhaft gefunden wird; ſo iſt es recht gut, daß dies zu ſehr vergriffene Werk wieder ins Andenken gebracht wurde. Der Anmerkungen des Hrn. C. ſind nicht viel, und wie er auch ſelbſt geſteht, geringe von Gehalt. S. 62 haben wir uns ſehr gewundert, daß er in der Stelle des Tertullians Cap. 36 de praeſcript. haereticorum: percurre eccleſias apoſtolicas, apud quas *authenticae litterae* eorum recitantur, zu erkennen giebt, es würden hier keine Abſchriften, ſondern das Original der Briefe verſtanden; es iſt aber ganz unleugbar, daß Tertullian nicht die αὐτογραφα, ſondern den griechiſchen Text meynet. Richard Simon hat es auch deutlich genug erwieſen, und Hr. D. Semler in den Zuſätzen zum Werkſtein. Nach Endigung dieſer Ueberſetzung hat ſich Hr. C. vorgenommen ſelbſt eine kritiſche Hiſtorie zu ſchreiben, und bis dahin ſind wir denn durch die Anmerkungen des H. S. ſchadlos gehal-

gehalten. Diese schränken denn hauptsächlich die zu eilfertigen Behauptungen des Simon ein, wobey denn aber freylich öftere Wiederholungen, ohne daß ein ordentlicher Plan hätte befolgt werden können, vorkommen mußten. Doch findet man auch viele eigne gute Urtheile und historische Berichtigungen, die wir schon von diesem großen Manne gewohnt sind. Einige eingestreuete freye Urtheile müssen wir unsern Lesern mittheilen. S. 176. merkt er über das Problem von dem dono linguarum bey der vom Simon angeführten Stelle 1 Cor. 14, 5. an: der da weissaget ist größer, denn der mit Zungen redet, es sey denn, daß ers auch auslege — daß die Gemeinde davon gebessert werde. Am wenigsten ist es ausgemacht, daß diese γλωσσαι einem dono miraculoso zuzuschreiben seyn, wenn es gleich die meisten Ausleger voraussetzen. Indessen ists richtig — daß freylich die Apostel einen oder andern von den Einheimischen gern gebraucht haben zu ihren Verrichtungen, zumal wenn es die Uebung und Fertigkeit im Schreiben betraf. Wenns auch so seine ganze Richtigkeit mit der gewöhnlichen Theorie hätte, so würde dies vermeintliche donum linguarum Polemikern und Dogmatikern eine sehr große Beyhülfe geworden seyn. S. 285. Es ist nicht an dem, daß einerley Maaß der Erkenntniß allen Aposteln beygewohnt — Denkende Leser finden den Grund von Pauli Lehre in ihrem Inhalte, und ungeübte Judenchristen bleiben lange Zeit Gegner Pauli, ihrer Vorurtheile wegen, und diese rühmen sich freylich der andern Apostel. S. 339 vom Papias, der mit Christi Jüngern zu gleicher Zeit lebte — oder gelebt zu haben vorgab, setzt Hr. S. hinzu: es gab aber auch schlechte und einfältige Jünger, wenn sie gleich noch so viel von Aposteln zu reden pflegten, so haben sie doch wenig würdiges gelernt. S. 431 es steht andern Christen und Lehrern frey, gar keine accommodationes gelten zu lassen, weil sie fürchten, es gereiche der Lehre selbst zum Nachtheil. S. 444. selbst Augustinus giebt es zu, daß die Ungleichheit der Erzählungen in den Evangelien von einer Unrichtigkeit des Gedächtnisses herrühre. Diese Anmerkungen, die so unleugbar gut und richtig sind, machen denn die Untersuchungen über Wundergaben und die Dauer derselben in der ersten christlichen Kirche gar sehr unnöthig.

Die Uebersetzung selbst läßt sich gut lesen; da wir aber das Original nicht bey der Hand haben: so müssen wir uns auf das Urtheil des Hrn. S. verlassen, der es versichert, daß der Sinn des Verfassers richtig und deutlich ausgedruckt sey.

Der Ueberſetzer hat auch noch aus andern hieher gehörigen Schriften des R. Simons Zuſätze eingerückt, die dieſe Ueberſetzung vollſtändiger gemacht haben, welches auch überdem noch durch ein dreyfaches Regiſter, das Hr. C. hinzugefügt hat, geſchehen iſt. Pr.

Luciani Samoſatenſis Opera graece et latine cum notis ſelectis Tom. I. II. III. curauit *Io. Petr. Schmidius*. Mitauiae, apud Hinzium 1776—1777. in 8.

Freylich war ſeither ein guter und wohlfeiler Abdruck der Werke des Lucian einer von den Wünſchen, den viele Liebhaber der alten Litteratur mit uns im Stillen müſſen gethan haben; daher verdient Hr. Schmid allerdings vielen Dank, wenn er dieſen Abdruck wirklich zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes unternommen hat. Aber ob er ihn nicht wohlfeiler und noch brauchbarer habe machen können, das iſt eine andere Frage. Einmal ſollte die Reitziſche Ausgabe zum Grunde gelegt, oder vielmehr ganz mit allen ihren Fehlern abgedruckt werden; denn wenn ſie gemeiniglich die beſte heißt, ſo geht dieſes Lob gewiß nur den erſten Theil, und mehr die gelehrten Noten des großen Hemſterhuis, als den Text an. Was ſoll man nun von einem Manne, der für das gemeine Beſte nichts weiter thun will oder kann, als abſchreiben, mehr verlangen als er verſpricht? Aber wir verlangen auch keine neue kritiſche Verbeſſerungen; nur wünſchten wir, daß Hr. S. manchmal mit einem einzigen Federſtriche Lesearten, die offenbar falſch und unverſtändlich ſind, nach Anleitung der beſten Ausleger abgeändert hätte. Denn brauchte es keine große Note, und mit ein paar Worten konnte gemeldet werden: ſo lieſet der und der, da vorher fehlerhaft ſo und ſo ſtand. Auf dieſe Art glauben wir, daß der Abdruck nicht allein wohlfeiler, ſondern auch brauchbarer geworden wäre. Denn wozu ſoll der Leſer erſt eine Note vom Clerc, vom Jenſius und andern, und darauf die Widerlegung in einer langen Anmerkung des Hemſterhuis durchleſen? Was braucht er zu wiſſen, wie andere z. B. den Namen περιναύμητος unrecht verſtanden und erklärt haben? zwo Zeilen waren genug ihn eines beſſern zu belehren. Die Noten des Bourdelot ſind ganz unnütze, und andere neben der lateiniſchen Ueberſetzung wenigſtens entbehrlich.

J. Erzie

9. Erziehungsschriften.

Etwas vom Liefländiſchen Schulunterricht in Städten und adelichen Häuſern. Ein Wink, die Eltern ſicher zu ſtellen, damit bey ihren Kindern weder Zeit noch Koſten verlohren gehen. Mietau, 2 Bogen in 8. (die Jahrzahl 1777. iſt ausgelaſſen.)

Freylich nur Winke, aber für aufmerkſame Leſer genug Anlaß zum Nachdenken. Nicht durchgängig ſind wir mit dem ungenannten Verf., der ſich übrigens als einen Denker zeigt, gleicher Meinung; und was wird gar mancher Schullehrer ſagen, wenn er lieſt: „Daß der Lehrer verpflichtet iſt, „für das beſtimmte Gehalt den Eltern die Verſicherung „zu leiſten, daß die Kinder in einem Jahre nach dem Maaß „ihrer Fähigkeiten, auch einen beſtimmten Grad der Erkenntniß erlangen ſollen.“ Unſtreitig haben Eltern ein Recht, dieß zu fodern; denn ſie errichten mit dem angenommenen Lehrer einen Kontrakt, der billig beyde Theile auf gleiche Art verbindet. Aber wie, wenn Hauslehrer ſelten ſind? Und das iſt eben der Fall in Liefland, wo man oft den erſten den beſten Hofmeiſter annehmen und theuer bezahlen muß, damit die Kinder nur nicht ganz ohne Unterricht und Aufſicht herumgehen. Dann wird man wohl nicht ſehr auf eine ſolche Verbindung, oder deren Erfüllung dringen dürfen.

Wenn der Verf. das leiſtet, was er von ſeinen bisherigen Unterweiſungen ſagt: ſo verdient er alle Unterſtützung, und das beſte Zutrauen aller Eltern, die ihre Kinder treulich unterrichtet zu ſehen wünſchen. Vielen würde es angenehm ſeyn, wenn er ſeine Lehrmethode näher angezeigt hätte.

Zz.

Der Dorfſchulmeiſter, vier Stück, ohne Titelblatt.

Schade, daß dieſe Wochenſchrift nicht wenigſtens ein ganzes Jahr fortgeſetzt iſt. Wir haben zwar keinen Mangel an dieſer Art Büchern; aber ſie gehen größtentheils ins

allgemeine, und was nützt allgemeine wässerigte Moral? Auch beschäftigt sich keine (das Wochenblatt für den gemeinen Mann ausgenommen,) gerade mit der niedrigen Classe der Menschen, und am wenigsten mit den Pflichten der Landschulmeister. Das wäre aber sehr nöthig, um auch diesen Leuten Gelegenheit zur Aufklärung ihres Verstandes zu geben. Ein solches Buch müßte in dem Sinn und Ton dieser Blätter geschrieben seyn, und alle Belehrungen enthalten, die einem Dorfschulmeister in Rücksicht auf Methode, Bücher, Lebenswandel nöthig sind. Hier wird ein Schulmeister vorgestellt, der gleichsam naturae duce auf den rechten Weg gerathen ist, was er lesen, wie er sich selbst und die Kinder bilden müsse. Er unterredet sich darüber mit verschiedenen Bauern, deren einer anfänglich ihm einen andern Schulmeister vorzieht, der gerade das Widerspiel von ihm ist, fleißig zur Schenke geht, und da die lustige Person macht, den Kindern die zehn Gebote einbläuet, und sich übrigens um die Anwendung, die sie davon machen, nicht bekümmert.

Az.

Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig, bey Crusius. 1776. 120 Seiten.

Fritz reist mit seinem Vater nach Dessau zu den Feyerlichkeiten am 13 bis 15ten May, und beschreibt, was er da, in Werlitz und unter Weges gesehen, in dem kindlichen, muntern, faßlichen Ton, den wir schon an dem Briefwechsel einiger Kinder B. 29. S. 560 f. gerühmt haben, und auch zum Theil mit den dort bemerkten Fehlern. Fritz weiß zu viel. Der Schluß der Briefe deucht uns zu gekünstelt. Warum nicht kurz ab: Lebe wohl, oder Ich bin. Dies scheint uns selbst in Briefen der Erwachsenen natürlicher und also besser. Uebrigens machen wir keinen Auszug aus diesen Briefen. Jeder, dem das Philanthropin lieb und nicht lieb ist, muß sie lesen und seinen Kindern zu lesen geben. Sie gehören nothwendig in eine Kinderbibliothek. Hätten wir doch viele Bücher von der Art! — Wir wünschten, Fritz reisete im Jahre 1778. wieder nach Dessau.

Ar.

Erdbe-

Erdbeschreibung für die Churbaierische Realschule, mit einer Einleitung. München, 1776.

Fortsetzung der Erdbeschreibung von Asia, Afrika und Amerika, für die Realschüler der zwoten Classe. München, 1776.

Der Verfasser hatte den Einfall, eine Erdbeschreibung für Anfänger in Briefen abzufassen. Er läßt einen jungen Menschen aus München mit einem vernünftigen Manne, seinem Vetter, die ganze Erde bereisen. Wo sie hinkommen, merkt sich der Junge, theils aus dem Unterrichte seines Vetters, theils aus den Reden anderer Menschen, theils aus seinen eigenen Beobachtungen, etwas von der physischen, politischen und moralischen Verfassung der Länder, welches er denn an seinen jungen Freund nach München schreibt.

Der Einfall ist so unrecht nicht. Man weiß, daß Kinder dasjenige, was von Kindern erzählt wird, mehr interessirt, als was sie von Erwachsenen hören. Auch ist der Vortheil mit diesem Plane verbunden, daß der Verf. die Sprache seines Buchs um so viel natürlicher zu der Fassung seiner jungen Leser herabstimmen konnte, weil der Erzählende selbst noch ein Kind ist.

Nur hätten wir freylich gewünscht, daß der Verfasser sowohl in der Wahl derjenigen Oerter und geographischen Gegenstände überhaupt, die er seinen Knaben beschreiben läßt, als auch in den jedesmaligen Uebergängen, oder der Art, wie er die Mittheilung des bloß geographischen Unterrichts einzuleiten sucht, überall so glücklich gewesen wäre, wie er es an einigen Stellen war.

Uebrigens müssen wir auch an diesem Büchelchen rühmen, daß der Verf. jede Gelegenheit ergreift, seinen jungen Lesern edle Empfindungen, duldsame und menschenliebende Gesinnungen einzuflößen, welches in Lehrbüchern, für catholische Schulen geschrieben, eben keine gewöhnliche Erscheinung ist. Zum Beweise dessen, und zugleich zu einer Probe der Schreibart, welche gar nicht uneben ist, mag folgender Brief dienen, den er seinen jungen Reisenden aus Hamburg schreiben läßt:

„Die Einwohner dieser Länder (von Niedersachsen) sind sehr höflich, und scheinen mir immer gutes Muths zu seyn.

Das

alle Menschen als deine Brüder ansehen, die ein angebohrnes Recht an deine Hülfe haben, wenn sie leiden; an dein Mitleiden, wenn du ihnen nicht helfen kannst; an deine Zurechtweisung, wenn du sie irren siehst, und an deine Mitfreude, wenn sie sich ihres Lebens freuen. Das will ich auch, sagte ich, lieber Herr Vetter, und mein Freund in Baiern wird es gewiß auch wollen. Du, ja das willst du gewiß. Leb wohl.“

Welche reiche Erndte von Duldsamkeit und allgemeiner Brüderliebe wird man für unsere Nachkommenschaft auch in solchen Ländern zu hoffen haben, wo der fanatische Religionshaß dermalen noch sein ehernes Zepter in Händen hat, wenn man fortfährt, solchen Saamen auszustreuen, und wenn diejenigen, welche den Muth dazu haben, von weisen und guten Landesvätern wider alle Verfolgung geschützt werden! Baiern scheint jetzt einer solchen Erndte näher, als andere katholische Länder, zu seyn.

Schulverordnung für die Churbaierischen Lyceen und Gymnasien. München, 1777.

Entwurf einer systematischen Lehrart in der katholischen Theologie für die theologischen Studien in Baiern, verfaßt und auf höchsten gnädigsten Befehl in den Druck gegeben von H. B. München, bey von Cräz, 1777.

Wir nehmen diese beyden Schulschriften zusammen, weil sie, nebst einer dritten, (welche in dieser Bibliothek gleichfalls nächstens angezeigt werden soll, und welche die Einrichtung des akademischen Gymnasiums zu Ingolstadt beschreibt) von einem und eben demselben Verfasser, nämlich von dem, nunmehr zum allgemeinen Director aller Churbaierischen Lyceen und Gymnasien ernannten, verdienstvollen Herrn Braun herrühren.

Bey der Aufhebung des Ordens der Jesuiten, welche auch in Baiern, wie fast in allen katholischen Ländern, die litterarische Erziehung der Jugend besorgten, mußte ein neuer Plan, zur Besetzung der öffentlichen Schulen und Gymnasien durch andere Lehrer, entworfen werden, und der Landesvater faßte den

stimmt ist, künftig sorgfältig absondern, und jeder einen ihrer Bestimmung angemessenen Unterricht gewähren wird. Unter die erstere sollen künftig nur solche Kinder aufgenommen werden, welche sowohl mit Fähigkeiten und Gesundheit, als auch mit Glücksgütern hinlänglich begabt sind, um durch Mangel weder an jenen, noch an diesen, in dem Fortgange ihrer Studien aufgehalten zu werden. Man hat daher eine bisher sogenannte **Principienclasse**, welche die Grenzscheidung zwischen der **bürgerlichen** und **gelehrten** Erziehung ausmacht, die **Vorbereitungsclasse** benannt, in welcher die Fähigkeiten und Talente der Kinder erst sorgfältig geprüft werden sollen, bevor man ihnen den Eintritt in diejenigen Classen, in denen man auf eigentliche Gelehrsamkeit losarbeitet verstatten wird. In der That, eine sehr lobenswürdige Einrichtung!

Auch das ist eine weise Verordnung, der in so vielen protestantischen Schulen, noch mehr aber bey der häuslichen Erziehung von den Hofmeistern fast durchgängig zuwider gehandelt wird, **daß kein Knabe übertrieben, durch zu viele und zu verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit angestrengt werde, und hierdurch entweder die Lust zum lernen verliere, oder in diesen Jahren, da die Nerven noch schwach und heftiger Eindrücke, ohne Schaden nicht fähig sind, zu künftigen Studien und Berufsgeschäften desto unfähiger gemacht werde.**

Noch ein paar Anmerkungen über den **Entwurf einer systematischen Lehrart!** In diesem hat uns vornehmlich gefallen, daß das Studium der heiligen Schrift, Sprachkenntniß und Hermenevtik, der bisherigen Observanz zuwider, dem eigentlichen dogmatischen Unterrichte künftig vorgehen soll: **weil der Dogmatikus seine Lehrsätze aus der Scriptur** (also nicht mehr aus den Kirchenlehrern und den Sätzen der Concilien!) **beweisen, sich immer auf den ächten Verstand der Texte bewerfen, und aus dieser Quelle alle seine Vorträge herleiten muß.** Ein wichtiger Schritt, der für die Reinigung der katholischen Theologie viel Gutes hoffen läßt.

Ueber die **Tradition** und das Ansehen der **Väter** drückt der Verfasser sich eben so vernünftig, als dreist, folgendermaßen aus: „Nachdem bey uns Katholischen die zwote Hauptquelle der Theologie die Tradition, und diese Tradition haupt-

sächlich

ſächlich in den Vätern der Kirche gegründet iſt: ſo kann die Patriſtik füglich mit der Dogmatik um ſo mehr verbunden werden, als jeder theologiſche Lehrſatz hier nicht nur aus der heil. Schrift, ſondern auch aus der einſtimmigen Lehre der Väter bewieſen, und dabey) dies geſchieht ohne Nachtheil der Religion) angemerkt werden muß, wenn hier und da ein einzelner heiliger Vater ſich geirrt, mehr oder weniger nach den Umſtänden der Zeiten geſagt und geſchrieben hat, als geſagt und geſchrieben hätte ſeyn ſollen." Kaum glaube ich, daß man ſo was auf einigen proteſtantiſchen Univerſitäten, ohne Widerſpruch, zur Verordnung machen könnte.

Auch das iſt weiſe und lobenswürdig, daß man künftig beſondere Vorleſungen über die Litterärgeſchichte der Theologie halten wird, und zwar ſo, daß die jungen Leute daraus lernen können, 1) die Form der Theologie in den erſten vier Jahrhunderten; 2) ihr Schickſal in den Zeiten der verfallenen Wiſſenſchaften und 3) nach Emporbringung derſelben bis jetzt. Der Recenſ. wünſcht es noch zu erleben, daß man anfängt auf den Gymnaſien und Univerſitäten, ſtatt aller dogmatiſchen Vorleſungen überhaupt, bloß die Geſchichte der Dogmatum vorzutragen; aber wird er es auch? Er hat vielleicht noch 20 Jahre zu Gute, und in 20 Jahren kann vieles geſchehen, was man ſich kaum hätte träumen laſſen. Warum nicht auch dieſes?

Der Nutzen wäre handgreiflich. Statt daß man jetzt catholiſche, lutheriſche und reformirte Univerſitäten hat, würde man alsdenn bloß chriſtliche haben. Der Verſtand der jungen Leute würde nicht zum Nachbeten, ſondern zum eigenen Denken gewöhnt; wer von ihnen ſich alsdenn zu der einen oder zu der andern Confeſſion ſchlüge, von dem könnte man glauben, daß ers nicht aus Vorurtheil des Anſehens, ſondern aus Ueberzeugung thäte. Duldſame, verträgliche Geſinnungen würden bald eben ſo allgemein ſeyn, als bis jetzt noch die entgegengeſetzten ſind. O es würden noch mehr Dinge gar anders ſeyn, als ſie dermalen ſind! —

Die Weisheit eines Landesherrn, der dieſen erſten Anfang der Schulverbeſſerung in ſeinem Lande beſchloß, und die Einſichten ſowohl, als auch der Eifer des Mannes, deſſen er ſich zum Hauptwerkzeuge hierbey bediente, laſſen den Recenſenten hoffen, daß man bey dieſem erſten Schritte es nicht werde bewenden laſſen, ſondern daß man vielmehr durch täg-

liche

liche Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen beehret, immer weiter gehen, und so eine noch übrig gebliebene Unvollkommenheit nach der andern abstellen, und zu immer größerer Vollkommenheit fortschreiten werde.

Kurze Erdbeschreibung europäischer Staaten, für die erste Classe der Churbaierischen Gymnasien. Amberg, bey Koch. 1775.

Abermals eine eben so überraschende, als angenehme Erscheinung aus Baiern! — Der Recensent, dem dieses Buch so in die Hände fiel, ohne auf den Werth desselben durch irgend eine vorläufige Nachricht aufmerksam gemacht zu seyn, fieng mit vieler Gleichgültigkeit an, darinn zu blättern; aber wie erstaunte er nicht, da ihm gleich beym zweyten oder dritten Blicke Stellen in die Augen fielen, welche die feinsten, die treffendsten Bemerkungen über den Charakter der Einwohner eines jeden Landes, die richtigsten und zugleich die bescheidensten Urtheile über die Sitten, über das Gewerbe, über die Religion, über den Geschmack, und über die gelehrten Kenntnisse derselben, und das in einer edlen, männlichen, nur hie und da für ein Lehrbuch etwas zu blühenden Schreibart enthielten! Er hörte also bald auf, zu blättern, fieng an das Büchelchen von einem Ende zum andern durchzulesen, und bemerkte mit großem Vergnügen, daß der ihm unbekannte Verf. desselben sich überall gleich geblieben war.

In der That, wenn man so in Baiern fortfährt, die Schulbücher zu verbessern, und das Erziehungswesen überhaupt zu betreiben; wenn man ferner von Männern, welche solche Einsicht, solchen Geist, solche Duldung besitzen, Plane zur Verbesserung des Schulwesens entwerfen und diese Plane von gleichgesinnten, gleich eifrigen und gleich aufgeklärten Männern ins Werk richten läßt: so wird dieses Land binnen kurzem erstaunliche Schritte in jeder Art der Cultur des Verstandes thun, und seinen Nachbarn rings umher zum Beyspiel werden.

In diesem Buche, welches nur die Haupteintheilungen der Länder, und die merkwürdigsten Hauptstädte enthält, wird bey jedem in einer schönen und bündigen Sprache erzehlt, was gemeinnützig zu wissen ist — wie der Feldbau, die Viehzucht, die Mineralien, kurz wie der ganze physische Zustand des Landes beschaffen sey; dann wer da regiere, wie es mit der Reli-

gion, mit dem Handel, mit der Macht desselben stehe, und endlich durch welche Nationalzüge der Sitten, der Künste, und der Wissenschaften ein Land vor dem andern ausgehoben werde.

Statt aller fernern Urtheile über dieses Buch, welche mir den Vorwurf eines partheyischen Lobpreisers zuziehen könnten, will ich einige Stellen abschreiben, welche das, was ich davon gerühmt habe, bekräftigen, und den Verfasser ohne mein Zuthun, von selbst loben werden. Erst eine Probe von der Schreibart desselben, bey deren wesentlichen Vorzügen man sehr geneigt ist, die kleinen Flecken des fehlerhaften Dialekts zu übersehen:

„Preussen, das ehemals so unbedeutend war, das durch so viele und grausame Verwüstungen so oft ausgeblutet, niedersank, geht, von dem Geiste eines einzigen großen Monarchen beseelt, wie ein junger Riese an einem schönen Morgen hervor, jauchzt aus der Fülle des Herzens gen Himmel, und sieht mit endlosen Blicken in die Welt hin, um ihr laut zu bezeugen, daß der Menschenfleiß unumschränkt, und, wenn er unterstützt wird, berechtiget sey, sich über alle Hindernisse und Schicksale zu schwingen, aus den härtesten Felsen fruchtbare Quellen hervorzurufen, Wüsteneyen blühend zu machen, und auf dem dürresten Boden neue Schöpfungen anzulegen. Auf dem Lande, wo verwüstende Kriege, wovon einer von 21000 Dörfern kaum 3013 als traurige Denkmäler stehen ließ, die Erde hülflos und öde gemacht; wo jüngst eine Seuche 188537 Menschen dahin riß; — auf Verheerungen und Pesthügeln beschließ ein Mann, der den Geist eines Königs in sich fühlte, seine Pflichten zu erfüllen, Pflanzstädte für Menschen zu errichten, und dieselben glücklich zu machen. Friedrich Wilhelm munterte alle Welt auf, in seine Länder zu ziehen; bekam ein Land voll fremder Nationen; und nun blühen Handlung und Gewerbe, Künste und Manufacturen, und Preussen ist das Muster Europens.“

Folgende Beschreibung des Eigenthümlichen der englischen Nation, in Ansehung ihrer Art zu studieren, mag zur Probe von dieser Art von Urtheilen unsers Verf. dienen.

„Die Engländer scheinen noch den richtigen Begriff von der wahren Gelehrsamkeit zu bewahren. Sie legen sich nicht auf viele Wissenschaften zugleich. Jeder folgt dem Zuge seines Geistes, nimmt heraus, was ihm angemessen ist, und macht sich darinn vollkommen. Da sie zu stolz auf sich selbst

sind,

sind, um sich jemals umzusehen, was andere thun: so werden sie niemals blinde Nachäffer von den Moden fremder Nationen. Die Sucht manches Deutschen, sein Gedächtniß mit allen lebenden und todten Sprachen anzustopfen, das Herz auszutrocknen, und sich und andere zu blenden, ist bey ihnen ganz unbekannt. Ihre Muttersprache mit der griechischen verbunden, und etwa noch die lateinische dazu: damit stürzen sie in die Tiefen der Künste und Wissenschaften hinein, damit schöpfen sie Ströme heraus, wovon die Fremden den Thau auffangen, und bleiben Originale."

Hier ein kleiner Beweis von den **duldsamen Gesinnungen** des Verfassers, welche durch das ganze Buch verbreitet sind:

„Uebrigens liest man mit Entsetzen die Geschichte dieses schrecklichen Gerichts. (der Spanischen Inquisition.) Auf unsere Brüder, wenn sie das Unglück haben, anders zu glauben, den Fuß des Todes setzen: sie in Staube treten, und dem Gott opfern, der die Sonne über die Guten und Bösen aufgehen läßt, hat die Religion, so ganz auf Sanftmuth und Liebe gegründet ist, nicht geboten. Da aber jeder Widerspruch sich selbst zernichtet, so fieng man nach und nach an, billiger zu werden. Man sah ein, daß man das Gebäude untergrub, welchem man aufhelfen wollte; daß man den Vorwurf nicht länger dulden müßte, welchen man den Feinden der Natur, den Erzfeinden des wahren Glaubens, einem Nero, einem Diocletian macht, und wurde duldender. Das Gericht erstreckt sich heut zu Tage meistens auf Bücher, und ist sonst sehr billig und behutsam. Fremde Protestanten, welche sich ruhig halten, haben von demselben nichts zu besorgen; vielmehr widerfährt ihnen von dem Gerichte alle Genugthuung, wenn sie von jemand ihrer Religion wegen gekränkt werden. Der jetzige König (und dies allein ist ein Denkmal, das keine Zeiten, keine Verheerungen von Krieg und Feuer, keine Unfälle zerstören werden,) hat befohlen, **die Anliegenheiten der Inquisition bloß bürgerlich zu behandeln.**"

Und hier endlich noch eine Probe von der Art, wie unser Verfasser Nationalcharactere zu zeichnen weiß. Der Kürze wegen mag es der Spanische seyn, sonst würde ich lieber den türkischen ausgehoben haben:

„Ein Volk, das fähig war, den Fanatismus zu bewirthen; das in allen Dingen enthusiastisch zu Werke geht, muß,

wenn es die Wahrheit, die es schon besitzt, mit Maaß und Ordnung zu üben weiß, seine Stirne bis an den Himmel erheben. Die Seelenfassung der Spanier bleibt sich immer gleich, und handelt auch auf der Seite, wo man mitleidig wegsehen muß, fürchterlich groß. Sie sind mäßig, standhaft und verschwiegen; aber eine unermüdete Rachgier und unleidentlicher Hochmuth verfinstert die guten Gaben; und die innere Verfassung verursachet ein todtes träges Leben. Sie tragen einen Abscheu vor den Kriegsdiensten, und treten selten freywillig in dieselben. Indem die Soldaten schlecht geachtet und schlecht gehalten werden: so hält man sie für unglückliche und mitleidenswürdige Leute, und beschenkt die ausgehobenen Rekruten so unmäßig mit Geld, daß diese Freygebigkeit sogar durch öffentliche Befehle eingeschränkt werden muß. Dem Körper nach sind sie schlank, mager und trocken.

Die spanische Gelehrsamkeit verräth die Nationalzüge am meisten. Ueberspannte, regellose Begriffe und Abendtheuer sind die gewöhnlichsten Ausdrücke der spanischen Schriftsteller. Ihre Ideen sind für das Hohe und Erhabene gemacht, wenn sie sich nicht in einem leeren und endlosen Taumel von Schwarmereyen verwirren. Jedes Buch muß durch eine sechsfache Censur gehen, wo man jede Sylbe nach einem gewissen Maasstabe mißt und foltert, und bey dem geringsten Bedenken ausstreicht. Einzelne spanische Werke zeigen eine ungemeine Fähigkeit dieser Nation, wenn sie ungehindert denken und lesen dürfte, was andere gedacht haben."

Dies mag genug seyn, um sowohl mit dem Geiste, als auch mit der Schreibart des Verf. vorläufig bekannt zu werden. Wenn der Recensent an seinem Buche etwas tadeln sollte: so würde es dieses seyn, daß es für den Gebrauch und für die Leser, für welche es zunächst bestimmt ist, **zu gut, zu gedankenreich geschrieben** sey. Es soll ein Lehrbuch der Erdbeschreibung, und zwar ein Lehrbuch für Anfänger seyn; aber der Verfasser vergaß, sobald er die Grenzen eines Landes bestimmt, die Eintheilungen desselben angegeben hatte, des Anfängers, und schrieb für den Mann, und zwar größtentheils für den denkenden Mann. Es wäre daher zu wünschen, daß er die Bestimmung seines Buchs ändere, und durch Completirung des bloß geographischen Theils, welcher nur aus den ersten Grundlinien besteht, es künftig solchen Lesern oder Zuhörern widmen möchte, welche schon Alter und Fähigkeit

genug

genug haben, ihm in ſeinen jedesmaligen Betrachtungen folgen zu können.

Da dieſes Buch wahrſcheinlicher Weiſe mehr Auflagen erleben dürfte, und von dem Verfaſſer vermuthlich ſelbſt immer mehr und mehr verbeſſert werden wird: ſo glaube ich der Mühe überhoben ſeyn zu können, einige kleine Unrichtigkeiten, die auch wohl dem vorſichtigſten Schriftſteller entwiſchen, hier öffentlich zu rügen. Auch begreife ich wohl, wie ſchwer es für einen aufgeklärten Verfaſſer ſeyn müſſe, in einem Lande, wo man noch bey jedem etwas gewagten Worte Gefahr läuft, von einer Menge noch nicht ganz gewaltloſer Dummköpfe überfallen zu werden, zugleich nützlich für ſein Vaterland und befriedigend für das auswärtige Publikum zu ſchreiben. —

Hie und da ſtößt man auf Lücken des Zuſammenhanges, wo vielleicht der Cenſor Stellen weggeſtrichen, vielleicht mit mitleidiger Hand weggeſtrichen hat, weil er ſie wegſtreichen muſte. Wir erwarten die übrigen Theile mit Verlangen.

Mu.

10. Kriegswiſſenſchaft.

Neue Kriegsbibliothek oder geſammelte Beyträge zur Kriegswiſſenſchaft. Sechſtes Stück, Breslau 1777. 8. Mit Vorrede 1 Alph. 5 Bogen.

Der 1ſte Artikel dieſes Bandes handelt von der Rüſtung der Alten und Neuern, und nimmt 229 Seiten ein. Kenner werden ſchon hieraus abnehmen, daß dieſer Raum bey weiten nicht hinreichend iſt, eine ſo weitläuftige Materie in ihrem ganzen Umfange abzuhandeln. Die Abſicht des V. iſt auch nur bey dieſer Abhandlung geweſen, ſeine militairiſchen Leſer auf dieſen ſo wichtigen Theil der Kriegswiſſenſchaft aufmerkſam zu machen, und ſie zu belehren, daß man jederzeit ſich bemühet habe, die Waffen zu verbeſſern, und daß es möglich ſey, auch von denen, welcher man ſich vor Erfindung des Schießpulvers bedienete, einen Gebrauch in neuern Zeiten zu machen. So ſaget der V. z. B. Man könnte ſich mit Nutzen des Schildes in unſern Zeiten bedienen, wenn man eine leich-

er und schußfreye Materie dazu erfinden könnte, und wenn man die Gewehre so einrichtete, daß sie von hinten geladen würden. Sind gleich diese Bedingungen vielen Schwierigkeiten unterworfen, so sind sie doch nicht unmöglich. Sehr lehrreich wird eine Abhandlung über die Waffen, wenn man die Ursachen, welche eine oder die andere Nation zur Veränderung der Waffen bewogen haben, erweget, und dabey Rücksicht auf die Beschaffenheit der Waffen, Charakter und Stellungsart derer Völker nimmt, mit welchen sie im Krieg verwickelt waren, oder doch solches zu werden befürchten. Diese Materie scheint uns eine der schwereſten, wo nicht die schwereſte des militairischen Alterthums zu seyn. Man muß zu solcher Unternehmung sowohl selbst Soldat seyn als jeden alten Geschichtschreiber in seiner Grundsprache verstehen, und viel Antiken gesehen haben. Weil der V. nicht die Absicht hat, ein Lehrgebäude über die Waffen in dieser Abhandlung zu geben, so hat sich alles dieses außer den Grenzen seines Entwurfs befunden. Zum Besten derer in den militairischen Alterthümern unerfahrnen (für die er eigentlich schreibt) wäre es zu wünschen, daß er manches Rüstungstück nicht bloß genannt sondern auch beschrieben hätte, denn solcher Leser wünschet z. B. den Macedonischen Camsia, den Ungarschen Colpak und das Klingengewehr Patuh u. d. m. näher kennen zu lernen. Besonders verdient der V. Lob wegen der Zergliederung der Theile des heutigen Feuergewehrs, und wegen der Beschreibung wie solches verfertiget wird. Diese Kenntnisse so nothwendig sie auch sind, fehlen sie doch wohl manchem, der täglich damit umgehet und von dem man sie mit Recht fodern könnte. Ja wir wünschen diese Zergliederung des Feuergewehrs in den Händen eines Mathematikers: und wenn auch seine Commentarien darüber den V. so verdrießlich machen sollten, als ihn die Commentarien des Hrn. Eulers über den Robins gemacht haben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie ein ungemeines Licht über der richtigen Zusammensetzung dieser Maschine verbreiten würden, z. B. die richtige Bestimmung des Verhältnisses der Theile gegeneinander, woraus das Flintenschloß besteht, könnte zu mancher Verbesserung Anlaß geben; nicht minder nützlich könnten dergleichen Untersuchungen in Ansehung des Schaftes, Laufes, u. s. w. werden. S. 132. saget der V. daß der Fürst Leopold von Anhalt Dessau der Erfinder der eisernen Ladestöcke sey. Vermuthlich hat er sie gemein gemacht, denn zu Anfang der Regierung des ersten Königs v. Preußen, führte

rete man ſie ſchon bey den Brandenburgern, jedoch nicht alle Infanteriſten ſondern nur die Geſreyten hatten eiſerne Ladeſtöcke. Sie wurden in 3 Stücke von einander geſchraubet, und in oder bey der Patrontaſche verwahret; ſie dieneten dazu, Kretzer und Kugelzieher aufzuſchrauben, und waren zum Gebrauch der ganzen Cameradſchaft — So ſehr wie auch in anderer Abſicht das geſchwinde Feuern nützlich ſeyn kann, ſo ſind wir doch nicht des V. Meinung, (S. 185.) daß es ſchädlicher ſey als das langſame Feuer der Muſketen, welche man auf Gabeln abſchoß: man könnte dieſes aus dem Verluſt in verſchiedenen Schlachten der damaligen und jetzigen Zeit beweiſen. Der V. beſchließet die Abhandlung von der Rüſtung mit einem Auszug aus den Aufſätzen des Marſchall von Coigny über die Verbeſſerung des Feuergewehrs.

Der 2te Artikel enthält eine Ueberſetzung des Lebens des Fürſten Raimund von Montecuculi aus dem Welſchen mit Anmerkungen des Ueberſetzers. Hin und wieder litten ſie wohl noch Zuſätze und Berichtigungen. z. B. (S. 251.) Man kann nicht ſagen, daß Montecuculi Crakau 1657. zur Uebergabe zwang, ob er gleich ſich bey der Belagerung befand: denn die kayſerl. Trouppen ſtunden damals unter dem Befehl des General Hatzfeld, der erſt nach der Uebergabe den 12 Septbr. von der Armee gieng — Bey Einnahme der Inſel Alſen konnte Montecuculi ſeyn; allein der Brandenburgiſche General von der Cavalerie Fürſt von Anhalt Deſſau hatte das Commando. Vielleicht wurde Montecuculi hierüber mißvergnügt, und kann daher der Irthum entſtanden ſeyn, daß dieſer General nicht unter Churfürſt Fried. Wilhelm nach dem Bericht einiger Geſchichtſchreiber habe dienen wollen, welches um deſto unwahrſcheinlicher wird, da er ſich gefallen ließ, unter Hatzfeld zu dienen. — Es iſt faſt außer Zweifel, daß die Landung auf Fühnen 1659. nach dem Entwurf des Fürſten Montecuculi ausgeführt wurde; man findet aber ſo wenig, daß er die Truppen, welche die Landung thaten, anführete, noch daß er ſich in der kurz darauf erfolgten Schlacht bey Neuburg befunden habe, und alſo vermuthlich auf der Flotte war, welche dieſe Landung deckte; u. ſ. w.

3te Artikel. Verſuche des Fürſten Raimund Montecuculi in einem Briefe an den Jeſuiten Marius Bettinus. Man findet darin ein ſehr richtiges Urtheil über die geſchloſſene Reduten, und über andre den Feſtungsbau und die Geſchützkunſt betreffende Materien.

4te Artikel. Ueber die Charten. Hierin ſind viele gute Bemerkungen, als über das Anlegen der militairiſchen Charten mit Farben, über die Veränderung, welcher eine Gegend in einem gewiſſen Zeitraum unterworfen iſt. In manche Verlegenheit aber würde der V. gerathen, wenn er die Charte einer weitläuftigen Provinz aus vielen beſondern Vermeſſungscharten einzelner Feldmarken ſo wie ſie aufgetragen zuſammenſetzen wollte: die wahre Länge und Breite der Oerter würde dadurch ziemlich verrückt werden.

5te Artikel. Vergleichung des Krieges und Friedens aus Homens Verſuch über die Geſchichte der Menſchen.

6te Artikel. Ueber die Schlachten, ein Aufſatz aus den Feldzügen des Marſchall von Colgny.

7te Artikel. Ein Auszug aus den Nachrichten zum Verſtande der Staats- und ökonomiſchen Geſchäffte des Königreichs Schweden bis zu Ende des Jahres 1775. aus dem Franzöſiſchen, ein ſehr nützlicher Beytrag zur ſchwediſchen Kriegsgeſchichte dieſes Jahrhunderts.

8te Artikel. Vermiſchte Beyträge. Enthalten Anekdoten, von berühmten Feldherren, ferner eine Beſchreibung eines Nahrungspulvers, und verſchiedene Beyſpiele von der Mannszucht aus dem mittlern und neuen Zeitalter.

Y.

Friedrich Chriſtoph Müller, vom Gebrauch der Taſchenuhren zu geometriſchen Meſſungen und insbeſondere zum Aufnehmen militairiſcher Situationsplane, nebſt ſehr vielen andern geometriſchen praktiſchen Vortheilen. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1777.

Es ſcheint als wenn ſich der V. überredt habe, er ſey ein Geometer. Geometer ſagen gern viel mit wenig Worten; der V. macht aber viel Lärmen um Nichts.

Ez.

Kurze Abhandlung der militairiſchen Theorie, worin die vornehmſten Regeln der Kriegskunſt abgehandelt,

delt — werden. Aus dem Franzöſiſchen des Grafen v. D. S. G. überſetzt vom Ernſt Chriſt. von Ryſſel, Capit. vom löbl. Graf Solmiſch. Inf. Reg. Chemnitz, 1777. 18¼ Bogen, 8.

Aus dem Titel, der vor der Urſchrift dieſer Ueberſetzung ſteht, erhellet, daß der V. dieſer Schrift in kayſerlichen Dienſten iſt, welches man auch ohnedem aus vielen Stellen dieſes Werkes errathen kann: daher iſt es kein großer Fehler, daß der Ueberſ. dieſe Nachricht auf dem Titel der Ueberſetzung weggelaſſen hat. Der V. entdecket dem Leſer in der Vorrede ſeine Abſicht bey dieſer Arbeit „Er will die Kriegsregeln, ſaget „er, welche in dem Buche Inſtructions du Roi de Pruſſe „pour ſes Generaux enthalten ſind, weitläuftiger abhan„deln, erklären und ſie ſo vortragen, daß ſie auch von jungen „Officiers, denen die Erfahrung noch nicht hinlängliches Licht „verſchafft hat, begriffen werden können.“ Ohne dieſe Stelle würde man wohl ſchwerlich bey dem Durchleſen dieſer Abhandlung, auf die Gedanken kommen, daß ſie ein Commentar über die Inſtructions du Roi de Pruſſe pour ſes Generaux, ſeyn ſolle, und hierin hat der Werth dieſer Schrift nichts vorzügliches, ob man gleich auf einer andern Seite viel empfehlungswerthes darin findet. Der V. trägt die Materien von den meiſten Theilen der höheren Kriegskunſt ungemein deutlich und faßlich vor, ſo daß ſie auch jedem angehenden Militair begreiflich ſeyn müſſen. Andere, die mehrere Kenntniſſe von der Kriegskunſt ſich geſammelt haben, werden zwar das meiſte ſchon in andern Büchern geleſen haben. Weil aber der V. die mehreſten ſeiner Kriegsregeln mit Beyſpielen aus dem letzteren Kriege unterſtützet und erläutert, ſo glauben wir, daß auch die Lectüre dieſer Abhandlung dadurch jedem angenehm ſeyn werde. Man muß ſich nur nicht daran ſtoßen, wenn der V. in manchem Beyſpiel, vielleicht aus zu warmen Dienſteifer, die Wahrheit nicht kaltblütig genug entwickelt. Man wird dieſes z. B. in dem, was er von dem Lager des Feldmarſchall Dauns bey Gewitz 1758. ſaget, bemerken. Dieſes Lager war zwar in der Abſicht gut gewählet, weil der F. M. darin ſeine Verſtärkungen und Unterhalt mit Bequemlichkeit aus Böhmen ziehen konnte. Allein zur Beunruhigung der Belagerung von Olmütz, wie der V. meinet, trug die Lage deſſelben eben nicht viel bey, weil die Armee des Königs, und

die Corps des Prinzen Moritz und des Markgraven Carls sie von dieser Seite genug schützeten, und auch der Entsatz wohl schwerlich von daher practicabel gewesen seyn würde. Den Marsch des Kayſ. F. M. von Gewitz bis in die Ebene von Ewanowitz betreffend, den der V. für so kühn hält, geschahe der nicht 2 Meilen von des Königs Lager, und war er nicht durch die schwer zu passirenden Defileen, worin die Hanach fließt, gedecket? Dieſer Marsch öffnete den Preußen, als ſie die Belagerung von Olmütz aufhoben, den Rückzug durch Böhmen, da ſie Unterhalt genug fanden, und wodurch alle Vortheile verſchwanden, welche die Kayſerlichen zu erhalten glaubeten, da ſie die Preußen von ihren Magazinen in Schleſien abgeſchnitten hatten: ein vortreffliches Beyſpiel von dem fruchtbaren Genie eines großen Feldherrn, der dieſes Umſtandes ſich zu ſeinem Vortheil zu bedienen wußte. Manches wäre auch noch in den Beſchreibungen von dem verſchanzten Lager bey Schweidnitz 1761. (S. 121.) und von der Schlacht bey Tunerndorf (S. 194.) und in andern mehr zu berichtigen. In einigen Erzehlungen folget der V. dem Ritter Folard, von dem er ein großer Verehrer zu ſeyn ſcheint: daher findet man auch hier in der Beſchreibung von dem Uebergang über die Düna unter Carl XII. dieſelben Fehler, welche Folard aus dem Limiers abgeſchrieben hat. Ohngeachtet aber in dieſen und andern Stellen dieſer Abhandlung noch manches zu berichtigen wäre; ſo iſt ſie doch allemal werth, durch eine Ueberſetzung gemeinnütziger gemacht zu werden, und die Wahl der Urſchrift ſowohl als die Ueberſetzung macht dem Ueberſetzer Ehre. Die Stellen, welche wir mit dem Franzöſiſchen verglichen, ſind gut überſetzet, und manche Namen hat der Ueberſ. berichtiget. Die ganze Abhandlung iſt in 30 Artikel abgetheilet. Der franzöſiſchen Ausgabe ſind 4 Plans beygefüget, welche wir bey der Ueberſetzung vermiſſen, und weil der V. ſich nicht beſonders im Text darauf beziehet, ſo ſind ſie vermuthlich, um die Koſten zu erleichtern, in der Ueberſetzung weggelaſſen worden. Das franzöſiſche Werk iſt dem Kayſer zugeeignet. Die Ueberſetzung aber hat der Verleger dem Oberſten Grafen v. Brühl dedicirt.

Ab.

Nachrichten von den merkwürdigſten politiſchen und Kriegsbegebenheiten unter Ludwig den XIV. und

Ludwig

Ludwig XV. aus den Originalpapieren des Herzogs Adrian Moriz von Noailles, Marschals von Frankreich und Staatsministers, zusammengetragen von dem Abt Millot. 1ster Band. Leipzig, 1777. 8. 19 Bogen.

Dieser erste Band enthält verschiedene merkwürdige Umstände von den Händeln mit den Protestanten in Frankreich vor und nach Widerruffung des Edicts von Nantes, wie auch von den Feldzügen des Marschalls von Noailles in Catalonien. Der Vers. dieses Werks hat seine Nachrichten aus den Originalpapieren des Herzogs gezogen, und weil dieser General damals, als die Unruhen mit den Protestanten ausbrachen, Stadthalter in Languedoc war, nicht weniger auch die Armeen in Catalonien selbst angeführt hat, so ist dieses Werk allerdings ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte dieses Zeitpuncts. In der Vorrede zeiget der V. auf eine freye, ürhige und lehrreiche Art, wie ein Geschichtschreiber die Geschichte, welche er schreibt, behandeln müsse, er urtheilt von den damaligen Begebenheiten mit Einsicht, ohne knechtliche Furcht und ohne blinden Eifer für seine Religion. Wenn er auch zuweilen das harte Verfahren seiner Glaubensbrüder gegen die Protestanten unterdrückt; so kann man ihn dieses verzeihen, in Betracht, daß der Zeitpunct, in welchem der Allerchristlichste Monarch die Reformirten durch Dragoner zum catholischen Glauben bekehren ließ, zu viel Demüthigendes für einen Franzosen hat. Jedoch beweiset er auch durch Briefe des Hrn. von Noailles die Finsterniß und Unwissenheit der catholischen Geistlichkeit in damaligen Zeiten, worüber sich der Herzog beschweret, und zweifelt, solche Geistliche zu finden, welche durch Gründe der Vernunft die Protestanten bekehren könnten. — In der Vorrede saget zwar der V. (S. 16.) er könne die Kriegsoperationen nicht beurtheilen. Indessen könnte doch wohl ein Gelehrter ein Schriftsteller kriegerischer Operationen werden, wenn er die Ursachen derselben in den Papieren des commandirenden Generals fände. (S. 17.) Sehr nützliche Materialien kann auf diese Art ein Schriftsteller, welcher die Kriegswissenschaft nicht versteht, zur Geschichte eines Feldzugs liefern; aber weit besser würde diese Materialien ein in dieser Wissenschaft erfahrner nützen. Es wäre zu wünschen, daß

sich

ſich der V. eines ſolchen Mannes bey ſeinen Sammlungen bedienet hätte, ſo würden ſie gewiß noch nützlicher für diejenigen, welche ſich aus der Kriegsgeſchichte unterrichten wollen, ausgefallen ſeyn. Z. B. würde ein ſolcher Mann die Beſchreibung der Eingänge in die Pyrenäiſchen Gebirgen, welche der Marſchall nach Hofe ſchickte, (S. 144.) nicht wie der V. weggelaſſen haben. Mancher intereſſanter Umſtand, der vieles zur Vollſtändigkeit der Erzählung der Schlacht beym Fluſſe Ter hätte beytragen können, würde gewiß noch in den Originalpapieren zu finden ſeyn. So verdienete auch die Belagerung von Gironne, wenn des beſondern Angriffs, daß man noch mehrere Nachrichten davon geſammelt hätte. Eine militairiſche Feder würde auch gewiß die Einnahme von Palamos, und den Rückzug der Garniſon in die Stadt, (S. 203.) deutlicher beſchrieben haben. Wir glauben auch, daß jeder Officier, welcher ſich aus den Feldzügen des Marſchall von Noailles in Catalonien unterrichten will, die Beſchreibungen des Quincy, denen, welche er davon in dieſen Nachrichten findet, vorziehen werde. Demohngeachtet aber ſind dieſelben nicht leer von lehrreichen Stellen, welche bisher noch unbekannt geweſen. Z. B. das Urtheil des Marſchal von Vauban über den Angriff des Herzogs auf Roſes, (S. 178.) wird jeden, der den Krieg ſtudirt, aufmerkſam machen. Man erkennt in ſelbigen die Grundſätze des Marſchals, worauf er ſein Syſtem der Belagerungskunſt gebauet hat, und nach welchem er hier den Angriff des Herzogs beurtheilet. Vauban war beſorgt für den rechten Flügel des Angriffs. Denn dieſer Flügel beſtand vor Roſes nur aus einer Parallele, welche nicht weit vom Glacis war, und von keiner andern unterſtützet wurde. Quincy redet in ſeiner Kriegsgeſchichte nur ſehr obenhin von der Aufführung des St. Silveſtre bey Caſtelfallit, da man hingegen in dieſen Nachrichten ein ſehr unterrichtendes Urtheil (S. 260.) des Marſch. von Noailles über das Betragen dieſes Officiers findet, und dieſes ſind nicht die einzigen intereſſanten Stellen in dieſem Werke. Viele Kriegsnachrichten haben wir auch in dieſer Sammlung gefunden, welche mit den Nachrichten im Theatro Europaeo, Diario Europaeo, Mercure d'Hollande, und andern gleichzeitigen periodiſchen Schriften übereinſtimmen, welches den Werth dieſer faſt vergeſſenen Sammlungen vergrößert. Die Ueberſetzung läßt ſich gut leſen, und iſt, ſo viel wir ohne Gegeneinanderhaltung mit der Urſchrift urtheilen können, gut gerathen.

Y.

Gründli-

Gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunſt. Erſter Theil. Von Feſtungen oder beſtändigen Hauptkriegsgebäuden, worinn die Regeln enthalten ſind, wornach die innern und äußern Werke ſowohl einer regulären als irregulären Feſtung anzugeben, zu zeichnen, zu berechnen und wirklich aufzubauen ſind. Aufgeſetzt von Andreas Böhm, Hochfürſtl. Heſſiſchen Bergrathe, — Mit XXIV. Kupfertafeln, Frankfurt und Leipzig, bey Brönner, 1776. 4. 2 Alph. 18 Bog.

Dieſes, mit ſo vieler Beleſenheit, Deutlichkeit, richtiger Beurtheilung und practiſcher Einſicht, gezierte Werk wird dadurch um ſo viel ſchätzbarer, daß es, bey Materien, wo man ſich ſo leicht zu dem kriegeriſchen herausfordernden Ton verführen läßt, der gegen alles loßdonnert, alles über die Klinge ſpringen läßt, was nicht zu unſerer Parthey gehört, dem, für Gelehrte anſtändigern, Tone des beſcheidenen, lehrbegierigen Widerſpruchs, und der friedfertigen Ueberzeugung durch Gründe, getreu bleibt. Und demohngeachtet wird es nicht wenig beytragen, das Vorurtheil vollends auszurotten, daß niemand als ein Soldat practiſch vom Kriegshandwerke reden könne. Wie wenig bleibt dem Ingenieur übrig, wenn er das wieder zurück giebt, was er vom Baumeiſter, Feldmeſſer, Mathematiker, Phyſiker, Geſchichtſchreiber entlehnt, was er nicht aus eigener Erfahrung hat? Wie armſelig wird ſein Unterricht klingen, wenn er ſelbſt keinem Lehrer Gehör gegeben hat, als der in den Laufgräben geweſen?

In der Vorrede entſchuldigt der Hr. Verf. dreyerley: die Sorgloſigkeit in Anſehung der Sprache, das vielfältige und häufige Anführen der Schriftſteller, und den Abgang analytiſcher Rechnung, die einige Neuere auf dieſen Gegenſtand angewandt haben. Die erſtere iſt immer noch weniger anſtößig, als eine ängſtlich geſuchte Schönſchreiberey; das zweyte iſt vielmehr ein Verdienſt, und wegen des dritten wird es bey gar wenigen Leſern einer Entſchuldigung bedürfen. Hier und da ein wenig Buchſtabenrechnung, nimmt ſich gegen den übrigen Vortrag ſo vieler willkührlicher unbeſtimmter Sätze ohne-

hin

ſollen, könnte allein der Ueberlegenheit des Angriffes einen beträchtlichen Abbruch thun.

Fünftes Hauptſtück. Von allerley innerhalb der Werke anzubringenden Vertheidigungsanſtalten. Es ſind die Mittel, der Enfilade, dem Ricoſchet, dem Schuß im Rücken, der Wirkung der Bomben, und alles deſſen, was geworfen wird, dem Ueberfalle, dem gewaltſamen Eindringen in die Werke vorzubeugen, die Retirade zu befördern, die Verfolgung zu hindern, die Ausfälle in die Werke zu erleichtern, und die Contreminen. Berechnung der Traverſen; der Erhöhung zu Ricoſchetſchüſſen; der Tiefe ihres Eindringens in die Traverſen.

Sechſtes Hauptſtück. Von der innern Vertheidigung. Sie wird gegen Glaſern in Schutz genommen.

Siebentes Hauptſtück. Von verſchiedenen Manieren zu befeſtigen. Sie laſſen ſich in folgende Geſchlechter eintheilen: Befeſtigungsarten, deren innerſte Werke von einander detaſchirt ſind; andere, da ſie in einem Stücke ununterbrochen fortgehen; letztere in Geſtalt entweder der Tenaillen oder der Bollwerke; beyde mit oder ohne innere Defenſion. Es wird hier die Zeichnung von folgenden Manieren angewieſen: Die Sardiſche, die Holländiſche nach Freytag, die Coehorniſche, oder Neuholländiſche, die Paganſche, beyde Vaubanſche, die Rüſenſteinſche und des Grafen von Sachſen. Vertheidigung des letztern, und deſſen gehobener und wieder niedergelaſſener Canonen, (um über Bank zu ſchieſſen,) gegen die Kritik eines Ungenannten, der ſich alles den Gedanken des Erfinders gar nicht gemäß vorſtellt.

Achtes Hauptſtück. Von der irregulären Befeſtigung. Eine Tabelle über die mancherley Anläſſe zu Irregularitäten. Des Hrn. Verf. Manier, den irregulärſten Platz, mit Beybehaltung ſeiner völligen Figur, bis auf unerhebliche Kleinigkeiten von innen heraus auf eine leichte Weiſe ſo zu befeſtigen, daß alle Façen gleich ſind, desgleichen alle Flanken, alle Curtinen, alle äuſſere Polygonen, alle Defenslinien, daß alle Flanken auf den Defenslinien ſenkrecht ſtehen; bloß aber die Baſtionswinkel, die davon dependirenden Kehlen und innere Polygonen ungleich ausfallen, und (aber nur in dem Falle, wenn man ſich vor der Mühe ſcheuet, eine Sache auf mehrere Weiſe zu verſuchen, bis ſie endlich völlig zutrifft,) zuletzt eine Seite übrig bleibet, welcher man auf eine beſondere Weiſe nachhelfen muß, und die man noch dazu hinlegen kann,

kann, wo man will, für die man folglich denjenigen Ort aussuchen kann, wo die Natur zu Hülfe gekommen ist, und sie also am wenigsten schadet. Diese Auflösung einer Aufgabe, über der sich schon mancher vergebens den Kopf zerbrochen hat, ist sinnreich und sehr einfach. Bey sehr irregulären Figuren, zumal wo mehrere einwärtsgehende Winkel auf einander folgen, möchte gleichwohl die Abweichung beträchtlicher seyn, als man sie erwartete, oder sich leicht verstattet; und bey manchen die Construction gar unmöglich: zum Beyspiel da, wo, wegen allzuspitziger Winkel der Figur, zwo auf einander folgende Musterpolygonen über einander herzuliegen kämen; auch kann der mit der Defenslinie beschriebene Bogen oft so seltsam fallen, daß er um verschiedene auf einander folgende Seiten der Figur herumstreicht, ohne sie zu durchschneiden, wodurch ein ansehnlicher Theil der Figur von der Festung ausgeschlossen wird, den man etwa besser nutzen könnte, wenn man sich von der Methode entfernen wollte. Wenn eine hinlängliche Anzahl solcher Musterpolygonen aus Drath gebogen, oder aus Blech ausgeschnitten würden, und wie Glieder einer Kette an den Bollwerks-Pünten zusammenhiengen, und man legte diese Kette dergestalt um die gegebene Figur herum, daß jedes Glied wenigstens mit einer einwärtsgehenden Ecke an einer Seite der Figur anstieße: so hätte man das mechanisch verrichtet, was der Herr Verfasser geometrisch zu construiren lehret, und man könnte, in der Geschwindigkeit, unter einer großen Menge möglicher Constructionen, die bequemste durch Versuche ausmachen: ja vielleicht ergäbe sich's, daß bey manchen Lagen der Kette, glücklicher Weise, ganze Curtinen auf die Seiten des irregulären Vielecks fielen. Faulhabers Instrument (Ingenieurschule fig. 103.) zu der irregulären Fortification beruhet auf ähnlichen Vorstellungen; nur ist es weit künstlicher, weil er, um noch näher bey der Klinge zu bleiben, auch den Schulterwinkel und die Länge der Curtine veränderlich annahm. Ein ähnliches Werkzeug, an welchem auch die Facen und Flanken verlängert und verkürzt, und die Curtinwinkel geändert und feste gestellt werden könnten, gäbe eine Lehre für jedwede Manier; und die schicklichste Größe des Lehrpolygons würde sich leichter dadurch entdecken, wenn man bey den Versuchen, die gegebene Figur bald etwas kleiner bald größer machte, als wenn man dem Lehrpolygon allerley Größe gäbe.

Neuntes

Neuntes Hauptſtück. Von Berechnung der Linienwinkel, Koſten. Von der Ausſteckung, dem wirklichen Bau und dem Riß.

Der zweyte Theil, zu deſſen baldiger Herausgabe der Hr. Verf. Hoffnung macht, wird die Befeſtigung im Felde, wie auch den Angriff und die Vertheidigung der Feſtungen, ſoweit letztere zur Kriegsbaukunſt gehören, zum Vorwurfe haben.

Sp.

Kurzer Unterricht in der Belagerungskunſt, oder von dem Angriff der Feſtungen, worin ſowohl die verſchiedenen Manieren die Laufgräben zu führen und Batterieen zu bauen, theoretiſch und practiſch angewieſen, als auch alle dasjenige, was bey Belagerung einer Feſtung vorzunehmen iſt, nach den neueſten Grundſätzen mit 12 Kupfertafeln erläutert wird, von J. D. C. Pirſcher. Berlin. 8. 1777. 17 Bogen mit Vorrede.

Weil Vauban, Le Blond, Le Febure und andere zu weitläuftig, öfters auch zu dunkel für Anfänger geſchrieben haben: ſo ſoll dieſe Schrift ein Handbuch für diejenigen ſeyn, welche den Angriff feſter Plätze lernen wollen; dieſes wird nach des Verf. Meinung ihnen nicht ſchwer fallen. Er theilet ſeinen kurzen Unterricht in drey Capitel ein. Im erſten will er gleichſam nur Erzählungsweiſe vortragen, was zu einer Belagerung nöthig iſt. Im zweyten handelt er von furieuſen Angriffen, als Ueberrumplungen, Leitererſteigungen, u. dgl. und im dritten von der wirklichen Ausführung einer Belagerung. Hierinn beſchreibt er verſchiedene Angriffsmanieren, redet von Minen und andern bey einer Belagerung vorkommenden Sachen. Zur practiſchen Kenntniß dieſes Theiles der Kriegswiſſenſchaft hat der Verf. ſeinem Werke einige Tagebücher von berühmten Belagerungen beygefügt. Dieſes iſt der Plan, welchen er ſich bey Ausarbeitung ſeiner Schrift vorgeſetzt hat. Viel kann man billiger Weiſe in einem kurzen Unterrichte, von einer Wiſſenſchaft, welche ſo ſehr ins Detail geht, als der Angriff feſter Plätze, nicht ſuchen, wenn nur in dergleichen Lehrbüchern eine vernünftige und der Natur der

wird, ohne beſorgt zu ſeyn, daß der Dunſt die Faſchinen nicht anzünde, und die Scharte ruinire. Eben ſo wenig kann man Anfängern lehren, daß die gewöhnlichſten Batterieen bey Belagerungen diejenigen ſind, wo die Bettung 4 bis 5 Fuß über den Horizont erhoben iſt. (S. 48.) Schwerlich hat der V. viel dergleichen im letzten Feldzuge geſehen. Vielleicht iſt aber auch die Geſchützwiſſenſchaft nicht das Fach des Verf. Wir ſchließen dieſes aus mehr als einer Stelle ſeines Unterrichts, wovon wir nur ein paar den Artilleriſten zur Beherzigung vorlegen wollen. (S. 48.) „Auf den geſenkten Batterieen wer„den die Canons nach der Elevation gerichtet, und die „Kugel beſchreibt in ihrem Flug beynahe eine gerade Linie, „ſie hat unter allen die gröſſeſte Kraft, und macht in dem „Objekte eine große Wirkung: denn der Druck des Körpers, „ſo durch die Kugel aufgehoben wird, iſt nicht ſo groß, wenn „ſie in die Höhe fährt, als wenn ſie gerade oder niedrig fähret „— (S. 49.) In Bataillen, und gegen Mannſchaften, ſo „aus der Feſtung ausfallen, ſind die Kernſchüſſe mit Kar„tätſchen die beſten.“

Bey Gelegenheit, da der Verf. von den glühenden Kugeln redet, hat ſich ein chronologiſcher Fehler eingeſchlichen: denn Churf. Friedrich Wilh. belagerte nicht 1675. Stralſund, ſondern 1678. Es war aber auch nicht bey Stralſund das erſtemal, daß der Churfürſt ſich der glühenden Kugeln bediente, wie der Verf. meint; (S. 51.) es wurden dergleichen vorher bey der Belagerung von Stettin und andern Orten mehr gebraucht. Noch weniger kann man die Erfindung, mit glühenden Kugeln zu ſchießen, von dieſer Zeit an rechnen, weil Frontsberger, der faſt 150 Jahre vor dieſer Zeit lebte, ſchon mit glühenden Kugeln zu ſchießen lehret.

Im zweyten Capitel hat der Verf. verſchiedene Berichte von Ueberrumplungen und brüsquen Angriffen geſammelt. Da ſeine Abſicht iſt, dadurch zu lehren, wie man ſich in ähnlichen Fällen bey dergleichen Angriffen auf feſten Plätzen verhalten ſolle: ſo dünkt uns, daß der Entſatz von Turin, wo die Verbundenen nur die Linien der Franzoſen mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Abſicht des V. nicht angemeſſen ſey: und eben ſo iſt es mit dem Beyſpiele von Eroberung der Linien bey Denain beſchaffen. Denn die Maaßregeln bey dergleichen Angriffen auf feſte Plätze, ſind in vielen Stücken von denjenigen, welche man zu Eroberung der Feldbefeſtigungen nimmt, unterſchieden. Von dem Angriffe der Linien bey Den-

nain giebt der Verf. eine Zeichnung; welche aber verkehrt in Kupfer gestochen ist. Denn nicht der linke Flügel des Retranchements stieß an die Schelde; sondern der rechte, auch nicht der linke Flügel der Communicationslinie lehnte sich an diesen Fluß, sondern der rechte Flügel derselben. Manches haben wir auch in den Erzählungen der Beyspiele vermisset, welche der Verf. von Ueberrumplung fester Plätze anführt, und welches die Beschreibung lehrreicher machen könnte, z. B. in der Ueberrumplung von Ulm, haben wir die Umstände vermisset. Wie es der Oberstl. Pechmann (nicht Lieut. Beckmann) anfieng, daß er beynahe vier Wochen vor der Ueberrumplung in der Stadt unerkannt blieb, unter welcher Zeit er den Entwurf zu dieser Unternehmung machte. Auch finden wir nicht bemerkt, daß durch eine Schildwacht am Schlagbaum die Verkleideten erkannt wurden, und daß durch das Lermen des Soldaten der Anschlag ohne eine gute Entschließung hätte mißlingen können. Die Vorsicht, welche man anwandte, damit das Fallgatter nicht niederfallen konnte, der dicke Nebel, welcher die Unternehmung begünstigte, und andere unterrichtende Umstände, haben wir in dieser Erzählung, so wie auch in andern, nicht gefunden.

Das dritte Capitel dieses Unterrichtes ist in so ferne Anfängern nützlich, daß sie darinn die Angriffsarten des Vauban, Bardet de Villeneuve und Le Febüre zeichnen und kennen lernen; daß sie aber durch diesen Unterricht einen hinlänglichen Begriff, wie die Laufgräben zu führen, und was dabey nothwendiges zur Sicherheit und Beförderung dieser Arbeit zu wissen nöthig ist, erlangen werden, daran zweifeln wir sehr. Ehe der Verf. die erwähnten neuen Angriffsarten zeigt: so lehret er, wie man in ältern Zeiten die Laufgräben gegen die Festung geführt hat. Wir wissen nicht, warum er eben in dieser Absicht den Angriff der Lüneburger bey der Belagerung von Stettin 1677. erwählt: denn dieses war kein Hauptangriff, daher sind ihre Laufgräben nicht sehr ausgedehnt. Die Laufgräben, welche der Churfürst Friedrich Wilhelm auf der andern Seite eröffnete, sind weit mehr ausgedehnt, und haben eine ganz andere Gestalt. Man findet, daß die alten Ingenieurs schon sehr gut von der Art die Laufgräben zu führen, gedacht haben. Schildknecht, der zu den Zeiten Gustav Adolphs lebte, ziehet auf dem Gladis eine Parallele en Tenaille, welche ganz die Figur der Parallelen in des Le Febüre Angriffsmanier hat. In der Beschreibung, welche der V. von

der Art giebt, wie die Türken ihre Laufgräben führen, finden wir nicht die Joffeck Tabiesci oder Crochets erwehnet, welche sie an den Enden ihrer Meterits oder Parallele machen, und mit Musketiers besetzen. Ein Unterricht von den Minen beschließet dieses Lehrbuch; in welchem wir aber auch nicht viel lehrreiches gefunden haben. Der Verf. nimmt auf guten Glauben Belidors Sätze an, und zuweilen hat er ihn nicht einmal richtig abgeschrieben; z. B. wenn er S. 182 lehret, den Radium der Druckkugel von einer gegebenen Quantität Pulver zu finden: so lehret er den Anfängern nicht, wie sie daraus die Größe des Trichters finden sollen, welches Belidor doch thut, und welches eine Bedingung seiner Aufgabe ist, und eigentlich die Sache ist, worauf es hier ankömmt. Alles dieses wird unser Urtheil rechtfertigen, wenn wir Anfängern zur Erlernung der Belagerungskunst dieses Werk nicht vorzüglich empfehlen.

Y.

Freyer Auszug, aus des Herrn Marquis von Santa-Cruz-Marzenado, Gedanken von Kriegs- und Staatsgeschäfften, nebst einem Versuch über die Kunst den Krieg zu studiren, von Frid. Wilh. von Zanthier, Schaumburg-Lippischen Capitain-Lieutenant. Göttingen und Gotha. 1775. 8. 1 Alph. 20 Bogen.

Daß des S. Cruz Gedanken von Kriegs- und Staatsgeschäften, vor vielen andern militairischen Büchern, eines Auszugs fähig sind, der demohngeachtet ohne Nachtheil der Urschrift, sehr lehrreich seyn kann, wird jedermann, der dieses Werk gelesen hat, zugestehen. Der Hr. v. Zanthier hat diese Arbeit mit sehr gutem Erfolg unternommen, und einen Versuch über die Kunst den Krieg zu studiren, diesem Auszug vorangesetzet. Der V. hat darin die Absicht, Anfängern eine Anleitung zu einer gewissen Ordnung zu geben, nach welcher sie die Kriegskunst, nicht als ein Handwerk, sondern als eine Wissenschaft studiren sollen. Der Weg aber, welchen der V. zu dieser löblichen Absicht wählet, scheinet uns eben nicht der beste zu seyn. Was für ein Hülfsmittel zur Erlernung der

Kriegswissenschaft soll es einem Anfänger geben, wenn der V. ihm räth: (S. 4.) „Wer den Krieg studiren will, um ihn „nicht als ein Handwerk sondern als eine Wissenschaft zu trei„ben, der muß sich ein System entwerfen, so das Ganze mit „allen seinen Theilen fasset. Er muß festsetzen, was für „Theile der Kunst er zuerst lernen muß, und in was vor Ord„nung jeglichen Theil.“ Hier wäre wohl unumgänglich nöthig gewesen, den Anfängern die Gründe anzuführen, nach welchen die Ordnung der Theile der Kunst festzusetzen ist, und wie man eine schickliche Wahl, eines nach dem Weg der Vernunft eingerichteten Systems, treffen solle. Die Sache verdienet erwogen zu werden! Der V. theilet die Lehre der Kriegswissenschaft in zwey Theile ein. Der erste betrifft „alle „Officiers, selbst von den untersten Classen, und enthält die „Lehre vom Exercitz, und Manoeuver, und den Detachements. „Der andere betrifft die, so Geburt oder Ehrgeiz und Talent „zu den höhern Stellen berufen, und enthält die Lehre von „den Ordres de Bataille der Armeen, von den Märschen, „vom Operationsplan, von den Lagern, vom Uebergang und „der Vertheidigung der Flüsse, von den Winterquartieren. „(S. 5.)“

Gewöhnlich fangen Lehrgebäude der Wissenschaften von den einfachsten Begriffen an; der V. aber fängt das Seinige mit einer Sache an, die ziemlich viel zum voraussetzet, und führet durch die Auflösung derselben, den Anfänger in ein Labyrinth. Er frägt (S. 6.) Warum stellet sich die Infanterie 3 Mann hoch? „Diese Frage ist nicht zu verwegen, selbst für „den jüngsten Officier der Armee. Denn wie kann er sonst „wissen, ob die Stellung zu 3 Mann hoch allgemein ist, oder „ob es nicht zuweilen Fälle giebt, wo man sich anders rangi„ren muß?“ — Auflösung! „Man belehre sich hierüber in „den Reveries des Marschall von Sachsen, in des Chevalier „Folard Tractat von der Colonne, im Souverain u. s. w.“ Wie kann man von Anfängern verlangen, daß sie aus alle dem, was diese Schriftsteller über diesen Satz sagen, das gründliche und wahre aufsuchen sollen; wenn man ihnen nicht vorher die Gründe beygebracht hat, wornach sie die Meinungen dieser Schriftsteller beurtheilen können? Man lerne nur erst, das Individuum, woraus der ganze Körper zusammengesetzet ist, und alle seine Veränderungen und Bewegungen, nach geometrischen und mechanischen Grundsätzen kennen, verfolge auf eben diesem Wege den mehr oder weniger zusammengesetzten

geſetzten Körper, ſo wird der Verſtand auf die Gründe geführet werden, wodurch er das Wahre von dem Falſchen in den Lehren der Stellungskunſt, unterſcheiden lernet; und wird niemals bey denen vielfältigen Zweigen dieſer Wiſſenſchaft ſeine feſten Punkte verlieren. Freylich muß man bey einem vernünftigen Lehrgebäude der Kriegswiſſenſchaft, die beyden Pole derſelben, die Mathematik und das Studium des menſchlichen Herzens, nicht aus den Augen verlieren. Von dieſem finden wir aber keine Spur einer Anwendung in dem Syſtem des V. und die Mathematik hält er eben nicht hierin für eine mächtige Stütze. Es ſcheint faſt, als wenn er (S. 26.) anrathen wollte, die mathematiſchen Beweiſe auswendig zu lernen. — Von der Anwendung der Geometrie, Mechanik und Optik zur Stellungskunſt, erwähnet der V. kein Wort. Daher erſcheint auch ſein ganzes Lehrgebäude als eine Sammlung von Aufgaben und Kriegslehren, welche auf 102 Seiten lebhaft übereinander geworfen ſind; ſelbſt ſeinem eignen erdachten Lehrgebäude iſt er nicht getreu. Z. E. er will im erſten Theile bloß nur von der niedrigen Taktik und von den Detachementern handeln, und wirft S. 21. die Frage auf: Wie machet man das feindliche Hauptcorps unthätig, damit man detachiren kann? Dieſes iſt kein Werk für einen Officier, den man nur Detachements zu führen, lehren will. Solchen Officiers, welche ſchon in der Kriegswiſſenſchaft erfahren ſind, kann dieſer Verſuch vielleicht als eine Sammlung verſchiedener Kriegsoperationen dienen. Vieles ließe ſich jedoch noch hinzuſetzen, als S. 36. vom Unterſchied der Höhen, und S. 86. unter dem Artikel von den Lägern u. a. m.

Von einer weit vortheilhaftern Seite zeiget ſich der V. in dem Auszuge, welchen er aus dem Werke des S. Cruz gemacht hat. Er hat die Gedanken des ſpaniſchen Generals, welche dieſer über verſchiedene Gegenſtände der Staats, und Kriegskunſt in eilf Bänden geſchrieben hat, in einen mäßigen Octavband zuſammengezogen. Der V. theilet dieſen Auszug in 17 Artikel ein, und jeden Artikel in beſondere Kapitel, in welchen er die Gedanken des Santa-Cruz, die über einerley Materien, in unterſchiedenen Bänden und Kapiteln zerſtreuet ſind, in einer angenehmen Schreibart verbindet, wodurch es ihm in mancher Stelle gelungen iſt, die militairiſchen Talente des ſpaniſchen Generals in ein helleres Licht, als ſie in der Urſchrift erſcheinen, zu ſetzen. Die Menge der Beyſpiele, welche S. Cruz faſt bey jeder Kriegsregel anführet, hat der V.

in dieſem Auszuge faſt gänzlich weggelaſſen, worin man ihm Beyfall geben muß, weil ſie den Zuſammenhang des Vortrages auf eine unangenehme Art in der Urſchrift trennen. Auch die langen und öfters weitſchweifigen Vorreden in der Schreibart des ſpaniſchen Generals ſind mit einer umfaſſenden Kürze zuſammengezogen; andere aber, welche zu der heutigen Kriegsverfaſſung wenig paſſendes und unterrichtendes haben, ſind gänzlich weggelaſſen worden. Hingegen aber folget der V. bey intereſſanten Artikeln, Kriegslehren und Beyſpielen der Urſchrift, faſt von Wort zu Wort, als z. B. bey dem Project, welches S. Cruz zur Verbeſſerung der ſpaniſchen Marine vorſchlägt; in dem Artikel von Belagern und Blokiren, und an andern Orten mehr. Alles dieſes macht die Arbeit des V. ſehr brauchbar, und überwieget alle Ueberſehen, welche faſt bey einem ſo weitläuftigen Werke als die Urſchrift dieſes Auszuges iſt, nicht zu vermeiden ſind. Vielleicht können folgende Anmerkungen den V. bewegen, bey einer neuen Auflage dieſem Auszuge noch mehr Vollſtändigkeit zu geben. Manchem Leſer iſt öfters daran gelegen, in gewiſſen Stellen die Urſchrift ſelbſt nachzuſchlagen: daher würde es gut ſeyn, wenn der V. unten, oder am Rande die Stellen des Originals genau bemerket hätte. Zwar findet man am Ende des Werkes bey dem Inhalt jedes Artikels, den Band des Originals, aus welchem ſelbiger gezogen iſt, bemerket. Aber öfters hat der V. unter dieſen Artikeln, aus ganz andern Bänden der Urſchrift Sachen gezogen, als z. E. *) der Artikel vom Vertheidigungskriege, ſoll aus dem 2 Bande des Originals gezogen ſeyn, und was er im 4ten Kapitel dieſes Artikels von der Artillerie ſaget, iſt aus dem 11ten Bande. Der 10te Artikel des Auszuges ſoll aus dem 3ten Band des Originals ſeyn, und das, was unter dieſen Artikel von S. 210 — 218. ſteht, iſt aus dem 10ten Band, und in eben dieſem Artikel iſt von S. 218 — 234. ganz aus dem 11ten Band des S. Cruz. So ſoll der 15te Artikel aus dem VI. und XI. Band des Originals ſeyn, und im 1 Kapit. dieſes Artik. ſind §. 1, 2, 4. und 5 aus dem 1 Band. Der 14te Artikel ſoll aus dem 5ten Bande des Originals ſeyn; es ſind aber im Auszuge die §. 6, 7 und

*) Der V. ſaget nicht, welcher Edition des Originals er ſich bey Verfertigung dieſes Auszuges bedienet habe. Bey Vergleichung deſſelben mit dem Original, iſt die franzöſiſche Ueberſetzung von Mr. de Vergy gebraucht worden, ſo in Duodez im Hag 1739. in 12 Bänden herausgekommen.

7 und 8, aus dem 6ten Band u. ſ. w. Gewünſcht hätten wir, daß der V. die Stellungsordnungen des S. Cruz im 14ten Artikel mehr nach den Worten des V. gegeben hätte: denn dieſes ſind Meiſterſtücke des ſpaniſchen Generals, und können nicht treu genug beſchrieben werden. Er würde die Gedanken des S. Cruz noch deutlicher ſeinen Leſern haben machen können, wenn er alles das, was das Original im V. Band. S. 75 und 76, im 6ten Band S. 45, und Cap. XI. §. 10, Cap. VI. §. 2. und 3. und im IX Cap. §. 4, ſaget, mit bey Erklärung der Plans dieſer Schlachtordnungen, zuſammengenommen hätte. Denn manchen forſchenden Leſer befriediget es nicht, wenn er bey Erklärung dieſer Schlachtordnungen (S. 346.) die Abkürzung findet. „Die übrigen „Manoeuvres und Schwenkungen ergeben ſich von ſelbſt.“ Der Leſer will wiſſen, wie ſie S. Cruz giebt. Im Gegentheil hätte vieles aus dieſem Artikel von 324 bis 334, was die Bedienung der Artillerie betrifft, und jetzt wenig brauchbar iſt, weggelaſſen werden können. In einigen Stellen haben wir etwas aus dem Original vermiſſet, welches vielleicht zur Deutlichkeit der Sache manches beytragen könnte. Z. E. In Beſchreibung der beweglichen Brücke (S. 157.) finden wir nicht des Gegengewichtes gedacht, welches S. Cruz zur leichtern Handhabung dieſer Maſchine (T. II. p. 35.) vorſchlägt. Im Auszuge wird S. 164. geſagt, daß man bey einem Ueberfall, wenn der Feind ſich in den Straßen feſtſetzete, die Handmortiers, ihn daraus zu vertreiben, mit Nutzen gebrauchen könne. Schicklicher kommen uns hierzu die Pieces de Campagne vor, wovon S. Cruz in dieſer Stelle redet. (T. II. p. 77.) Handmortiers ſind nicht hier erwähnet. Das was im Auszuge S. 321. ſteht, hätte eher wegbleiben können, als das was S. Cruz zu Anfang des 14ten Kap. vom Nutzen der Feldartillerie ſaget, und welches wir in dem Auszuge nicht bemerket haben. Wenn der ſpaniſche General die Urſache angiebt, wodurch zu enge Schießſcharten verderbet werden, ſo ſchreibt er, daß es par l'agitation de l'air geſchehe, welches auch eher die Urſach davon iſt, als wenn der V. ſagt, die Schießſcharten müſſen nicht zu enge ſeyn, damit die eigene Kugeln nicht den Merlon ſchaden. (S. 460.) Viel beſſer und unterrichtender iſt die Stelle im Original gegeben, welche im Auszuge (S. 463.) alſo ſteht: Jede Batterie ſoll ihren Commandeur ſo lange ſie ſpielet behalten, damit er Ehre oder Schande von ſeinem Poſten erhalte. Anſtatt des beleidigenden Worts

Schande iſt im Original (T. IX. S. 33.) Soit enfin qu'il ſçut corriger (es iſt von Schießen und Richten zu verſtehen) le lendemain les defauts qu'il avoit eprouvé le jour auparavant. Das was vom Ricochettiren mit Mortiers im Orig. S. 79. Band XI. ſteht, haben wir im Auszug nicht gefunden, und von denen kleinen Stücken und Feuermörſern, welche nach dem Auszuge (S. 118) auf die Thürme gepflanzt werden ſollen, ſteht nichts im (X Th. Cap. 7.) Originale. Wir haben nicht bemerkt, daß der V. in ſeinem Auszuge den zwölften Theil der Reflexions Milit. et Polit. vom S. Cruz genutzet hat. Dieſer Theil handelt von den Bewegungsgründen, die den Endſchluß zum Frieden oder Krieg beſtimmen, und von den Vorſichten, welche man bey Bündniſſen, wie auch bey den Hülfsvölkern zu beobachten hat. Alles dieſes aber verringert nicht den Werth dieſes Auszugs, und wir empfehlen ihn allen Officiers, welche ihre Kenntniſſe in der Kriegswiſſenſchaft erweitern wollen. Selbſt denenjenigen, welche das Original geleſen haben, wird dieſes Werk des Hrn. v. Zanthier angenehm und nützlich ſeyn.

Ab.

Militairetat des ruſſiſchen Reichs, oder Verzeichniß aller bey den Feldregimentern, den Garden, der Artillerie, oder ſonſten in Kaiſerlichen Dienſten befindlichen Generalität und Stabsofficiere, wie auch der Starſchinen der irregulairen Truppen, und der Ritter des militariſchen St. Georgen Ordens. Aus dem Ruſſiſchen. St. Petersburg, bey Weitbrecht und Schnoor, 1777. 98 S. in gr. 8.

Den Inhalt zeigt der Titel hinlänglich an. Die deutſchen Taufnamen ſind oft ganz verſtellt: welcher Deutſcher heißt wohl Jegor oder Iwan? Eben ſo iſt die Sylbe witſch, welche der Ruſſe dem zweyten Vornamen anhängt, und welche eben ſo viel bedeutet als Sohn (z. B. Iwan Iwanowitſch, Johann des Johanns Sohn) bey etlichen deutſchen Namen ganz unſchicklich beybehalten worden.

Pe.

Gemein-

11. Haushaltungswiſſenſchaft.

Ausführliche Anweiſung, vorliegende Bienenſchwärme ohne den geringſten Nachtheil der alten — abzutreiben, von M. J. E. Spitzner. Leipzig, bey Böhme. 1777. 8. 44 S.

Längſt bekannte, und in Riems Fundamentalgeſetzen weit beſſer beſchriebene Art, Ableger zu machen. Wir würden dem Verf. manches ſeiner eigenen Beſſerung wegen zu ſagen haben; allein da er in der Vorerinnerung ſchon verſichert, daß er von dem, was er in ſeiner erſten Abhandlung geſagt, hier *nicht ein Wort* zurücknehme: ſo fürchten wir eine vergebliche Mühe vorzunehmen, und überlaſſen dieſe Arbeit Riems Bienenbibliothek. Doch ſollte der V. erſt die Riemiſchen Halbkörbe kennen lernen, bevor er das Magazinsablegen S. 33. ſo ſchlechterdings dem ſeinigen nachſetzt. So langs er freylich in Erichiſchen zu großen Körben Magazinsableger machen will, hat er Recht.

Zs.

Vollſtändige, auf vieljährige Erfahrung gegründete, Anleitung ſowohl zur Seidenzucht, als auch zum Pflanzen und Beſchneiden der Maulbeerbäume. — 8. Carlsruhe, 1776. 5 Bogen.

Der berühmte Kölreuter hat dieſe Schrift mit einem kurzen Vorberichte begleitet, und merket darinn an, daß der V. aus Beſcheidenheit ſeinen Namen nicht nennen wolle. Es kann ſelbige neben Thymens Schrift mit Nutzen geleſen werden.

Herrn Vitet's Unterricht in der Viehargneykunſt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen von Johann Polykarp Erxleben — des erſten

Theils

Theils zweyter Band, von der Bildung und dem Nutzen der Theile bey dem Pferde- und Rindviehe. 8. Lemgo. 1776. 1 Alph. 7 Bog.

Der erste Band des ersten Theils dieser deutschen Uebersetzung von des Vitet's bekanntem guten Buche ist schon 1773 herausgekommen, und Herr Prof. Exleben macht hierüber in der Vorrede Entschuldigungen, mit der Anzeige, daß wofern nicht ein Studiosus Medicinae zu Göttingen, Hr. Loder, diese Mühe über sich genommen, das Publicum noch länger hätte warten müssen; indessen sollen die andern beyden Bände desto geschwinder folgen. Herr Loder hat recht gut übersetzt, und Hr. Exleben diesmal nur wenige Anmerkungen gemacht, künftig aber werden ungleich mehrere vorkommen.

Oekonomische Betrachtungen über die Leibeigenschaft. 8. Wien, 1776. 4 Bogen.

Ist eine Abhandlung des der ökonomischen Welt bereits bekannten Herrn Wiegand, welche er in der N. Oesterreichischen ökon. Gesellschaft vorgelesen hat. Er theilet sie in zween Abschnitte und hat sonderlich in dem letztern die Preisschrift des Canonici Woellner über das Eigenthum der Bauern gar herrlich genutzet, wie ein jeder Leser, der sich die Mühe geben will, beyde Schriften zu vergleichen, selbst finden wird.

Grundriß der allgemeinen Haushaltungswissenschaft, zum Nutzen der Jugend entworfen von D. Anton Friedrich Büsching. — 8. Hamburg, 1776. $2\frac{1}{2}$ Bogen.

Ist freylich nur ein Grundriß, der grosser Ergänzungen und Verbesserungen gar nicht unfähig ist. Von des V. dreyfachen Schreibart ist eine neue Probe §. 6. da er mitten in den Preußischen Staaten die Lotterien sehr schädlich nennt.

Abhandlung von Anziehung und Pflanzung der Castanienbäume, hauptsächlich der guten eßbaren und dem

dem Gebrauche ihrer Früchte — durch J. G. Pietsch. 8. Halle, 1776. 4 Bogen.

Der V. scheint ein junger angehender Baumliebhaber zu seyn, weil er in Beobachtung kleiner wenig bedeutender Nebenumstände noch viel zu ängstlich ist, und überhaupt mit dem Castanienbaume viel mehr Complimente macht, als nöthig ist. Wilde Castanienbäume hat der Recensent bey Tausenden erzogen, ohne alle diese Historien: denn sie wachsen bey Beobachtung einiger weniger Regeln und mittelmäßiger Sorgfalt, wie Unkraut.

Wittenbergisches Wochenblatt zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes. Siebenter Band. 4. Wittenberg, 1774. 2 Alphab. 11 Bog. Achter Band. 1775. Eben so stark. Neunter Band. 1776. 2 Alph. 9 Bog.

Die bloße Anzeige dieser drey Bände ist hinlänglich, um dem Leser die Fortsetzung dieses trefflichen Werks bekannt zu machen, von dessen Einrichtung und innerm Werthe wir schon ehemals in unserer Bibliothek weitläuftig gehandelt haben.

Handbüchlein zum Unterricht für die Oesterreichischen Schaafmeister — von Joh. Wiegand. — 8. Wien. 1775. 11 Bogen.

Für alle Schäfer in Deutschland und für alle Landwirthe ist dies ein nützlicher Unterricht, und enthält die besten practischen Regeln von der Schaafzucht in einer angenehmen Kürze vorgetragen.

Oekonomische Betrachtungen von der Roboth oder den Frohndiensten überhaupt — von Johann Wiegand — 8. Wien, 1776. 4 Bogen.

Herr Wiegand beweiset unter andern das Alter der Frohndienste mit Recht aus der Bibel, da Pharao die Kinder

Kinder Iſrael frohnen ließ. Dieſe kleine Schrift iſt ſehr gut abgefaßt. Der V. will eben die Frohndienſte nicht abgeſchafft, ſondern nur vernünftig und zum Beſten des Herrn und des Unterthans regelmäßig gewählet und zu rechter Zeit gethan wiſſen, worinn wir ihm, wenn ſie ja nicht völlig abgeſtellet werden können, allerdings beypflichten.

So.

Schriften der Leipziger ökonomiſchen Societät mit Kupfern. Dritter Theil. gr. 8. Dresden, 1777. 1 Alphab.

Enthält diesmal die wohlgerathene Schrift des ſeel. Licentiat Schulzen: Betrachtung der brennbaren Mineralien, ingleichen der an verſchiedenen Orten in Sachſen befindlichen Steinkohlen, nebſt einer Nachricht von dem Nutzen derſelben und des Torfs auf den wirthſchaftlichen Brennſtädten und bey andern Handthierungen.

B.

12. Vermiſchte Nachrichten.

Der neue Diogenes, oder Beurtheilung alltäglicher Weltbegebenheiten zum Behuf eines freyern vernünftigen Denkens und Handelns. Roſtock, bey Koppe. 1777. 7½ Bogen, 8.

Da iſt wieder ein Autor, der in der Vorrede gewaltig proteſtirt, daß ihm kein Tadel weh thun werde; daß er nicht geſchrieben, um Autor zu werden, als welches er ſchon ſeit Jahr und Tag mit Ehren ſey; der ſogar auf Cavallerparole verſichert, daß er dieſe Blätter nicht würde haben drucken laſſen, wenn er nicht von ihrem Nutzen überzeugt wäre; dem man es aber doch an ſeinen Geberden anſieht, daß ihm eine widrige Beurtheilung ſehr misbehagen werde. Er erſucht die Criticos, ſeine Leſer und Leſerinnen durch ihre Richterauctorität dahin zu bewegen, daß ſie ſeinem Buche Quartier geben. Mit einem

ſolchen

solchen Autor ist ein Recensent wirklich in Verlegenheit. Doch wir wollen uns möglichst billig finden lassen. Das erste Stück enthält eine **Vertheidigung der Freymäurergesellschaft durch die nähere Entdeckung derselben.** Weitläuftig wird gezeigt, daß das Geheimniß der Freymäurer weder ein Kunst noch wissenschaftliches Geheimniß seyn könne. Der V. sieht die Gesellschaft für eine Schule der Tugend an, so wir gern zugeben wollen, wenn nur wieder zugegeben wird, daß **außer dieser Schule** auch Tugend gelernt und geübt werden könne. Er hält sie aber doch der moralischen Freyheit für nachtheilig, weil der Freymäurer zu seinen besondern Pflichten durch einen Eid verbunden werde. Vermuthlich ist des Verf. Theorie von der Freyheit noch nicht ganz aufgeklärt. 2. Ueber **die Beurtheilung der Menschen.** Enthält viel gezwungenen Witz. Am Ende steht eine lange Schilderung eines rechtschaffenen Mannes, die ihr Gutes hat. Doch kann man wohl nicht behaupten, daß dem rechtschaffenen Manne das Urtheil anderer äußerst gleichgültig sey. Es gehört auch nicht zu seinem Character, die Mode zu verachten, weil er schlechthin original ist. 3 **Ueber die Vorurtheile beym Predigerstande.** Der V. meint, daß die Auszeichnung des geistlichen Standes in der Kleidung und in dem äußerlichen Betragen den Leuten die Meinung beybringe, als sey die Religion etwas von den bürgerlichen Dingen ganz unterschiedenes, ein Geschäffte, wobey es nur auf das Glauben ankomme. Er will also, sie sollen sich kleiden und in allen Stücken betragen, wie andere Menschen. Es ließe sich aber doch wohl manches für die auszeichnende Kleidung der Prediger und einige Abzirkenzen derselben beybringen. So will er auch, daß sie die Predigten herlesen nicht hersagen sollen; wogegen sich aber auch noch verschiedenes einwenden läßt. 4. **Ueber den witzigen Ton in Gesellschaften,** eigentlich gegen die Spottsucht; wird aber nichts helfen. Ueberhaupt müssen wir sagen, daß uns in der Gesellschaft dieses neuen Diogenes die Zeit etwas lang geworden ist.

Pz.

Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften, Ersten Bandes drittes Stück. Gotha, bey Ettinger, 1777. gr. 8. 6 Bogen.

In

In dieſem Stücke finden wir die Fortſetzung: Ueber die Hauptperioden der Geſchichte der Dichtkunſt. Dieſe Fortſetzung handelt von der Dichtkunſt vor der Sündfluth — Selber giebt uns der V. gröſtentheils ſpielende Muthmaßungen. Ueber den Urſprung der Hetrurier — eine wohl ausgearbeitete Abhandlung eines Mannes, der dieſem Geſchäffte durchaus gewachſen zu ſeyn ſcheint. Hirſchfeld's Widerlegung des herrſchenden Begriffs von den chineſiſchen Gärten. Ueber das Glück der deutſchen Dichter — warlich! bey den meiſten äußerſt mittelmäßig. Endlich: Fortſetzung der Fragmente einer Geſchichte der Kriegskunſt — eigentlich das zweyte Kapitel, welches die Epoche vor Cyrus begreift.

Gothaiſches Magazin ꝛc. Erſten Bandes viertes Stück. 1777. 5 Bog.

Sechs Aufſätze verſchiedenen Inhalts: 1) Vermuthungen über die electriſche Materie. Was dieſes eigentlich für eine Materie ſey, läßt der V. auch nach ſo vielen ſcharfſinnigen Muthmaßungen democh unerklärt. 2. Ueber die Kometen. Tycho wies zuerſt den vernünftigen Sterblichen, daß die Kometen weder Meteoren ſeyn, noch Noth und Tod verkündigen konnten, und der vortreffliche Lambert hat noch mehr Licht in der Lehre von den Kometen verbreitet. 3. Vom Urſprunge der üblichen Zahlenziffern. 4. Von der ſpielenden Gelehrſamkeit. 5. Ueber die neue Harmonica des Abbe Mazzuchi. 6. Verſuch einer Geſchichte der Kunſt, die Gedanken durch ſchriftliche Zeichen mitzutheilen. In einer Nachſchrift erſucht der V. die Gelehrten ſeines Vaterlandes um mehrere Aufſätze, beſonders da dieſes Magazin zunächſt vaterländiſchen Producten offen ſtehe.

Gothaiſches Magazin ꝛc. Zweyten Bandes erſtes Stück, ebendaſ. 1777. groß 8. 5 Bogen.

Dieſes Stück enthält fünf Aufſätze. Der erſte begreift eine Fortſetzung des Verſuchs einer Geſchichte der Kunſt, die Gedanken durch ſchriftliche Zeichen mitzutheilen. Der zweyte: Litterariſche Nachrichten von Portugall 1777. Dieſe ſind von einem Deutſchen, welcher unter der Staatsverwaltung des ſo

verschrienen Marquis von Pombal, von Hamburg aus verschiedene Reisen nach Portugall, in Finanzgeschäften gethan hat. Etwas von Coimbra: die Allgewalt der Monarchie, und die akademischen Inquisitoren erdrücken das aufkeimende Genie u. s. w. Der dritte: Fou-hi, ein Fragment aus der ältesten chinesischen Geschichte von H. C. Reichard. Der vierte: Ueber die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte. Und endlich der fünfte: Ueber die Thiersprache, eine Vorlesung, aus welcher der geneigte Leser wenig Nutzen und Frommen schöpfen wird.

Bl.

Odilo Schregers der vorsichtige und nach heutigem Geschmacke wohlerfahrne Speismeister, sammt einer Anweisung zum Kochen, Trenchiren, und einigen sonderheitlichen Complimenten, mit beygefügten allgemeinen Tischregeln. Augsburg bey Matthäus Rieger sel. Söhnen, 1778. 523 S. in 8.

Freylich hätten wir ein Kochbuch eher von dem Mundkoche oder der Mundköchinn des H. Abtens von nsdorf, als — von Einem seiner Conventualen erwar: Je nun! da ist's. P. Odilo will drucken, und drucken en, und ganz Deutschland muß wissen, daß ein gewisser ıriger Pater in Ensdorf sehr geschäftig und arbeitsam sey. In was für einem Fache der Gelehrsamkeit ist er stark? — In der heiligen Schrift? — In den orientalischen Sprachen? — In der Kirchengeschichte? — Der Philosophie, Philologie? u. dgl.! Werthe Leser! Wir kennen ihn aus seinen gedruckten Schriften im Reiche der Wissenschaften nicht anders als einen Avanturier oder Lustigmacher, der seine Leser: (sie müssen aber Leute von der niedrigsten Gattung des Pöbels seyn:) angenehm unterhalten, und nebenhin auch unterrichten will. Anfänglich trat er als ein Studiosus iouialis auf. Nach der Hand pakte er eine ganze Bude voll alltäglicher Sprüchwörter aus. Itzt ist er Koch und Speisemeister. Wohlan kurz zum Tische, meine Herren! „Wenn ihr aber an der Tafel „sitzet, (so befiehlt es der Speisemeister in seinen allgemeinen „Tischregeln:) so bleibet manierlich und aufrecht, ohne euch an

anlehnen,

„zulehnen, noch auf eine schändliche Art auszudehnen. — „Kratzet nicht an eurem Körper, schwenket die Füße nicht „hin und wieder, wendet den Kopf nicht ohne Noth hin und „her: (d. i. sitzet starr da, wie die Gäste beym steinern Gast„male:) und nun — (merket ja dies wohl, der Speisemei„ster will's einmal so:) nichts ist unangenehmer und eckelhaf„ter als an der Tafel zu husten, auszuspeyen, und die Nase „zu schneutzen: könnet ihr euch dessen nicht enthalten, so hal„tet erstlich das Serviett vor das Gesicht, besonders wenn „ihr euch schneutzet, sodann nehmet das Schnupftuch in die „andere Hand, und putzet euch geschwind in aller Stille, wie „schet euch rein ab, über das ganze Unterheil des Gesichtes, „damit euch nicht unvermerkt noch Unflath hängen bleibe.“ Nun des Hrn. Convent. Trinkceremoniel. Ordentlich geht es auf gewisse Tempo, wie die Kriegsübungen bey den Soldaten. „Trinket niemals die Gesundheit einer hohen Standesperson „sitzend, sondern 1) steht von euerm Stuhle auf, 2) sehet be„scheiden und ehrerbiethig auf die Person, bis sie die Augen „auf euch wendet. 3) bittet sodann mit Benennung derselben „höchsten Charakter um Erlaubniß, auf derselben Wohlseyn zu „trinken, und wenn ihr getrunken, so machet 4) eine stille „Reverenz, und 5) setzet euch wiederum auf euern Platz.“ Appendix. „Lasset euer Glas nicht zu voll einschenken: (und „warum? — Antwort: nur) damit ihr im Trinken nichts „verschüttet. Kostet den Wein nicht, und trinket euer Glas „nicht auf zwey, oder dreymal — — sondern trinket es, „wenn ihr ansetzet, in einem Athem, jedoch mit etlichen „kurzen Absätzen (klösterlich:) auf einmal aus. Gut! Gut! — — Gut also; sonst könnten wir unsere Leser aus unserm Speisemeister unterrichten, 100 Seiten lang unterrichten, wie man Fleischspeisen, Fischspeisen, Suppen, Gemüse, Dampfnudeln, gefüllte Dampfnudeln, recht gute Dampfnudeln u. dal. köstlich zubereiten müsse. Dem ausländischen Thee ist unser Speisemeister gar nicht gut; Ehrenpreis unsern deutschen Ehrenpreis dafür! „Wenn ich Kayser „oder König wäre, sagt er S. 249, so wollte ich allen Me„dicis gebiethen, daß sie keine andere Arzneyen verordnen „sollten, als welche in selbigem Land, worin ein jeder ist, „wachsen und zu bekommen wären; denn Gott der Allmächti„ge hat ein jedes Land schon mit so vielen Arzneyen gesegnet „und versehen, daß wir unsern Krankheiten damit begegnen „könnten.“ Guts Nacht, Manna! Rhabarbara! — doch

verschrieenen Marquis von Pombal, von Hamburg aus verschiedene Reisen nach Portugall, in Finanzgeschäften gethan hat. Etwas von Coimbra: die Allgewalt der Monarchie, und die akademischen Inquisitoren erdrücken das aufkeimende Genie u. s. w. Der dritte: Fou-hi, ein Fragment aus der ältesten chinesischen Geschichte von H. C. Reichard. Der vierte: Ueber die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte. Und endlich der fünfte: Ueber die Thiersprache, eine Vorlesung, aus welcher der geneigte Leser wenig Nutzen und Frommen schöpfen wird.

Bl.

Odilo Schregers der vorsichtige und nach heutigem Geschmacke wohlerfahrne Speismeister, sammt einer Anweisung zum Kochen, Trenchiren, und einigen sonderheitlichen Complimenten, mit beygefügten allgemeinen Tischregeln. Augsburg bey Matthäus Rieger sel. Söhnen, 1778. 523 S. in 8.

Freylich hätten wir ein Kochbuch eher von dem Mundköche oder der Mundköchinn des H. Abtens von Ensdorf, als — von Einem seiner Conventualen erwartet: Je nun! da ist's. P. Odilo will drucken, und drucken lassen, und ganz Deutschland muß wissen, daß ein gewisser lustiger Pater in Ensdorf sehr geschäftig und arbeitsam sey. In was für einem Fache der Gelehrsamkeit ist er stark? — In der heiligen Schrift? — In den orientalischen Sprachen? — In der Kirchengeschichte? — Der Philosophie, Philologie? u. dgl.! Werthe Leser! Wir kennen ihn aus seinen gedruckten Schriften im Reiche der Wissenschaften nicht anders als einen Avanturier oder Lustigmacher, der seine Leser: (sie müssen aber Leute von der niedrigsten Gattung des Pöbels seyn:) angenehm unterhalten, und nebenhin auch unterrichten will. Anfänglich trat er als ein Studiosus iocialis auf. Nach der Hand pakte er eine ganze Bude voll alltäglicher Sprüchwörter aus. Itzt ist er Koch und Speisemeister. Wohlan kurz zum Tische, meine Herren! „Wenn ihr aber an der Tafel „sitzet, (so befiehlt es der Speisemeister in seinen allgemeinen „Tischregeln:) so bleibet manierlich und aufrecht, ohne euch an

anlehnen,

„zulehnen, noch auf eine schändliche Art auszudehnen. —
„Kratzet nicht an eurem Körper, schwenket die Füße nicht
„hin und wieder, wendet den Kopf nicht ohne Noth hin und
„her: (d. i. sitzet starr da, wie die Gäste beym steinern Gast-
„male:) und nun — (merket ja dies wohl, der Speisemei-
„ster will's einmal so:) nichts ist unangenehmer und eckelhaf-
„ter als an der Tafel zu husten, auszuspeyen, und die Nase
„zu schneutzen: könnet ihr euch dessen nicht enthalten, so hal-
„tet erstlich das Servlett vor das Gesicht, besonders wenn
„ihr euch schneutzet, sodann nehmet das Schnupftuch in die
„andere Hand, und putzet euch geschwind in aller Stille, wie-
„schet euch rein ab, über das ganze Unterheil des Gesichtes,
„damit euch nicht unvermerkt noch Unflath hängen bleibe.“
Nun des Hrn. Convent. Trinkceremoniel. Ordentlich geht es auf gewisse Tempo, wie die Kriegsübungen bey den Soldaten. „Trinket niemals die Gesundheit einer hohen Standesperson
„sitzend, sondern 1) steht von euerm Stuhle auf, 2) sehet be-
„scheiden und ehrerbiethig auf die Person, bis sie die Augen
„auf euch wendet. 3) bittet sodann mit Benennung derselben
„höchsten Charakter um Erlaubniß, auf derselben Wohlseyn zu
„trinken, und wenn ihr getrunken, so machet 4) eine stille
„Reverenz, und 5) setzet euch wiederum auf euern Platz.“
Appendix. „Lasset euer Glas nicht zu voll einschenken: (und
„warum? — Antwort: damit) damit ihr im Trinken nichts
„verschüttet. Kostet den Wein nicht, und trinket euer Glas
„nicht auf zwey, oder dreymal, — — sondern trinket es,
„wenn ihr ansetzet, in einem Athem, jedoch mit etlichen
„kurzen Absätzen (klösterlich:) auf einmal aus. Gut!
Gut! — — Gut also; sonst könnten wir unsere Leser aus unserm Speisemeister unterrichten, 100 Seiten lang unterrichten, wie man Fleischspeisen, Fischspeisen, Suppen, Gemüse, Dampfnudeln, gefüllte Dampfnudeln, recht gute Dampfnudeln u. dal. köstlich zubereiten müsse. Dem ausländischen Thee ist unser Speisemeister gar nicht gut; Ehrenpreis unsern deutschen Ehrenpreis dafür! „Wenn ich Kayser
„oder König wäre, sagt er S. 249, so wollte ich allen Me-
„dicis gebiethen, daß sie keine andere Arzneyen verordnen
„sollten, als welche in selbigem Land, worin ein jeder ist,
„wachsen und zu bekommen wären; denn Gott der Allmächti-
„ge hat ein jedes Land schon mit so vielen Arzneyen gesegnet
„und versehen, daß wir unsern Krankheiten damit begegnen
„könnten.“ Gute Nacht, Mama! Rhabarbara! — doch

ihr könnet uns noch ferner nützen; denn P. Odilo iſt noch kein König, noch kein Kayſer. Und er hat ja ſelbſt in ſeinem Krämladen der Sprüchwörter geſagt; non omnis fert omnia tellus. Bey einem Autor dürfte das ein Widerſpruch heißen; was verſchlägt's aber einem Koch oder Speiſemeiſter? Am Ende ein klöſterlich Trenchierbuch, und Complimente auf die nothwendigſten Fälle: „Ich habe die Ehre Ihnen einen er„freulichen Eingang des neuen Jahres zu wünſchen. Der All„mächtige gebe ꝛc. Genug!“ Alles dies wiſſen wir aus den uralten Trenchier- und Complimentierbüchelchen, und unſere Dorfſprecher und Hochzeitlader ſprechen ſie in einem Tone herab, trotz dem Kloſtercomplimentiſten von Ensdorf.

Fg.

Grundriß einer ſchönen Stadt u. ſ. w. 2r. und 3r. Th. Hamburg, 1776. 8.

In der Vorrede zollet der Hr. Verf. zuvörderſt dem deutſchen Merkur und der Helmſtädtiſchen gel. Zeitung ſeinen Dank, für die Lobſprüche, welche dieſer am 25 April 1775. und jener im Nummer 5. gedachten Jahres ihm haben beylegen wollen.

Darauf wird gegen unſre Bibl. gegrämet, weil ſie nicht ohne Bedingung gelobet hat. Hr. Nicolai wird sogar unſchuldiger Weiſe von Hrn. W. ſehr hämiſch angefochten, als ob er die Recenſion des erſten Theils aus Privatabſichten veranlaßt habe. (Wenn doch Hr. Willebrand einſehen wollte oder könnte, in welchem nachtheiligen Lichte er hier dem Recenſenten erſcheinen muß, der Hrn. Nicolai perſönlich gar nicht, und in Abſicht auf Buchhandlungs- und etwanige Privatſachen eben ſo wenig kennt, und noch weniger bey der Recenſion daran gedacht hat oder haben kann. Bey allen ähnlichen Klagen bedrängter Autoren wird der Fall auch wohl nicht anders ſeyn.) Aber der Hr. Verf. giebt gegen das Ende der Vorrede nicht undeutlich zu verſtehen, daß er den Recenſenten für einen Poſſenreiſer halte; alſo wird es ihm wohl gleichgültig ſeyn, was dieſer von ihm glaubt. Er verlangt auch — wahrſcheinlich aus dieſer Urſache — fernerhin von uns weder Lob noch Tadel. Wir wollen ihm dies dieſesmal zu Gefallen thun, in Hoffnung, von ihm weiter keine Scherfleins in die Hand zu bekommen. Alſo aus dem Werke nur blos ſoviel:

jedoch

jedoch zu mehrerer Aufmunterung und redlicher Anlegung der Alten!

Voran, Fortsetzung der Abhandlung von der Wirkung des Clima auf Gesetzgebung und Policeyanstalten. (Aus eben angezeigter Ursache kann Recensent sein bey Ankündigung des 1sten Theils gethanes Versprechen, dem Hrn. Verf. seine Schwäche in dieser Materie zu zeigen nicht halten.) Glaubt sonst gar stark an den mächtigen Einfluß des Clima, nur folgendes nicht: Nach dem Verf. nämlich, hat das Clima verursacht, daß die sonderbaren Gesetze pag. XIV. keinen Bestand gehabt. Nach p. XVIII. soll das Clima an der lächerlichen Nachahmungssucht, auch der Beobachtung des Herkommens bey den Deutschen Schuld seyn. Nach Inhalt des §. IV. liegt die Ursache des Schimpfens und Bewerfens, womit man von Matrosen und Gassenbuben in London zuweilen regalirt wird, lediglich im Clima. Wegen des Clima in Aegypten wurden dort vor Alters, bestochne Richter am Leben gestraft; Verläumdern die Zunge ausgerissen, Ehebrecherinnen die Nase abgeschnitten u. s. w. pag. XVIII. salvâ, caereris.

Nun zum Werk! und darin wird denn im 138 Paragraphen vieles gesagt, was zur Einrichtung der Städte ganz gehört, halb gehört, nicht gehört; viel Gutes und viel Schlechtes. —— Das heißt nun nicht gelobt und nicht getadelt, weil eines das andere aufhebt. So will es ja Hr. V. haben.

C.

Sprüche der Weisen alter und neuer Zeit. Halle, bey Hendel. 73 Seiten 12. 1777.

Eine ohne Wahl und Ordnung angestellte Compilation von Sentenzen und Sprüchen allerley Autoren, die wie Kraut und Rüben durch einander geworfen sind. Viele derselben sind sehr unbedeutend, vielen fehlt sogar das allererste requisitum weiser Aussprüche — die Wahrheit. Zum Beweise dieses Urtheils mögen folgende dienen:

„Durch die Werke des Gesetzes eine Gerechtigkeit erlangen wollen, ist eben so unvernünftig, als wenn ein Mensch vor dem Gerichte die Handschrift, die er seinem Gläubiger ausgestellt hat, zum Beweise aufzeigen wollte, daß er ihm

nichts ſchuldig ſey.“ (Wenn die Vergleichung paſſend ſeyn ſollte: ſo müßte man eine quittirte Handſchrift verſtehen; und wo wäre denn das Unvernünftige in der Vorzeigung derſelben?)

„Die eigene Gerechtigkeit kleidet einen zwar gut vor der Welt; aber nicht vor Gott.“ (Doch wohl beſſer, als die eigene Ungerechtigkeit?)

„Auf dem Grunde und Boden der Natur wachſen keine Früchte der Gerechtigkeit; er muß erſt durch die Gnade bearbeitet und fruchtbar gemacht werden.“ (Pfui! daß man ſolche Sprüche noch heutiges Tages unter die Sprüche der Weiſen rechnen kann! Iſt es doch nach dieſem leidigen Grundſatze, als wenn die Natur den Teufel, und nur die ſogenannte Gnade den guten Gott zum Urheber habe!)

„Der heutige Unglaube iſt Gellerts Hut.“ Eine ſinnreiche Bemerkung!

„O ſelig, wen ſein gut Geſchicke
Bewahrt für großem Ruhm und Glücke!“

Nun vor gar zu großem Ruhme wird der Himmel den Herrn Sammler wohl bewahren!

„Der Himmel iſt in ſeinem Grimme fürchterlich; aber er iſt es auch in ſeiner Gnade.“ (Ein neuer Gedanke! Das fehlte noch, daß man der ewigen Liebe nicht nur einen grimmigen Zorn, ſondern auch eine fürchterliche, bloß in Verſuchung führende Gnade beylegte!) „Seine Gnade hienieden iſt eine Prüfung und keine Vergeltung.“ (Warum nicht lieber geradezu: Seine Gnade iſt ein bloßer Fallſtrick? — O der Gotteslästerung, wenn Gott durch Unſinn gelästert werden könnte!)

Mt.

Etwas für Liebhaberinnen der Reiterey, von J. G. Prizelius. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. gr. 8. 56 Seiten.

So geſchmeidig werden nun unſere Studien und Exercitien. Es fehlt nur noch, daß wir auch den Griffel umkehren, um die weibliche Studien, des Waſchens, des Plattens, des Putzmachen, des Filetſtrickens ꝛc. des Frauenzimmers auch männlich zu machen, und Etwas zu ſchreiben für Liebha-

Liebhaber des Filetgestrickes ꝛc. Der Verf. ist mit der Querreiterey nicht zufrieden, und empfiehlt die Reiterey, da unsere Damen schrittlings reiten. Sein Vortrag ist witzig und lebhaft, um seinen Leserinnen gefällig zu werden; der Unterricht ist kurz und allgemein: zu dem nähern Unterricht ladet er seine Schönen auf die Reitschule ein, und bietet ihnen seine Dienste unentgeltlich dabey an: zu Besteigung des Pferdes empfiehlt er sogar seine Dienste, weil er einen besonders guten Griff dazu hat. Mehrere Zweydeutigkeiten sind in dem Büchlein selbst zu lesen, die der Verf. bey dem schönen Geschlecht verantworten mag.

Hk.

Kurzgefaßte Geschichte des zum (revalschen) Dome gehörigen Waysenhauses, nebst einem Anhange. Reval, 1777. 64 S. in gr. 8.

Eine Schrift, die bloß bestimmt zu seyn scheint, von großmüthigen Menschenfreunden zur Unterstützung des kleinen Waisenhauses Beyträge zu erbitten, hätte billig mit mehrerm Geschmack und besserer Auswahl sollen abgefaßt werden: sie ist zu unbedeutend, sonst würden wir Titel, Inhalt, Einkleidung und Stil tadeln. Der Anhang enthält weitaussehende Vorschläge, mit dem Waysenhause mehrere und größere Anstalten zu verbinden, nemlich eine Pension oder einen Tisch für Schüler, ein Schulmeister-Seminarium, ein Armen-Arbeit- und Findelhaus. Aber die dazu erforderlichen Kosten? Von Wohlthätern! Ja! wenn der überhandnehmende Luxus sie nicht immer seltner machte. Glück genug, wenn nur das kleine Waisenhaus, das, wie desselben Geschichte zeigt, schon seinem gänzlichen Untergang nahe war, noch fernerhin kann aufrecht erhalten werden!

M.

Anweisung, wie alle große und kleine Feuerspritzen in der Wartung und Pflege zu halten, und wie überhaupt damit umgegangen werden müsse. Glogau, 1777. 2 Bogen Fol.

Ent-

Enthält einen kurzen, aber ſehr nützlichen und allgemein brauchbaren Unterricht, ſowohl für die Spritzenmeiſter, als ſolche, unter deren Aufſicht das Spritzenweſen ſtehet. Der gefährlichſte Feind der Spritzen iſt der Froſt. Wie dieſem zu begegnen, wird zuerſt gelehrt; darauf, wie die Spritzen vor dem Eintrocknen zu bewahren ſind; Vorſichtsregeln bey dem Transport, bey dem Gebrauche; Erhaltung der ledernen Schläuche, ihre Application bey entſtandenem Brande; Verfahrungsregeln beym Probieren.

Jl.

Todesfälle.

1778. d. 16 Jun. ſtarb zu Gotha Hr. **Konrad Eckhof**, der gröſte deutſche Schauſpieler. Er war zu Hamburg 1714. geboren.

Den 28 Juni ſtarb zu Berlin Hr. **Friedrich Wilhelm Heinrich Martini**, D. d. Arzneygelahrheit, der durch viele, beſonders zur Naturhiſtorie gehörige Schriften, bekannt war. Bey der A. D. **Bibliothek** hat er ſeit mehrern Jahren die Anzeigen der Amtsveränderungen und Todesfälle, desgleichen die doppelten Regiſter zum XIII. bis XXIV. Bande beſorget.

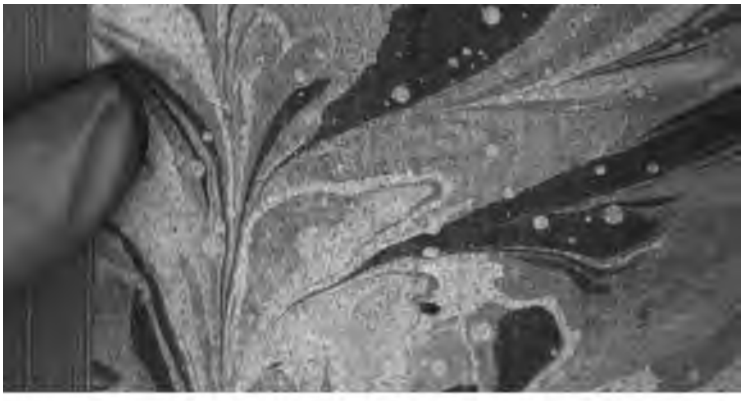
Druckfehler.

In des XXXIV. B. II. St.

S. 530. Z. 2. v. unten Herrſchaft l. Erbſchaft. S. 616. Z. 23. Maria l. Moria.

In des XXXV. Bandes II. Stück.

S. 504. Z. 7. und 10. Tullo l. Lillo.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 5838